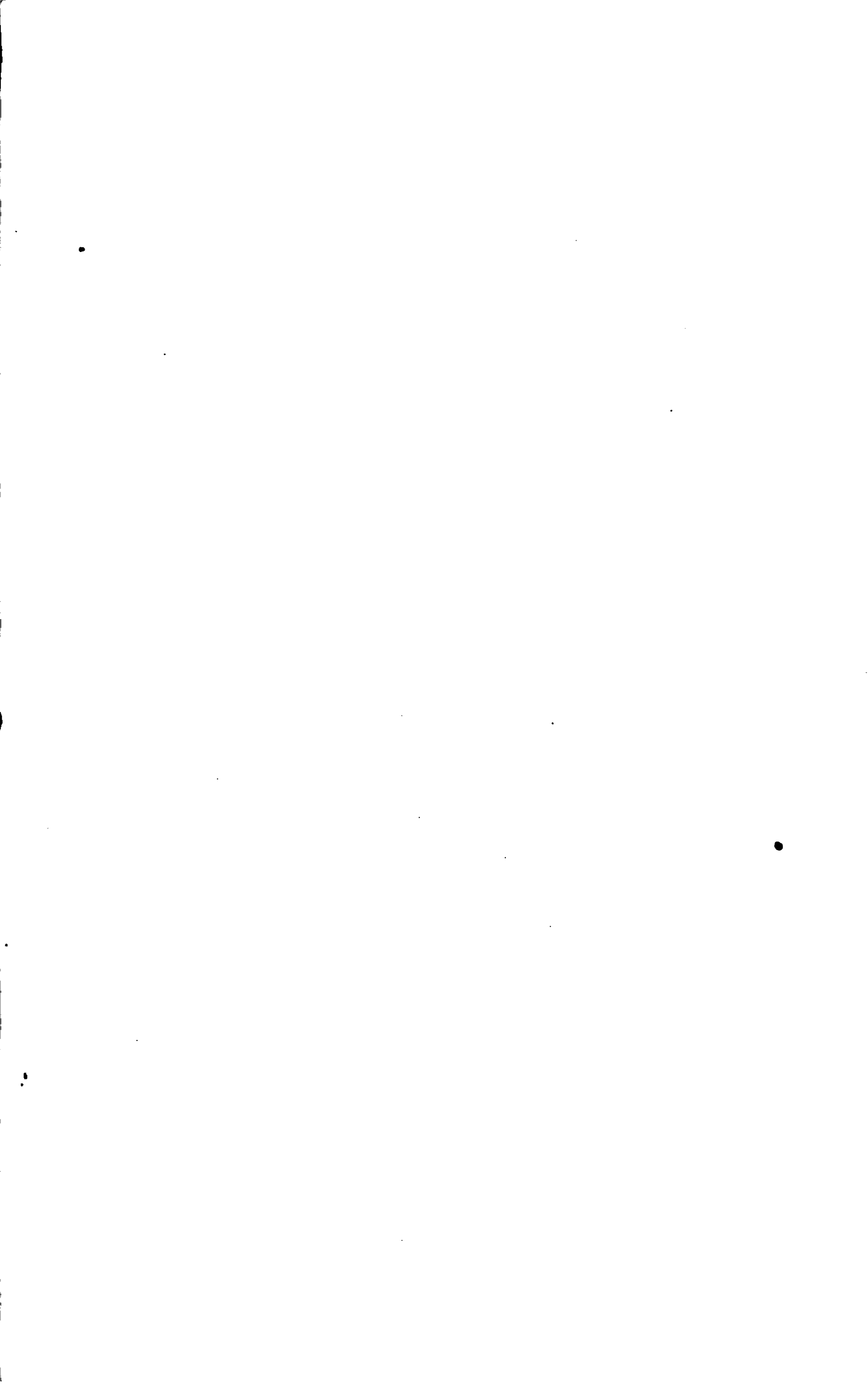
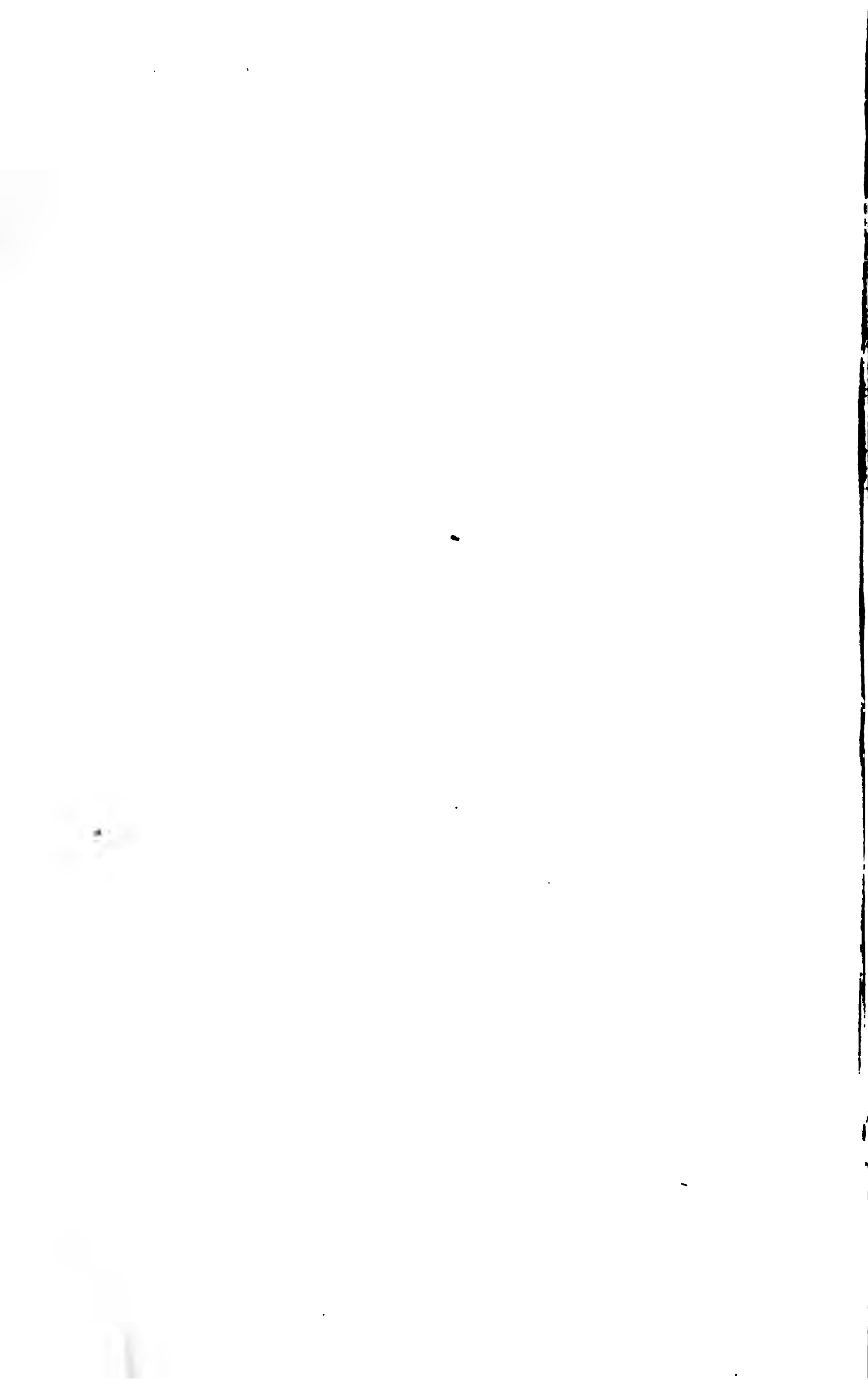






Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit einer Reihe Fachmänner
unter specieller Mitwirkung von

D. Th. Christlieb, Professor d. Theol zu Bonn, und Dr. R. Grundemann, Pastor zu Mörz,

herausgegeben von
Dr. G. Warneck,
Pfarrer in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Siebenter Band.

Gütersloh, 1880.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Die koptische Kirche und die Mission.

Von (Pastor) M. Lüttke (in Schkeuditz).

I.

Aegypten ist von jeher ein Gegenstand höchsten Interesses für das Abendland gewesen. Eins der ältesten Culturländer, vor fast allen anderen ausgezeichnet durch seine Einrichtungen im Staats- und Volksleben, durch seine Religion, durch seine Wissenschaft, seine Kunstfertigkeiten, seine Denkmäler und Bauwerke, und nicht am wenigsten auch durch die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seines Bodens und seinen sprichwörtlich gewordenen Reichthum, hat es im Alterthum die ungetheilte Bewunderung selbst der gebildetsten Völker genossen, und der geheimnißvolle Charakter, den Vieles von dem, was man bewunderte, an sich trug, hatte nur die Wirkung, diese Bewunderung selbst zu steigern. Für lange Jahrhunderte der Geschichte ist dann Aegypten fast völlig in Dunkel versunken gewesen, aber die neuere Zeit, welche seine Denkmäler, die schriftlichen wie die monumentalen, wieder ans Licht brachte, welche seine Geschichte, seine Sprache, seine Religion erforschte, und es dadurch wieder auferstehen und lebendig werden ließ, hat abermals die Augen der Welt darauf hingelenkt, und vielleicht ist auch jetzt, ähnlich wie im Alterthum, nicht allein der Forschungseifer sondern auch die Bewunderung und Ehrfurcht um so größer, je weniger es noch hat gelingen wollen, Alles zu erkennen, was jenes merkwürdige Volk besessen, Alles zu verstehen und zu erklären, was es hinterlassen hat.

In gewissem Grade gilt ein Gleiches von den Kopten, diesem einzigen jetzt noch vorhandenen lebendigen Ueberreste sowohl des altägyptischen Volkes wie der altchristlichen Kirche Aegyptens. Auch über sie war lange Zeit ein fast vollständiges Dunkel ausgebreitet, und zwar nicht bloß, weil sie das allgemeine Schicksal ihres Landes theilten, der übrigen Welt gewissermaßen aus den Augen gekommen zu sein, sondern auch, weil sie selbst sich mit großer Hartnäckigkeit abgeschlossen hielten und den Einblick in ihre Vergangenheit wie in ihre Gegenwart zu verwehren trachteten. Aber auch ihnen hat, seit das alte Aegypten geistig wieder aufgeweckt wurde, und seit gleichzeitig so mannigfaltige Beziehungen zwischen dem gegenwärtigen Aegyp- und den europäischen Völkern sich knüpften, das wissenschaftliche und ebensosehr das religiöse Interesse sich mit der größten Lebhaftigkeit zugewandt. Die Gelehrten haben ihre Sprache und Geschichte, die Culturforscher und die

Missionare ihre religiösen Eigenthümlichkeiten und kirchlichen Zustände studirt. Doch auch hier bleibt, theils wegen mangelnder literarischer Quellen, theils wegen der Verschlossenheit und Unzugänglichkeit der Kopten selbst, noch manches Dunkel, und auch hier wird vielleicht eben durch dieses Dunkel das Interesse gesteigert, das man ohnehin und um seiner selbst willen diesem merkwürdigen Reste einer großen Vergangenheit widmet.

Immerhin aber sind heutzutage die Kopten und die koptische Kirche soweit bekannt, daß es möglich ist, ein ziemlich deutliches Bild von Geschichte, Charakter und Eigenart derselben zu geben, — was denn hier in der Kürze geschehen soll, um alsdann weiterhin eine Skizze der Missionsarbeit daran zu schließen, welche die abendländischen Kirchen bereits seit längerer Zeit auf diesem alten christlichen, aber nach und nach völlig dürr und unfruchtbar gewordenen Boden betreiben.

Wir haben in den Kopten die directen und unvermischten Nachkommen der alten Aegypter vor uns, und sie sind also von der sie umgebenden ägyptisch-arabischen Mischbevölkerung, welche heutzutage die eigentliche Masse des ägyptischen Volkes ausmacht, bestimmt zu unterscheiden. Allerdings darf man, streng genommen, dabei nicht bis in diejenige Zeit zurückgreifen, welche man im eigentlichen Sinne das ägyptische Alterthum zu nennen pflegt; denn ein unvermischter Stamm sind die Kopten nur von da an geblieben, wo das Christenthum im Lande zur Herrschaft gelangt war. Das Festhalten an diesem und der hartnäckige Widerstand gegen den Islâm, der im siebenten Jahrhundert als erobernde Macht eindrang und durch die immer nachdringenden Schaaren seiner Bekenner das Land je länger desto mehr arabisirte, war der Grund, weßhalb sie seitdem sich in sich selbst zusammenschlossen und mit dem Christenthum zugleich auch ihre volksthümliche Besonderheit bewahrten. Vor jener Zeit hatten dagegen auch sie theilgenommen an den mancherlei Mischungen, welche der altägyptische Volksstamm erfahren hatte und deren weitgreifendste die gewesen war, welche sich unter den Ptolemäern und den römischen und byzantinischen Kaisern vollzogen hatte. Berücksichtigt man indeß andrerseits wieder, daß diese Volksmischungen und Blutvermengungen durchgehends nur Unterägypten berührt, die Kopten aber gerade in Mittel- und Oberägypten sich vorzugsweise gehalten haben, so wird es doch ganz berechtigt sein, für die Kopten einen ziemlich ununterbrochenen Zusammenhang auch mit dem eigentlichen ägyptischen Alterthum und dem wirklich antikäyptischen Volke zu behaupten.

Diesem ihrem Ursprunge entspricht ihr Name, denn das Wort

Kopten heißt nichts Anderes als „Aegypter". Es ist nämlich nicht, wie es früher meist geschah, abzuleiten von dem Namen der oberägyptischen Stadt Koptos (jetzt Khuft oder Kheft), wohin sich während einer Verfolgung unter den römischen Kaisern viele ägyptische Christen geflüchtet haben sollen, noch auch von ihrem Sectennamen Jakobiten, sondern von dem griechischen Worte *Αἰγύπτιος*. Das Griechische war zufolge der politischen und commerciellen Verhältnisse seit Alexander dem Großen, wenigstens in Unterägypten, allmählig die herrschende Sprache geworden; die Araber fanden also jenes Wort als Namen der Landesbewohner vor, behielten es zur Bezeichnung derselben bei und haben es noch heute in Gebrauch, indem sie denjenigen Theil der Bevölkerung, der sich ihrer eigenen Volks- und Religionsgemeinschaft nicht angeschlossen hat, Ghubti oder Ghibti nennen, aus welcher Form sich denn im Munde und für den Gebrauch der Abendländer das Wort Kopten gebildet hat.

Auch die Sprache der Kopten ist bis auf geringe Abweichungen identisch mit dem Altägyptischen, daher sie auch für die Erforschung dieses Letzteren von der größten Wichtigkeit gewesen ist und noch ist. Geschrieben wird sie jedoch nicht in einer der drei alten Schriftarten, hieroglyphisch, hieratisch oder demotisch, sondern mit altgriechischer (von unserer heutigen allerdings sehr verschiedener) Schrift, und nur diejenigen Laute, für die es im Griechischen entsprechende Buchstaben nicht gab, werden durch Zeichen der alten demotischen oder Cursiv-Schrift wiedergegeben. Uebrigens ist das Koptische schon längst eine todte Sprache, seit mehreren Jahrhunderten bereits wird es nicht mehr gesprochen, auch von den Kopten selbst und untereinander nicht, denn im Volksleben ist es gänzlich dem Arabischen gewichen. Dagegen ist es als religiöse und gottesdienstliche Sprache in Gebrauch geblieben und wird als solche nicht allein von den Priestern studirt sondern auch in den koptischen Volksschulen gelehrt, doch pflegen die Laien, weß Standes sie auch sonst sind, höchstens die vorgeschriebenen kirchlichen und häuslichen Gebete in ihrer alten Sprache zu kennen, und auch für den Gottesdienst ist der Gebrauch derselben nur noch ein beschränkter, indem man das Arabische zu Hilfe nimmt.

Wie Name und Sprache der Kopten, so weisen endlich auch ihre Gesichtsbildung und manche ihrer Sitten und Gebräuche auf ihren altägyptischen Ursprung zurück. Ihr Typus ist mehr als der aller übrigen heutigen Aegypter in Uebereinstimmung mit dem antiken, wie ihn uns die Denkmäler, die Statuen und die Malereien auf den Mumienkästen zeigen: die breite aber meist niedrige Stirn, das dichte, schwarze, etwas gekräu-

selte Haar, die gewöhnlich gerade, scharf geschnittene Nase, besonders aber das Auge, das von länglicher Form, aber groß und immer von einem tiefen, merkwürdig strahlenden Schwarz ist. — Unter den an das Alterthum erinnernden Sitten der Kopten verdienen namentlich die Beschneidung (die sie neben der Taufe ausüben) und die unter ihnen fast allgemeine Enthaltung von Schweinefleisch Erwähnung, beides Eigenthümlichkeiten, die sonst kaum eine Erklärung finden würden, da sie dieselben gewiß nicht von den ihnen so verhaßten Muslim, in deren Mitte sie leben, angenommen haben. Daneben auch die hie und da vorkommende Verwendung des Skarabäuskäfers als Amulet, was man gleichfalls sicherlich als ein Erbtheil aus dem ägyptischen Alterthum anzusehen hat, da die unzähligen künstlichen Skarabäen, die man aus den verschiedensten Stein- und Thonsorten gearbeitet in den Gräbern findet, sich wohl nur aus einem ähnlichen Gebrauche in der alten Zeit erklären lassen. Allerdings müssen dieselben vielfach auch als Siegelsteine gedient haben, da ihre kleinen Inschriften nicht blos Götternamen sind oder überhaupt sich auf religiöse Dinge beziehen, sondern häufig auch Namen von Privatpersonen enthalten, und da außerdem viele Skarabäen als Siegelringe gefaßt aufgefunden sind. Indeß spricht für ihren Gebrauch als Amulet nicht nur ihre Form, indem einige sehr groß bis zu zwei Zoll Durchmesser, andere winzig klein wie eine Erbse oder Linse sind, sondern namentlich auch der Umstand, daß sie sämmtlich der Länge nach durchbohrt sind, was schwerlich einen anderen Zweck gehabt haben kann, als daß sie einzeln oder aneinander gereiht mittelst einer Schnur am Körper getragen wurden. Und wie also die alten Aegypter die Nachbildungen dieses ihnen heiligen Käfers (der Skarabäus galt ihnen als das Symbol des Lichtes und der schöpferischen Kraft in der Natur), so brauchen die heutigen Kopten ihn selber und in lebendem Zustande, wenn auch wie es scheint nicht eben häufig, als Schutzmittel gegen Krankheit und Unglück.

Ethnographisch und als Volksgemeinschaft betrachtet, leiten also die Kopten ihren Ursprung aus der Zeit der alten Pharaonen her. Auf ihre religiösen und kirchlichen Eigenthümlichkeiten angesehen, reichen sie dagegen in die altchristliche Zeit hinauf, denn die koptische Kirche der Gegenwart ist die Fortsetzung der monophysitischen Kirche Aegyptens.

Der Monophysitismus hatte in Aegypten, namentlich durch den Eifer des syrischen Mönches Jakob-el-Baradai, von welchem daher auch die ägyptischen Monophysiten den noch heute gebräuchlichen Spezialnamen

Jakobiten empfingen, in solchem Maße Boden gefunden, daß beinahe die ganze Bevölkerung sich zu ihm bekannte und weder den Beschlüssen des Concils von Chalcedon, welches im Jahre 451 jene Lehre verdammte, noch auch den Edicten der Kaiser sich fügen wollte. Die Partei der Staatskirchlichen oder Katholischen, die als dem Kaiser gehorsam „Meleˈkiten", d. h. Königliche, Royalisten genannt wurde[1]), war der Zahl nach klein, hatte aber, da sie zumeist aus den Truppen und den kaiserlichen Beamten bestand, die äußere Macht in Händen. Beide Parteien standen fast unablässig im blutigen Kampfe einander gegenüber, und derselbe wurde auf jakobitisch-ägyptischer Seite sowohl durch das Volk selber als durch die streitbaren und von fanatischem Eifer erfüllten Schaaren der Mönche und Einsiedler geführt, die damals die Umgegend von Alexandrien und die Bergeinöden der das Nilthal begrenzenden Wüste bevölkerten. Es entwickelte sich daraus nach und nach auf beiden Seiten eine tiefgehende Erbitterung, welche aber bei den Jakobiten insofern am heftigsten und ingrimmigsten war, als diese sich gewaltsam niedergehalten und von der staatlichen Macht unterdrückt fühlten.

Diese Lage der Verhältnisse ließ den ägyptischen Christen sammt ihrem Stadthalter Makaukas die arabischen Eroberer, welche 638 unter Amru ins Land drangen und die byzantinische Herrschaft hinwegfegten, fast als Befreier erscheinen, wenigstens setzten sie ihnen nicht nur keinen Widerstand entgegen, sondern sollen ihnen sogar bei der Bekämpfung der Kaiserlichen und der Besitznahme des Landes im Stillen allen möglichen Vorschub geleistet haben. Zum Dank dafür behandelte sie denn auch der Islâm eine zeitlang mit Milde und Rücksicht, ja räumte ihnen sogar besondere Rechte und Freiheiten ein. Bald aber, schon im Laufe des ersten Jahrhunderts, begann er auch hier jene Art der propagandistischen Thätigkeit, die ihn eben überall charakterisirt, wo er die Macht in Händen hat. An die Stelle der Milde und freundlichen Schonung traten Bedrückung, Verfolgung, Plünderung und Blutvergießen. Zuerst hauptsächlich gegen die zahlreichen Priester und Mönche gerichtet, trafen sie allmählig auch die Christen insgesammt; alle möglichen Beschränkungen wurden ihnen auferlegt, alle möglichen Beschimpfungen ihnen angethan, alle möglichen Forderungen an sie gestellt; der dadurch erregte Widerstand wurde nicht allein stets blutig niedergeschlagen, sondern veranlaßte auch immer nur noch stär-

[1]) Der Name, von dem hebräischen, resp. semitischen Worte Melech (König) herstammend, war natürlich nicht in Aegypten entstanden, sondern von den Monophysiten in Syrien und Mesopotamien aufgebracht worden.

keren Druck und grausamere Verfolgung, wobei sich obrigkeitliche Anordnungen mit der Wuth des muslimischen Pöbels vereinigten. Haß und Verachtung, Ungerechtigkeit und Willkür, Beraubung an Hab und Gut, Zerstörung ihrer Kirchen, Niederbrennen ihrer Ortschaften, Hinrichtungen oder Niedermetzelungen und ähnliche Gewaltthaten haben die Kopten Jahrhunderte hindurch zu erdulden gehabt.

Man wird es bei solchen Schicksalen fürwahr nicht unbegreiflich finden können, wenn sie in immer größerer Zahl den Glauben ihrer Väter verließen und sich dem Islâm in die Arme warfen, denn mit diesem Schritte wurden sie all jener Quälereien ledig, ja sie wurden, indem sie in die Reihen der „Gläubigen" traten, als politisch und social gleichberechtigt mit diesen betrachtet. Es muß im Gegentheil geradezu Bewunderung erregen, daß immer noch ein Rest übrig geblieben ist und daß bis auf den heutigen Tag eine koptische Kirche existirt. Freilich aber wird man das, in Anbetracht des Charakters der Kopten und der Beschaffenheit ihres Christenthums, nicht sowol aus eigentlicher Glaubens- und Ueberzeugungstreue, als vielmehr, wenigstens der Hauptsache nach, aus der zähen Anhänglichkeit an das Althergebrachte und aus dem Haß gegen alle Andersgläubigen, speziell gegen den Islâm, zu erklären haben. — Groß ist übrigens ihre Zahl nicht mehr; eine compacte Volksmasse bilden sie nirgend, ihre Gemeinden sind zerstreut über das ganze Land und meist klein, am stärksten in Kairo (über 10,000 Seelen), im Fayûm, der altberühmten Oasenlandschaft Mitteläg̈yptens, und in Siût, der bedeutendsten und wichtigsten Stadt Oberägyptens. Diese letztere, die selbst eine starke Gemeinde und eine große ansehnliche Kirche besitzt, ist zugleich der Mittelpunkt einer beträchtlichen koptischen Bevölkerung, denn die Umgebung Siûts und die Gegend zwischen Siût und Theben ist derjenige Theil Aegyptens, in welchem die Kopten am zahlreichsten sind und ihre Gemeinden am dichtesten bei einander liegen. Im Ganzen jedoch umfaßt die koptische Kirche nur noch 200,000, höchstens eine Viertelmillion Seelen. —

Führt nun auch die koptische Kirche der Gegenwart in directer Linie auf die alte monophysitische Sectenkirche Aegyptens zurück, so würde man doch sehr irren, wenn man daraus auf ein bewußtes Festhalten der heutigen Kopten an monophysitischer Lehre oder überhaupt an bestimmten dogmatischen Sonderanschauungen schließen wollte. Dergleichen würde weit mehr Kenntniß und Verständniß christlicher Lehre voraussetzen, als bei ihnen in Wirklichkeit zu finden ist. Gleichwol hat sich die sectirerische Sonderstellung und hartnäckige Abschließung als solche in aller Schärfe erhalten.

Die Spaltung in Melekiten und Jakobiten, wie sie sich unter den Christen Aegyptens im 5. Jahrhundert herausgebildet hatte, ist sammt den Namen (gegenwärtig in landesüblicher arabischer Benennung Melekijeh und Jaakubi) bis heute geblieben. Die Melekiten sind indeß ebenso wie damals nur eine schwache Minderzahl; neben den jakobitischen Kopten, welche als selbständige und geschlossene Gemeinschaft die „koptische Kirche" bilden, stehen sie als die unirten Kopten, die aber wieder in zwei getrennte Gruppen, die griechisch- und die römisch-unirten zerfallen, denn die einen sind in dem ursprünglichen Anschluß an die griechisch orthodoxe Kirche verharrt, die andern haben später sich dem römischen Stuhle untergeordnet. Es ist dabei freilich zu bemerken, daß die letzteren nicht ausschließlich aus den alten Melekiten, sondern theilweise auch aus den Jakobiten hervorgegangen sind, da ihr Anschluß an die römische Kirche eine Folge der früher von den Jesuiten, nachher und auch jetzt noch von den Franziskanern betriebenen Mission ist.

Trotz der geringen Seelenzahl, welche die koptische Kirche umfaßt, besitzt sie doch eine vielgliedrige Hierarchie und einen zahlreichen Klerus.

An der Spitze steht ein Patriarch, der stets aus den Mönchen, und zwar speciell aus den vierzig des alten hochberühmten Antoniusklosters in der östlichen Wüste (zwischen Nil und Rothem Meere) entnommen wird. Er darf daher auch, gleich den übrigen höheren Würdenträgern, nicht verheirathet sein, denn obgleich die Priesterehe, wie in allen orientalischen Kirchen so auch in der koptischen, principiell gestattet und auch vielfach in Uebung ist, so ist sie doch der Klostergeistlichkeit und denjenigen Stufen der Weltgeistlichkeit, welche aus ihr hervorgehen, verboten; hier ist der Cölibat Gesetz. Der Patriarch residirt zwar schon seit Jahrhunderten in Kairo, führt aber immer noch den Titel „Mutrân el Iskanderijeh", d. h. Metropolit von Alexandrien, weil er als der Nachfolger St. Marci angesehen wird, der Evangelist Marcus aber nach koptischer Tradition der erste Verkünder des Christenthums in Aegypten und der erste Bischof von Alexandrien gewesen ist. Wieweit diese auf St. Marcus weisende Tradition richtig ist, darüber giebt die Kirchengeschichte keine Auskunft, doch erhält sie vielleicht dadurch eine Stütze, daß der Apostel Petrus am Schlusse seines ersten Briefes als den Ort, von wo er schreibt, „Babylon" angiebt und von dem bei ihm befindlichen Marcus Grüße entbietet. Dieses Babylon als das bekannte am Euphrat zu verstehen, möchte ebensosehr seine Schwierigkeiten haben als es im bildlichen Sinne auf Rom zu deuten

(welches Beides von den Auslegern geschieht), denn von einer Wirksamkeit des Petrus in Mesopotamien ist durch keine Nachricht oder Tradition etwas bekannt, und der Sprachgebrauch Rom-Babel hat sich erst in nachapostolischer Zeit, auf Grund der Offenbarung Johannis gebildet. Dagegen gab es damals ein Babylon in Unterägypten, schräg gegenüber Memphis, also ungefähr auf der Stelle des heutigen Kairo; es war bei der Invasion des Kambyses als Kastell erbaut, nach den von ihm hineingelegten babylonischen Truppen Babylon genannt worden und hat bis in die arabische Zeit bestanden, denn 638 wurde es von Amru erobert. Bei der leichten Verbindung und geringen Entfernung zwischen Palästina und Aegypten, sowie bei der hervorragenden Bedeutung des letzteren für die damalige Culturwelt legt sich nun die Vermuthung sehr nahe, daß Petrus eine zeitlang in Aegypten gewirkt habe, und daß in der obigen Stelle seines Briefes dieses ägyptische Babylon gemeint sei. Marcus aber war bekanntlich vielfach des Petrus treuer Genosse auf seinen Reisen und in seiner Evangelistenthätigkeit (wie ihn denn der Apostel in der angezogenen Stelle seinen „Sohn" nennt), und so wäre es sehr denkbar, daß er von demselben in Aegypten als Pfleger und Leiter dort gestifteter Gemeinden zurückgelassen worden wäre. Den Kopten gilt jedenfalls die Marcustradition als eine ausgemachte Sache; in vielen Stücken gehen sie auf Marcus zurück, er ist ihnen Kirchengründer und Nationalheiliger, und hat für sie eine ähnliche Bedeutung wie Petrus für die römischen Katholiken. Mit ihm beginnen sie denn auch die Reihe ihrer Patriarchen, und der gegenwärtige ist in derselben nach ihrer Zählung der hundert und dreizehnte.

Der nächste im Range nach dem Patriarchen ist der von ihm ernannte, in Gondar residirende Abuna der abessinischen Kirche, welche letztere, von Alters her ein Zweig der ägyptischen Kirche, durch diese Art der Ernennung und der Rangstellung ihres Oberhauptes in eine gewisse organische Verbindung mit der koptischen Kirche gesetzt ist. Es folgen dann die Bischöfe, deren nicht weniger als zwölf sind, und die gleichfalls aus der Klostergeistlichkeit entnommen werden müssen. An sie endlich schließt sich der niedere Klerus an, welcher aus Erzpriestern, Priestern und Diakonen besteht. Von ihnen leben viele in der Ehe, die ihnen, wie schon erwähnt, gestattet ist, wenn sie gleich mancherlei beschränkenden Bestimmungen unterliegt (die Kleriker dürfen z. B. nur eine Jungfrau, keine Wittwe heirathen, dürfen nur einmal eine Ehe schließen, nicht mehrmals u. s. w.), doch ist auch hier der Cölibat vorherrschend.

Neben dieser Weltgeistlichkeit steht die Schaar der Klosterbewoh-

ner, Mönche und Nonnen. Die Zahl der Klöster ist sehr beträchtlich, wenn auch von den sechsundachtzig, welche der arabische Geschichtsschreiber Makrisi noch aufzählt, inzwischen manche zu Grunde gegangen oder von ihren Bewohnern verlassen sein werden. Nicht wenige sind auch stark bevölkert, so leben in dem Kloster El-Maragh bei Monfalût in Oberägypten fünf hundert Mönche bei einander, und obgleich in den übrigen die Insassen nicht nach Hunderten sondern nur nach Zehnern zählen mögen, so giebt es im Vergleich mit der geringen Gesammtzahl der Kopten immerhin unverhältnißmäßig viele Klosterbewohner. Die Ordensregeln sind, namentlich was die zahlreichen und ausgedehnten Fastenzeiten angeht, ziemlich streng, und die Mönche sind außerdem, wie schon erwähnt, unbedingt zur Ehelosigkeit verpflichtet. Sie haben sich einem nicht immer leichten Noviziat zu unterziehen, auch das, was sie etwa an Eigenthum oder Vermögen besitzen, dem Kloster und den Armen zu vermachen, führen aber im Uebrigen ein geistig wie geistlich gleich unfruchtbares Leben. Die Zeit, welche nicht durch die vorgeschriebenen Gottesdienste und Gebete ausgefüllt wird, oder welche sie nicht auf Bettelgängen, von deren Ertrag manche Klöster zum Theil leben müssen, sich befinden, verbringen sie mit beschaulichem Hinbrüten und faulem Nichtsthun, wofür ja der Orientale ohnehin eine ungemeine Vorliebe hegt. Etliche des Schreibens kundige Glieder des Klosters beschäftigen sich wol auch mit Abschreiben von Theilen der heiligen Schrift, von liturgischen Büchern und Heiligengeschichten, nicht selten auch mit Herstellung von beschriebenen, als Amulete dienenden Zetteln, die das Volk sich gern aus den Klöstern holt. Bücher der eben bezeichneten Art nebst ihren Copien sind auch so ziemlich die einzigen literarischen Besitzthümer, die man in den Klöstern findet. Während man früher wol die Hoffnung hegte, namentlich in den alten und um ihrer Lage willen schwer zugänglichen Wüstenklöstern noch werthvolle handschriftliche Schätze aus der Blüthezeit des altchristlichen Aegyptens zu finden, ist diese Hoffnung, seit Professor Brugsch 1853 die alten Klöster bei den Natronseen in der westlichen Wüste, und neuestens 1877 Dr. Schweinfurth die noch älteren des heiligen Antonius und heiligen Paulus in der östlichen Wüste darauf hin durchforscht haben, als völlig nichtig erkannt worden.

Die beiden zuletzt genannten Klöster genießen um ihres ehrwürdigen Alters und um ihres, freilich wol nur angeblichen, Ursprunges willen eine hohe Berühmtheit. Die Männer, deren Namen sie tragen und von denen sie gegründet sein sollen, sind die aus der Kirchengeschichte bekannten Väter der Askese und des Einsiedlerlebens, der heilige Antonius und der heilige

Paulus von Theben. Das Mönchthum hat ja in Aegypten seine ursprüngliche Heimath. Bereits zu Anfang des fünften Jahrhunderts waren die Gegenden Mitteläg yptens so voll von Mönchen und Anachoreten, daß allein in Tabennä an 50,000 sich zur Osterfeier zusammengefunden haben sollen. Sie lebten entweder an zerstreuten und entlegenen Punkten völlig einsam, oder in Lauren oder Gassen, welche aus einer Reihe von einander benachbarten Zellen und Höhlen bestanden, in den das Nilthal zur Rechten und zur Linken begleitenden Wüstenbergen, später auch in gemeinsamen großen Häusern. Das Anachoretenthum ist „das letzte weltgeschichtliche Product des ägyptischen Geistes“ genannt worden, und man hat seine äußersten Wurzeln vielleicht schon in den Büßerzellen bei den alten Serapistempeln zu sehen; wenigstens sind es gewiß nicht blos locale sondern auch innere Gründe gewesen, die es gerade in Aegypten entstehen ließen. Wenn nun auch ein eigentliches organisirtes Mönchswesen in der Zeit der obengenannten ersten Väter der Askese noch nicht vorhanden war, dieses vielmehr ebenso wie die damit verbundene Erbauung von Klöstern erst von einem späteren Aegypter, dem Pachomius, herrührt, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß man es bei den erwähnten zwei alten Klöstern wirklich wenigstens mit den Stätten zu thun hat, auf denen im 4. Jahrhundert jene beiden berühmten Einsiedler lebten. Allerdings, daß man bei dem einen sogar noch die Höhle des heiligen Antonius zeigt, hat wol nur legendarischen Werth; dagegen werden sie gewiß zu den allerersten gehören, die in Aegypten, und also überhaupt, gegründet wurden, sind auch gewiß noch dieselben, wie die ursprünglich erbauten, denn bei ihrer Lage in tiefster Wüstenabgeschiedenheit wird schwerlich jemals ein zerstörungssüchtiger Volks- oder Heerhaufe, weder zur altchristlichen noch zur muslimischen Zeit, zu ihnen vorgedrungen sein, ebenso wie auch heutzutage bis auf Schweinfurths Erforschungsreise Jahrzehnte lang kein Europäer sie betreten hatte. Uebrigens sind sie, gleich allen Wüstenklöstern, mit Thurm und hoher Mauer bewehrt, schon um der räuberischen Beduinenhorden willen, und mögen denn auch diesem Umstande ihre Erhaltung durch die Jahrhunderte hin mit verdanken. Allerdings würden sie ja selber in dieser Wüstengegend schwerlich die Bedingungen ihrer Existenz finden, wenn sie nicht im Nilthal Filiale besäßen, welche mit einem beträchtlichen Landbesitz verbunden sind und auf denen abwechsend eine Zahl von Laienbrüdern der Bebauung des Bodens obliegen, dessen mannigfaltige Erzeugnisse sie dann von Zeit zu Zeit auf Kameelen dem Mutterkloster zuführen.

Obgleich die Kleriker, weltliche wie klösterliche, bei ihren Volksgenossen

in großem Ansehn stehen, nehmen sie doch thatsächlich einen nichts weniger als Achtung erweckenden Standpunkt ein. Von theologischer oder auch nur allgemeiner Bildung ist selbst auf den höheren Stufen kaum die Rede, die meisten kennen von der heiligen Schrift nur die Evangelien und etliche Psalmen, pflegen auch das Koptische nur zu lesen und darin zu recitiren, nicht aber es zu verstehen. Um ihren moralischen Charakter steht es nicht besser; Lug und Trug in Verbindung mit Hab- und Gewinnsucht herrschen unter ihnen in hohem Maße. Freilich ist der niedere Klerus meist arm, pflegt keinerlei Besoldung zu erhalten, außer wenn, was sehr selten der Fall, die betreffende Kirche vermögend ist, sieht sich daher auf Geschenke und Privateinkünfte angewiesen, und diese sucht er sich denn entweder durch Betteln, oder durch ein nebenher betriebenes Gewerbe, oder durch materielle Verwerthuug der geistlichen Functionen und Ausbeutung des Aberglaubens seiner Pflegebefohlenen zu verschaffen. Ueberdies scheint die Trunksucht ein unter den Priestern, wie übrigens auch unter dem koptischen Volke, weit verbreitetes Laster zu sein; viele sind dem Raki, einer Art Traubenbranntwein, stark ergeben, und namentlich die kirchlichen Feste, welche der Anlaß zu Volksbelustigungen und Schwelgereien zu sein pflegen, sollen in dieser Beziehung traurige Schauspiele darbieten.

Die Gotteshäuser der Kopten sind zum größten Theil ärmlich, schmutzig und verkommen, nur die größeren und vermöglicheren Gemeinden besitzen ansehnlichere, wohlgebaute Kirchen, worunter außer dem schon erwähnten Siût namentlich Kairo und Alexandrien, die beide, letzteres aber freilich erst seit 1871, eine Art von Metropolitankirche haben. Doch sind etliche der älteren wenigstens von archäologischem und architektonischem Interesse. So die Kirchen zweier alten Klöster, des sogenannten rothen und weißen Klosters bei Sohag (Oberägypten), welche mit Recht als Muster des ältesten christlichen Basilikenbaues in Aegypten genannt zu werden pflegen. Mag es unrichtig sein, wenn die Kopten behaupten, die des weißen sei bereits im 5. Jahrhundert erbaut, für ein hohes Alter sprechen jedenfalls ihre nach Art der antiken Pylonen in sanfter Neigung aufsteigenden Außenwände von Quadersteinen, und die Bekrönung derselben, welche ebenfalls an altägyptische Formen sich anlehnt. Als historisch merkwürdig ist auch die Marienkirche in Alt-Kairo zu erwähnen; über einer als Krypta in den Bau aufgenommenen Grotte, in welcher Maria mit dem Jesuskinde während ihres ägygtischen Fluchtaufenthaltes gewohnt haben soll, wahrscheinlich schon im 6. Jahrhundert errichtet, ist sie gleichfalls eine der ältesten Kichen Aegyptens und darum, wie auch ihrer Architektur we-

gen, trotz ihres vernachläßigten und verschmutzten Zustandes interessant[1]). — Das Innere der Kirchen besteht aus mehreren Abtheilungen, dem Hejkel oder Allerheiligsten mit dem Altar, der den Blicken der Gemeinde durch einen Vorhang verschlossen ist, dem Heiligen, für die fungirende Priesterschaft, und dem Raum für die Gemeinde, in welchem sich aber noch ein besonderes Behältniß für die Weiber befindet, das durch Holzgitterwerk abgesperrt ist, wenn dafür nicht, wie es in größeren Kirchen der Fall, die Emporen reservirt sind.

Der Gottesdienst, welcher meistens der kirchlichen Würde, wie wir nach unserm Gefühle und bei uns zu Lande sie zu erwarten gewohnt sind, in erschreckendem Maße entbehrt, pflegt mit Sonnenaufgang zu beginnen und eine ziemlich lange Dauer zu haben. Er besteht fast nur in dem Ablesen oder singenden Recitiren von Gebeten, biblischen und liturgischen Abschnitten, theils in koptischer theils in arabischer Sprache. Gepredigt wird nur höchst selten, und wo es geschieht, wird dabei nur das Arabische gebraucht, denn wie schon bemerkt, ist das Koptische über die auswendig gelernten Brocken hinaus dem Volke gänzlich unverständlich. Gewöhnlich schließt der Gottesdienst mit einer Feier des heiligen Abendmahls, wobei sich indeß die Gemeinde nur durch eine Art von Liebesmahl betheiligt, während die Communion selbst allein von den Priestern begangen und nach der Idee der Transsubstantiation und des Meßopfers behandelt wird.

In Bezug auf christlichen Glauben und christliches Leben stehen die Kopten, wie nach Alledem auch nicht anders zu erwarten, auf einer sehr niedrigen Stufe. Wahres und lebendiges Christenthum ist so sehr geschwunden, daß selbst der Begriff und die Idee eines solchen unter ihnen unbekannt geworden scheint; den Leuten kommt Alles nur auf die Beobachtung der üblichen religiösen Bräuche und kirchlich auferlegten

[1]) Eine andere mit der Fluchtreise der heiligen Familie legendarisch verknüpfte Reliquie ist der sogenannte Marienbaum, eine uralte prachtvolle Sykomore, bei dem Dorfe Matarijeh auf dem Boden des alten Heliopolis (biblisch: On), etwa 1½ Stunde von Kairo; unter diesem Baume soll die heilige Familie gerastet, ja er soll, als Verfolger sich nahten, seinen Stamm geöffnet und sie schützend in denselben aufgenommen haben. Merkwürdigerweise genießt der Baum bei den Muslim eine fast gleiche Verehrung wie bei den Kopten und anderen einheimischen Christen. — Dieselbe Legende, daß Maria mit dem Jesuskinde daselbst gewohnt habe, knüpft sich auch an das schon erwähnte, westlich von Monfalût in Oberägypten gelegene Kloster, El-Maragh. Der Prior desselben überreichte Gerh. Rohlfs eine arabisch geschriebene Urkunde, in welcher es heißt, daß die heilige Familie hier bis zum Tode des Herodes gelebt habe.

Pflichten an. Unter diesen nehmen vor allen anderen die Fasten eine hervorragende Stelle ein; sie sind sehr häufig und ausgedehnt, denn sie umfassen zusammengerechnet ungefähr die Hälfte des Jahres; gleichwol werden sie fast allgemein mit peinlichster Gewissenhaftigkeit gehalten, denn sie gelten für dasjenige, wovon am meisten das Seelenheil abhängig sei; die Fasten brechen heißt dem rechten Kopten fast soviel als ewig verloren gehen. Heiligenverehrung und namentlich Mariendienst werden gleichfalls für unerläßliche Merkmale der Frömmigkeit angesehen; dafür giebt äußerlich schon die Ausschmückung der Kirchen Zeugniß, indem dieselben fast stets zahlreiche, meist freilich abscheulich gemalte Marien- und Heiligenbilder enthalten. Dazu kommt endlich ein crasser und sehr mannigfaltiger Aberglaube, der theils in einem vielgestaltigen Amuletenwesen, theils in dem Vertrauen auf eine magisch-äußerliche Wirkung kirchlicher Ceremonien sich bekundet[1]).

Was den allgemeinen Charakter der Kopten angeht, so sind sie durchgängig von finsterer Gemüthsart, mißtrauisch und verschlossen[2]), in hohem Grade habsüchtig und geldgierig, falsch und heuchlerisch, schlau und durchtrieben, je nach Umständen kriechend und unterwürfig oder trotzig, hart und herrisch. Allerdings finden diese Eigenschaften zum Theil ihre Erklärung in der ungerechten und willkürlichen Behandlung, den Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten, verbunden mit der Geringschätzung und Verachtung, die sie so lange von ihren muslimischen Beherrschern haben erdulden müssen. Doch kann der Grund derselben schwerlich hierin allein gefunden werdin, sie müssen vielmehr auch auf ursprünglicher Beanlagung und in dem eigenthümlichen Volkscharakter beruhen; heutzutage wenigstens wirken jene Ursachen in keiner Weise mehr mit. Bei den gänzlich veränderten Verhältnissen der Gegenwart ist von Bedrückung und Verfolgung der Christen, auch der einheimischen, keine Rede mehr; als brauchbare, intelligente Leute und namentlich geschickte Rechner stehen die Kopten sogar vielfach in Regierungsdiensten, sind auch, im Gegensatz zu der Armuth so vieler ihrer Kirchen, persönlich nicht selten sehr wohlhabend. Gleichwol scheint

[1]) Detaillirtere Mittheilungen über Klerus, Gottesdienst, kirchliche Bräuche, Glauben und Aberglauben der Kopten, welche zugleich die obige gedrängte Charakteristik begründen und illustriren, finden sich in meinem Buche: „Aegyptens neue Zeit" (Leipzig, Brockhaus), Band II, S. 344 ff.

[2]) Dieser Sinnesart entspricht äußerlich ihre düstre Kleidung; sie tragen meistens dunkelfarbige Gewänder und immer einen schwarzen oder dunkelblauen Kopfbund resp. Turban, woran man die Kopten daher in der Volksmenge stets erkennt. Allerdings rührt dies ursprünglich von obrigkeitlichen Anordnungen her, aber sie haben es später beibehalten, und es entspricht, wie gesagt, in merkwürdiger Weise ihrem Charakter.

ihr Charakter durch die so viel besser gewordene äußere Lage keine Veränderung zum Besseren erfahren zu haben.

So kann denn das Urtheil über die koptische Kirche, wie sie heute dem Beobachter sich darstellt, ebensowol nach ihrem Wesen an sich wie nach ihren Wirkungen auf die koptische Volksgemeinschaft nur ein sehr ungünstiges sein. Ihr wesentliches Gepräge ist ein stumpfes, geistloses Verharren in altgewohnten Formen der Lehre, des Cultus und des Lebens, eine todesähnliche geistige und geistliche Erstarrung und eine tiefe sittliche Herabgekommenheit. Sie hat während der ganzen Dauer ihrer Existenz keine frischen Keime neuer Entwicklung, keine verjüngenden Kräfte in sich aufgenommen, noch weniger aus sich selbst herausgeboren oder in sich zur Entfaltung gebracht. Daß unter solchen Umständen von ihr eine christianisirende oder auch nur christlich anregende Einwirkung auf den sie umgebenden Islâm nicht erwartet werden darf, ist selbstverständlich; sie kann bei ihrer dermaligen Beschaffenheit im Gegentheil nur dazu beitragen, in den Augen der Muslim das Christenthum herabzusetzen und sie in ihrem Widerstreben gegen dasselbe zu bestärken. Daher wird man es als vollkommen berechtigt anerkennen müssen, wenn die koptische Kirche selber schon seit längerer Zeit von den christlichen Kirchen des Abendlandes zum Gegenstande der Missionsarbeit gemacht worden ist.

(Schluß folgt).

Fung Schui oder chinesische Geomantie.[1]

Von Missionar Hubrig.

Es wird an uns Missionare, die wir mit den chinesischen Verhältnissen einigermaßen vertraut sind, oft die Frage gerichtet: Woher kommt es doch, daß die Chinesen als Volk sich noch immer so hartnäckig gegen Cultur und Religion des Abendlandes abschließen? — Warum hat China noch keine Eisenbahnen, Telegraphenlinien u. dergl. eingerichtet? — Warum öffnet das Land nicht seine Berge, die reiche Schätze werthvollen Materials enthalten? — Warum immer wieder die alten bekannten Schwierigkeiten, wenn Europäer sich in diesem Lande irgendwo ansiedeln wollen? — Wie war es möglich, daß eine Hungersnoth, mit welcher China in den

---

[1]) Dieser in der Anthropologischen Gesellschaft zu Berlin gehaltene Vortrag (cf. „Verhandlungen" 79 S. 34 ff.) ist uns freundlichst zum Abdruck überlassen worden.

letzten Jahren heimgesucht wurde, solche Opfer fordern konnte, daß die Zahl der Verhungerten nach Millionen gezählt wurde? — Auf alle diese Fragen giebt es wohl die verschiedensten Antworten, die auch mehr oder weniger berechtigt sind, doch eine möglichst umfassende Antwort können wir nur dadurch geben, daß wir auf jenen Aberglauben der Chinesen aufmerksam machen, welcher in dem System des Fung schui seine Nahrung findet und als Geomantie bezeichnet werden kann.

Bei allen Unternehmungen, die eine Veränderung des Bodens erfordern, sei es daß Hügel abgetragen, Berge durchstochen, der Lauf der Flüsse verändert, ein Weg verlegt, ein Haus oder Thurm gebaut, ein Grab oder Brunnen gegraben, ein Baum gefällt, eine Stange errichtet werden soll, muß man stets befürchten, irgendwie mit den Gesetzen des Fung schui in Collision zu gerathen, und die Folge würde sein, daß man entweder über sich selbst und die eigene Familie oder über die ganze Gegend unsägliches Unheil herbeiführte, — oder man würde irgendwie das gute Fung schui des Nächsten vernichten oder stören und somit den Haß und die Feindschaft desselben auf sich lenken. Der Chinese sieht sich daher genöthigt bei all dergleichen Unternehmungen, den Rath eines Geomanten einzuholen, der sich dann seine Dienste gut bezahlen läßt. Es ist dieß eine besondere Klasse von Gelehrten, meist entgleiste Literaten, die sich ein Wenig mit der hierauf bezüglichen Literatur beschäftigt, vor allen aber sich in allerlei Schlichen und Betrügereien geübt haben. Mit einem sehr gelehrten Gesicht, einer großen Brille auf der Nase, einen räthselhaften Compaß oder Horoscop in der Hand, untersucht er dann die Bodenformation der betreffenden Gegend, stellt in einem meist unverständlichen Jargon seine Berechnungen an und braucht, um recht viel dabei zu verdienen, oft Monate und Jahre, ehe er für ein Grab oder Haus den Platz gefunden, wo man allem Unheil entgeht und die Segensströme der Natur auf sich und seine Familie lenken kann.

Am unbequemsten wird das Fung schui für den Europäer, der genöthigt ist unter den Chinesen sich anzusiedeln. Erhaben über die Gesetze des Fung schui baut er nach eigenem Gutdünken und Wohlgefallen; doch bald wird er von allen Seiten angefochten: Hier stört das hohe Dach seines Hauses den Lauf des Drachen, dort stört ein Fenster „die Aussicht für das linke Auge einer verstorbenen Großmutter", hier hat er mit seinem Brunnen eine Ader des Erddrachen verletzt, dort auf andere Weise die Harmonie der Natur gestört. Um dessentwillen sucht man sich diese europäischen Friedensstörer von vornherein fern zu halten, die noch nicht

gezügelt von der höheren Cultur des Mittelreichs, gleich wilden Buben überall Unheil und Schaden anrichten. Wo nun die Chinesen mit Gewalt genöthigt wurden den europäischen und amerikanischen Ansiedlern Bauplätze abzutreten, wählten sie, wenn irgend möglich, Grundstücke mit schlechtem Fung schui, um auf diese Weise die Eindringlinge ins Verderben zu stürzen.

Fung schui ist ein Stein im Wege für Handel, Cultur und Mission, und es kann daher für Jeden, der irgend ein Interesse hat für dies größte Volk der Erde, die Frage nicht gleichgiltig sein: Was ist Fung schui? —

Legt man dem gewöhnlichen Chinesen diese Frage vor, so wird jeder gleich die Realität von Fung schui zu vertheidigen suchen, selten aber wird einer eine genügende Auskunft geben können. Meist hört man die Antwort: Fung heißt Wind, und Schui heißt Wasser, und Fung schui heißt auch etwas wie Wind und Wasser, das man weder greifen noch begreifen kann. Auch die klassischen Schriften geben darüber keine Auskunft, da diese Lehre erst seit Tschu hi, dem großen Commentator der klassischen Schriften (im 12. Jahrh. n. Chr.) allgemein Eingang gefunden, obgleich die leitenden Ideen ein höheres Alter beanspruchen.

In China ist bekanntlich seit Jahrhunderten alles im Verfall begriffen, und dieser Verfall ist allem aufgeprägt, auch den Stützen dieses alten Culturstaats. Die Moralgrundsätze des Confucius sind zur Phrase geworden. Der Buddhismus mit seinem Weltschmerz und Weltverachtung, mit seinen Höllen- und Seelenwanderungen, ist nur noch ein Schreckensgespenst für die Unbemittelten und ein Ruhekissen für die Reichen, die mit Geld alles erkaufen können. Die Klöster sind keine Zufluchtsstätten für die Frommen, sondern fast nur Freistätten für Verbrecher und Faullenzer. Die jetzigen Thauisten sind Niemand unähnlicher als ihrem Stifter Lautz,[1] dessen philosophisches Werk Thau tet kin sie weder verstehen noch begreifen und daher nur als Zauberformel bei ihren Betrügereien und Zaubereien anwenden. Ebenso ist es auch mit dem ältesten philosophischen Werk, dem Yit kin ergangen, welches Philosopheme über Weltentstehung enthält. Es blieb dem späteren Geschlechte dunkel, und wurde die Fundgrube für die Phantasien des Fung schui. Da Fung schui sich mit dem Entstehen und Fortbestehen der Natur beschäftigt, könnte man es vielleicht auch Naturwissenschaft nennen, besonders in unseren Tagen, wo man unbewiesene und

---

[1]) Oder Lav tse. Cf. diese Zeitschr. 1874 S. 329 ff.

unbeweisbare Annahmen oft genug mit dem Namen Wissenschaft zu bezeichnen pflegt. Die Erkenntniß des wahren Gottes, welche allein die rechte Grundlage alles wahren Wissens bildet, fehlt den Chinesen, wohl aber haben sie in der Natur ein unsichtbares göttliches Wirken erkannt, und daher die Attribute Gottes den Naturkräften beigelegt. Die Natur erscheint dem Chinesen als ein lebendiger in allen seinen Theilen beseelter Organismus, der zum Selbstbewußtsein kommt im Menschen. Mensch zu sein ist die höchste Stufe der Entwickelung, die erreicht werden kann, daher auch alle Götter Chinas nur Erdgeborene sind. Es bewahrheitet sich auch hier, daß Abfall von Gott stets zur Selbstvergötterung oder Vergötterung des eignen Geschlechts führt. Eritis sicut Deus.

Ehe wir nun auf die Darstellung des Fung schui Systems selbst eingehen, müssen wir uns zuvor mit den Ansichten über Entstehung der Welt ein wenig bekannt machen. Das erwähnte Buch Yit kin d. i. Buch der Wandlungen berichtet folgendermaßen: „Wu khit sang thai khit, thai khit sang yim yong, yim yong sang wan wut d. h. das Nichtsein oder das Unbegrenzte erzeugte das Sein oder das große Begrenzte, das Sein erzeugte das männliche und weibliche Princip, und die Dualkräfte erzeugten alle Dinge". Und zwar Dinge, die mehr oder weniger von diesem oder jenem Princip durchdrungen sind. Die feineren, ätherischen, geistigen Substanzen gehören dem männlichen Princip zu, die gröberen, stofflichen, körperlichen Massen dem weiblichen. Darum wird auch der Himmel an und für sich das große Männliche oder Active genannt, die Erde hingegen das große Weibliche oder Passive.

Beide Grundprincipien werden beseelt vom Hi oder Odem oder Athmen. Hi wandelt das Nichtsein zum Sein und bewirkt die Spaltung des Sein in die Dualkräfte und die Hervorbringung aller Dinge. Hi durchdringt belebend und vernichtend die ganze Natur, je nachdem es ein Ausathmen oder Einathmen ist. Dieses Athmen ist indeß kein selbstbewußtes, willkürliches, sondern geschieht nach bestimmten Gesetzen, die man Li-Ordnung oder Naturgesetze nennt. Die Naturgesetze aber beruhen wieder auf bestimmten mathematischen Voraussetzungen, welche mit Sz = Zahl bezeichnet werden. Hi, Li und Sz sind die verborgenen Kräfte, die in einem Vierten, Yim = Form oder Naturerscheinung sich unseren Sinnen offenbaren. Auf diesen vier Principien nun beruht das System von Fung schui. Nur skizzenhaft kann ich in diesem engen Rahmen die verschiedenen Seiten des Systems berühren und beginne mit Li, den Naturgesetzen:

Die Chinesen betrachten den Himmel als das eigentliche ideale

Produkt der Naturkräfte; die Erde ist nur der unvollkommenere Reflex des Himmels. Die Himmelskörper und Sternbilder bilden Erde; die Berge, Thäler, Ströme, Bäume, Gewächse mit ihren mannigfachen Formen und Farben-pracht sind nur der Reflex dessen, was am Firmament in viel vollkommenerer Schönheit und Herrlichkeit zu finden ist. So ist z. B. die männliche, belebende und befruchtende Kraft in der Natur nur ein Reflex der Sonne; das weibliche Princip u. s. w. die mit unseren Sinnen erreichbaren Formen und Erscheinungen, sie sind nur ein Abglanz des Mondes. Die fünf Elemente: Holz, Feuer, Metall, Wasser, Erde correspondiren mit den 5 Planeten: Jupiter, Mars, Venus, Merkur, Saturn (daher ihre Namen: Holzstern = muk sing, Feuerstern = fo sing, Goldstern = kam sin, Wasserstern = shui sing, und Erdstern = tu sing). Die Berge der Erde correspondiren mit den Sternen am Himmel und die Flüsse und Meere mit der Milchstraße.

Das Firmament ist das große Buch, in dem mit geheimnißvoller Schrift die Gesetze der Natur, die Geschicke der Nationen, das Schicksal jedes Einzelnen zu lesen ist, und Feng shui bezeichnet die Wissenschaft zu sein, welche jene Schrift entziffern kann.

Es kommen nach der Lehre von Feng shui vor allem 3 Grundregeln in Betracht, nämlich daß 1) der Himmel die Erde beeinflußt; 2) Himmel und Erde vereint beeinflußt alle Wesen; 3) die Hilfe der Abgeschiedenen ist nöthig, und man muß sich daher in der Ahnenverehrung um deren Gunst bemühen. Der Mensch, als das allein vernünftige Wesen, hat es nun in seiner Hand, die vom Himmel und Erde ausgehenden Ströme sich zum Segen oder Unsegen zuzuleiten.

Der Himmel übt seinen Einfluß aus durch die Sonne, den Mond und die 12 Zeichen des Thierkreises (Ratte, Ochse, Tiger, Hase, Drachen, Schlange, Pferd, Widder, Affe, Huhn, Hund, Eber), ferner durch die 28 Constellationen des Mondes, durch die 5 Planeten, 7 Sterne des großen Bären und 9 andere hervorragende Sterne im Schützen 2c.

Die 12 Zeichen des Thierkreises bilden auch das Zifferblatt für die 24 Zeitabschnitte des Jahres: Frühlingsanfang, Regenzeit, Insektenbelebung, Frühlingsmitte, klares Wetter, fruchtbarer Regen, Sommeranfang, Aehrenbildung, Aehrenreife, Vollsommer, kleine Hitze, große Hitze, Herbstanfang, Kühle, Thau, Herbstmitte, kalter Thau, Reif, Wintersanfang, kleiner Schnee, großer Schnee, Wintersmitte, kleine Kälte, große Kälte. — Die Bahn des Mondes theilt man in 4 größere Abschnitte mit je 7 Constellationen: Links im Osten der azurne Drache; Rechts im Westen der

weiße Tiger, dazwischen der geharnischte Krieger und der Phönix. Man denkt sich darunter auch geistige Mächte, welche in Verbindung mit Sonne, Mond und 5 Planeten und deren Repräsentanten auf Erden ihren Einfluß ausüben auf Wohl und Wehe der Menschen. Besonders spielen die 5 Planeten eine bedeutende Rolle im Fung schui.

Jupiter hat seinen Sitz im Osten, beherrscht den Frühling, sein Attribut ist Wohlwollen. Mars wohnt im Süden, sein Reich ist der Sommer, und er fördert Reichthum. Venus thront im Westen, begünstigt den Herbst und verleiht Schönheit. Mercur herrscht im Norden, sein Gebiet ist der Winter und giebt Weisheit. Saturn bildet die goldene Mitte, er herrscht im Hochsommer, und bei ihm wird Treue und Gerechtigkeit gefunden.

Die Sonne, der Mond und die 5 Planeten werden daher auch die 7 Herrscher, Sonne, Mond und die 7 Sterne des großen Bären die 9 Lichtträger der Welt genannt. Das Bild des großen Bären hat daneben noch den praktischen Nutzen, ein Zeiger an der großen Himmelsuhr zu sein, welcher die großen Zeitabschnitte anzeigt. Ist der Schwanz des großen Bären bei anbrechender Dunkelheit nach Osten gerichtet, dann ist Frühling, nach Süden Sommer, nach Westen Herbst, nach Norden Winter. Außerdem kommen noch 9 hervorragende Sterne in Betracht, welche ebenfalls auf das Schicksal der Menschen bestimmend einwirken und mit Hilfe geomantisch-astrologischer Kenntnisse kann man sich ihre Segenströme zuwenden und verderbliche Einflüsse ablenken.

Alle die genannten Sterne haben aber ihre Abbilder an den Bergen und Elementen der Erde, und es ist Aufgabe der Geomanten, die Berge nach diesen Sternen zu klassificiren. Dem Mars entspricht eine scharf und steil aufsteigende Bergspitze, und das Element Feuer ist hier vorherrschend. Das Bild des Jupiter findet man in einer abgeflachten Spitze, und das Element Holz ist hier vertreten. Saturn spiegelt sich in einem breiten Plateau, und das Element Erde findet sich dort. Venus findet ihr Abbild in abgerundeten Bergen, und das Metall ist das entsprechende Element. Mercur erscheint als kugelförmiger Hügel, und Wasser ist als Element hier dominirend.

Himmel und Erde vermitteln ihren Einfluß durch die 5 Elemente, Holz, Feuer, Erde, Metall und Wasser, die man sich aber nicht als materielle Substanzen, sondern als geistige Essenzen zu denken hat. Es ist bereits oben erwähnt, daß diese 5 Elemente in innigster Verbindung

zu den 5 Planeten stehen, aber sie haben auch Beziehungen zu einander, indem sie entweder erzeugend oder vernichtend auf einander einwirken.

Holz erzeugt Feuer, Feuer — Erde, Erde — Metall, Metall — Wasser, Wasser — Holz. Metall vernichtet Holz, Holz — Erde, Erde — Wasser, Wasser — Feuer, Feuer — Metall.

Metall ist vorwiegend vorhanden im Westen und zur Zeit des Herbstes.
Holz „ „ „ „ Osten „ „ „ „ Frühlings.
Erde „ „ „ „ Centrum am Ende jeder Jahreszeit.
Wasser „ „ „ „ Norden und zur Zeit des Winters.
Feuer „ „ „ „ Süden „ „ „ „ Sommers.

Die 5 Elemente und somit auch die 5 Planeten haben ihre bestimmten Beziehungen zu den

5 Substanzen des menschl. Körpers: Muskel, Ader, Fleisch, Knochen, Haut.

5 Eingeweiden des menschl. Körpers: Herz, Leber, Magen, Lunge, Nieren.

5 Farben: weiß, schwarz, roth, blau, gelb.

5 Glückseligkeiten: Reichthum, Ehre, langes Leben, Nachkommen und ruhiges Ende.

5 gesellschaftlichen Beziehungen: zwischen Fürst und Beamte, Vater und Sohn, Mann und Weib, älteren und jüngeren Brüdern, Freunden unter einander.

Nun wäre noch in Betracht zu ziehen der Einfluß der Abgeschiedenen auf die Lebenden, welcher schon um des Ahnendienstes willen eine wichtige Stellung im Fung schui einnehmen muß. Nach der Lehre des Tschu hi lebt die Seele der Vorfahren theilweise in den Nachkommen fort, wie das Leben des Baumes fortlebt in den Abzweigungen. Ferner erstreckt sich der Dualismus der Chinesen auch auf die Seele des Menschen, sie ist ein animus von oben her und eine anima hier unten entsprungen. Wenn nun der Leib stirbt, so kehrt der animus zurück zu seinem Ursprung, den himmlischen Elementen, die anima löst sich auf in irdische Elemente. Es sind daher die Seelen der Abgeschiedenen ebenso allgegenwärtig wie die Elemente des Himmels und der Erde, und der Chinese fühlt sich stets umgeben von einer zwar unsichtbaren, aber realen und wirksamen Geisterwelt. Abgesehen von dieser mehr philosophischen Ansicht denkt sich aber der gewöhnliche Mann die anima zeitweilig gefesselt an das Grab und den animus an die Wohnung des Verstorbenen. Daher hält man es für höchst wichtig das Grab der Ahnen an einem Orte anzubringen, wo die

Seele frei aus- und eingehen kann und in keinerlei Weise von den das Grab umgebenden himmlischen und irdischen Elementen gestört wird. Die Seele wird sich dann dankbar zeigen und allerlei Segen auf die Nachkommen herabschütten. Chinesen, die im Dienste europäischer Kaufleute stehen, beten und opfern daher auch auf den europäischen Begräbnißstätten, um so durch den Einfluß der Verstorbenen sich die Gunst ihrer Herren zu erwerben.

Was giebt nun Fung schui für Vorschriften, um einen günstig gelegenen Platz für ein Grab, Haus, Tempel, Dorf u. dgl. ausfindig zu machen? Man nimmt an, daß auch in der Erdrinde die Dualkräfte, gleichsam als zwei magnetische Ströme, positiv und negativ, belebend und vernichtend überall vorhanden sind, die man in der Regel allegorisch bezeichnet als „azurner Drache" und „weißer Tiger"; jener muß zur Linken, dieser zur Rechten sich zeigen. Der Geomant hat also vor allen Dingen in den Bergformationen den azurnen Drachen und den weißen Tiger zu entdecken, oder Nordpol und Südpol, Positives und Negatives. Den Drachen erkennt er an den steilaufsteigenden Höhen, den Tiger hingegen an den lang hingestreckten Hügeln. Wo die magnetischen Ströme sich kreuzen, oder Drache und Tiger, Männliches und Weibliches sich berühren, da ist ein glückverheißender Ort für Grab, Haus 2c. Doch muß auch die Harmonie der himmlischen und irdischen Elemente dazu kommen, welche einzig durch den Gebrauch des Compasses zu ermitteln ist. Es giebt auch noch andere Regeln, wonach männlicher und weiblicher Boden zu bestimmen ist, z. B. im Hochgebirge oder gebirglosen Gegenden, doch können wir hierauf nicht näher eigehen. Die Hauptsache ist, daß der männliche Boden überwiegend (zu wenigstens $^{3}/_{5}$) vorhanden ist, trocken und frei von weißen Ameisen ist 2c. Wo das weibliche Element die Oberhand hat, da ist nur Unglück zu erwarten. Alles dies hat der Geomant mit seinem complicirten Compaß reiflich zu prüfen.

Der Gebrauch des Compasses setzt aber eine genauere Kenntniß der numerischen Proportionen in der Natur voraus, welche man Sz = Zahl nennt.

Der beständige Wechsel der Zeiten, die Harmonie am Himmel und auf Erden, das Kommen und Gehen, Werden und Verderben brachte die chinesischen Beobachter der Natur zu der Annahme, daß alles geordnet sein müsse nach Maß und Zahl, und somit auf mathematischen Principien beruhen müsse. Und zwar auch hier als Urbild und Abbild, eine himmlische Zahl und als Abglanz die irdische Zahl. Man erfand hierzu die

sogenannte Pat kwa oder Diagramme. Ob nun Fuk hi diese zuerst auf dem Rücken eines Drachenpferdes oder einer Schildkröte gesehen, oder ob sie sonst Jemand erfunden, kann uns gleichgiltig sein, so viel steht fest, man hatte und gebrauchte sie als Zaubermittel bereits vor 2000 Jahren.

Ursprünglich wurden nur die Dualkräfte durch eine gerade ——— und eine gebrochene — — Linie dargestellt. Später combinirte und multiplizirte man beides und erhielt 4 Diagramme:

das große Männliche, dazu gehörten: Sonne, Hitze, Intelligenz, Auge ꝛc.,

das große Weibliche, dazu gehörten: Planet, Nacht, Leib, Mund,

das kleine Männliche, dazu gehörten: Mond, Kälte, Leidenschaft, Ohren,

das kleine Weibliche, dazu gehörten: Sterne, Dämmerung, Form, Nase. Durch Combinationen dieser 4 erhielt man später 8 Diagramme, wodurch die Dualkräfte der Elemente, Himmelsgegenden ꝛc. dargestellt wurden:

NW. Himmel, Männlich, Erzeuger, Aether, Feuchtigkeit.

W. Wasser, aufsteigende Nebel, Quelle, Pfuhl, Leichtigkeit.

S. Feuer, Licht, Leben, Schönheit, Wärme, Hitze, wirkende Kraft.

O. Donner, Ausdünstung, Feurig, Bewegung, Steifheit.

SO. Wind, Nebel, Ausdehnung, Biegsamkeit.

N. Wasser, Flüssigkeit, Kälte, Steifigkeit.

NO. Berge, Festigkeit, Triebkraft, Ruhe, Schwere.

SW. Erde, Weiblich, Empfänglichkeit, Vernichtung, Dürre.

Noch später multiplicirte man 8 mit 8 und erhielt 64 Diagramme, auch wurde eine durchgehende Veränderung vorgenommen.

Die früheren 6 Elemente: Donner, Wind, Feuer, Ocean, Wasser, Berg ließ man zwar respectvoll als alte Reliquie bestehen, meinte indeß zu einer besseren Ansicht von 5 Elementen: Holz, Feuer, Erde, Metall, Wasser, gekommen zu sein, die nun auch eine hervorragende Stelle im System des Fung schui fanden. Um nun den 6 alten Elementen neben den 5 neuen noch Stimme und Recht zu verschaffen, half man sich damit, daß man alle himmlischen Mächte, Einflüsse, Körper ꝛc. nach dem Decimalsystem, alle irdischen hingegen nach dem Duodecimalsystem ordnete. Daher

spricht man von den 10 himmlischen Stämmen und den 12 irdischen Zweigen. Die himmlischen Stämme sind die 5 Planeten und 5 Elemente; die irdischen Zweige sind der Thierkreis, die 12 Punkte des Compasses (O., OSO., SSO., S., SSW., WSW., W., WNW., NNW., N., NNO., ONO), die 12 Zeitabschnitte des Tages (von je 2 Stunden). 6 × 10 und 5 × 12 ergiebt die 60 Zeichen des Cyclus für Tage und Jahre, und 6 × 60 ergiebt die 360 Grade der Ekliptik. Auf dem chinesischen Compaß der Geomanten oder dem Horoscop sind in 18 Kreisen alle diese verschiedenen Zahlen, gesondert und verbunden dargestellt. Man findet hier die 2 Grundprincipien Männlich und Weiblich, die 8 Diagramme, die 64 Diagramme, die Ekliptik der Sonne und des Mondes, die 360 Längengrade, die Jahrestage, 5 Planeten, 5 Elemente, 28 Constellationen, 12 Zeichen des Thierkreises, 24 Zeiten, 12 Punkte des Compasses, 9 Sterne, die ungleichen männlichen Zahlen, die gleichen weiblichen Zahlen bis 360, verzeichnet. Das Ganze ist verwirrt und geheimnißvoll genug um dem Laien Respect einzuflößen und mit Leichtigkeit etwas vorreden zu können. Dem Eingeweihten hingegen ist es ein kurzweiliges Hocuspocus-Spiel, ein Punctirbuch oder eine Rechenmaschine, um irgend ein mathematisches Exempel des Fung schui zu lösen.

Neben Gesetz (Li) und Zahl (Sz) kommt nun im System des Fung schui noch in Betracht das Hi = das Athmen oder der Odem der Natur. Die Natur ist dem Chinesen ein lebendiger Organismus, der aus- und einathmet, und dadurch alle Naturerscheinungen hervorbringt. Es ist zwischen Himmel und Erde nichts so wichtig, so allmächtig und allgegenwärtig als Hi, in ihm leben und bewegen sich alle Dinge. Hi ist der im Nichtsein schlummernde Lebenskeim, der durch sein Hervorbrechen das Sein bewirkt, durch seine Regungen die Dualkräfte erzeugt, erst chaotisch, dann mehr und mehr abklärend. So wirkt Hi fort in der Natur durch Ausathmen Leben erzeugend, durch Einathmen Leben vernichtend. In der Athmosphäre zeigt sich die Pulsation des Hi in sechsfacher Form und verursacht: Kälte und Hitze, Trockenheit und Feuchtigkeit, Wind und Feuer. Verbunden mit dem Einfluß der 5 Planeten und 5 Elemente werden die 24 Jahreszeiten geregelt, daher spricht man auch von einem 24fachen Athmen.

Z. B. Hi in Verbindung mit Element Holz und Jupiter schafft Regen.
" " " " " Metall und Venus erzeugt Hitze.
" " " " " Wasser und Mercur bewirkt Kälte.
" " " " " Erde und Saturn bringt Wind hervor.

Will man sich nun über die Art des Hi in einer bestimmten Gegend informiren, so muß man die Geomanten um Rath fragen. Die Erdoberfläche ist auch hierbei nur ein Reflex der himmlischen Kräfte, es muß sich daher auch das Athmen der Natur entdecken lassen. Der azurne Drache, der, wie wir oben gesehen, sich links in den 7 östlichen, und der weiße Tiger, der sich rechts in den 7 westlichen Constellationen der Mondbahn findet, ist auch durch Hi beseelt, dort ausathmend, hier einathmend. So muß auch das Athmen zu finden sein in den entsprechenden Bodenformationen. Der Geomant wird also dem Frager beweisen, wo in den Bergen Brust, Leib, Glieder, Adern des Drachen zu suchen seien. Am kräftigsten muß der Lebenshauch in der Nähe der Brust, am schwächsten in den äußeren Gliedmaßen zu finden sein. Man nimmt an, daß in einer Entfernung von 2 Meilen der Lebenshauch des Drachen unwirksam wird. Aber auch in der Nähe der Brust kann das Hi zerstreut werden, z. B. durch freien Zuzug des Windes, reißenden Ablauf des Wassers. Wohingegen nach Ost und West ein Abschluß sich findet, die Bäche nur langsam sich herauswinden, und die engste Verbindung von Drache und Tiger, Männlich und Weiblich, sich feststellen läßt, da sind glückliche Wohnplätze für Todte und Lebendige, da blühet Wohlbehagen, Reichthum, Ehre, reiche Nachkommenschaft, Gesundheit und dergleichen Glückseligkeiten.

Damit indeß der Laie nicht zu leichtes Spiel habe und sich dergleichen Orte selbst suchen kann, wo der Lebensodem kräftig weht, so hat der Geomant noch eine Menge Wenn und Aber, die nur er mit Hilfe seiner Wissenschaft und seines Instruments beseitigen kann. Z. B. kann der äußeren Form nach alles in Richtigkeit sein, und dennoch weht ein verderblicher Odem, und bringt unsägliches Unglück über die betreffenden Bewohner. Es ist dann irgend welche Disharmonie mit den Elementen, Planeten, Sternen ꝛc. vorhanden, und nur mit Hilfe des Compasses kann man ins rechte Fahrwasser gelangen.

Unheilschwanger sind dem Chinesen alle graden Linien, z. B. steile, kahle Felsen, gradlinige Abhänge und Bergrücken, grade Wasserfälle und Bäche, grade Wege u. dergl. stören ein an und für sich gutes Fung schui. Nun denke man sich diese gradlinigen Schienenwege durchs Land gezogen, würden sie nicht dem Chinesen seinen Fung schui-Traum vernichten? Daher diese Widerspenstigkeit der Chinesen bei dieser Frage; den Europäern redet man natürlich etwas anderes vor. Auch eine Menge anderer Formen schaffen Unglück herbei, wie man aus Erfahrung zu schöpfen vorgiebt, und in den Werken über Fung schui mit Beispielen beleuchtet. Z. B. ist

eine Anhöhe einem Sopha ähnlich, dann sterben die Söhne und Enkel der Umwohnenden eines plötzlichen Todes. Ist die Anhöhe wie ein umgestülptes Boot, dann sterben die Töchter an der Schwindsucht und die Söhne im Gefängniß. Ist der Berg einer Glocke ähnlich, dann werfen die Sterne des großen Bären tödtliches Licht auf die Familien. Noch schlechter ist das Omen, wenn die umliegenden Hügel die Form eines Korbes, einer Flugschar, Schildkröte, Pferdeauge, Terrasse &c. haben.

Ist man trotz aller frommen Wünsche dennoch genöthigt in einer Gegend zu wohnen, die ein schlechtes Fung schui hat, so kann man doch durch Kunst und Fleiß dasselbe in ein besseres bekehren. Der Himmel erfordert die Hilfe des Menschen um seine Pläne auszuführen, und die Erde erfordert die Hilfe des Menschen, um ihre Produkte zur Reife und Vollkommenheit zu bringen. Himmel und Erde an sich unvollkommen, überlassen dem Menschen den letzten Federstrich bei ihren Schöpfungen. Der Mensch kann sich daher auch ein gutes Fung schui schaffen; er kann Berge erhöhen durch Thürme, Bergspitzen abtragen, einen Mars in einen Jupiter bekehren, oder einen Jupiter in eine Venus. Er kann Wege und Flüsse krümmen, Hügelformen durch Gebüsche herstellen. In dem kleinen Bereiche des eigenen Gehöftes oder Dorfes gehört zu einem guten Fung schui ein Gebüsch im Rücken und ein Teich in der Front des Hauses oder Dorfes. Der Eingang ins Haus muß verschlungen und verdeckt sein. Ein Brett mit den 2 Principien und 8 Diagrammen über der Hausthüre, Löwen- und Drachenbilder auf dem Dache und am Eingange gehören ebenfalls zur Herstellung eines guten Fung



schui. Vor allen Dingen aber muß man einen Geomanten zu Rathe ziehen, der gegen gute Bezahlung genaue und gute Vorschriften ertheilen wird. Hat der Geomant sich dennoch verrechnet, so daß das gehoffte Glück ausbleibt, so versucht man es mit den Rathschlägen eines zweiten und dritten, und endlich verläßt man Haus und Hof und sucht einen Platz, wo ein besseres Fung schui herrscht. Man kann daher in China oft sehr billig Häuser und Grundstücke kaufen, die eines schlechten Fung schui halber verlassen wurden.

Das Gebiet der Form, Naturerscheinung, Yim, ist im Obigen oft genug berührt worden, so daß wir es jetzt übergehen können. Wir fassen zum Schluß die Frage: Was ist Fung schui? noch einmal kurz dahin zu-

sammen: Es ist ein Phantasiegemälde mit manch glücklichen Einfällen, die wir einem praktischen Sinne zuschreiben würden. Es ist ein Gemisch von Naturwissenschaft und einer entarteten Religion, aus welcher die edleren Momente des alten Theismus verschwunden sind und dafür Ahnendienst, Menschenvergötterung an die Stelle getreten. „Es ist die Quintessenz von thauistischem Mysticismus, Buddhischen Fatalismus und Confucianischem oder besser Tschu hi'schen Materialismus." Fung schui kommt von einer Höhe des Forschens und verliert sich im Thale des Aberglaubens, wo es seine Anhänger hoch und niedrig, gelehrt und ungelehrt, in allen Lebensverhältnissen von der Geburt bis zum Tode knechtet und für jeden Aufschwung erlahmt. Fung schui ist eine Macht in China, gegen welche der Götzendienst mit seinen unzähligen Götzen nichts ist. Fung schui in Verbindung mit dem Ahnendienst ist für die Einführung des Christenthums, als auch der europäischen Cultur das größte Hinderniß. Als Christen sehen wir hinter jenen Drachen, der die chinesischen Gemüther knechtet, sei es daß er als Gesetz, Zahl, Hauch oder Form, als Urbild oder Abbild auftritt, eine Macht der Finsterniß, die in der Bibel mit demselben Namen bezeichnet wird. Die europäische Cultur, wie sie hauptsächlich von Beamten, Kaufleuten und wol auch etlichen Gelehrten dort vertreten wird, hat bisher noch nicht vermocht, an diesem Aberglauben zu rütteln, wol aber hat es das Christenthum gethan. Die Glieder unserer Gemeinden sind frei davon und gehen mit Wort und That voran, dieses und andere Systeme des Aberglaubens zu vernichten, und ihre Landsleute zur rechten Freiheit zu führen, die sie selbst im christlichen Glauben gefunden haben. Die Christen sind auch in China die Pioniere einer höheren Cultur, die nur gedeihen kann, wo die gesunden Grundlagen des christlichen Glaubens vorhanden sind.

Gessi Bey's Erfolge in der Unterdrückung des sudamischen Sklavenhandels.

Einen allem Anschein nach tödtlichen Schlag hat der abscheuliche Sklavenhandel Central-Afrikas durch die Italiener erhalten, an deren Spitze der in der Ueberschrift genannte Romolo Gessi steht. Die von dem Capitän Camperio seit drei Jahren in Mailand herausgegebene geographische Monatsschrift „L'Esploratore" veröffentlicht in der Juli-Nummer v. J., so wie in zwei hinzugefügten Supplementheften aus der Feder Gessi Bey's selbst die interessantesten Berichte über die im östlichen Sudan stattgehabten entscheidenden Kämpfe, aus denen wir unsern Lesern hiermit die wichtigsten

Notizen mittheilen wollen. Wir schicken zur Orientirung einige einleitende Bemerkungen voraus.

Vor neun Jahren sandte der Vicekönig von Aegypten unter einem gewissen Hillali eine Expedition nilaufwärts zur Exploration und Besitzergreifung von reichen Kupferminen im Süden des damals noch unter einem selbständigen Sultan stehenden Landes Darfur. Mit 400 Mann unregelmäßiger Truppen und zwei Kanonen begab sich Hillali an den Gazellenfluß, Bahr-el-Gazal, und begann seine Operationen. Er wurde bald darauf zum Gouverneur ernannt und suchte vor allem unter den zahlreichen „Seriba's" der Gegend, die sich unter einander heftig bekämpften, Ordnung zu schaffen; Seriba nennen die Eingebornen ihre von Gräben und Hecken eingeschlossenen Niederlassungen, wo sie in den Hütten und Verschlägen ihre Waaren, d. h. Elfenbein und Sklaven, aufbewahren, bis herumziehende Händler ihnen beides abkaufen. Ziber, der Vater des jetzt von Gessi besiegten Suleiman, der eine große Anzahl solcher Niederlassungen besaß, widersetzte sich den Anordnungen des neuen Gouverneurs und griff zu den Waffen. Hillali begann gegen ihn die Offensive, wurde aber geschlagen, enthauptet und sein Kopf von den Siegern an Ziber ausgeliefert. Anstatt nun die erlittene Niederlage zu rächen, machte die Regierung, durch zahllose von Ziber bestochene einflußreiche Personen im Sudan irregeführt, vielmehr diesen selbst zum Bey und Gouverneur im Schacka, und seitdem galt Ziber im ganzen Sudan als unbesieglich und als die einflußreichste Person Centralafrikas. Dieser Stand der Dinge währte so lange, bis der Engländer Gordon Pascha vom Vicekönig zum Generalgouverneur im ägyptischen Sudan ernannt wurde. Die scharfen Maßregeln, welche dieser gegen den Sklavenhandel ergriff, erbitterten Ziba; er wollte sich für seinen Handel mit schwarzem Menschenfleisch den Weg nach dem Sobat nicht verbauen lassen, ergriff die Waffen und eroberte ganz Darfur. Als die Regierung aber Truppen gegen ihn ausschickte, erklärte er, er habe Darfur für den Vicekönig in Besitz genommen; die ägyptischen Truppen zogen in die Hauptstadt des Landes, El-Fascher, ein, und um Ziber an sich zu knüpfen, ernannte ihn der Vicekönig zum Pascha und überhäufte ihn mit Ehrenbezengungen.

Nicht lange nach Gordons Einzug im Sudan brach in Darfur ein Aufstand aus, der unter der Hand vom Sohne Ziber's, Suleiman, unterstützt wurde. Die kleine Besatzung des Landes befestigte sich in El-Fascher. Suleiman zog mit 6000 Kriegern zur Belagerung aus; den geschickten Maßregeln Gordons aber gelang es, die bedeutendsten Genossen Suleimans demselben abtrünnig zu machen. Indessen anstatt nun einen vernichtenden Schlag gegen den Rebellen zu führen, versprach Gordon den sich Unterwerfenden Verzeihung und ließ dem gefährlichen Suleiman in übel angebrachter Großmuth die Freiheit.

Dieser Suleiman nun hat neuerdings wieder die Fahne des Aufruhrs in Bahr-el-Gazal ergriffen, und gegen ihn ist der im Krimkriege unter den Engländern militärisch ausgebildete Italiener Gessi ausgeschickt, dem zwei Volksgenossen Messedaglia und Emiliani mit gleicher Bravour und militärischen Schneide an die Seite traten.

Gessi mußte mit einer anfänglich gänzlich unzureichenden Truppe gegen Suleiman manövriren. Er hatte nur vier Compagnien regulärer Infanterie mit wenigen Kanonen, einer Mitrailleuse und einem Vorrath Congrevischer Raketen; die etwa tausend Mann irregulärer Truppen aus den Eingebornen, die ihm zugewiesen worden, waren völlig unzuverlässige Menschen, denen an der Unterdrückung des Aufstands durchaus

nichts lag, da der Sklavenhandel sie größtentheils selbst ernährte. In mühseligen Märschen, durch Flüsse und Moräste, die dem Transport der Kanonen fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzten, von der Communikationslinie zum Bezug von Proviant und Muninito oft gänzlich abgeschnitten, mit der kläglichsten Entmuthigung seiner Leute täglich kämpfend, die nicht wagten, dem gefürchteten Suleiman im offenen Kampfe zu begegnen, so zog Gessi, der einzige Europäer unter lauter Schwarzen und Braunen — seine Italiener waren auf Nebencommandos ausgeschickt — einem Feinde entgegen, der durch Zuzug aus dem ganzen Sudan unablässig verstärkt wurde, und die Sache einer Freiheit verfocht, die auf große Massen begeisternd wirkte, wenn sie freilich auch für Hunderttausende gleichzeitig die elendeste Knechtschaft bedeutete. Die Muthlosigkei unter den eingebornen Truppen Gessis erreichte zuletzt einen so hohen Grad, daß er zu einer Kriegslist greifen mußte. Er ließ sich von einem zuverlässigen Araber in seiner Begleitung einen von Muschra-el-Rek datirten Brief schreiben, in welchem ihm die Ankunft von zehn Compagnien und vier Kanonen in nächste Aussicht gestellt wurde. Den Brief mußte ein Neger auf einem gespaltenen Rohr durch's Lager zu ihm bringen; derselbe Araber, der ihn geschrieben hatte, las ihn vor allen Kriegern mit lauter Stimme vor, und unter Umarmungen, Freudenrufen und endlosen Hochs auf den „Effendi“ kehrte der geschwundene Muth bei den Verzweifelten wieder ein.

Nach sieben Tagen, am 11. Dec. 1878, erhielt Gessi wirklich einen Zuzug von gegen 1000 wohlbewaffneten Soldaten unter Abu-Mouri, so daß sich jetzt im Ganzen über 2500 Mann unter dem Commando Gessis befanden. Am 28. Dec. fand der erste Zusammenstoß mit Suleiman, der sich inzwischen zum „Herrn von Bahr-el-Gazal, Rhol und Makraka“ proclamirt hatte, vor einem sorgfältig von Gessi befestigten Lager statt.

Mit einer fanatischen Todesverachtung warfen sich Suleimans, im Kriege gegen Darfur wolgeschulte Truppen auf den Feind, in dessen Reihen sie Väter, Brüder, Freunde, Genossen ihrer eignen Interessen wußten. Allein das mörderische Feuer der Remington-Gewehre, sowie die vernichtend wirkende Mitrailleuse, rissen tiefe Löcher in die andringenden Schaaren; und wenn dieselben auch immer wieder mit frischen Truppen gestopft und die Angriffe erneuert wurden, so endete doch zuletzt der Kampf mit einer planlosen Flucht der Suleimanschen Krieger. Auf eine Verfolgung glaubte Gessi bei der unzulänglichen Zahl seiner eignen Truppen es nicht ankommen lassen zu dürfen, um nicht etwa durch eine geschickte Division des Feindes um die gesicherte Position seines verschanzten Lagers gebracht zu werden. Allein 1084 Todte bedeckten aus den gegnerischen Reihen den Kampfplatz, und über 400 Verwundete waren im Beginn der Schlacht in Suleimans Lager transportirt worden. Außerdem desertirten nach dem Treffen viele Krieger aus den Nyam-Nyam, so daß Gessi den Verlust des Feindes, der mit 11 000 Mann in den Kampf getreten war, auf 4 000 berechnen konnte. Er selbst hatte nur 93 Todte und Verwundete verloren. Der moralische Erfolg dieser glänzenden Niederlage aber war von unermeßlicher Bedeutung. Im ganzen Sudan hatte kein Mensch an die Möglichkeit gedacht, daß Suleiman von einer so ungenügenden Truppe geschlagen werden könnte. Gessis Sieg erschütterte den Glauben an die Allmacht des Rebellen. Und wenn nun auch Tausende und aber Tausende zum Beistand geschickt wurden, so hatte doch die Zuversicht und der Muth bei den Soldaten Gessis einen so hohen Aufschwung genommen, daß sie mit ungeahnter Kühnheit auf die weiteren

Unternehmungen ihres geschickten Führers eingingen und dem entmuthigten Gegner Schlappe auf Schlappe beibrachten. Suleimans eigne Soldaten desertirten in Massen zu Gessi; am 4. Januar zählte derselbe schon 3200, am 27. 3500 Krieger.

Indessen hatte auch der tapfre Italiener mit schweren Widrigkeiten zu kämpfen. Seine Munition ging auf die Neige; die verpesteten Ausdünstungen der unbeerdigten Leichen brachten verheerende Krankheiten: Dyssenterie und die schwarzen Pocken grassirten in seinem Lager; Fleisch und Salz waren für die Gesunden kaum mehr zu beschaffen. Zur Fabrikation neuer Patronen aus dem vorhandenen Pulvervorrath opferte Gessi alles Papier, dessen er habhaft werden konnte, die officiellen Briefschaften, zuletzt auch das Tomaséosche Lexicon, das ihm bei seinem Abschiede aus Italien von seinem Freunde Matteucci geschenkt war. Doch blieb der Sieg auch in der Folgezeit unausgesetzt bei seinen Waffen. In elf zum Theil sehr schweren Treffen (das letzte währte elf Stunden) wurde Suleiman aus seinen befestigten Positionen vertrieben und zog sich endlich mit etwa noch tausend Mann ihm ergebener Krieger am 28. April nach seiner Seriba zurück. Vor einem neuen Angriffe sicher, ging Gessi mittlerweile an die Bestrafung der ringsumher zerstreut wohnenden Hauptsklavenhändler, deren Niederlassungen er zerstörte, verbrannte und dem Boden gleich machte; die Köpfe der Rädelsführer wurden ihm zuweilen kistenweise von den übereifrigen Mannschaften zugesandt; er selbst ließ die mit den Waffen in der Hand Ergriffenen erschießen und statuirte an vielen Hunderten ein scharfes Gericht. Schon während der Kriegführung selbst hatte Gessi durch unvermuthete Ueberfälle der Transporte vielen tausenden von Sklaven die Freiheit verschafft. Jetzt schlug die Stunde der Erlösung für Alle. Denn neben Gessi wirkten zum gleichen Ziele seine Freunde Messedaglia und Emiliani und vor Allem Gordon Pascha selbst, der auf seinem Zuge mehr als 4000 Sklavenhändler ergriff oder über die Grenzen trieb, und nicht weniger als 25 Karawanen mit je 3—400 Sklaven antraf und auflöste.

Durch kräftige Unterstützung wurde nun im Mai die Kriegsmacht Gessis, den der Vicekönig inzwischen zum Bey und Oberst ernannt und mit einem hohen Orden geschmückt hatte, auf 10 000 Mann gebracht. Mit dieser ansehnlichen Truppe suchte Gessi seinen Feind Süleiman in dessen Zufluchtsorte an den früher erwähnten Kupferminen auf. Durch die Flucht vieler Sklavenhändler war Suleimans Macht wieder bis auf 3000 Mann gewachsen. Aber Gessi hatte darin auch das ganze Nest der schlimmsten Verbrecher beisammen. Bei einem Hauptschlage konnte Suleiman mit knapper Noth in Begleitung von nur zwei Getreuen zu Pferde entrinnen; der Rest wurde niedergemacht, neun lebendig gefangen genommene Häupter der Rebellion gehängt. Nach den neusten Berichten vom 28. Juli ist es Gessi endlich gelungen, sich Suleimans selbst zu bemächtigen; die von Gordon demselben einst gewährte unzeitige Milde wird der Italiener wahrscheinlich nicht walten lassen, und mit Suleimans Tode hoffentlich die Ausrottung der Greuelthaten besiegeln, die im Sklavenhandel so lange Afrika gefangen gehalten haben.

Nachschrift. Wie Kapt. Camperio in den „Geogr. Mittheilungen“ (1879 S. 426 f.) berichtet, ist Suleiman in einem Gefechte getödtet worden. — Unterdeß haben die in ihren Interessen so tief geschädigten arabischen Händler Petition über Petition an den Khediven abgehen lassen, in welchen sie „gegen das ruchlose Vorgehen der Europäer Einsprache erheben und Gordon und seine Bevollmächtigten beschuldigen, daß sie das

Land ruinirt, seinen Handel vernichtet" 2c. und in Aegypten wenden die dortigen Araber alle Mittel auf, damit die europäischen Befehlshaber abgerufen werden. Hoffentlich bestätigt sich das Gerücht nicht, daß Gordon seine Stelle verlassen wolle; es wäre traurig, wenn so viel Blut umsonst geflossen wäre.

Quartal-Bericht.

Das wichtigste die Heidenmission betreffende Ereigniß in unsrer heimischen Kirche ist der von der preußischen General-Synode nahezu einstimmig gefaßte Beschluß: den Evangelischen Ober-Kirchenrath zu ersuchen:

> „durch Verhandlung mit den Consistorien und resp. den Provinzial-Synodal-Vorständen dahin zu wirken, daß in jeder Provinz ein geeigneter Sonn- oder Feiertag bestimmt werde, um an demselben im Vor- wie Nachmittags- resp. Abendgottesdienste der Heidenmission zu gedenken und eine Collecte für dieselbe einzusammeln."

Die Anregung zu diesem Beschlusse war von der „Missions-Conferenz in der Provinz Sachsen" ausgegangen, die den Antrag gestellt hatte, einen solchen Missions-Festtag gemeinsam für die 8 älteren Provinzen Preußens zu bestimmen. Daß der Antrag nicht in dieser Form vor die Synode gebracht, sondern nach vorhergegangener Vereinbarung in Rücksichtnahme auf den hier und da bereits vorhandenen verschiedenen provinziellen Usus von einer gemeinsamen Feier abgesehen worden ist, das soll uns die Freude über das jetzt Erreichte nicht im mindesten verkümmern. Werden wir doch thatsächlich von 1880 ab in in jeder der 8 älteren Provinzen Preußens jährlich einen obligatorischen Missionsfesttag haben und man darf wol hoffen, daß diese Feier bald nicht nur in den übrigen Provinzen Preußens, soweit sie ihnen noch fehlt, sondern auch in sämmtlichen andern deutschen Landeskirchen eingeführt wird, so daß endlich die Kirche als solche wenigstens durch eine kirchliche Missionsfeier eine positiv fördernde Stellung zu dem wichtigen Werke der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden einnimmt und unsre Missionare draußen, wie der Referent sagte, wissen: „die ganze Landeskirche stehe hinter ihnen". Sonst hätten wir allerdings von den den Antrag empfehlenden Reden wol gewünscht, daß sie sich bei dieser Gelegenheit etwas mehr mit dem Verhältniß zwischen Mission und Kirche beschäftigt hätten.[1])

In ihrem Antrage hatte die sächsische Provinzial-Missions-Conferenz es absichtlich

---

[1]) Das „Bremer Kirchenblatt" 1879 S. 345 bemerkt zu dem Beschlusse der General-Synode: „Uns scheint es durchaus nicht ohne Bedenken, daß man so sehr schnell, gleich in der ersten Generalsynode solche Anträge stellt und annimmt. Wir möchten glauben, daß Sinn und Verständniß für beide Arbeiten (äußere und innere Mission) noch nicht so weit gediehen sind in der Kirche, um den Weg der freiwilligen Arbeit zu verlassen." — Nach unserer Auffassung des qu. Beschlusses kommt das letztere Niemand in den Sinn. Sinn und Verständniß sollen eben durch den allgemeinen Missionsfesttag in weiteren Kreisen geweckt und gefördert werden, damit die freiwillige Arbeit sich mehre. Und wenn endlich, nachdem auch die deutsche Mission über 1/2 Jahrhundert alt ist, die Landeskirchen einen offiziellen Schritt thun, um sich zu ihr zu bekennen, so kann man doch kaum sagen, daß sie sich damit übereilt hätten.

vermieden, einen bestimmten Tag für die beantragte Feier in Vorschlag zu bringen, „damit nicht etwa die Sache selbst falle, wenn der proponirte Termin nicht allgemeine Zustimmung finden sollte". Nur wurde es als wünschenswerth bezeichnet, „daß ein Tag gewählt werde, der nicht nur durch seine geschichtliche Bedeutung und seine Perikopen die Qualifikation zu einem Missionsfeste besitzt, sondern an dem auch ein zahlreicher Kirchenbesuch zu erwarten steht und also die Sache der Mission Aussicht hat, wirklich vor die große Gemeinde gebracht zu werden". Es wird wesentlich zwischen dem Epiphaniasfeste resp. dem Sonntage nach Epiphanias, Himmelfahrt und dem zweiten Pfingstfeiertage die Wahl bleiben und alles erwogen, dem letzteren Termine der Vorzug eingeräumt werden müssen.

Auf Antrag Dr. Wangemanns wurde ferner beschlossen: „die bei dem allgemeinen Missionsgottesdienste zu sammelnde Collecte an die einzelnen Haupt-Missionsgesellschaften innerhalb der Ev. Landeskirche nach Maßgabe der aus dem jeweiligen letzten Jahresbericht ersichtlichen Zahl der von jeder Gesellschaft bedienten Missionsstationen resp. der auf denselben arbeitenden ordinirten Missionare vertheilen resp. durch die Königlichen Consistorien vertheilen lassen zu wollen."

Auch auf der Versammlung der Evang. Allianz zu Basel vom 31. Aug. bis 7. Sept. 1879 waren der Heidenmission nicht bloß die Verhandlungen eines ganzen Tages, des Freitags, gewidmet, sondern die Bezugnahme auf dieses große Werk unsres Jahrhunderts klang mehr oder weniger fast durch alle Verhandlungen hindurch, so daß man einen recht lebendigen Eindruck davon erhalten mußte, die Mission sei jetzt in allen Abtheilungen der evang. Kirche nicht blos als eine naturnothwendige, sondern auch als eine hoffnungsreiche Thätigkeit des christlichen Glaubens erkannt und als ein integrirender Theil des christlichen Lebensorganismus von den Gläubigen allgemein aufgefaßt.

Unser verehrter Mitarbeiter, Prof. Christlieb, sprach als Hauptreferent über „den gegenwärtigen Stand der evang. Heidenmission". Trotzdem die Versammlung ihm ausnahmsweise 2 Stunden vergönnte, reichte diese Zeit noch nicht aus, den gesammten Inhalt des Vortrags mitzutheilen. Der Pflicht, dieses Ortes einen Auszug aus demselben zu bringen, sind wir dadurch überhoben, daß wir bereits das Referat selbst und zwar unverkürzt in dieser Zeitschrift zum Abdruck gebracht haben. Ueber die kürzeren Reden der Herren Arthur aus London, Barde aus Genf und Murray-Mitchell aus Edinburg sind wir leider nicht in der Lage Mittheilungen machen zu können, da unser Referent uns im Stich gelassen. Auch über die Annahme des die Unterdrückung des Opiumhandels betreffenden Antrags ist bereits S. 570 des v. J. dieser Zeitschrift Mittheilung gemacht.

Am Nachmittage desselben Tages fand dann noch eine Special-Conferenz vornämlich für eigentliche Berufsarbeiter innerhalb der Heidenmission statt, welche im Anschluß an einen Vortrag des Baseler Inspector Schott folgende etwas steif formulirte Anträge annahm und deren Mittheilung an alle evang. Missions-Gesellschaften durch die evang. Allianz beschloß:

1) „Die Ev. Allianz erklärt, wie sehr es nach ihrer Ueberzeugung verfehlt ist, wenn Missionsgesellschaften, Stationen und einzelne Missionare anders als brüderlich sich gegen einander verhalten und sie bittet die Committee der Ev. Allianz zur Erreichung dieses Zieles die geeigneten Schritte zu thun, d. h. diese Thesen und ihre Begründung den verschiedenen Missionscommitteen zuzusenden und sie zu bitten, dem Allianzcommittee darauf zu antworten."

Die betreffende These lautete: „Da die verschiedenen Protestantischen M.-GG. thatsächlich bis in die neuste Zeit immer aufs neue in dem Fall sind, Eingriffe in ihre Arbeitsgebiete von Seiten der Missionare andrer protest. M.-GG. abwehren oder erleiden zu müssen, und auch der Fall vorkommt, daß mehrere protest. GG. auf ein so enges Arbeitsfeld zusammengedrängt sind, daß keine von ihnen frei sich bewegen und ihre Kraft entfalten kann, erscheint es wünschenswerth, daß die Versammlung der Ev. Allianz nicht bloß ausspreche, wie sehr es nach ihrer Ueberzeugung verfehlt ist, wenn Missionsstationen und einzelne Missionare sich Concurrenz machen, sondern auch über Mittel und Wege berathe, wie diesem Uebelstande abgeholfen werden könne." Die Begründung dieser wie der übrigen 2 Thesen siehe im „Ev. Miss. Mag." 1879 S. 413 ff.

2) „Unter Enthaltung jedes inhaltlichen Urtheils über die behandelte Frage (nämlich die allgemeine Annahme des Lepsius'schen Standard Alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to an uniform orthography in European letters, speciell für die christliche Literatur in China) sollen die heute gepflogenen Verhandlungen den verschiedenen Gesellschaften mitgetheilt und dieselben gebeten werden diese Frage des Lepsius-Alphabets besonders (aber nicht nur) für China in freundliche Erwägung zu ziehen." — Ob dieser Gegenstand zu einer Beschlußfassung auf der Allianzversammlung geeignet, lassen wir dahingestellt.

3) Die dritte These lautete: „Da es unzweifelhaft ist, daß eine Ehe, welche im Kindesalter geschlossen und noch nicht vollzogen worden ist, nach christlichen Grundsätzen eine vor der Heimführung zum Christenthum übergetretene Tochter nicht verpflichtet, sich für immer an einen heidnischen Mann zu binden, ja das Christenthum die Vollziehung einer solchen Ehe geradezu für unsittlich erklärt, wenn der Mann in der Zeit zwischen der Schließung jener ersten Ehe und der Vollziehung derselben eine zweite polygamistische Ehe eingegangen hat und in derselben fortleben will, so wird der Antrag gestellt:

Die Ev. Allianz wolle beschließen, sämmtliche in Ostindien arbeitenden M.-GG. mögen aufgefordert werden, einen gemeinsamen Schritt bei der gesetzgebenden Behörde Ostindiens zu thun zur Beseitigung derjenigen ehegesetzlichen Bestimmungen, welche die Nichtigkeitserklärung und Aufhebung einer solchen Ehe, wie sie oben beschrieben worden ist, hindern." [1])

Die Versammlung beschloß durch einen der anwesenden Missionsleiter eine englische Gesellschaft zu bitten, in der angeregten Richtung die nöthigen Schritte zu thun.

Von den deutschen M.-GG. liegen uns jetzt, mit Ausnahme von Breklum, von wo uns keine Kunde zugegangen ist, endlich die sämmtlichen Jahresberichte pro 1878 vor. Hiernach stellen sich die Einnahmen folgendermaßen:

Basel:	662,380 Mk.
Br. Gem.:	338,190 Mk.
Berlin I:	295,783 Mk.
Barmen:	268,382 Mk.
Hermansburg:	222,934 Mk.
Leipzig:	222,116 Mk.

[1]) Es sind vereinzelte Schritte zur Beseitigung des qu. Uebels seitens indischer Missionare bereits geschehen. Cf. des Herausgebers: „Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Cultur S. 149 f. die Quellennachweise II Anm. 195 und 196.

Berlin II: 123,399 Mk.

Bremen: 74,840 Mk.

Leider ist abermals ein Rückgang in der Gesammteinnahme zu constatiren. Dieselbe betrug:

1876: 2,299,284 Mk.

1877: 2,260,153 „

1878: 2,208,024 „

Das ist in 2 Jahren ein minus von über 90,000 Mk., wenn man die Barmer Jubiläumsgaben, die c. 140,000 Mk. betrugen, außer Rechnung läßt. Ohne Deficit, sogar mit einem Ueberschuß, haben nur 2 GG. abgeschlossen: Leipzig (30,458 plus) und Berlin I (5884 plus). Alle übrigen laborirten zum Theil an bedeutenden Schulden: Basel 166,330; Br. Gem. 94,689; Barmen 89,335; Hermannsburg 74,090; Berlin II 26,909; Barmen 16,591 — macht im Summa 467,944 Schulden, von denen allerdings im Laufe des Jahres 79 manches Tausend getilgt, wahrscheinlich aber auch manches hinzugekommen ist. Wenn wir nun bedenken, daß in der oben angeführten Gesammteinnahme auch die Beiträge enthalten sind, die Basel aus der Schweiz, die Br. Gem. aus England und Amerika, Barmen aus Holland, Leipzig und Berlin II aus Rußland rc. beziehen und daß die Erlöse aus Schriften, Kapitalzinsen rc. in der obigen Summe gleichfalls mit eingerechnet sind, wir also c. 500,000 Mk. in Abzug bringen müssen, wenn wir die jährliche Missionsleistung des evangelischen Deutschlands haben wollen, so werden wir gestehen müssen, daß dieselbe einer Steigerung ebenso bedürftig wie fähig ist.

Im katholischen Deutschland dagegen sind 1878 die Missionsbeiträge gestiegen. Freilich sie erreichen auch nach dieser Steigerung selbst propotionaliter die der evangelischen Bevölkerung noch nicht, aber sie befinden sich doch im Wachsen und das trotz der durch den „Culturkampf" so bedeutend vermehrten heimischen Ausgaben. Aus der in den „Katholischen Missionen" (1879 S. 255) veröffentlichten Tabelle entnehmen wir folgende Zahlen. Die Gesammteinnahme des „Vereins der Glaubensverbreitung" in allen Welttheilen betrug 1877: 4,914,341 — 1878: 5,273,392 Mk. Die Hauptsteigerung kommt auf Deutschland, das 1877: 477,493 — 1878: 700,874 Mk. aufbrachte. Aus Frankreich kamen (1878) 3,507,112 — aus Italien: 253,564 — aus Spanien 7,824 Mk.! Man sieht, der Eifer wächst nicht in dem Maße als das Land rein katholisch ist. —

Im vergangenen Jahre war ein halb Jahrhundert vergangen, seit die schottische Kirche ihren ersten Missionar, den nachmals so berühmt gewordenen Alexander Duff,[1]) nach Indien gesandt. Die schottische Freikirche, welcher Duff bei ihrer Gründung (1843) sofort beitrat, will dieses Jubiläumsjahr nicht vorübergehen lassen ohne eine besondere Missionsthat. Sie hat deshalb eine specielle Committee unter dem Präsidium des alten Dr. Ph. Smith (eines Mitarbeiters Duffs) constituirt, deren Aufgabe ist, einen Jubiläumsfonds von 500,000 Mk. zu sammeln, der aus lauter kleinen Gaben von 50 Pfennigen zusammengebracht werden soll (Free Ch. of Scotland Monthly Rec. 79 S. 209 f.). Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß innerhalb der schottischen Freikirche, die 222,411 communionfähiger Mitglieder zählt, während

---

[1]) Vor kurzem ist der erste Theil einer vortrefflichen Biographie dieses hervorragenden Missionars von Dr. G. Smith erschienen, auf die wir zurückkommen werden, wenn das Werk vollendet ist.

die Staatskirche deren 515,786, die der Unit. Presb. 172,170 hat, aus 340 Gemeinden, die Sammlungen in den Kirchen ausgenommen, keine Missionsbeiträge eingegangen sind und daß gelegentlich dieses Jubiläums Anstrengungen gemacht werden, gerade in diesen Gemeinden Missionsvereine zu Stande zu bringen, deren Mitglieder regelmäßige Zahlungen leisten (Free Ch. Rec. 79 S. 272 ff.).

Wie schon S. 378 f. des v. J. mitgetheilt wurde, werden aus den verschiedensten Ländern der evangelischen Christenheit, besonders auch aus Amerika, eine Reihe sehr bedeutender Missionsgaben gemeldet, die in überzeugender Weise den Beweis liefern, daß man, trotz aller berechtigten Klagen über das Wachsen des materiellen Sinnes, unsre Zeit doch auch als eine Aera christlicher Freigebigkeit bezeichnen darf. Ungefähr 12 Millionen Mark sind allein von c. 12 Personen im Laufe des vergangenen Jahres für Werke, die den Bau des Reiches Gottes zum Ziele haben, dargereicht worden (Miss. Herald 79 S. 362. 390. For. Miss. 79 S. 85. Am. Miss. 79 S. 194. Miss. Review 79 S. 385 f.). Die größten Gaben stammen von dem schon neulich erwähnten Asa Otis für den Am. Board (3,792,000 Mk.) und von dem Bischof Tyrrell von Newcastle (Australien) für Theologische und andre Schulzwecke in seiner Diöcese (5,000,000 Mk.). — Obgleich von so bedeutenden Gaben aus Deutschland nicht Meldung gemacht werden kann, so freut es uns doch berichten zu dürfen, daß zur Tilgung der Schuld des Goßner'schen Missionsvereins 125 Missionsfreunde je 100 Mk. beigesteuert haben, so daß Hoffnung vorhanden, den geringen Rest in kürzester Zeit völlig getilgt zu sehen.

Freilich laufen dagegen auch von fast allen Missionsgesellschaften (auch Englands und Amerikas) übereinstimmende Berichte über neue, zum Theil sehr bedeutende Deficits ein (z. B. bei der Ch. Miss. Soc. 495,140; bei der London M. S. 104,820; bei der Wesl. M. S. 477,680 resp. 742,600, bei dem Am. Board gar 863,564 Mk.). Aber diese Deficits stammen nur zu einem verhältnißmäßig geringen Theile daher, daß die Beiträge gegen früher sich vermindert hätten; in Folge fortgehender Ausdehnung des Werks und neuer, bei ihrer ersten Gründung oft recht kostspieliger Unternehmungen (wie z. B. im centralen Afrika) sind vielmehr die Ausgaben mächtig gestiegen und die Beiträge der heimathlichen Freunde haben nur mit dieser Steigerung nicht überall gleichen Schritt gehalten. Nun thut ja freilich die heimische Christenheit ihre Missionspflicht noch lange nicht so als sie sollte und — wenn sie wollte — auch könnte, und gerade wir in Deutschland müssen unsre Leistungen noch bedeutend steigern. Dennoch dürfen wir, zumal angesichts der stets steigenden heimathlichen Anforderungen, uns nicht verhehlen, daß die durch die Ausdehnung des Werks bedingte Steigerung der Ausgaben auf die Dauer keineswegs allein durch steigende Einnahmen in der Heimath werden gedeckt werden können. Je länger je mehr drängt sich daher allen M.-GG., auch denen innerhalb der staatskirchlichen Verbände, die von Haus aus an diesen Gedanken weniger gewöhnt sind, die Nothwendigkeit auf, mit der Pflicht der Selbstunterhaltung seitens der eingebornen Christen Ernst zu machen. So hat vor einiger Zeit selbst die hochkirchliche Ausbreitungs-Gesellschaft (P. G. S.) ein Circular an ihre Missionare erlassen, daß nicht nur die Gemeinden der Colonial Missions nach Ablauf von je 9 Jahren ihre Geistlichen ganz oder zum großen Theil selbst besolden müssen, sondern auch daß innerhalb der eigentlichen Heidenmission in einer je nach den verschiedenen Verhältnissen verschieden zu bestimmenden Zeit dasselbe zu erstreben und der europäische Geistliche durch einen eingebornen zu ersetzen sei (Miss. Field 79 S. 293 ff.).

Nach dem vorjährigen (75.) Bericht der British and Foreign Bible Soc. beträgt die Gesammtzahl der direct (175) und indirect (55) durch diese Gesellschaft bewirkten Bibelübersetzungen 230, während in Summa 308 Versionen der heiligen Schrift nach den Angaben ihres Reports (S. 251) existiren sollen. Es ist sehr schwierig, die Richtigkeit dieser Angabe zu controlliren (cf. Proceedings of the Gen. Conf. on F. M. held at Mildmay, London S. 299 ff.; das Verzeichniß App. II S. 414 ff.), doch möchten wir annehmen, daß die angegebene Zahl eher zu niedrig als zu hoch sei. Ueber die Amerikanische Bibel-Gesellschaft, die allein 41 Uebersetzungen besorgt hat, vergl. Miss. Rev. 79 S. 392.

Afrika. In Kairo unterhält Fräul. Whately, die Tochter eines englischen Erzbischofs, seit 18 Jahren mehrere aus den kleinsten Anfängen allmählig zu einem bedeutenden Umfange herangewachsene christliche Schulen. In denselben ist jetzt Raum für 300 Knaben und 200 Mädchen — „nicht genug, um allen Ansprüchen gerecht zu werden. Die bei ihr erzogenen jungen Leute sind so gesucht im ganzen Lande, daß es schwer hält, dieselben bis zum Ende ihres Cursus in den Schulen festzuhalten". Neuerdings hat sie auch einen jungen Syrier, der seine Ausbildung im College der Amerikaner zu Beirut erhalten, als Missionsarzt angestellt. Diese als ebenso eifrig wie selbstlos bekannte Missionarin ist nun vor einiger Zeit durch einen in Kairo unverheirathet lebenden Schweizer, Namens Wild, der ihr 2 von ihm gegen eine Geldentschädigung übernommene Kinder aus dem Gallalande zur Erziehung übergeben, aufs heftigste angegriffen worden, nicht nur bezüglich der Leistungen ihrer Schulen, sondern auch weil sie widerrechtlich das bei ihrer Aufnahme 11—12 Jahr alte, mittlerweile nach ägyptischem Recht volljährig gewordene Mädchen zurückbehalten, als Herr Wild dasselbe, wie er schon früher mit dem Knaben gethan, in eine andre Erziehungsanstalt bringen wollte. Das „Ev. Miss.-Mag." (1879 S. 458 ff.) theilt sowohl den in der „Stuttgarter Handelszeitung" vom 19. Jan. 79 enthaltenen Angriffsartikel wie die im englischen „Echo" vom 19. März erschienene Entgegnung der Miß Whately ziemlich vollständig mit, aus welcher letzteren erhellt, daß die beschuldigte Dame vollständig in ihrem Rechte gewesen. Besonders interessant in dieser durchaus sachlich gehaltenen Entgegnung ist uns der Blick in die Erziehungsprincipien, welche Miß Whately befolgt. Während sonst gerade englische Damen oft genug sehr hoch hinaus wollen mit ihren eingebornen Schülern und Schülerinnen und sie durch Europäisirung mehr verziehen als erziehen, erklärt sie: „Herrn Wild war es darum zu thun, daß das Mädchen europäisch gekleidet werden und Französisch, Klavierspielen ꝛc. lernen sollte. Ich hielt ihm aber entgegen, daß die nothwendigeren Dinge zuerst kommen müßten und daß, wenn sie Fähigkeiten hierzu zeigen würde, sie schließlich zu einer Lehrerin sollte ausgebildet werden; einstweilen scheine sie aber, wie die meisten ihrer Stammesgenossen, mehr geeignet für den Dienstbotenstand, in jedem Falle sei europäische Kleidung für sie unnöthig und unpassend." Das sind gesunde Grundsätze und wir freuen uns, daß die angegriffene englische Dame den Muth gehabt hat, sie offen zu vertheidigen. —

Von Rio-Pongas (nördlich von Sierra Leone), wo der Westindische Zweig der Church of England in Verbindung mit der P. G. S. seit c. einem Vierteljahrhundert mit nicht unbedeutendem Erfolge missionirt (Miss. F. 79 S. 450 f.) wird berichtet, daß die Fürstin von Faringia, die länger als 20 Jahre der Wahrheit des Evangelii aufs entschiedenste widerstanden, in ihrem Alter sich gründlich bekehrt und so der Ausbreitung des Christenthums neue Bahn gemacht habe. Seitdem ist eine große

Kirche und Schule dort erbaut worden und viele Taufcandidaten haben sich gemeldet cf. Ebend. S. 273 ff.

Seit vorigem Jahre hat die Church Miss. Soc. ihre Missionsgemeinden in Sierra Leone völlig selbständig gestellt, so daß das dortige Arbeitsfeld, mit Ausnahme der Sherbro-Mission [1]) (mit 950 Christen) und der Oberleitung des Furah-Bay-College hinfort nicht mehr in den Jahresberichten der Gesellschaft figurirt. Auch die Bullom- und Quiah-Mission ist den eingebornen Christen von Sierra Leone übertragen. Die Gesammtzahl derselben (soweit sie mit der Ch. M. S. in Verbindung standen) beträgt c. 14,000, darunter 4874 Communikanten (Int. 79 S. 625 ff.), während außerdem die Wesleyaner noch 16,739 dortige Christen, darunter 5,646 volle Kirchenglieder unter ihrer Pflege haben (Rep. 78 S. 146). Das Furah Bay-College, das die Aufgabe hat, einen tüchtigen eingebornen geistlichen Stand heranzubilden, hat durch seine Verbindung mit der Universität Durham in England das Recht erlangt, an seine Studenten akademische Grade zu verleihen. Die Examenarbeiten werden an die Prüfungs-Commission der genannten Universität eingeschickt, durch die dann die Promotion erfolgt. Bis jetzt haben 3 schwarze Studenten des Furah Bay College den Grad eines B. A. und 5 andre die licentia concianandi erhalten (Int. 79. S. 185 und 372). Wenn wir den Lectionsplan des genannten College (Ebend. S. 627) durchgehen, und in ihm auch höhere Mathematik, die Lectüre von Homer (griech.) und Virgil (lat.), Französisch ꝛc. finden, so schlagen wir freilich nicht vor Bewunderung über diese Bildungshöhe, wol aber über diese Stoffmasse und die Unmöglichkeit einer Verarbeitung derselben seitens der schwarzen Schüler die Hände zusammen. Daß man doch endlich überall zu der Einsicht käme, daß durch solche mechanische Uebertragung der Lehrpläne unsrer höheren Bildungsanstalten auf die Seminare für junge Heidenchristen, zumal in kaum der Civilisation erschlossenen Ländern, eine solide Bildung derselben geradezu unmöglich gemacht wird, abgesehen von den sonstigen Schäden, welche von solcher Siebenmeilenstiefelcultur unabtrennlich sind.

Recht erfreuliche Nachrichten sind vom Niger eingelaufen, wo der wackere schwarze Bischof Crowther (von dem der diesjährige Kaiserswerther Kalender eine populäre Biographie bringt) wie immer tüchtig an der Arbeit ist. Daß seit dem Tode des schwarzen Kapitän Hart ein bedeutender Umschwung in der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Christenthums in Bonny eingetreten, wurde schon früher bemerkt (79 S. 425). Seitdem wird geschrieben, daß Bonny „ein Bethel geworden". Beide Kirchen sind Sonntags gefüllt, der Hauptgötze ist nach England gesandt, ungefähr 100 Taufbewerber halten in ihren Häusern regelmäßige Morgen- und Abendandachten (Int. 79. S. 634 f.). Auch König Pepple (der Sohn des bekannten), der voriges Jahr in London gewesen, bekennt sich offen zu den Christen, ist aber seinen Häuptlingen gegenüber, die noch heftige Opposition machen, wie es scheint, ganz machtlos. Das Missionsschiff, „Henry Venn", befindet sich auf einer Untersuchungsreise auf dem noch ziemlich unbekannten Binueflusse, dies Mal leider ohne B. Crowther, der durch die Erkrankung seiner Gattin in Lagos zurückgehalten wurde (Ebend. S. 695). Eine der ältesten Stationen dieser Mission, Gbebe, am Einfluß des Binue in den Niger, wo die ersten Taufen (1862) stattfanden und die

[1]) Wie wir eben lesen (Int. 79 S. 763), schweben bereits Verhandlungen mit dem Bischof von Sierra Leone, um auch diese der eingebornen Kirche zu übertragen.

später durch den Krieg zerstört wurde (1865), ist im vorigen Jahre neu besetzt worden (Ebd. S. 761).

Im Yorubalande ist es seit der Visitation des schwarzen Archidiakonus Johnston (Int. 78, Febr. — April, Sept. — Nov.; diese Ztschr. 1879 S. 181 f. und „Monatsblätter" 79 N. 1) durch vieles Gedränge gegangen. Nicht nur daß in Folge einer großen Masernepidemie und tödtlicher Fieber Eingeborne wie Europäer in großer Zahl starben, auch der traurige Krieg zwischen Abeokuta und Ibadan schleppt sich noch immer hin, macht das Land unsicher und alle Lebensmittel sehr theuer. Unter diesen Umständen muß man zufrieden sein, daß das Missionswerk wenigstens keine Rückschritte gemacht. Dennoch sind 475 Personen im Laufe des Jahres 1878 getauft worden, so daß die Gesammtzahl der dortigen (zur Ch. M. S. gehörigen) Christen Ende dieses Jahres sich auf 5994 (darunter 2110 Communikanten) belief (Int. 79 S. 685 f.). Mehrere Kirchen (Lagos, Ebute, Evo) sind gebaut worden, zu denen die eingebornen Christen bedeutende Beiträge geliefert.

Die neue Congo-Mission der englischen Baptisten hat ihr erstes Ziel, den Ausgangspunkt für ihre weiteren Operationen, San Salvador, Mitte Juli glücklich erreicht. Die Missionare sind von dem dortigen König, Pedro V., freundlich empfangen worden, doch ist leider schon ein Menschenleben zu beklagen; die junge Frau des Missionars Comber, des Führers der Expedition, erst seit 5 Monaten mit ihm verheirathet, ist dem Klimafieber zum Opfer gefallen (Bapt. Her. 79 S. 287 ff. 324 ff.)! —

Die unter Stanleys Leitung den Congo aufwärts sich bewegende Erforschungs-Expedition (der Assoc. Internationale?), die mehrere zerlegbare Dampfboote mit sich führen soll, hüllt sich in tiefes Schweigen, ebenso wie die Unternehmung der belgischen Reisenden von Osten her, die mit Elephanten das Gebiet der Tsetse Fliege glücklich passirt haben und wie man sagt, mit Stanley im Herzen Afrikas zusammen zu treffen beabsichtigen (Geogr. Mitth. 79 S. 399). Vermuthlich will man die Welt durch ein großes Resultat überraschen — daher wol das mysteriöse Schweigen, das freilich allerlei Phantasien Thür und Thor aufthut.

Durch die neue Congo-Mission scheint unter den Baptisten Englands der Missionseifer bedeutend belebt worden zu sein. Auch von Cameruns aus, wo sie bisher auf 4 Stationen c. 200 Kirchenglieder hatten, machen sie ernstliche Anstrengungen weiter ins Innere vorzudringen, nachdem schon Missionar Comber vor 2 Jahren eine (geographisch wichtige) Untersuchungsreise ausgeführt. Eine neue Station, den Mungofluß aufwärts, zu Bakundu ba Namwidi ist bereits angelegt und 2 andre noch weiter nördlich in der Nähe des Rickards-Sees hofft man in kurzer Zeit begründen und gleichfalls durch eingeborne Arbeiter besetzen zu können (B. Her. 79 S. 248 ff.).

In Südafrika ist ja der Zulukrieg durch die Gefangennahme des Königs Cetschwayo vorläufig beendet. Wie es scheint, soll jetzt Sekukuni an die Reihe kommen. Nach den Mittheilungen Cap'scher Zeitungen hat der Krieg bis jetzt 160 Millionen Mark gekostet, ungerechnet die Opfer an Menschenleben, die er verschlungen und die Verwüstungen, die er angerichtet. Wie viel könnte zum Heil der Völker Afrikas ausgerichtet werden, wenn diese Summen der Mission überwiesen würden! — Wie es den Anschein hat, wird die Mission aus dem Siege der Engländer vorläufig mehr Nachtheil als Gewinn haben. Wenn nämlich die Zeitungen recht berichten, so hat General Wolseley den 13 Häuptlingen, unter welche er das unter englische Oberhoheit gestellte Land vertheilte, es ganz freigestellt, ob sie Missionare in ihrem Gebiete dulden wollen

oder nicht; eine Politik, welche von der öffentlichen Meinung in Natal übrigens entschieden gemißbilligt wird. Unter diesen Häuptlingen befindet sich merkwürdigerweise auch ein ziemlich degenerirter Schotte, Mr. Dunn, ein Polygamist, der seit c. 20 Jahren unter den Zulus lebt und selbst ein Heide geworden zu sein scheint. Dieser Mann hat in dem nun beendeten Kriege den Engländern gute Dienste geleistet, für welche Sir Wolseley mit einer Häuptlingschaft ihn belohnt. Begreiflicherweise ist ein solcher Renegat kein Missionsfreund und so ist es nicht zu verwundern, daß er der erste unter den neuen Häuptlingen gewesen, der Missionare in seinem Gebiete nicht dulden zu wollen erklärt hat. In Folge der gegen diesen Entscheid in Südafrika selbst öffentlich kundgethanen Indignation hat Mr. Dunn seine Weigerung dahin modifizirt, daß er nur keine rein religiösen, wol aber industrielle Missionen wollte (Free Ch. Rec. 79 S. 288). Hoffentlich wird Sir Wolseleys Bestimmung selbst geändert; wenn England einmal die politische Oberhoheit über das besiegte Land für sich in Anspruch nimmt, so ist nicht einzusehen, warum die Missionsthätigkeit von der Willkür der Häuptlinge abhängig gemacht werden soll. – Auf Anordnung des Siegers dürfen die reichen Zulu hinfort kein Militär mehr halten, kann jeder Jüngling ohne Erlaubniß seines Häuptlings heirathen, darf kein Weib mehr der Hexerei beschuldigt und kein Todesurtheil ohne Bestätigung des englischen Residenten vollzogen werden. Warum ist also nicht einfach bestimmt worden, daß auch kein Missionar in seinem Werke gehindert werden darf? — Den Hermannsburger Missionaren ist auf ihre Vorstellung jede Entschädigung für den durch den Zulukrieg erlittenen Schaden seitens Sir Wolseley's abgelehnt worden (Hermsb. M. Bl. 79 S. 228).

Der Berliner Missionar Brune, der von den englischen Behörden auf die Denunciation der Bauern hin so schmachvoll behandelt worden war (cf. diese Zeitschr. 79 S. 424), erhält jetzt, nachdem eine amtliche Untersuchung an Ort und Stelle seine völlige Unschuld herausgestellt hat, glänzende Genugthuung, während den übereifrigen Beamten eine scharfe Rüge ertheilt worden ist (Calwer M. Bl. 79 S. 95).

In Madagaskar macht sich der Einfluß des Christenthums durch die Einführung immer neuer Reformen geltend. Im März des v. J. hat man nach preußischem Muster die allgemeine Wehrpflicht und in Verbindung mit ihr den Schulzwang für alle Kinder über 7 Jahre eingeführt (Chron. 79 S. 182 ff.). Bis jetzt war der dortige Soldatenstand eine Art lebenslänglicher Sklaverei, jetzt müssen alle ohne Unterschied 5 Jahre lang dienen. Früher blieben manche deshalb von der Schule weg, weil man die unterrichteten Leute besonders gern ins Heer steckte; jetzt, wo alle die Volksschule besuchen müssen, sind gerade diejenigen, welche sich auf den geistlichen Beruf vorbereiten, vom Militärdienst frei. — Seit 1877 besteht eine von Eingebornen gebildete Miss.-G., die von der sog. Palast-Gemeinde besonders unterstützt wird und ihre Boten in die noch heidnischen Theile der Insel sendet. Bei der vorjährigen Abordnung neuer Missionare in den Südostdistrict präsidirte der erste Minister, der Gemahl der Königin und hielt bei dieser Gelegenheit eine ebenso warme, wie nüchterne und verständnißvolle Ansprache, in der er einerseits die Christen zur Freigebigkeit für die Sache der Mission ermahnte, andrerseits ausdrücklich davor warnte, daß die Missionare sich als Gesandte der Königin gerirten. Christus in seiner Leidensfreudigkeit, Sanftmuth und Geduld müsse ihr Vorbild sein ꝛc. (Ebd. S. 155 ff. Eine Uebersicht über den Stand der dortigen Dinge siehe: „Monatsblätter" 79 N. 10). — Wie „Globus" (Bd. XXXVI S. 272) mittheilt, geben die Missionare der London M. S. seit 1875 in Antananarivo ein Antananarivo Annual and Madagascar Magazine heraus, welches als Sammelwerk über Topo-

graphie und Naturproducte der Insel, über Gebräuche, Ueberlieferungen, Sprache rc. ihrer Einwohner anzusehen ist. Bereits sind 4 Hefte mit dem mannigfaltigsten ethnographischen, linguistischen und geographischen Inhalt erschienen.[1]) Mittlerweile kommen aber auch betrübende Nachrichten. Wie Daily News (vom 21. Nov.) melden, ist die Insel in nicht geringe Aufregung versetzt durch die stark politisch gefärbten Intriguen der französischen Priester (Jesuiten). Unter den Auspicien eines in ein gewisses Geheimniß gehüllten „Specialcommissars" aus Frankreich, der sich den Anschein giebt, mit Wissen der französischen Regierung zu handeln, haben die Jesuiten in der Hauptstadt unter sehr zweifelhaftem Titel Anspruch auf ein großes und werthvolles Grundstück erhoben und in einer entfernten Provinz die Behörden sogar aufgereizt, protestantische Lehrer zu mißhandeln, Kapellen zu demoliren, Gottesdienste zu stören rc. Die protestantische Regierung, die auf Grund der von ihr proclamirten Religionsfreiheit, der römischen Propaganda keine Hindernisse in den Weg gelegt, ist durch dieses herausfordernde Auftreten der Jesuiten in große Besorgniß versetzt, da sie glaubt, daß es darauf abgesehen sei, sie zu reizen, um der französischen Regierung einen Vorwand zur Einmischung und zur Usurpation eines Protectorats über die Insel zu gewähren. Wie weit diese Befürchtung gerechtfertigt ist, wird die nächste Zukunft lehren. Nach der Auffassung des Correspondenten in den Daily News ist die französische Regierung an dieser politischen Intrigue unbetheiligt. —

Werfen wir nun einen Blick auf die neueren ostafrikanischen Missionsunternehmungen, so ist zunächst vom Nyassa-See zu melden, daß sowol bei den Freischotten in Livingstonia, wie bei der staatskirchlichen Mission zu Blantyre, von wo aus bereits eine Nebenstation am Berge Milanji angelegt ist (Cf. of Sc. Rec. 79 S. 484 ff.), alles in günstiger Weise vorangehe, die Pflanzungen gedeihen, die Umwohner sich sammeln und Vertrauen gewinnen, Schulen im Gange sind und regelmäßige gottesdienstliche Versammlungen gehalten werden. Leider läßt sich von der Londoner Expedition nach dem Tanganyika-See nicht gleich Erfreuliches melden. Nicht nur, daß der Sekretär der Gesellschaft, der weithin bekannte und überaus tüchtige Dr. Mullens,[2]) auf dem Wege nach Udschidschi in der Nähe von Mpwapwa unerwartet dem Klimafieber erlag — seitdem ist auch, 7 Tage nach seiner Ankunft in Udschidschi, Rev. Dodgshun, der schon 1877 nach dem See aufgebrochen und wiederholt auf seiner Reise aufgehalten war, gestorben (Chron. 79 S. 238 f.). Dazu war man über das

---

[1]) Aehnliches thun die Missionare in Südafrika, die seit Anfang v. J. das Folk-Lore Journal ediren, von dem bis jetzt 3 Theile in unsre Hände gelangt sind, unter denen das dritte einen umfangreicheren Artikel über „Einige Gebräuche der Ovaherero" bringt, während die anderen kürzere Mittheilungen über afrikanische Volkssagen rc. enthalten. Wie bedeutende Dienste die südafrikanischen Missionare der Ethnologie, Linguistik rc. überhaupt leisten, erhellt beispielsweise auch aus den Proceedings at the fiftieth anniv. meeting of the subscr. to the South Afr. Public Library (1879) S. 6—12.

[2]) Mullens war eine Zeit lang Missionar in Indien, nie in Madagaskar, wie irrthümlich jüngst in verschiedenen deutschen Zeitschriften stand. In Madagaskar visitirte er nur die dortige Mission und schrieb dann sein Buch: „12 Monate (nicht Jahre) in Madagaskar." Biographisches über ihn: Chron. 79 S. 219 ff.

Geschick der beiden übrigen in Udschidschi weilenden Missionare in großer Ungewißheit, da ihre Briefe ausgeblieben und man plant bereits eine Expedition der Schotten vom Nyassa aus, um sichere Kunde zu erhalten. Der Weg dieser Mission ist besonders opferreich und leidensvoll; aber auch diese neuen und großen Verluste vermögen nicht die Gesellschaft zu bewegen, das einmal begonnene Unternehmen aufzugeben. Wie es im Westen Afrikas gegangen ist, so geht es auch im Osten: viele Bahnbrecher fallen, aber über die Leichen der Gefallenen dringen ihre Nachfolger vor und — die Festung wird erobert!

Auch vom Victoria-Nyanza See sind neustens sehr betrübende Nachrichten eingetroffen, die um so unerwarteter kamen, als noch kurz vorher alles so hoffnungsvoll sich anließ. Mr. Mackay hatte nämlich in einem sehr interessanten detaillirten Berichte gemeldet, daß er nicht nur mit dem Unterricht junger Waganda im Lesen und allerlei Handwerk einen erfreulichen Anfang gemacht, sondern daß Mtesa auch in seinem Reiche den Sclavenhandel und die Sonntagsarbeit verboten (Int. 79. 606 ff.). Dazu war von Norden (auf dem Nilwege) und Süden (via Zanzibar) die sehnlich erwartete Verstärkung, zusammen 5 Mann, eingetroffen, so daß der gesammte Missionsstab jetzt aus 7 Personen, unter ihnen ein Arzt, bestand. Da kommt, wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Kunde, daß die ganze, mit so großen Opfern ins Werk gesetzte Mission, jetzt, wo man glaubte, sie werde mit voller Kraft ihre Arbeit beginnen können, in einer so bedrohten Lage sich befinde, daß sie vorläufig habe sistirt werden und 4 Missionare das Land wieder verlassen müssen. Nach den ausführlichen Mittheilungen im Ch. M. Int. (79 S. 705 ff.) sind die Umstände, die diesen plötzlichen Wechsel herbeigeführt, folgende. Am 14. Febr. 79 langten die 3 auf dem Nilwege gekommenen Missionare, von Wilson, der ihnen entgegen gegangen war, geleitet, in der Hauptstadt von Ugunda, Rubaga, an und Tags darauf wurden sie von Mtesa mit hohen Ehrenbezeugungen und großer Freundlichkeit empfangen. Sie brachten im Namen der Königin von England einen Brief Lord Salisbury's, des englischen Ministers des Auswärtigen, mit, den Mtesa mit großer Genugthuung empfing, da in demselben für seine freundliche Behandlung europäischer Reisender ihm Dank gesagt und die Vortheile auseinandergesetzt wurden, die ihm und seinem Lande der Verkehr mit europäischen Ländern gewähre. Auch an reichen Geschenken für den König hatten sie es nicht fehlen lassen. Da trafen am 23. Februar unerwartet 2 französische Jesuiten in Rubaga ein, mit deren Ankunft die unheilvolle Wendung beginnt. Es war ja den protestantischen Missionaren bekannt, daß ihren verschiedenen ostafrikanischen Expeditionen katholische Concurrenzunternehmungen auf dem Fuße folgten und sie hatten deshalb mit dem bekannten Pater Horner in Bagamoyo die Verabredung getroffen, daß man gegenseitig nicht an denselben Orten Niederlassungen gründen wollte. Als aber der eine der französischen Jesuiten, Pater Lourdel, in Uganda an diese Vereinbarung erinnert wurde, gab er die charakteristische Antwort: „Pater Horner hat uns davon allerdings Mittheilung gemacht; aber er gehört einem andern Orden an und wir sind an sein Versprechen nicht gebunden." Wie weit nun an der folgenden, offenbar durch lauter Mißverständnisse herbeigeführten Verwirrung hier wieder die Jesuiten ihre intriguante Hand im Spiele haben, ist nach den bisherigen Mittheilungen noch nicht aufgehellt. Persönliche Feindseligkeiten haben sie gegen die englischen Missionare nicht an den Tag gelegt; wol aber bedienten sie sich, nach von Mtesa (!) eingeholter Er-

laubniß des Bootes der englischen Expedition zur Herüberholung des Restes ihrer noch 3 Patres mit sich führenden Karawane von Kagehi (am Südende des Nyanza), bei welcher Gelegenheit dieses von England mitgebrachte Boot ein Wrack wurde. Auch standen sie bald in großer Gunst bei Mtesa, dem offenbar diese doppelte Gelegenheit, Fremdlinge auszubeuten, sehr erwünscht kam.

Schon Anfang März änderte sich das Betragen des kindisch launischen Königs gegen die englischen Missionare — woran aber wol nicht allein die französischen Jesuiten, sondern mehr noch die feindlichen arabischen Händler, die sich durch die Engländer in ihren Handelsinteressen sehr bedroht sahen, die Schuld trugen.[1]) Die Diener der letzteren wurden, angeblich auf Befehl Mtesas, gemißhandelt, ja gefesselt und die 2 Missionare, die nach ihnen sahen, sogar am Leben bedroht. Der König weigerte sich, in eine Discussion über die brieflich ihm mitgetheilten Wünsche und Beschwerden der englischen Sendboten einzutreten und als diese Unterredung für den 6. März dann doch zugesagt war, erschienen plötzlich 2 Neger von Zanzibar auf der Bühne, die unter anderm einen Brief von dem dortigen Consul, Dr. Kirk, brachten, der von den Arabern übersetzt wurde und den König und seine Umgebung in die größte Aufregung versetzte. Dieser verhängnißvolle Brief, den die Missionare nicht in die Hand bekommen zu haben scheinen und dessen Inhalt sie mehr vermuthen mußten, theilte dem König mit, „daß keine von der Königin gesandte Engländer in Uganda seien oder daß sie keinerlei Briefe von der englischen Regierung hätten." Trotz aller Protestationen der Missionare beschuldigte sie nun Mtesa und sein Hof, der sich freute, jetzt seine Abneigung offen hervortreten lassen zu können, sie seien Betrüger und der Brief Salisburys eine Fälschung. Auch diese Briefgeschichte ist ein bis jetzt unerklärtes Geheimniß. Dr. Kirk war offiziell von dem Schreiben Salisburys, das die Missionare mitbrachten, in Kenntniß gesetzt. Wie weit hier eine Mystification oder absichtlicher Betrug vorliegt, und wer bei ihm die Hand im Spiele hat, muß sich bald herausstellen, da der Consul von Zanzibar durch das auswärtige Amt in London sofort telegraphisch beauftragt worden ist, einen Expressen an Mtesa zu senden, um den wirklichen Sachverhalt aufzuklären. (Schluß folgt.)

Literatur-Bericht.

1) **Dr. Wangemann:** „Gustav Knak. Ein Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt." 2 Bde. (Verlag des Herausgebers 1879). — Das ist ein Buch, dessen Lectüre man nicht angelegentlich genug empfehlen kann. Wir haben es von Anfang bis zu Ende nicht blos mit großem Interesse, sondern mit Erbauung gelesen und viel Anregung durch dasselbe empfangen. Ohne Zweifel ist ja die (Berliner Ber. 79, S. 347, 360 und wiederum 427 citirte) Aeußerung Disselhofs: „Solcher Mann kommt alle 2 bis 3 Jahrhunderte nur einmal vor" eine rhetorische Hyperbel sehr starker

---

[1]) Bei der Lectüre dieser neusten Berichte sind wir von neuem in dem Zweifel bestärkt worden, ob es christlich weise sei, sofort bei dem Beginn einer centralafrikanischen Mission mit einer solchen Energie gegen den Sklavenhandel vorzugehen, wie die englischen Missionare zu thun pflegen. Erst festen Fuß fassen, christliche Ideen in die Herzen pflanzen und dann dem Sklavenhandel den Krieg erklären — das scheint uns nicht nur weiser, sondern auch gesunder. Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß die englischen Missionare die arabischen Händler sich zu früh zu Feinden gemacht haben.

Art. Gott sei Dank ist die Kirche Jesu Christi, auch die der Gegenwart, an „Predigern der Gerechtigkeit", die in ähnlicher Beweisung des Geistes und der Kraft wie Knak zeugen, nicht so arm; man denke z. B. nur an Goßner, Ludwig Harms, Volkening, Tholuck, Löhe, Kapff u. s. w. der gesegneten Zeugen in England und Amerika ganz zu geschweigen. Aber auch ohne daß man Knaks Bedeutung übertreibt, wird man aus der Geschichte seines Lebens, wie sie Wangemann so fesselnd und mit so — man muß sagen — zärtlicher, ja theilweis überschwänglicher Liebe geschrieben hat, den Eindruck erhalten: Knak war einer von den Großen in Israel, einer von den Männern, in denen Christus lebte, denen es auch gegeben war, reiche Fischzüge zu thun und die auch nachdem sie gestorben sind, noch lange fortreden. Und was uns hier besonders angeht: das Missionsleben der Gegenwart hat in ihm einen seiner Väter. Wer einen Beweis dafür sucht, daß das christliche Leben der Heimath missionbegründend wirkt und die Mission wiederum das geistliche Leben der heimischen Kirche fördert, der braucht nur dieses Buch zu lesen. Für die Geschichte des Missionslebens unsres Jahrhunderts wird die Biographie Knaks immer eine werthvolle Quelle bleiben. Bekanntlich leitete Knak auch ein eignes kleines Missionswerk, nämlich das Findelhaus auf Hongkong und die fürsorgende Liebe, mit der sein Herz an diesem Hause und seinen Bewohnern hing, ist ebenso rührend, wie für Missionsleiter und Missionsfreunde vorbildlich. Möge denn das — auch mit einem schönen Bildniß des seltenen Mannes gezierte — Buch viel Segen, Anregung und Belebung schaffen, auch in den Missionskreisen!

2) **Prof Dr. von Orelli:** „Durchs heilige Land. Tagebuchblätter" (2. Aufl. 1879. Basel. Spittler). An Reisebüchern über Palästina ist gerade kein Mangel und wir wollen ehrlich gestehen, daß wir zuerst wenig Lust spürten, diese neue Reisebeschreibung zu lesen. Aber das änderte sich, sobald wir die Lectüre wirklich begannen. Wir konnten dann das Buch nicht wieder aus der Hand legen, bis wir es durchgelesen hatten. Bei aller Einfachheit und Leichtigkeit, mit der es geschrieben, ist es so fesselnd und so viel Lehrreiches namentlich biblisch Geschichtliches einflechtend, daß auch Leute, denen das durchwanderte Gebiet gerade keine terra incognita ist, das Buch nicht blos zu ihrer Unterhaltung gern lesen, sondern auch manchen Gewinn daraus schöpfen. Ueber die Missionsarbeiten im heiligen Lande resp. die dort seitens der verschiedenen christlichen Confessionen geübten Barmherzigkeitswerke hätte man allerdings bei dieser Gelegenheit noch etwas mehr zu erfahren gewünscht.

3) **Dr. Kalkar:** „Geschichte der christlichen Mission unter den Heiden." Erster Theil: „Katholische und evangelische Mission in Amerika, Ostindien, Hinterindien und den indochinesischen Ländern." Autorisirte deutsche Ausg. von Michelsen (Gütersloh 1879). Wir haben durch die Lectüre dieses Buches von neuem die Erkenntniß gewonnen, daß eine „Geschichte der Mission der Gegenwart" zu schreiben — und nur eine solche, nicht etwa, wie der Titel vermuthen lassen könnte, eine allgemeine Geschichte der christlichen Mission von den ältesten Zeiten bis auf die unsre liefert Dr. Kalkar — eine der schwierigsten Aufgaben ist, die dem Kirchenhistoriker gestellt werden kann. Es handelt sich hier nicht blos um die Bewältigung eines von Jahr zu Jahr immer mehr ins Ungeheure anwachsenden missionsberichtlichen, geographischen, ethnologischen und religionswissenschaftlichen Quellenmaterials, nicht blos um eine Specialkenntniß der heimischen kirchlichen und culturellen Verhältnisse, die eine Klarlegung der hundert Fäden ermöglicht, deren Verknüpfung das Missionsleben der Gegenwart erzeugt hat und fort und fort weiter trägt — sondern

auch um die Kunst, auf Grund der umfassendsten Quellenstudien kurz und schlagend zu charakterisiren, übersichtlich zu gruppiren, anschaulich zu schildern und vor allem lichtvoll die göttlichen Gedanken darzulegen und die göttlichen Wege aufzudecken, die in der Geschichte der Ausbreitung seines Reiches auf Erden sein königliches Walten bekunden, kurz um eine wenigstens annähernde Lösung der hohen Aufgaben, welche nach einem eingehenden Artikel dieser Zeitschrift (1877 S. 494. 531) an die Missionsgeschichtschreibung gestellt werden müssen. Gelingt es nicht, diesen Anforderungen sofort zu genügen, so wird man, gerade je mehr man mit den Schwierigkeiten vertraut ist, desto geneigter sein, milde Kritik zu üben und den ersten Versuchen gern das alte Wort zu gut kommen lassen: in magnis voluisse sat est.

Es ist keine unberufene Hand, welche den vorliegenden Versuch einer allgemeinen Missionsgeschichte der Gegenwart geliefert hat. Dr. Kalkar ist Mann von Fach, im Besitz umfassender missionsgeschichtlicher Kenntnisse, legitimirt durch eine Reihe selbständiger Vorarbeiten und durch seine Nüchternheit zur Kritik befähigt. In Bezug auf die letztere kann man ihm im Allgemeinen eher den Vorwurf machen, daß er zu weit als daß er nicht weit genug gehe, daß er zu trocken als zu enthusiastisch sei. Sein geradezu geringschätziges Urtheil über die Missionsliteratur ist in der uneingeschränkten Weise, wie es Vorwort V f. gegeben wird, ebenso zu beanstanden, wie es uns ungerechtfertigt erscheint, daß „Missionsblätter nur selten" von ihm benutzt worden seien. Man wird ja diese Quellen mit aller vorsichtigen Kritik benutzen, aber entbehrlich sind sie in einer Missionsgeschichte ebensowenig, wie in einer Kriegsgeschichte die Rapporte der Officiere. Cf. die Bemerkungen des Herausgebers in dessen: „Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Cultur." S. 13 ff. Aeltere, zum Theil seltene und schwer zugängliche Quellen sind zahlreich herangezogen und in ihrer Ausbeutung beruht einer der hauptsächlichsten Vorzüge des Buchs, nur wäre gerade bei ihrer Benutzung oft mehr Kritik und mehr eigentliche Verarbeitung zu wünschen gewesen. Der reiche Stoff ist überhaupt keineswegs immer beherrscht, vielmehr nicht selten nur chronikartig an einander gereiht statt historisch-prägmatisch verarbeitet zu sein. Die Disposition ist übersichtlich, auch muß es als ein Vorzug des Buches bezeichnet werden, daß die einzelnen Missionsgebiete nicht nach den verschiedenen ev. Missions-Gesellschaften zerstückelt, sondern je als ein Ganzes behandelt werden. Nur hat uns das gestoßen, daß so viele Male die Bemerkung wiederkehrt, es sei nicht angänglich, alle einzelnen Gesellschaften, die hier arbeiten &c. aufzuzählen. Z. B. heißt es in Bezug auf Indien S. 325 sogar: „es giebt der verschiedenen Gesellschaften, die ihre eignen Missionare in Indien haben, so viele, daß eine Aufzählung aller, oder auch nur der wichtigsten, eine Unmöglichkeit wäre." Wirklich? Diese Unmöglichkeit wäre wol möglich zu machen! Darin hat der Verfasser ja sicher Recht, daß er es für „ermüdend" erklärt, nach diesen Gesellschaften die indische Missionsgeschichte zu gruppiren. Aber er brauchte das letztere nicht zu thun und konnte jene Unmöglichkeit doch möglich machen, indem er auf 8 Seiten die einzelnen in Indien arbeitenden Gesellschaften, die Zahl ihrer Arbeiter und ihrer Missionsgebiete, die Zeit ihrer Arbeit &c. kurz angab. Dies nur exempli gratia. Zu einer ähnlichen Bemerkung nöthigt uns auch die Einleitung (S. 1—62), welche die Wurzeln des Missionslebens in der Heimath klar zu legen hat. Hier ist man berechtigt, etwas Vollständiges zu finden. Allein abgesehen davon, daß der Verfasser entfernt das nicht giebt, was wir unter einer Geschichte des Missionslebens der Heimath verstehen — so ist selbst die bloße Aufzählung des heimathlichen Missionsapparates, resp. der verschiedenen Missions-Gesell-

schaften, mit Ausnahme der (freilich auch nicht ganz lückenlosen) Darstellung der älteren Missionsversuche, weder übersichtlich genug noch erschöpfend. Ganz besonders dürftig kommt Nordamerika weg, das nur durch 2 Missions-Gesellschaften vertreten ist (S. 48 bis 50)! — Die in der 2. Beilage (S. 58 ff.) zur Einleitung gegebene kurze Charakteristik der verschiedenen Missionsperioden, als der soteriologischen, anthropologischen und eschatologischen, so geistvoll sie scheint, ist doch viel zu einseitig, um schlagend genannt werden zu können.

Was nun die Geschichtsdarstellung selbst betrifft, so haben uns die die katholischen Missionen behandelnden Partien im Ganzen weit mehr befriedigt als diejenigen, welche sich mit der evangelischen Mission beschäftigen, obgleich wir gerade in ihnen die oft so nöthige Kritik manchmal vermißt haben. Es mag dies daher kommen, daß wegen der größeren Concentration des berichtlichen Materials und in Folge der vorhandenen ausführlicheren römisch katholischen Vorarbeiten, in welche der Verfasser schon früher sich gründlich eingearbeitet hatte, die Behandlung dieser Partien der Missionsgeschichte leichter fiel, als die Darstellung der evangelischen Mission, deren Quellenmaterial so außerordentlich zerstreut ist und für die es an soliden historischen Vorarbeiten genereller Art noch immer sehr fehlt.[1]) Hätte der Verfasser aber die zahlreichen monographischen Arbeiten, welche die evangelische Missionsliteratur deutscher und englischer Zunge aufzuweisen hat und die an Gründlichkeit und Objectivität die römisch katholischen Versuche dieser Art meist weit übertreffen, ausgiebiger benutzt, als er gethan zu haben scheint, so würde der manchmal recht fühlbare Defect ein bedeutend geringerer und was wir noch höher anschlagen, die Gesammtdarstellung eine viel genetischere geworden sein. Wir führen beispielsweise nur die Kolhsmission an, die, ihrer Bedeutung angemessen, viel zu kurz auf c. ½ Seite (S. 347) abgemacht wird und zu deren geschichtlicher Behandlung doch das solideste Material vorlag. Notabene fand auch der von K. erwähnte Bruch nicht 1861 sondern erst 1868 statt! Schwieriger war die Behandlung z. B. der Westindischen Mission, die in ihrer neueren und neusten Phase ziemlich stiefmütterlich wegkommt. Hier lagen ähnlich solide Vorarbeiten, von der Grundemannschen in der neuen Auflage der kleinen Missions-Bibliothek abgesehen, nicht vor; in einer Geschichte der christlichen Mission sollte aber diese Lücke nicht unausgefüllt geblieben sein. Auch wundern wir uns, daß unser sonst so nüchterner Verfasser sich zu der Bemerkung fortreißen läßt: „daß ungeachtet dieser ungeheuren Hemmungen und Drangsale, die Mission in Westindien dennoch einen solchen Fortgang gehabt, daß man fast sagen darf: Afrika ist bekehrt auf dem Boden Amerikas“ u. s. w. (S. 269 f.) und daß er ohne Einschränkung behauptet mit dem Zeitpunkte der Emancipation „habe sich auch der Wohlstand des Landes gehoben“ (S. 280). Es würde uns indeß zu weit führen, alle einzelnen Missionsgebiete, welche das Buch behandelt, zu durchlaufen. Wir begnügen uns daher zum Schluß mit der Correctur verschiedener Ungenauigkeiten, die wol zum Theil nur durch Versehen sich eingeschlichen haben. Abgesehen von der theils unrichtigen theils unklaren Darstellung der schottischen Missionsverhältnisse S. 27 — cf. diese Zeitschrift 1878: „die schottischen Missionen.“ — NB.

[1]) Beiläufig bemerkt, sollte es uns sehr freuen, wenn wir in der römisch katholischen Literatur bald einmal einer ähnlich objectiven — anerkennenden wäre wol zu viel verlangt! — Darstellung der evangelischen Mission begegneten, wie K's. Geschichte sie von der katholischen giebt. Es wäre schön, wenn es endlich auch bei unsern Gegnern im römischen Lager einmal hieß: noblesse oblige.

die presbyt. Kirche ist nicht eine Abtheilung der Established Church Schottlands; die ganze schottische Staatskirche ist vielmehr presbyterianisch —; den 14 (statt 9) holländischen M.-GG. S. 32; der theilweis unzutreffenden Charakteristik der Missionsthätigkeit Goßners S. 35; der Verwechselung „Burkhardts" mit Steinkopf S. 38; der mißverständlichen Beziehung der Rh. M.-G. zur dortigen Provinzialsynode S. 39; den unrichtigen Angaben über die finnische M.-G. S. 46 f. (Miss. Onasch ist weder ein Bote derselben, noch arbeitet er auf Suomi (!); dazu hat diese Gesellschaft keine Boten ins Namaqualand gesandt, in dem auch die Herero nicht wohnen) — abgesehen von diesen und noch manchen kleineren Irrungen in der Einleitung, bemerken wir daß di 4 Millionen Neger im Süden der V.-Staaten bei ihrer Freilassung keine Heiden waren wie S. 120 angenommen zu sein scheint, daß in Grönland die Brüdergemeinde 6 Stationen hat, deren jüngste Igdlorpait bereits 1864 gegründet wurde (gegen S. 133) und in Labrador gleichfalls 6 (nicht 5, S. 134), die jüngste, Rama, seit 1871. — Die Zahl der Mohammedaner in Indien beträgt nicht 10 (S. 287) sondern circa 41 Millionen und die der gesammten einge Bevölkerung nicht 180 sondern 241 Millionen! — Der 1726 geb. Miss. Friedr. Schwarz kann nicht unter Aug. Herm. Francke studirt haben (S. 329), der berits 1727 gestorben war, sondern es muß dessen Sohn gemeint sein. — S 335, wo 1847 als Jahr der schottischen Kirchentrennung (statt 1843) nur ein Druckfehler, wundert uns, daß dort unter den großen freischottischen Missionaren A. Duff nicht vor allen genannt ist. — S. 346 muß es als eine Uebertreibung bezeichnet werden, wenn es heißt in Orissa sei „die Zahl der jährlichen Pilger von hunderttausenden auf einige hundert gesunken." S. 366 ist der Streitpunkt zwischen den Missionaren der Ch. M. S. auf Ceylon und dem dortigen Bischof ungenau angegeben; da es sich nicht darum handelt, daß die Missionare sich geweigert „unter dem Bischof zu stehen"; das müssen statutengemäß alle Boten der Ch. M. S.; über die unberechtigten Eingriffe des Bischofs siehe diese Ztschr. 1877 S. 144. 560 f. u. Ch. M. Int. 79 S 641 ff. Doch das alles sind nur Kleinigkeiten, die in einem an historischen und statistischen Daten so reichen Buche leicht unterlaufen können und die man schon mit in den Kauf nimmt, wenn nur in ihren großen Zügen die Darstellung gelungen ist, was von allen Theilen der vorliegenden Geschichte wir leider nicht zu behaupten uns getrauen. Für ein gründliches Studium der evangelischen Missionsgeschichte macht Kalkars immerhin verdienstliche Arbeit die Grundemannsche keineswegs überflüssig. In Bezug auf die katholische (vornämlich die ältere) Missionsthätigkeit genügt sie den an eine allgemeine Missionsgeschichte zu stellenden Anforderungen vollkommen.

4) **Dr. Grundemann:** „Burkhardts Kl. Missions-Bibliothek. 2. Aufl. 3. Bd. II. Ceylon und Hinterindien" (1879). Da die Arbeiten dieses Missionsschriftstellers unsern Lesern ziemlich bekannt sein dürften, so können wir uns hier auf eine nur kurze Anzeige beschränken. Das vorliegende Heft ist besonders reich an einer Fülle ethnographischen und geographischen Materials, das ihm auch über die Missionskreise hinaus einen nicht geringen Werth verleiht, freilich aber auch manchmal etwas hemmend in den Lauf der geschichtlichen Erzählung tritt. Für die ziemlich ausführliche Darstellung des Buddhismus (S. 15—34) müssen alle, welche sich nicht im Besitz von Wurms: „Geschichte der indischen Religion" befinden, sehr dankbar sein. — Der Streit der Ch. M. S. mit dem Bischof Coplestone hätte, bei der nicht geringen Bedeutung, die er für die staatskirchlichen englischen Missionare hat, und vermuthlich für die Selbstregie-

rung der heidenchristlichen Kirchen noch haben wird, wol etwas ausführlicher behandelt werden können. Die paar Bemerkungen (S. 67 f.) dürften kaum ausreichen, um in die qu. Verhältnisse nicht eingeweihte Leser zu orientiren. — Daß es der Verfasser nicht für lohnend gehalten hat, die zieml. unbekannte Mission in Siam bis auf die neuere Zeit quellenmäßig zu verfolgen, thut uns um der Sache willen leid. Einige Ergänzungen bringt die gleich zu nennende Arbeit Gunderts.

5) **Dr. Gundert**: „Missionsbilder. Neue Serie: Asien. 7. bis 10. Heft: Ceylon und Hinterindien. Die ostasiatische Inselwelt. Chinas Millionen. Chinas Missionsgemeinden" (Calw und Stuttgart 1879). — Mit diesen Heften hat Dr. Gundert sein großes 4bändiges Werk (Australien. Amerika. Afrika. Asien), das er „Missionsbilder" titulirt hat, vollendet. Es steckt ein gut Stück Arbeit in diesen 4 Bänden und wir freuen uns, daß es dem Veteranen in Calw gegeben worden ist, diese Arbeit zu Ende zu führen. Sie beabsichtigt nicht eine eigentliche „Missionsgeschichte" zu sein, verfolgt auch ganz andre Ziele als das Grundemannsche Werk, das mehr nach missionswissenschaftlichen Principien construirt ist. Bilder aus der Mission der Gegenwart oder eine populäre Missionsgeschichte, die durch möglichst viele Einzelzüge illustrirt ist, wollte Dr. Gundert geben. Und das ist ihm in der Reihenfolge seiner Hefte in immer steigendem Maße gelungen. Man wünschte ja freilich, daß die sichtende Hand in Bezug auf Bild und Geschichte manchmal etwas rücksichtsloser verfahren wäre, auch sind, wie dies kaum anders möglich, je und je unliebsame Irrungen mit untergelaufen und bei manchen Passagen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren: „leichte Waare". Im Großen und Ganzen aber müssen wir die Leistung Dr. Gunderts für die entschieden beste populäre Missionsgeschichte erklären, die überhaupt existirt. Sie giebt beides: Ueberblick und Einblick und vermeidet glücklich den Fehler, vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen zu lassen. Daß hier eine kundige Hand geschrieben, davon wird man in jedem neuen Hefte mehr überzeugt und besonders kann Einen die Fülle des Details in Staunen setzen, über welches der Verfasser gebietet. Wer da weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Herbeischaffung desselben verbunden ist, der bekommt vor der Belesenheit unsres Autors besonders in der englischen Literatur hohen Respect. — Speciell wer um Material für Missionsstunden verlegen ist, dem empfehlen wir dringend diese „Missionsbilder".

6) Von neuen Baseler Missions-Traktaten nennen wir: „Jakob Henderson der Missionsarzt in China". „Licht im Dickicht". „Segensfrüchte des Evangeliums. Fünf Bilder aus dem Reiche Gottes".

7) Von **Dr. Christlieb's** Schrift: „Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen" (1878), deren Uebersetzung ins Französische wir früher mittheilten (Allg. Miss. Zeitschr. 1879 S. 192) ist im August 1879 auch eine englische Uebersetzung erschienen: The indo-british Opiumtrade and its effect, London, J. Nisbet & Co., die viel dazu beitrug, daß sich im Novbr. vorigen Jahres einige neue Zweige der Antiopiumgesellschaft, z. B. in Edinburg und Glasgow bildeten. Demnächst wird sie auch in chinesischer Uebersetzung erscheinen. Während der Generalsynode (Okt. v. J.) theilte Sr. Excellenz der chinesische Gesandte Li-Fong-Pao in Berlin Dr. Christlieb mit, daß er selbst die Schrift ins Chinesische übersetzt habe und sie drucken lasse, um sie seiner Regierung mitzutheilen.

Der Pastor als Arbeiter für die Heidenmission.

Auch ein Beitrag zur praktischen Theologie.

Vom Herausgeber.

Ohne eine sendende Kirche in der Heimath giebt es keine organisirte Missionsarbeit unter den Heiden und in dem Maße wie die sendende heimathliche Kirche ihre Schuldigkeit thut, hängt der Fortschritt des gesammten Mission[illegible]es ab. Unter den heimathlichen Missionsarbeitern sind und bleiben [illegible] die berufensten und einflußreichsten die Pastoren. Darüber herrscht in allen Lagern der evangelischen Kirche diesseits wie jenseits des Oceans, in den landeskirchlichen wie freikirchlichen Kreisen nur Eine Stimme.[1]) Man kann getrost sagen: wo reges Missionsleben in den Gemeinden herrscht, da verdankt dasselbe seinen Ursprung und seine Nahrung ganz wesentlich den Pastoren, und umgekehrt: wo das Missionsleben ganz und gar darniederliegt, da ist die Schuld wesentlich bei den Pastoren zu suchen. Allerdings sehen manche treue Arbeiter nur wenig Erfolg, aber ohne Erfolg wird nirgends gearbeitet. Wol aber wird oft genug nach den ersten vergeblichen Versuchen die Flinte ins Korn geworfen und noch öfter a priori erklärt: „in meiner Gemeinde gehts nicht" oder: „unter den hiesigen Verhältnissen ist doch alles umsonst." Das heißt an Gottes Verheißungsworte zweifeln und diese Zweifel auch noch zum Deckmantel der eignen Muthlosigkeit oder — Trägheit machen.

Es hieße ein überflüssiges Werk thun und eine selbstverständliche Sache beweisen, wollte ich mich dabei aufhalten, erst weitläufig zu begründen, warum der Pastor der berufenste und wichtigste Missionsagent ist. Er ist es eben weil er Pastor ist und mit seinem Berufe die Pflicht übernommen hat, vor Andern das Reich Gottes zu bauen. Das Reich Gottes

---

[1]) D[illegible]usgebers Schrift: „Die Belebung des Missions[illegible] in der Heimath" S. 46 f. cf. außer den dort angeführten Citaten: Diese Zeitschrift 1879 S. 193. 308. — The Missionary Review 1879 S. 6 ff.: Missionary Pastors. „Während einer 40monatlichen Visitations- und Reisepredigtthätigkeit bin ich immer mehr in der Ueberzeugung befestigt worden, daß der Schlüssel zur Lösung des Missionsproblems in den Händen unsrer (der amerik.) heimathlichen Pastoren liegt" (S. 13). „Wie der Hirte so die Heerde," das gilt auch in Bezug auf das Missionsleben der Gemeinden. Es ist oft beobachtet worden, daß sich die Missionsbeiträge in einer Gemeinde verdoppelt, vervierfacht (ja verzehnt- und verzwanzigfacht) haben mit einem Wechsel im Pfarramte und umgekehrt" (S. 7). — Church Miss. Int. and Rec. 1879 S. 403 ff: The Miss. Spirit, how can it be revived? — Chronicle of the London M. S. 1879 S. 163 ff.: The Pastorate and foreign Missions.

geht aber auch über die Grenzen seines Kirchspiels hinaus und es ist eine durch tausend Thatsachen bezeugte, aber leider immer noch nicht genug beherzigte Wahrheit, daß durch die Arbeit für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden auch das geistliche Leben der eignen Gemeinde gebauet wird.[1])

Gehen wir also sofort in mediam rem. Wie wird der Pastor ein Arbeiter für die Heidenmission? Ist der alte Ausspruch richtig: pectus est, quod facit theologum, so werden wir zuerst sagen müssen: er wird es, wenn er ein Herz für die Heidenmission hat. Dieses warme Herz ist, fürchte ich, bei manchen Dienern der Kirche nicht vorhanden. Wie viel äußerliches Drängen ist selbst bei einer großen Zahl derer nöthig, die in ihren Gemeinden etwas für die Mission thun! Wieviel weniger würde geschehen, wenn der Stecken des Treibers nicht in Bewegung gesetzt würde! Jeder Vorstand eines Missionsvereins weiß ein Liedlein davon zu singen. Wiegen wir uns nicht in Illusionen, sondern nehmen die Dinge, wie sie in Wirklichkeit sind. Wie oft empfindet man die Arbeit für die Mission als eine zudringliche Last, die man, ich will nicht gerade sagen mit Unwillen, aber doch ohne jede Freudigkeit trägt. Wie viel, oft der naivsten Entschuldigungen hat man zur Hand, um seine Unlust und Trägheit zu rechtfertigen! Ganz natürlich wirkt eine solche Stimmung oder Verstimmung lähmend auf die Arbeit und Niemand braucht sich zu wundern, wenn ihm die Arbeit dann nicht nur sauer fällt, sondern wenn sie auch so gut wie erfolglos bleibt. Auch ohne daß wir es mit Worten ausdrücklich sagen, haben unsre Gemeinden ein gar feines Gefühl dafür, ob ein Wort und Werk uns vom Herzen kommt oder nicht. Was wir als bloße Zwangsarbeit thun, läßt sie kalt; hingegen was uns Herzenssache ist, das erwärmt auch sie, wenigstens denjenigen Theil, der der Erwärmung fähig ist. Der Pulsschlag unsres eignen innersten Lebens theilt sich wie durch elektrische Drähte mit. Soll uns also die Arbeit für die Heidenmission eine liebe Arbeit sein und wollen wir Frucht mit ihr schaffen, so müssen wir vor allem ein Herz für die Sache haben.

Dieses Herz für die Mission bekommt man aber, wenn unser Herz

---

[1]) Weitere Bemerkungen hierüber: „die Belebung" rc. S. 6 f. und diese Zeitschrift 79 S. 441 ff. Wills Gott soll dieser Gegenstand später eine selbständige Behandlung finden. — Ein Aeltester einer amerikanischen Independentengemeinde, der beauftragt war, sich nach einem Pastor zu erkundigen, den man unter andern bei einer Neuwahl mit ins Auge gefaßt, erfuhr, daß der Mann nichts für die Mission thue. Da erklärte er, er bedürfe keiner weiteren Information, „den Mann können wir nicht brauchen" (that man won't do). The Miss. Her. 79 S. 202. — Bei solchen Wählern ist das Pfarrwahlrecht der Gemeinden allerdings ein Segen.

in Wahrheit *dem Heiland* gehört. Wir haben heutzutage in den christlichen auch in den pastoralen Kreisen zu viel *bloße* Orthodoxie. Ich sage das nicht, um etwa der Heterodoxie oder der modernen Lehrfreiheit das Wort zu reden. *Die Diener der Kirche müssen durch ihr Gewissen an die Lehre der Kirche sich gebunden fühlen.* Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten unsrer Zeit, daß man das nicht überall für *selbstverständlich* hält. Aber unser Christenthum besteht zu vielfach *nur* in der Annahme der historischen und doctrinellen Wahrheit des Evangelii, ohne daß mit dieser Annahme eine gründliche Erweckung der in uns gelegten Wiedergeburtskräfte verbunden wäre. Unsre heutige Rechtgläubigkeit braucht wieder ein reichlicheres Maß pietistischer *Bekehrung.* Je mehr Bekehrung unsre amtliche Thätigkeit wirkt, desto mehr Missionssinn wirkt sie auch und je mehr *wir selbst* zu dem Herrn bekehrte Leute sind, ein desto brennenderes Herz haben wir auch für die Mission.

Unser Herr Jesus Christus hat mit seinen Aposteln ein doppeltes Examen gehalten, ein *dogmatisches*, in dem sie die Frage zu beantworten hatten: „wer saget denn ihr, daß ich sei?“ und ein *ethisch-pastorales*, in welchem es sich um die Frage handelte: „habt ihr mich lieb?“ Es ist charakteristisch, daß diese letztere Frage selbst einem Petrus *drei Mal* vorgelegt wurde. Es ist schwerer, das zweite Examen gut zu bestehen als das erste. Wer aber bekennen darf: „Herr, Du weißt alle Dinge, Du weißt, daß ich Dich lieb habe“, der ist qualificirt zu einem Hirten der Heerde, der hat ein Herz für die Schafe, auch für die Schafe, „die nicht aus diesem Stalle sind“ und die erst hergeführt werden müssen. Auch darin liegt eine tiefe pastorale Weisheit und zugleich Nüchternheit, daß der Herr nicht fragt: „hast du die *Schafe*“, sondern „hast du *Mich* lieb?“ Es wird in süßlicher Ueberschwänglichkeit manchmal von den *lieben* Heiden geredet; es dürfte aber viel pure Phrase in dieser Rede stecken. Aus der Ferne ist es recht bequem von lieben Heiden zu sentimentalisiren; aber die Missionare, die sie aus der Nähe kennen, versichern uns, daß sie gar wenig liebenswürdig sind. Der Herr aber ist durch und durch liebenswürdig, er hat uns auch zuerst geliebt. Ihn wieder zu lieben ist nicht nur leichter als die Schafe zu lieben; in seiner Liebe liegt auch die mächtigere Triebkraft. *Wollen wir also ein Herz für die Mission bekommen, so müssen wir den Herrn Jesum in Wahrheit lieben lernen.* Auch hier heißt es: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“ Wer den Herrn Jesum liebt, bekommt beides: ein *gehorsames* Herz gegen seinen Missionsbefehl, und ein *barmherziges* Herz gegen seine Schafe, die noch in der Finsterniß des Heiden-

thums irre gehen, so daß er in der Nachfolge Jesu lernt: „*mich jammert des Volkes*“.

Haben wir so erst ein *Herz* für die Mission, so bekommen wir bald auch ein *Auge* für sie. Was man liebt, das *sieht* man, dafür hat man einen Blick. Der barmherzige Samariter hatte ein andres Auge als der Priester und Levit, die an dem Manne vorüber gingen, der unter die Mörder gefallen war. Es ist als fielen einem Schuppen von den Augen, wenn man mit einem durch die Missionsliebe geöffneten Blicke die *Schrift* liest. Jetzt sieht man, daß die Bibel ein Missionsbuch, das Christenthum eine Missionsreligion ist. Hat man aber erst ein geöffnetes Auge für die centrale Stellung des Missionsgedankens im göttlichen Reichsorganismus und für den inneren Zusammenhang desselben mit den christlichen Grund- und Wesensideen, so ist damit die noch immer in weiten auch pastoralen Kreisen herrschende casuistische Auffassung der Mission, als eines mit dem Heiligenschein des Aparten umgebenen opus supererogationis überwunden und die Arbeit für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden in die Reihe der *selbstverständlichen, ordentlichen* Amtspflichten eingefügt. So erfährt man „mit der Wahrheit“, daß die Mission eine ebenso nothwendige Lebensäußerung wie Lebensbedingung der christlichen Kirche ist und diese *Erfahrungserkenntniß* setzt den *Willen* in Bewegung. Damit gewinnt man auch einen ganz neuen Blick für die *Missionsgeschichte*. Man findet jetzt diese Geschichte nicht mehr langweilig und kleinlich, man lernt sie unter große Gesichtspunkte stellen und auch das Kleine wird als charakteristische Illustration lebendig und interessant. Es hat mancher unter den Pastoren, und nicht blos unter diesen, nachdem er die Missionsgeschichte erst wirklich kennen gelernt, laut bezeugt: „ich habe früher keine Ahnung davon gehabt, wie reich, belehrend, erbaulich und interessant diese Geschichte ist.“ Von der Missionsgeschichte der Gegenwart fällt Licht auf die Missionsgeschichte der Vergangenheit und umgekehrt, so daß die eine Missionsperiode das Verständniß der andern erleichtert.

So entsteht die *Arbeitslust*. Es findet auch hier ein Verhältniß der Gegenseitigkeit statt. Die Liebe und das Verständniß, das ich einem bestimmten Gegenstande entgegenbringe, ist die Voraussetzung der Arbeitslust und wiederum vermehrt die Arbeit, die ich einem Gegenstande widme, meine Liebe und mein Verständniß für ihn. Man darf also getrost sagen: *arbeite* für die Mission und du wirst sie lieben und verstehen lernen. Die Mission ist vielen unsrer Amtsbrüder daher noch eine so gleichgiltige

Sache, weil sie ihr so wenig Arbeit widmen. Ueber der Arbeit im Schweiße des Angesichts wird man warm.

Worin aber besteht nun die Arbeit? Zunächst darin, daß man sich selbst der Sache mächtig macht, für die man wirken soll. Es ist eine unbehagliche Arbeit, so man nur immer aus der Hand in den Mund lebt. Ich irre wol kaum, wenn ich behaupte, daß Vielen z. B. die Abhaltung von Missionsstunden darum so ungemüthlich um nicht zu sagen, so lästig ist, weil sie immer nur ad hoc mühsam einiges Material zusammensuchen müssen. Solche — man verzeihe das Wort — Tagelöhnerarbeit macht nicht nur verdrießlich, sie packt auch nicht. Man muß ein wenig aus dem Vollen schöpfen, wenn die praktische Thätigkeit uns selbst und Andern Freude machen soll. Es ist mit der Thätigkeit für die Mission wie mit der Vorbereitung auf die Predigt. Wie hier die specielle Präparation ad hoc nicht genügt, sondern ein gründliches fortgehendes Schrift- und Menschenstudium die Unterlage bilden muß, so muß ich mich selbst vorher und fortgehend in die Mission einarbeiten, ehe ich ein frischer fröhlicher Arbeiter für sie werden kann.

Diese Einarbeitung muß aber eine doppelte sein: ich muß mich vertraut machen mit den Missionsgedanken der Schrift und mit den Thatsachen der Missionsgeschichte. Was zunächst die Arbeit in der Schrift betrifft, so darf sie sich nicht auf die paar loci classici über die Mission beschränken, die wir alle auswendig wissen. Es gilt vielmehr den Missionsgedanken in ihrem organischem Zusammenhange mit den Grundlehren und Grundthatsachen der göttlichen Heilsoffenbarung wie mit den Führungen der göttlichen Heilspädagogie nachgehen. Durch die Auffindung und Nachweisung dieses Zusammenhanges werden dann nicht nur jene loci classici erst in ihrer Natürlichkeit und Tiefe verstanden und ausgelegt, sondern der Reichthum der Schrift an reellen Missionsgedanken tritt dann überhaupt erst zu Tage. Wollen wir auch in unsern biblischen Missionsbetrachtungen jene seichte Oberflächlichkeit vermeiden, die sich wesentlich in vielgebrauchten und trivial gewordenen erbaulichen Redensarten bewegt, so dürfen wir nicht mit dem ungerechten Haushalter sprechen: „graben mag ich nicht“. Nur wer tief gräbt, wird productiv. Es ist mit der Missionsrede wie mit jeder Rede; das Geheimniß ihrer Kraft liegt nicht in schön gedrechselten Worten, sondern in den inhaltsvollen Gedanken, in den Sachen. Diese Realia fliegen Niemand durch die Luft zu; Gott läßt sie nur den finden, der nach ihnen gräbt im Schweiße seines Angesichts. Aber dann macht das Finden auch Freude und das Graben wird zur Lust. Wenn ich nach literarischem Material gefragt

werde, welches zu solcher Schriftarbeit Anleitung giebt, so komme ich allerdings in Verlegenheit. Wir stehen hier noch vor einem wenig angebauten Felde, so viele einzelne werthvolle Bausteine z. B. in Missionsreden auch bereits zusammengetragen sind. Die theologische Wissenschaft hat bis heute die Schrift unter dem Missionsgesichtspunkte noch wenig durchforscht. Haben wir doch nicht einmal einen unter diesem Gesichtspunkte bearbeiteten Commentar der Apostelgeschichte oder ein Leben Pauli als Missionars. Der dogmatische und neuerdings der kritische Gesichtspunkt hat unsre Exegese viel zu einseitig beherrscht. Wir müssen also selbst graben. Eine kleine Handreichung bei dieser Arbeit thut vielleicht der erste Band meiner „Missionsstunden", der „die Mission im Lichte der Bibel" behandelt und einstweilen als Lückenbüßer dienen mag, bis unsre Theologie ein gründlicheres Werk an seine Stelle setzt.

Zum andern ist eine Einarbeitung in die Missionsgeschichte noth. Wie die biblischen Missionsgedanken die Thatsachen der Missionsgeschichte erst in das rechte Licht stellen, so sind die letzteren wiederum unentbehrlich zur Auffindung wie zum Verständniß der ersteren. Ohne Kenntniß der missionsgeschichtlichen Thatsachen wird man ein abstracter Missionsdoctrinär und der Doctrinarismus ist nirgends, am wenigsten aber auf dem Gebiete des Reiches Gottes fruchtbar. Es würde weit weniger nicht blos oberflächliche, sondern auch unnüchterne, auf falschen Voraussetzungen ruhende und daher in die Luft streichende Missionsreden geben, wenn die Redner in der Missionsgeschichte mehr zu Hause wären. Um das zu werden, sind zunächst zwei viel gemachte Fehler zu vermeiden: einmal die bloße Anekdotenkrämerei und sodann die Beschränkung auf die Geschichte einer einzelnen Missionsgesellschaft. Was die erstere Art des Eklekticismus betrifft, die sich begnügt mit der noch dazu meist ganz mechanischen und zufälligen Sammlung von Einzelgeschichten, bloßen Miscellen, und durch ihre häufige Wiederholung allmählig verbrauchten, oft ans Legendenhafte streifenden Missionsanekdoten, so hat sie in doppelter Beziehung üble Folgen gehabt. Erstens ist es zu einem großen Theile auf ihre Rechnung zu setzen, daß jene einseitige und unnüchterne Missionsgeschichtsbehandlung sich festgesetzt hat, die nicht blos den tieferen und gebildeteren Geistern den Geschmack an der Mission vielfach verdorben und den Gegnern die Kritik leicht gemacht, sondern auch in den engeren Missionskreisen eine falsch idealistische Auffassung der Zustände auf dem Missionsgebiete erzeugt hat. Zum andern trägt sie wesentlich die Schuld an der großen Unklarheit, ja Verworrenheit, die selbst bei Pastoren über die heutige Missionsgeschichte herrscht und über die sich ergötzliche Geschichten

erzählen ließen. Die Anekdoten von den räumlich entferntesten, zeitlich geschiedensten und artlich unterschiedensten Missionsgebieten fließen ineinander, werden allmählig promiscue gebraucht und verursachen zuletzt ein solches mixtum compositum unter einander verschwimmender Reminiscenzen, daß man sagen möchte: „von all den Dingen wird mir so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum." Kommt nun, was nicht selten der Fall sein wird, noch ein leiblicher Mangel an außereuropäischer Geographiekenntniß hinzu, so erreicht die Confusion einen ziemlichen Grad klassischer Vollkommenheit. Exempla sunt in promptu. Uebrigens wahre ich mich gegen das Mißverständniß, als ob ich etwa die Verwerthung bedeutungsvoller Einzelzüge in der Missionsrede verwerfe. Im Gegentheil, sie ist zur Illustration geradezu unentbehrlich; ja wir werden durch **Geschichten** immer am volksthümlichsten Missionsgeschichte traktiren. Aber hier handelt es sich um die Arbeit des Pastors. Wie der Geschichtslehrer ein armer Mann ist, der selbst von der Geschichte weiter nichts weiß als die Geschichten, die er seinen Schülern ihrem Standpunkte angemessen erzählt, so kann man auch den Pastor keinen reichen Mann nennen, dessen Missionsgeschichtskenntniß sich auf die paar Specialgeschichten beschränkt, die er in seinen Reden mittheilt. Ich kann Einzelgeschichten in der rechten Auswahl und in der rechten Beleuchtung nur verwenden, wenn ich in der Gesammtgeschichte zu Hause bin.

Nach einer etwas andern Richtung liegen die Schattenseiten der zweiten Art der eklektischen Missionsgeschichtsbehandlung. Es ist ja freilich unerläßlich, daß ich mich mit der Specialgeschichte derjenigen Gesellschaft möglichst genau vertraut mache, mit welcher ich in specieller Verbindung stehe. So müssen z. B. die Freunde der Berliner südafrikanischen Mission die Wangemannsche „Geschichte" dieser Gesellschaft; die Freunde der Goßnerschen Mission das bekannte Nottrottsche Werk und Plaths neuste „Reisebriefe"; die der Rheinischen Mission von Rohdens „Geschichte" dieser Gesellschaft besitzen und studiren. Aber wenn ich mein Missionsgeschichtsstudium auf die Arbeiten dieser einen Gesellschaft beschränken wollte, so wäre das gerade so, wie wenn ich nur schlesische oder sächsische Kirchengeschichte studiren wollte, weil ich der Provinz Schlesien oder Sachsen angehöre. Solche Beschränkung macht mit Nothwendigkeit beschränkt. Gerade die Mission, die es mit der Ausbreitung des Reiches Christi bis an die Enden der Erde zu thun hat, leidet keine Kirchthumpolitik. Der Universalismus des Christenthums, in welcher der Missionsgedanke wurzelt, fordert auch ein Studium der Universal-Missionsgeschichte. Beschränkt man sich auf die Geschichte Einer

Missionsgesellschaft, so muß die Geschichtsbehandlung mit Nothwendigkeit nicht nur einseitig werden, sondern auch aus Mangel an interessantem Stoff sich ins Kleinliche verlieren und das um so sicherer, je beschränkter das Missionsgebiet der betreffenden Gesellschaft ist. Nichts ist aber mehr geeignet, die Missionsgeschichte in den Verruf der Langweiligkeit zu bringen, als die Kleinigkeitskrämerei, welche die bedeutungslosesten Vorkommnisse als geschichtlich werthvolle Thatsachen behandelt.

Wir müssen also die Gesammtmissionsgeschichte der Gegenwart studiren; uns in sie einarbeiten, nicht blos an ihr naschen. Die auf dieses Studium verwendete Arbeit trägt Frucht. In demselben Maße als wir anfangen aus dem unbehaglichen Zustande des Nicht- oder Halbwissens und der damit verbundenen Unsicherheit herauszukommen, in demselben Maße wächst unsre Lust an der Sache. Es ist eine ganz allgemeine Erfahrung: „was ich weiß, macht mich auch heiß". Je mehr ich in einer Sache zu Hause bin, desto lebendiger ist mein Interesse an ihr. Es ist aber gar nicht so schwer, in der Missionsgeschichte der Gegenwart einigermaßen heimisch zu werden. Benutzen wir nur die vorhandene allgemeine Missionsliteratur. Ich nenne aus derselben außer Professor Christliebs vortrefflichem Allianzvortrag über „den gegenwärtigen Stand der evangelischen Heidenmission"[1]) nur 3 Werke: 1) die von Dr. Grundemann in der Herausgabe begriffene 2. Auflage der Burkhardtschen „Kleinen Missionsbibliothek", von der bereits Bd. I bis III erschienen sind, welche Amerika, Afrika und Asien behandeln. 2) Dr. Gunderts „Missions-Bilder", die jetzt in 4 Bänden vollendet vorliegen und Grundemanns Arbeit durch reichliches Detail ergänzen, und 3) Dr. Kalkars eben erschienene „Geschichte der christlichen Mission unter den Heiden" die in 2 Bänden sowol über die Entwicklung des Missionslebens in der Heimath wie über den Gang der Arbeit auf dem Missionsfelde in allgemeinerer Weise orientirt.[2]) Ein Atlas ist freilich als Hilfsmittel unentbehrlich. Auch diesen Atlas besitzen wir in Dr. Grundemanns bekanntem vortrefflichem Kartenwerke, und wenn manchem einzelnen Pastor die Anschaffung desselben des theuren Preises wegen nicht möglich sein sollte, so wäre es ein Leichtes, ihn doch für jede Ephoralbibliothek resp. jeden Missionsverein zu beschaffen. Hält man sich ferner neben den „Berichten" seiner Gesellschaft die „Allgemeine Missions-Zeitschrift" oder das „Evangelische Missions-Magazin" und studirt dieselben auch wirklich — so wird es nicht lange dauern bis man sich so in die Sache eingearbeitet hat, daß

[1]) Diese Zeitschrift 1879 November und December.

[2]) Diese Zeitschrift 1880 S. 44 ff.

man wenigstens im Allgemeinen orientirt ist und sich auf dem Laufenden zu erhalten vermag. Stellen wir uns also den Berg nicht höher vor als er wirklich ist; bei gutem Willen und einigem Fleiß kann er von uns allen erstiegen werden.

Haben wir uns in der angedeuteten Weise erst selbst einigermaßen eingearbeitet und fahren in dieser Einarbeitung fleißig fort, so ist der Arbeit an und in der Gemeinde die Hauptschwierigkeit aus dem Wege geräumt. Wir haben jetzt etwas zu geben und werden nun auch gern aus unserm Schatze Altes und Neues mittheilen. Diese Mittheilung geschieht zunächst durch das mündliche Wort; vor allem durch das Wort der Predigt.

Als etwas Selbstverständliches lasse ich mit ihren Consequenzen die Thatsache bei Seite, daß das Missionsleben ein natürlicher Ausfluß und eine natürliche Bethätigung des christlichen Lebens überhaupt ist und daß also, wo dieses durch eine in Beweisung des Geistes und der Kraft geschehende Verkündigung des göttlichen Wortes gezeugt wird, mit Nothwendigkeit auch jenes entsteht. Wir beschränken uns hier auf eine Darlegung der speciell auf die Heidenmission gerichteten pastoralen Thätigkeit.

Ist die Mission ein integrirendes Glied im Organismus der christlichen Glaubenslehre und des christlichen Glaubenslebens, so darf ihrer nicht blos in außerordentlichen, speciell auf die Weckung und Pflege des Missionssinns bezüglichen Gottesdiensten gedacht werden, sie muß vielmehr auch im ordentlichen Hauptgottesdienste Sitz und Stimme haben. Wie wir ihrer bereits im sonntäglichen Kirchengebete gedenken, in welchem allerdings der größeren Deutlichkeit wegen ausdrücklich gesagt werden könnte: „segne nach deiner Verheißung das Werk der Mission zur Ausbreitung deines Reiches auch unter Heiden, Mohammedanern und Juden" — so muß auch die Predigt, so oft der Text Veranlassung giebt, auf sie eingehen. Und diese Veranlassung ist sehr oft vorhanden, wenn wir nur erst ein Auge für die Missionsgedanken der Schrift haben. Nehmen wir z. B. nur die Perikopen, die evangelischen wie die epistolischen, welche Fülle von Missionsgedanken enthalten sie! Wie reich sind allein die Festgeschichten und die Festepisteln an Missionsworten![1]) Denken wir dazu nur noch an die Menge von Schriftstellen, welche sich um die große Grundwahrheit des Evangelii drehen, daß das Christenthum nicht eine Religion neben andern Religionen, sondern die einzig wahre Religion sei, weshalb ja eben der Mensch gerecht wird allein durch den Glauben an Jesum Christum, z. B. „Ich bin der Weg, die

[1]) Diese Zeitschrift 1875 S. 40 f.

Wahrheit und das Leben"; „Es ist in keinem andern das Heil"; „es ist nur Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen"; „es sei denn, daß Jemand von neuem geboren werde, sonst kann er nicht in das Himmelreich kommen"; „wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden"; „unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat"; „die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens" u. dergl. In wie vielfachen Modificationen muß diese Grundwahrheit besonders in der heutigen Zeit in der Predigt überzeugungsvoll dargelegt werden und welches großartigen Beweismittels berauben wir uns, wenn wir dabei an der Mission vorbeigehen.[2]) Nicht blos die Mission gewinnt, wenn sie im sonntäglichen Hauptgottesdienste zu ihrem Rechte kommt; auch die Predigt gewinnt, indem durch die Bezugnahme auf sie die Textauslegung vertieft und die Textanwendung praktischer gemacht wird. Und wie viel Illustrationsmaterial bietet dem Prediger die Missionsgeschichte. Für unsre heutige Betrachtung steht dieser Gewinn indeß erst in zweiter Linie. Die Hauptsache, auf die es jetzt ankommt, ist, daß die sonntägliche Predigt die Mission vor die große Gemeinde bringt und den noch immer weit verbreiteten Wahn zerstören hilft, als sei sie eine Privatliebhaberei einiger frommer Schwärmer und eine Art opus supererogationis, das mit dem ordinären Christenthum in keinem innern Lebenszusammenhange stehe; daher auch nur in conventikelartigen Versammlungen behandelt werde.

Wie wir durch die sonn- und festtägliche Predigt die Mission aus der unnatürlichen Isolirung zu befreien suchen müssen, in welche sie, nicht ohne Verschuldung der Kirche und ihrer Diener, gerathen ist und die mit ein Haupthinderniß bildet, daß der Missionssinn einen größeren Aufschwung unter uns nimmt, so bietet auch der Confirmandenunterricht hierzu eine geeignete Handhabe. Nicht nur daß das erste Gebot, der zweite und dritte Artikel, die zweite Bitte und der Taufbefehl Gelegenheit bieten, die Mission in den Organismus der christlichen Lehre einzufügen — die Geschichten aus der alten und neueren Mission gewähren uns gerade im Unterrichte ein sehr werthvolles Veranschaulichungsmaterial, das überaus geeignet ist, ein Missionsinteresse und ein Missionsverständniß bei der Jugend zu wecken.

[2]) Gerade in apologetischer Beziehung sollte die Missionsgeschichte noch viel mehr verwerthet werden als thatsächlich geschieht. — Ch. M. Int. a. a. O. — Viel brauchbares Material bietet in dieser Richtung das Buch des Herausgebers: „Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Cultur"; cf. die Anzeige desselben in der „Allg. conserv. Monatsschrift" 1879 S. 966.

Je mehr wir in Predigt und Confirmandenunterricht die Gemeinde in die Missionsgedanken des Evangelii einführen, desto weniger erscheint ihr und uns selbst dann die *Missionsstunde*, welche der Pflege des Missionslebens speciell gewidmet ist, als ein deus ex machina. Gerade wer die Arbeit für die Heidenmission in die Reihe seiner ordentlichen Berufspflichten hat eingliedern gelernt, der wird auch das Bedürfniß empfinden, noch etwas Außerordentliches in dieser Richtung zu thun; der wird, auch ohne daß es ihm befohlen ist, Missionsstunden halten. Es ist nicht absolut nöthig, daß diese Stunden *monatlich* stattfinden; wo wirklich die Zeit zur Vorbereitung knapp oder die Gemeinde für eine so häufige Wiederholung noch nicht gefördert genug ist, da halte man sie *zwei- oder dreimonatlich*. Es ist besser seltenere, gründlich vorbereitete und gut besuchte als häufigere, oberflächliche und schlecht besuchte Missionsstunden zu halten. Nur binde man sich an *feste Termine* und lasse sich nicht entmuthigen, wenn man nicht sofort großen Erfolg sieht. Ein Missionsarbeiter erweist sich zuerst in aller *Geduld*, d. h. er muß auf die Frucht *warten* können und *Ausdauer* besitzen. Der natürlichste *Ort* für die Missionsstunde ist die *Kirche*; die *Zeit* hängt von den lokalen Verhältnissen ab. Im Großen und Ganzen dürften sich aber die *sonntäglichen Nachmittags- oder Abendgottesdienste* zumal an den Communiontagen am meisten empfehlen. Jedenfalls wähle man die Zeit so, daß man der Gemeinde den Besuch möglichst erleichtert.

In Bezug auf die *Methode* dürften etwa folgende Grundsätze maßgebend sein: 1) Man halte keine Missionsstunde ohne gründliche *Vorbereitung*; zu dieser Vorbereitung genügt aber nicht die Benutzung einer Nummer der Missionsberichte. 2) Man rede durchaus *frei* und gestatte sich nur die Vorlesung besonders charakteristischer Reden oder Schilderungen. 3) Man *wechsele* mit biblischen und geschichtlichen Missionsstunden; erläutere die biblischen Missionsgedanken durch missionsgeschichtliche Thatsachen, und stelle wiederum die missionsgeschichtlichen Thatsachen in das Licht der biblischen Missionsgedanken, so daß die Geschichte für die Schrift und die Schrift für die Geschichte würzendes Salz wird. 4) Die *biblischen* Missionsstunden können auf verschiedene Weisen gehalten werden: entweder so, daß man die loci classici der Reihe nach behandelt; oder den Zusammenhang des Missionsgedankens mit den Grundthatsachen und Grundlehren des Evangelii nachweist; oder specielle Gesichtspunkte verfolgt, etwa die reichsgöttlichen Entwicklungsgesetze, die Grundlinien biblischer Missionsmethodik oder biblischer Missionsapologetik,

die Missionsverheißungen, die an uns gestellten Missionsforderungen; oder daß man den Unterschied zwischen Heidenthum und Christenthum darstellt, z. B. wie die Heiden beten, wie sie opfern, wie sie sterben u. dergl. 5) Auch die geschichtlichen Missionsstunden müssen sich sehr mannigfach gestalten. Das eine Mal wird man zur Orientirung Gesammtüberblicke entweder über das ganze oder über dies und jene einzelne größere Missionsgebiet oder über die Entwicklung des Missionslebens in der Heimath, also Rundschauen geben; das andre Mal Specialgeschichten tractiren, entweder die Geschichte einer einzelnen Missions-Gesellschaft, oder eines einzelnen Volks, oder einer einzelnen Station, oder eines einzelnen Menschen, eines Missionars oder eines Heidenchristen, oder neueste wichtige Vorkommnisse. 6) Jede Missionsstunde gebe ein in sich abgerundetes und wirklich inhaltvolles Bild. Man vermeide also ebenso die in die Länge gezogene, systematische Behandlung Eines Gegenstandes wie die ins Kleinliche sich verlierende Breite. 7) Man befleißige sich einer frischen, anschaulichen Erzählungsweise, die sowol die Aufmerksamkeit des Zuhörers fesselt, wie die fremden Länder und Verhältnisse seinem Verständnisse wirklich nahe rückt. Endlich 8) last not least: schließe man jede Missionsstunde mit freiem Gebet.

Das literarische Material für die Missionsstunde müssen — außer der Bibel — die Missionsblätter und die einschlägigen allgemeinen oder speciellen Missionsschriften liefern. Fertige „Missionsstunden" besitzen wir allerdings auch; sie sind aber trotz der Vorzüge, die jede dieser Arbeiten in ihrer Art hat, doch nur unter Reserve zu benutzen. Hoffmann's Missionsstunden sind theils bereits veraltet, theils in einem zu enthusiastischen Tone gehalten; die Schlunk'schen behandeln in Anlehnung meist an die Perikopen die Mission zu einseitig nur in Einzelgeschichten; die Schlier'schen sind vielleicht gerade wegen ihrer Popularität nicht gründlich genug und generalisiren zu viel; die Pauli'schen, welche — soweit mir bekannt — nur afrikanische Missionen darstellen, sind für „Missionsstunden" zu systematisch geschichtlich angelegt und nicht volksthümlich genug.

Ist durch die bisher geschilderte Thätigkeit des Pastors der Missionssinn in einer Gemeinde einigermaßen geweckt, so feire man alljährlich ein Missionsfest. Dieses Fest lege man auf einen bestimmten Termin; da wo das Missionsleben erst im Entstehen begriffen ist, auf einen Sonntag Nachmittag und halte, wenn es die örtlichen Verhältnisse irgend gestatten, eine Nachfeier im Freien oder in einem öffentlichen dazu geeigneten Lokale. Solche Nachfeiern machen die Feste volksthümlich und wir brauchen heut volksthümliche christliche Feste. Mancher Pastor

geht wegen der Ungewohntheit der Sache mit Zittern und Zagen an dieses Werk; in der Regel wird aber der Kleinmuth durch überraschenden Anklang beschämt, den diese Einrichtung findet. Niemand erkläre: „die Sache geht bei mir nicht“, ehe er sie nicht versucht hat. Die Hauptsache ist, daß dem Volke bei solchen festlichen Gelegenheiten gesunde, schmackhafte Speise geboten wird. In den Nachfeiern vermeide man lange, jedenfalls langweilige Reden und vergesse in ihnen die Würze nicht. Ein Körnlein Salz und eine gute Pointe thut hier mehr als gesalbte Phrasen. Wer zum Speisemeister auf Missionsfesten berufen ist, der bringe also mit, was schmeckt und nährt, und wo das Fest gehalten worden, da lasse man es hinterher nicht an Arbeit fehlen, sondern schmiede das Eisen, dieweil es warm ist.[1])

Durch das schriftliche Wort der Mission zu dienen ist allerdings nicht ohne weiteres jeder Pastor, sondern nur der berufen, der eine Begabung zu ihm empfangen hat. Diese Begabung ist aber vielleicht in größerem Umfange vorhanden, als ihre Verwerthung zu Tage tritt, und manchem, der sein Pfund im Schweißtuche gewickelt läßt, dürfte zugerufen werden müssen: „erwecke die Gabe, die in dir ist“. Heute, wo die Presse zu einer Großmacht geworden, darf auch der Diener der Kirche dieses Beeinflussungsmittel der öffentlichen Meinung nicht unbenutzt lassen. Die Presse ist auch eine Kanzel und zwar eine Kanzel, um die sich eine große Gemeinde versammelt. Die auf Quellenstudien beruhende Missionsschriftstellerei bleibe den berufenen Fachleuten überlassen; für die Pastoren bietet die Verwerthung dieses Materials sowol in der öffentlichen Presse wie in kleineren Flugschriften noch immer Gelegenheit genug, durch ein schriftliches Wort für die Heidenmission zu arbeiten. Ich habe dabei nicht blos die kirchliche sondern vornämlich die politische Presse im Auge, deren Leserkreis ja der weit größere ist. Die wissenschaftliche wie populäre kirchliche Presse beginnt ja endlich der Mission in ihren Spalten ein Heimathsrecht zu gewähren, aber die politische ist bei uns noch weit davon entfernt, obgleich anerkannt werden muß, daß in der letzten Zeit eine Wendung zum Besseren hier und da eingetreten ist. In England und Amerika steht die politische Presse viel missionsfreundlicher als in Deutschland. Unter den mancherlei Gründen, die das erklären, ist der vielleicht der am meisten übersehene, daß die dortige Presse viel von

[1]) Das kirchliche Missionsfest, mit welchem die Generalsynode die älteren Provinzen Preußens beschenkt hat, eine Gabe, für die wir sehr dankbar sind und die wir nun auch treulich benutzen müssen, soll die freien Missionsfeste nicht etwa überflüssig sondern umgekehrt, das Verlangen nach ihnen erst recht lebendig machen.

Missionsfreunden gespeist wird, während bei uns das nur sehr spora-
disch und, unter seltenen Ausnahmen, nur mit der conservativen Press
geschieht. Ich will die Gründe für diese Ueberlassung eines so wich
tigen Ackerfeldes an religiös meist incompetente oder indifferente ode
gar oppositionelle Säeleute jetzt nicht untersuchen, sondern nur bitten:
ändern wir diese schädliche Taktik. Da sind zunächst die Kreisblätter,
für einen sehr großen Theil des Volks die wichtigsten Preßorgane. Sollt
sich in jedem Kreise nicht wenigstens ein Pastor finden, der Begabun
und Kenntnisse genug besäße, die Mission im Kreisblatte würdig zu ver
treten? Es ist die Aufgabe des Vorstandes der Missionsvereine diese
Mann zu stellen. Zurückweisung dürften seine Artikel, so sie nur fesseln
geschrieben sind, in sehr seltenen Fällen erfahren. Da sind weiter di
größeren Provinzial- und die Landeszeitungen. Jede Provin
hat zweifellos mehr als einen völlig geeigneten Mann unter den Pastoren
um in diesen Zeitungen je und je der Mission das Wort zu reden, An
griffe zu widerlegen, neue Ereignisse von Bedeutung zu besprechen u. s. w
Wem das Pfund gegeben ist, der handle damit und wer Jemand kenn
der es besitzt, der rege ihn an, daß er es umsetze. Oft ist es nur di
Trägheit, die sich hinter falscher Bescheidenheit, und oft nur falsche Be
scheidenheit, die sich hinter besseren Entschuldigungsgründen versteckt. Aehnlic
ist es mit den Unterhaltungsblättern. Die Mission ist interessan
genug, um auch in diesen Blättern einen Platz beanspruchen zu können. Es i
unmöglich, daß einige vielbeschäftigte Männer alles thun. Wir müsse
uns in die Arbeit theilen, und unter den für die Uebernahme eines solche
Theils begabten Pastoren fehlt es nicht an solchen, die Zeitüberflu
haben und die froh sind, wenn sie von diesem Ueberfluß ein wenig be
freit werden.

Ebenso können wir gute Flugschriften noch sehr gebrauchen
Mittelmäßige haben wir freilich genug. Auch die Flugschrift — um diese
deutsche Wort statt des etwas anstößig gewordene fremden: „Traktat" z
gebrauchen — ist von der größten Bedeutung. Luthers einflußreichst
reformatorische Schriften waren Flugschriften. Dicke Bücher liebt da
Volk nicht und zumal heut macht man damit schlechte Geschäfte. „Kur
und gut" ist eine feine Taktik. Wie manchmal habe ich gewünscht: hätt
der oder jener Herausgeber eines dicken Bandes Predigten lieber ein
kurze Flugschrift geschrieben — es würde praktischer gewesen sein. Wi
viel Stoff liefert aber gerade die Missionsgeschichte zu guten Flugschriften
zu allgemeinen und zu speciellen. Die im vorigen Jahre ins Leben ge
rufene sächsische Provinzial-Missionsconferenz hat sich unter anderm di

jährliche Herausgabe einer solchen Flugschrift zum Ziele gesetzt und ihr erster Versuch hat ermuthigenden Erfolg gehabt. Es sind von der kleinen Schrift: „Die christliche Mission. Ihre sachliche Begründung und thatsächliche Ausführung in der Gegenwart“, bis jetzt c. 18000 Exemplare abgesetzt worden.

Freilich das Reden und Schreiben allein thuts noch lange nicht. Die besten Schriften helfen nichts, so sie nicht unter die Leute kommen. Wir müssen also zu einem praktischen Handeln energisch die Hände rühren. Ganz speciell in Bezug auf dieses praktische Handeln heißt es: „seid nicht träge, was ihr thun sollt“.

Es sind wesentlich 2 Dinge, die in dieser Richtung die pastorale Missionsarbeit in Anspruch nehmen: die Verbreitung der Missionsschriften und die Sammlung der Missionsbeiträge. Was die erstere betrifft, so genügt weder der buchhändlerische Vertrieb, noch die Annoncirung in öffentlichen Blättern, noch die gelegentliche Empfehlung in Missionsstunden oder auf Missionsfesten. Wir müssen die Schriften persönlich anbieten oder anbieten lassen. Die Leute wollen angeregt und genöthigt sein, wenn sie kaufen und lesen sollen. Man bringe oder schicke ihnen also zur Verbreitung geeignete Flugschriften ins Haus; vertheile eine große Anzahl Probenummern von qualificirten Missionsblättern und frage nach einiger Zeit selbst oder lasse fragen, wer abonniren will — das hat Erfolg.

Hier ist nun der Punkt, wo sich der Pastor Gehilfen suchen muß, Gehilfen aus seinem Gemeinde-Kirchenrath, aus den sonstigen christlich interessirten Laien der Gemeinde, aus den Jungfrauen und Kindern. Diese Gehilfen werben, anleiten und freudig erhalten, ist eine wichtige Aufgabe. Langjährige Erfahrung hat mich gelehrt, daß an dieser Arbeit sehr wesentlich aller größere Erfolg hängt. Zur Heranziehung der Gem.-Kirchenräthe hat das Königl. Consistorium der Provinz Sachsen durch sein vorjähriges Kreissynodalproponendum [1]) dankenswerthe Anregung gegeben und es wird die Sache der Behörden, der Superintendenten resp. Kreissynodalvorstände und der Pastoren sein, ob die gepflogenen Verhandlungen Erfolg haben oder nur einem Schlage ins Wasser gleichen werden. Sind die Gem.-Kirchenräthe unwillig oder reicht ihre Hilfe in großen Gemeinden nicht aus, so suche man andre Laien und findet man sie nicht unter den Männern, so gehe man zu den Jungfrauen und zu den Confirmanden; hier wird man selten abgewiesen werden. Auch die Pfarrfrau und die Fräulein Töchter sind

[1]) Diese Zeitschrift 1879 S. 433 ff.

natürliche Gehilfinnen des Mannes und Vaters in solchem Dienst. Wo nur ein Wille ist, da ist auch ein Weg und wer selbst arbeitet, der findet auch Mitarbeiter.

Auf die Frage: was soll verbreitet werden? erwidere ich, erstens: Missionsblätter. Zunächst die „Berichte" der Gesellschaft, der man die Beiträge schickt. Sollten diese nicht geeignet erscheinen: den „Missionsfreund" oder „Das Calwer Missionsblatt" oder „Das Nürnberger Missionsblatt"; in den gebildeteren Kreisen: „Die Allg. M.-Zeitschrift" oder „Das Ev. Miss.-Magazin". Dazu gute Traktate. Jede M.-G. wird die Traktate ihres Verlags gern zur Ansicht schicken; dann wähle man selbst. Besonders Basel bietet eine gute Auswahl, theilweise aber auch Berlin I und Barmen. Dazu kommen die billigen Flugschriften, die der sächsische Prov. M.-Verein herausgiebt und die bei Julius Fricke in Halle zu haben sind.

Ich komme endlich zu meinem letzten aber nicht unwichtigsten Punkte: der Sammlung von Missionsbeiträgen. Warum ich gerade diesen Punkt an den Schluß gestellt? Nicht blos darum, weil — weltlich zu reden — dieser nervus rerum gerendarum das letzte Wort behalten und sich besonders eindrücklich machen soll, sondern weil als eine reifende Frucht dieser klingende Erfolg uns je länger je mehr zufallen wird, wenn wir mit der Arbeit erst im Zuge sind, wie sie bisher angedeutet wurde. Auch von den Missionsbeiträgen gilt: man kann nicht ernten ohne vorher gesäet zu haben und keine Trauben lesen von den Dornen. Das Maß unsrer Arbeit wird im Großen und Ganzen auch das Maß der Beiträge sein, die wir erhalten. Dennoch fordert die Sammlung dieser Beiträge von uns auch eine specielle Thätigkeit und dieser Thätigkeit gebührt noch ein specielles Wort.

Man hat sich hier vor einem doppelten Fehler zu hüten: auf der einen Seite vor einer ungeistlichen Treiberei und auf der andern vor einem hypergeistlichen laisser aller. Der zweite Fehler ist jedenfalls viel häufiger als der erste. Von der Treiberei kommt man auch leichter zurück als von dem Gehenlassen. Die bloße Treiberei, zumal wenn sie mit Schelten verbunden ist, richtet viel Zorn an und bringt selten bleibende Frucht. Aber noch schlimmer ist das Gehenlassen. Das wirkt gleich Morphium, und mich dünkt, das sei unweise Homöopathie, so man Schläfern auch noch Schlafpulver giebt. Wir haben es bei der Sammlung von Beiträgen mit einem sehr schwerhörigen und dickfälligen Feinde zu thun: mit dem Geiz. Man darf nicht müde werden diesem auch bei gläubigen Leuten oft genug noch dominirenden Feinde mit aller Energie

entgegenzutreten und immer wieder daran zu erinnern: „ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ und daß eine Bekehrung des Herzens auch eine Bekehrung des Geldbeutels zur Folge haben muß. Das Selbstopfer der Kirche zur Christianisirung der Welt steht, zumal in unserm Vaterlande, noch immer auf einer traurig niedern Stufe. Wenn z. B. in Gesammtdeutschland auf den Kopf der evangelischen Bevölkerung ein Missionsbeitrag von c. 6 bis 7 Pf. kommt, und dieser Beitrag in weiten Gebieten sich gar auf nur 2 bis 3 Pf. reducirt, so ist das wahrlich keine Leistung, die im Verhältniß zu unserm Vermögen steht. Es fehlt uns an Noblesse im Geben, daher beschämen uns auch die ärmlichen Gaben viel zu wenig. Die meisten Christen haben gar kein Bewußtsein davon, daß sie dem großen Gott für seine große Reichssache beleidigend wenig geben. Wir müssen dieses Bewußtsein auf alle Weise wecken und zur Generosität im Geben erziehen und locken. St. Paulus in den klassischen aber viel zu wenig gekannten und noch weniger beherzigten Collectenkapiteln, 2 Cor. 8 u. 9, sollte uns hierin Lehrmeister sein.

Aber statt allgemeiner Declamationen will ich lieber bestimmte Vorschläge geben. Ich fasse dieselben in folgende Punkte zusammen: 1) Wer gute Missionscollecten sammeln will, gebe vor allem selbst reichlich. Ein karger Geber wird nie ein reichlicher Sammler. „Gebet, so wird euch gegeben“ — diese Exegese mag nicht wissenschaftlich correct sein, praktisch wahr ist sie unbestritten. 2) Man erwecke auf jegliche Weise das Bewußtsein, daß wir Haushalter über unsre irdischen Güter sind, und daß die christliche Noblesse fordre, dem großen Gott für seine großen Reichszwecke mehr als Brosamen darzureichen. 3) Man hüte sich ebenso vor jedem erbitternden Schelten wie vor dem den Pharisäismus des Geizigen nur stärkenden Rühmen der das gewöhnliche niedre Maß ein wenig überschreitenden Gaben. 4) Man suche so viel als möglich die Leute zu regelmäßigen monatlichen oder vierteljährlichen wenn dann auch nur kleinen Gaben zu bewegen. Dies kann auf doppelte Weise geschehen. Entweder so, daß die Leute angehalten werden, diese Gaben selbst zu sammeln, indem sie sich nach der Empfehlung St. Pauli 1 Cor. 16, 2 einen Gotteskasten anlegen, in welchen sie an jedem Sonntage eine Gabe thun. Oder besser so, daß man selbst und durch Gehilfen, die man sich herangezogen hat, die Gaben zu bestimmten Terminen abholt. Besonders die letztere Sammlungsart hat überall, wo sie eingeführt worden, z. B. in Schottland, in dem Baseler und Barmer Collectenverein bedeutende Erfolge erzielt und ich rede wieder gestützt auf eine ziemlich umfassende Erfahrung, wenn ich diese Sammlung regelmäßiger

Gaben aufs dringendste empfehle. Es erfordert allerdings einige Arbeit, vielleicht auch einigen Muth, die Sache in Gang zu bringen, aber ist sie einmal organisirt, so macht sie nur sehr wenig Mühe. Die erste Initiative wird wesentlich der Pastor ergreifen müssen und zwar nicht durch Aufforderungen ins Allgemeine, die werden nicht viel helfen, sondern durch persönliche Besprechung mit den Einzelnen in ihren Häusern. Sind die ersten Geber gewonnen, so suche sich der Pastor Sammler und Sammlerinnen, die die Gaben regelmäßig abholen und neue Geber werben. Nur schicke man ja niemals bezahlte Collectanten! Im Reiche Gottes übt immer die Freiwilligkeit den Haupteinfluß. Die Sache ist wiederum nicht so schwer, als sich viele denken. Was sie schwer macht, das ist nur übergroße Bedenklichkeit und Aengstlichkeit. Man versuche es nur im fröhlichen Glauben und binde sich nicht selbst die Hände durch gedachte Schwierigkeiten. Frisch gewagt ist halb gewonnen. Endlich 5) Wer da sammelt, der salbe sein Haupt mit Oel. Wie Gott einen fröhlichen Geber, so haben die Geber einen fröhlichen Sammler lieb. Ein freundliches Gesicht und eine freundliche Rede sind der Schlüssel zu den Herzen wie zu den Geldkästen. „Bittet, so wird euch gegeben“ — das ist die Generalanweisung auch für die Sammlung von Beiträgen. Ich achte: wir sollten nicht soviel klagen über Unwilligkeit zum Geben, sondern fleißiger und freundlicher sein im Bitten. „Bittet, so wird euch gegeben“ — das ist des Herrn Verheißung.

Freilich alle diese Vorschläge muthen uns Arbeit zu. Aber unser Thema lautet ja: „Der Pastor als Arbeiter für die Heidenmission“. Arbeiter sucht der Herr in seinen Weinberg und um Arbeiter lehrt er uns bitten in die große Ernte. Je mehr wir unsern Beruf begreifen, desto klarer wird es uns, daß wir zu viel Arbeit berufen sind. Auch der Pastor soll im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen und den Acker Gottes bauen. Sein Leben ist ein köstliches Leben gewesen, wenn es Mühe und Arbeit gewesen ist. Der Erfolg liegt nicht in unsrer Hand. Ihn zu geben ist das Majestätsrecht Gottes. Machen wir daher unsre Arbeitsstube auch zu einem Betkämmerlein, damit zu unserm Pflanzen und Begießen nach dem Reichthum seiner herrlichen Macht Gott das Gedeihen gebe.

Postscriptum. In den „Berliner Miss.-Berichten“ (1879 S 289) schreibt der vielgereiste und vielerfahrne Dr. Wangemann: „Ich muß das Jahr über viel auf Missionsfeste reisen und meist berichten, während ein andrer predigt. Da sind manchmal besondere Gedanken durch mein Herz gegangen. Vor dem Altar wird gebetet, oft in ergreifendem Ernste die Versäumniß und Unterlassungssünden in Bezug auf die

Mission bekannt, aber — mit demselben ergreifenden Ernste hat derselbe Beter das Jahr vorher schon dasselbe gebetet und — das ganze Jahr über keinen Finger gerührt, daß die Lücken ausgefüllt werden. Auf der Kanzel wird mit den glühendsten Farben die Mitarbeit an der Mission als die allererste, heiligste, testamentarisch vom Herrn Jesu uns vermachte Christenpflicht gepriesen, so daß man denken sollte, wer so ernstlich zeugen kann, der wird doch in seinem Leben und Amt gewiß alles Mögliche thun, um den Missionssinn zu wecken und zu pflegen. Aber fragt man näher nach, so hat derselbe begeisterte Mund es noch nicht zu regelmäßigen Missionsstunden gebracht; ja es ist mir vorgekommen, daß ausgezeichnete, vielbeliebte Festprediger noch nicht einmal die Missionsberichte derjenigen Gesellschaft, der sie vielleicht als Mitglieder des Vorstands eines Hilfsvereins zugehören, mithalten, geschweige denn regelmäßig lesen, geschweige das Gelesene auf betendem Herzen tragen."

Das ist eine freimüthige Rede — aber wer will sagen, sie sei nicht wahr oder nicht schriftgemäß? „Wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich" hat der Stifter der Mission gesagt. Und abermal: „es werden nicht alle, die zu mir sagen Herr Herr ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel." Auch und gerade im Missionsdienste gebraucht der Herr nicht Rhetoren, sondern Arbeiter!

Die koptische Kirche und die Mission.

Von (Pastor) M. Lüttke (in Schkeuditz).

II.

Mission — so darf man der Kürze halber auch hier wol sagen, obgleich im strengen Sinne ja nur auf nichtchristlichem Boden von Mission die Rede sein kann — wird unter den Kopten nur von der abendländischen Christenheit geübt. Die orientalischen Kirchen haben diese Aufgabe, die doch der Natur der Sache nach gerade ihnen am nächsten läge, niemals als solche angesehen noch in Angriff genommen, ein neuer Beweis neben vielen anderen, wie wenig wahre Lebens- und Geisteskraft ihnen innewohnt, und überdieß, wie sehr sie selber nach ihrem inneren Wesen sich der koptischen Kirche ähnlich fühlen. Es kommen also nur die römisch-katholische und die evangelische Kirche hier in Betracht, von diesen aber die evangelische vorzugsweise, da sie mit größter Regsamkeit wirkt und die verschiedensten Missionsgesellschaften in der einen oder andern Weise Aegypten zu ihrem Arbeitsfelde gemacht haben. Die missionarische Thätigkeit beschränkt sich allerdings nicht lediglich auf die Kopten, sondern erstreckt sich zugleich, wenn auch nur in geringem Maße, auf die Mohammedaner; doch liegt dieses Letztere außerhalb des Rahmens unserer Darstellung.

Als erste, dem Alter nach, ist die römisch-katholische Mission zu nennen; sie hat schon im Mittelalter ihre Arbeit in Aegypten begonnen. Zu Damiette, Rosette, Alexandrien und Kairo wurden bereits im 13.,

14. und 16. Jahrhundert Stationen gegründet, dazu kamen im 17. und 18. Jahrhundert solche in Mittel- und Oberägypten hinzu, und endlich im Laufe der letzten vier Jahrzehnte unsers Jahrhunderts eine ganze Anzahl in Unterägypten, wo in den meisten größeren Orten des Deltas sowie in den Städten des Suezkanals Stationen bestehen. Mehrere religiöse Orden stehen am Werke, vor allen die Franziskaner. In ihren Händen befindet sich überall die Missions- und Gemeindethätigkeit, auch auf denjenigen, übrigens nur wenigen Stationen, die früher von Jesuiten gegründet worden sind; außer ihnen arbeiten die Lazaristen, die Schulbrüder und die Propagandisten, und von weiblichen Genossenschaften die Barmherzigen Schwestern, Schwestern vom guten Hirten, Schwestern vom heiligen Joseph und Clarissen.

Das ist ein großer Missionsapparat und dem Anschein nach eine weit ausgedehnte Missionsarbeit. Indeß eben nur dem Anschein nach und nur in dem katholischen Sinne des Wortes Mission. Die römische Kirche versteht unter Mission nicht allein die Bekehrung von Nichtchristen zum Christenthum, sondern auch die Romanisirung von Christen anderer Bekenntnisse, ja selbst die Pastorirung ihrer eigenen Glaubensgenossen, sofern dieselben inmitten Andersgläubiger, also in der Diaspora leben, und sofern sich daraus die Möglichkeit der Proselytenmacherei ergiebt; spricht sie doch z. B. sogar mitten in der evangelischen Christenheit von ihren „Missionen". Fast nur in diesem Sinne hat man auch ihre Missionsthätigkeit in Aegypten aufzufassen. Die außer den Franziskanern so eben genannten Orden haben ihr Absehen lediglich auf Zwecke der Erziehung und der öffentlichen Wohlthätigkeit gerichtet, ihre Anstalten sind Schulen und Hospitäler; überdieß aber thun sie ihre Arbeit gerade an denjenigen Orten, welche die Sammelpunkte der Europäer und der ihnen nahe stehenden, gleich ihnen christlichen, Levantiner bilden, daher denn dieselbe auch fast ausschließlich diesem Theile der Bevölkerung zu gute kommt. So ausgedehnt und erfolgreich auch im Allgemeinen diese Wirksamkeit ist, und so eifrig sie auch zugleich benutzt wird, um nach bekannter Praxis nebenbei Propaganda für die römische Kirche zu machen, so hat sie doch mit eigentlicher Missionsthätigkeit wenig oder nichts zu thun. Aehnliches aber gilt auch von dem Wirken der Franziskaner. Ihre „Missionsstationen" sind im Wesentlichen nichts Anderes als Gemeinden europäischer oder orientalischer Katholiken, an denen die Ordensbrüder den priesterlichen und seelsorgerlichen Dienst versehen. Die eingewanderten Katholiken, die namentlich aus Franzosen, Italienern und Oestreichern bestehen, sind in Aegypten sehr zahlreich, und rechnet man dazu die römisch-levantinischen, unirt-griechischen und unirt-

koptischen Christen, so erklärt es sich leicht, daß manche der „Stationen“ Gemeinden mit einer Seelenzahl von vielen Tausenden sind. Ein eigentlich missionarisches Wirken findet also auch seitens der Franziskaner weder unter den Muslim noch unter den Kopten statt, daher denn auch von Früchten und Erfolgen eines solchen, wenigstens in der Gegenwart, nichts zu spüren ist. Derjenige Erfolg, welcher thatsächlich vorliegt, gehört der Vergangenheit an: er besteht darin, daß es der römischen Kirche gelungen ist, einen geringen Theil der jakobitischen Kopten sowie auch der Anhänger der griechisch-orthodoxen Kirche zu sich herüberzuziehen, d. h. dem päpstlichen Stuhle unterthänig zu machen. —

Ganz anders steht es um die evangelische Missionsarbeit, und zwar ebensowol um die Art wie um die Früchte derselben.

Auch sie ist schon seit geraumer Zeit, freilich nicht seit Jahrhunderten aber doch seit mehr als fünf Jahrzehnten, auf die Kopten gerichtet. Begonnen ward sie von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zu London, welche 1825 die beiden in ihre Dienste getretenen deutschen Missionare Lieder und Kruse nach Kairo sandte. Der letztere verließ Aegypten bald wieder, um in Palästina zu wirken, der erstere aber blieb lebenslang dort und ist nach einer vierzigjährigen ununterbrochenen Wirksamkeit 1865 in Kairo gestorben.

Dr. Lieder war mit seiner Arbeit speciell auf die Kopten gewiesen, und zwar nicht allein auf die von Kairo, sondern auf die des ganzen Landes. Wenn er daher auch in Kairo seinen Wohnsitz und den Hauptstützpunkt seiner Thätigkeit hatte, so unternahm er doch auch häufige Reisen nach Mittel- und Oberägypten, um in möglichst weitem Kreise einen persönlichen Einfluß zu gewinnen. Leitender Gesichtspunkt war für ihn, nicht sowol Proselyten zu sammeln aus den Kopten, als vielmehr dahin zu wirken, daß die koptische Kirche in sich selbst und von innen heraus durch das sich ausbreitende Verständniß des göttlichen Wortes und durch den Geist des Evangeliums neu belebt und reformirt werde. Eigene Gemeindebildung war daher ausgeschlossen, und um auch sogar den Verdacht solcher Absichten fernzuhalten und das ihm wohlbekannte Mißtrauen der Kopten nicht herauszufordern, vermied er es, eigentlichen und öffentlichen Gottesdienst zu halten, gab auch den Zusammenkünften, die ziemlich regelmäßig in seinem Hause stattfanden, einen durchaus privaten und gesellschaftlichen Charakter.

Seine Wirksamkeit bestand theils in religiösen Gesprächen, die er in Kairo selbst wie auf seinen Reisen, bei denen er besonders die kirchlichen Feste zu besuchen pflegte, mit den Kopten und speziell mit den Priestern

anknüpfte, theils in Katechisationen und erbaulichen Unterredungen, zu denen er die Leute für die Sonntage zu sich einlud, theils und hauptsächlich in der Begründung und Führung einer Unterrichtsanstalt in Kairo, die eine niedere und eine höhere Schule umfaßte und bald eine sehr bedeutende Ausdehnung gewann. Während die niedere Schule den Zweck verfolgte, den Kindern, bis gegen 400 Knaben und Mädchen, die sich in ihren Klassen sammelten, einen guten Volks- und Elementarunterricht zu ertheilen, und die missionarische Tendenz nur darin ihren Ausdruck fand, daß auch das Neue Testament gelesen wurde, war dagegen die höhere Schule eine Art von Seminar, das erwachsenen jungen Männern eine den Umständen nach tüchtige Ausbildung zu geben suchte, dabei aber ein hauptsächliches Gewicht darauf legte, sie in das Verständniß der heiligen Schrift und in die Erkenntniß der christlichen Glaubenswahrheit einzuführen. Wunsch und Absicht ging dahin, diese Männer wenn möglich zu Priestern der koptischen Kirche zu erziehen; gleichwol wurde auch hier, dem leitenden Principe gemäß, alle directe Polemik gegen Irrthümer oder Mißbräuche der koptischen Kirche vermieden.

Da es für die Früchte dieser Arbeit von wesentlicher Bedeutung war, die in dem Seminar gebildeten jungen Leute wirklich in den Aemtern der Kirche thätig werden zu lassen, so muß es als ein sehr glücklicher Umstand gelten, daß der damalige koptische Patriarch, Botros (Petrus), ein Mann von weitherziger Gesinnung und einer gewissen Einsicht in die Verderbniß seiner Kirche und seines Klerus war, daher von der Heilsamkeit des Werkes überzeugt und für dasselbe gewonnen werden konnte. Dem Missionar Lieder außerdem in persönlicher Hochachtung und Freundschaft zugethan, ließ er ihn in seinem Unternehmen nicht allein gewähren, sondern begünstigte es aufrichtig, stellte manche der von ihm unterrichteten Männer als Kleriker an, ernannte sogar einen von ihnen zum Abuna von Abessinien (ein für die Mission in Abessinien später sehr bedeutungsvoll gewordenes Ereigniß), beförderte die Verbreitung der heiligen Schrift in arabischer Sprache, und zeigte sich überhaupt von dem Wunsche erfüllt, die Kirche, soweit sein Verständniß reichte, zu reinigen und zu bessern. Hätten des Botros Nachfolger in gleicher Gesinnung und Richtung gewirkt, so wäre die Frucht der treuen und in ächt evangelischem Geiste geübten Arbeit Lieders eine noch viel reichere geworden.

Aber auch so darf sie nicht unterschätzt werden. Es lag ja in der Art dieser Arbeit, daß ihre Wirkungen äußerlich nicht sehr in die Augen fallen konnten, sich nicht statistisch und tabellarisch vorführen ließen. Es ist aber kein Zweifel, daß dadurch viel guter Same ausgestreut worden ist

und auch vieler Orten Wurzel geschlagen hat. Die amerikanischen Missionare, die später in Lieders Fußtapfen traten, haben das nicht nur vielfältig erfahren, sondern auch oft genug anerkannt und dankbar bezeugt. —

Bevor wir uns indeß zu dieser amerikanischen Mission wenden, haben wir noch einiger anderen Missionsgesellschaften zu gedenken.

Zunächst der deutsch-schweizerischen sogenannten Pilgermission von St. Chrischona (bei Basel), die gleichfalls eine Reihe von Jahren und zwar unter großen Anstrengungen und Opfern hier gewirkt hat. Nicht ausschließlich freilich hat sie sich mit den Kopten beschäftigt, sondern sie wandte sich zugleich den Mohammedanern zu, und außerdem sollte ihr Aegypten eigentlich nur als Durchgangspunkt oder Brücke nach dem Innern Afrikas, nach Abessinien und den Galla-Ländern dienen. Dort nämlich hatte die Chrischona bereits seit 1854 eine Anzahl von Missionaren stationirt auf Veranlassung und unter Oberleitung des evangelischen (anglo-preußischen) Bischofs Dr. Gobat zu Jerusalem, der selbst früher eine mehrjährige aufopferungsvolle und gesegnete Missionsarbeit in Abessinien geübt hatte. Um eine Verbindung mit diesen sonst ganz isolirten Arbeitern herzustellen, zugleich aber auch auf dem ganzen Wege bis zu jenen südlichen Gebieten thätig zu sein, faßte man den Plan der sogenannten Apostelstraße, d. h. einer zusammenhängenden Kette von zwölf, mit dem Namen je eines Apostels oder Evangelisten zu benennenden Missionsstationen vom Mittelmeere an durch Aegypten hindurch bis in jene Binnenländer hinein. Das Unternehmen, das lange Zeit ein Lieblingsgedanke und Gegenstand eifrigster Bemühungen des „Vater Spittler" in Basel war, hat aus verschiedenen Gründen nie zur Durchführung kommen können, ja man hat es trotz der großen Opfer an Menschenleben, Arbeitskraft und Geldmitteln, die es gekostet, schon im Anfange der siebenziger Jahre gänzlich aufgeben müssen. Er sind überhaupt von den projectirten zwölf nur fünf Stationen errichtet worden, und von diesen kommt für uns hier nur eine, die in Kairo 1861 errichtete Sanct-Marcusstation in Betracht.

Mit großer Hingebung und unter nichts weniger als leichten oder angenehmen äußeren Existenzbedingungen haben hier die Chrischona-Missionare ihrer Arbeit unter Kopten und Mohammedanern obgelegen. Sie suchten auf mancherlei Art zu wirken: durch religiöse Unterredungen, die sie in den Straßen, den Bazars und der Umgegend von Kairo mit den Leuten anknüpften, durch Gottesdienst und Predigt, die sie in einem Raume ihres gemietheten und leider sehr beschränkten Missionshauses hielten, durch eine Schule, in der sie koptische und mohammedanische Kinder sammelten, die aber nie zu rechter Blüthe kommen oder zu bedeutenderem Umfange

anwachsen wollte, und durch Colportage von arabischen Bibeln oder Theilen derselben, sowol in Kairo wie im Innern des Landes, zu welch letzterem Zwecke sie häufige Nilreisen auf- und abwärts unternahmen. Der Erfolg dieser Arbeit war aber leider nur ein sehr geringer; unter den Mohammedanern wurde sozusagen gar nichts erreicht und man mußte sich hier schließlich fast ganz auf die übrigens auch nur sehr spärliche Bibelcolportage beschränken. Unter den Kopten wurden zwar hie und da Früchte wahrgenommen, aber sie waren zu unbedeutend, als daß sich eine Fortsetzung der Arbeit auf die Dauer hätte lohnen können. Dazu kam, daß dieselbe gerade hier in gewissem Sinne unnöthig geworden war, indem die amerikanische Mission, die schon etliche Jahre vor der Chrischona zu wirken begonnen hatte, auf diesem Gebiete jetzt mit großem Nachdruck und viel bedeutenderen Mitteln, als sie jener zu Gebote standen, thätig war. So zog denn schließlich die Chrischona sich ganz aus dieser Missionsarbeit, ja überhaupt aus Aegypten (mit Ausnahme einer einzigen noch festgehaltenen Station, der in Alexandrien, die aber anderen Zwecken diente) zurück, und der letzte Rest ihrer Thätigkeit bestand darin, daß einer ihrer Missionare, Schlotthauer, der gerade hierfür mit besonderer Begabung und reicher Erfahrung ausgerüstet war, noch längere Zeit im Dienste der Amerikaner Colportagereisen durch alle Theile des Landes ausführte, wobei er der Tendenz derselben gemäß speziell die Kopten aufsuchte und unter ihnen viel Gutes gewirkt hat. —

In gewissem Sinne eine Nachfolgerin der Chrischona-Mission ist die holländische Mission des Pastor Witteveen in Ermelo geworden, welche seit etwa einem Jahrzehnt eine allerdings bis jetzt ganz stille und bescheidene Arbeit in Unterägypten treibt. Aehnlich wie die Chrischona nämlich dachte Witteveen durch das Nilthal zu den Völkern von Binnenafrika vorzudringen. Ein Versuch in dieser Richtung mißlang indessen vollständig. Die ausgesendeten beiden Jünglinge, ohne Kenntniß des Landes, der Sprache, der Gefahren des Klimas, ließen sich durch den Wunsch, möglichst rasch ihr Ziel zu erreichen, immer weiter in die südlichen Gegenden Aegyptens treiben; nach Weise der Apostel wollten sie als „Pilger" auch unter der Sonne Afrikas leben und arbeiten. Natürlich mußte dieser Wanderzug bald sein Ende erreichen; nachdem der eine der jungen Leute unter den entsetzlichen Anstrengungen und Entbehrungen gestorben war, kehrte der andere entmuthigt nach Holland zurück. 1870 aber fand sich wiederum ein junger Mann unter den Evangelisten Witteveens, Nylandt, der bereit war nach Aegypten zu ziehen. Dieser, vorsichtig gemacht durch das Schicksal seiner Vorgänger, blieb zunächst in Kairo

und zwar als Gast der damals noch bestehenden Chrischonastation, acclimatisirte sich, machte sich mit Sprache und Sitte des Landes bekannt und wählte dann den etliche Stunden von Kairo, an der Eisenbahn nach Alexandrien gelegenen Ort Kaliûb, wo sich eine bedeutende Zahl von Kopten nebst koptischer Kirche und Schule befinden, zur Stätte seiner dauernden Wirksamkeit. Durch den großen Mangel an Mitteln zur äußersten Einschränkung genöthigt, hat er lange Zeit unter den größten Entbehrungen in einer gewöhnlichen Fellachenhütte gelebt und es nur seiner eisernen Gesundheit zu danken gehabt, daß er nicht den Einflüssen des Klimas erlag, und auch nachdem durch die Hülfe einiger holländischen Freunde die äußeren Verhältnisse um ein Weniges günstiger geworden, ist die Lage doch noch der Art, daß seine Frau bis zum Tode erkranken, sein Kind sterben, ein später ihm nachgesandter Bruder sammt seiner Frau an unaufhörlichen Krankheiten darniederliegen und gleichfalls ihr Kind verlieren mußten.

Trotz aller äußeren Hemmnisse hat aber die Sache dennoch erfreuliche Fortschritte gemacht, auch dann, als Rylandt in den Dienst einer englischen Missionsgesellschaft trat, nach Palästina übersiedelte und sein Freund und Genosse, Spillenaar, die Arbeit allein fortsetzte. Aus den Kopten des Ortes haben sich viele den Missionaren angeschlossen, die Schrift zu lesen und dem Evangelium sich zu öffnen begonnen. Es ist eine kleine Schule für Mädchen errichtet worden, in welcher der Missionar Unterricht im Lesen und Schreiben des Arabischen, in Religion und Rechnen ertheilt, während seine Frau die Kinder in Handarbeiten unterweist und zu nützlichen häuslichen Arbeiten anleitet. Das Werk ist bei aller Bescheidenheit seiner äußeren Erscheinung sogar schon so weit gediehen, daß mehrere arme verwaiste Kinder, sowol mohammedanischer als koptischer Abstammung, in dem kleinen Missionshause Aufnahme und Heimath gefunden haben. Dabei stehen die Missionsleute bei allen Einwohnern des ganzen großen Dorfes in der allerhöchsten Achtung; ihre große Einfachheit, ihre herzliche Hingebung an die geistliche und sittliche Noth der armen Menschen, ihr Mitleid mit all dem äußeren Jammer und Elend, worunter die ägyptischen Fellachen bekanntermaßen seufzen, und ihre aufrichtige Frömmigkeit haben ersichtlich einen Eindruck auf die Herzen gemacht und den treuen Arbeitern den Weg zu denselben geöffnet. —

Erwähnen wir noch, daß die schottisch-presbyterianische Kirche aus Anlaß der von ihr betriebenen Judenmission je eine Schule in Alexandrien und Kairo gegründet hat, welche neben jüdischen Kindern auch koptische und mohammedanische umfassen, — sowie, daß eine englische Dame, Miß Whately, in freier Weise und auf eigene Hand Mission

treibt, indem sie schon seit Jahren eine ziemlich große und sehr wohlgeleitete Schule in Kairo unterhält, in der gleichfalls eine nicht geringe Anzahl koptischer Kinder sich befindet, — so haben wir über alle diejenigen Missionsbestrebungen berichtet, welche gegenwärtig in kleinerem Maßstabe die koptische Kirche zum Gegenstande ihres Wirkens machen.

Wir kommen daher endlich zu derjenigen Mission, welche die bedeutendste und aussichtsreichste auf ägyptischem Boden ist, zu der amerikanischen Mission (von der United presbyterian church of North-America). Diese hat Aegypten zu ihrem hauptsächlichsten Arbeitsfelde gewählt — daneben ist sie in Syrien, Indien und China thätig —, und wirkt mit ebenso großem Eifer wie Geschick und Erfolg; ihr Werk, schon jetzt von großer Ausdehnung, ist noch in fortwährendem Wachsthum begriffen und steht nach jeder Richtung hin in hoher Blüthe. Schon zu Dr. Lieders Lebzeiten und neben ihm, nämlich 1855, hat sie ihre Arbeit begonnen, hat an die seinige im Wesentlichen angeknüpft, auch vielfach, wie darauf oben bereits hingewiesen wurde, die Früchte der von ihm ausgestreuten Saat geerntet, weicht aber insofern von seinen Grundsätzen und von der Art seiner Wirksamkeit ab, als sie auf eigene Gemeindebildung, feste Formen und selbständige Organisation ausgeht. Man hat sich doch wol überzeugen müssen, daß dies zur dauernden Sammlung und nachhaltigen Pflege der für das Evangelium Gewonnenen, sowie überhaupt zur Bewahrung des einmal Erreichten unerläßlich sei.

Es sind im Ganzen bereits 21 Plätze, an denen diese Mission koptisch-evangelische Gemeinden gesammelt oder zu sammeln begonnen hat. Die wichtigsten davon sind Kairo, Alexandrien, Mansura (im Delta), Sinoris (im Fayûm), und Siût, die volkreiche Hauptstadt Oberägyptens, um welche letztere sich eine Anzahl anderer Stationen in größerer oder geringerer Entfernung gruppiren, und welche zugleich den Mittelpunkt und die Operationsbasis der Mission in diesem Landestheile bildet. Von ausländischen, also amerikanischen Arbeitern wirken 8 Missionare, zum Theil verheirathet, und 8 Missionslehrerinnen. Daß man in solchem Maße auch die weiblichen Kräfte mit ans Werk stellt, ist bedingt durch die Lebenseinrichtungen des Orients, wo dem weiblichen Theile der Bevölkerung kaum auf andere Weise nahezukommen ist, beweist aber auch die richtige Einsicht und den praktischen Blick, womit diese Mission geleitet wird. Neben diesen ausländischen Kräften aber stehen bereits eine sehr ansehnliche Menge von Eingebornen, Männern und Frauen, mit in der Arbeit, darunter nicht wenige frühere Priester, Mönche und Schullehrer der koptischen Kirche, welchen theils das Vorsteheramt von kleineren Gemeinden,

theils eine Art von Evangelistenthätigkeit, theils der Unterricht in den Schulen übertragen ist. Auch Blinde sind unter diesen einheimischen Mitarbeitern und Arbeiterinnen, wie denn Blinde ja auch sonst im Orient sich nicht selten in religiösen und Schulämtern finden. Sie sind in mehreren Zweigen des Missionswerkes thätig; in Kairo unterrichtet eine Blinde, von Haus zu Haus gehend, täglich gegen dreißig Frauen; verschiedene Schulen, an einem Orte auch die sonntägliche Gebetsversammlung, werden von blinden Männern oder Frauen geleitet. — Die Stationen wiesen im Jahre 1877 zusammen bereits eine Communicantenzahl von 676 auf, die aber nur einen Bruchtheil der Mitglieder und Zuhörer der Gemeinden bezeichnen; der Zuwachs zu dieser Zahl betrug in dem genannten Jahre 86 Personen; an Beisteuern für kirchliche Zwecke brachten die Gemeindeglieder 1864 Dollars (ungefähr 7500 M.) auf. Die Zahl der Schulkinder, die in den Missions- und Gemeindeschulen unterrichtet wurden, belief sich auf 1151.

Läßt diese Uebersicht die Ausdehnung und Bedeutung des Werkes im Allgemeinen erkennen, so wird eine kurze Schilderung der speziellen Arbeit in Kairo, welches nicht nur die größte Station sondern auch der eigentliche Knotenpunkt des gesammten amerikanisch-ägyptischen Missionsnetzes ist, die Art, die Mannigfaltigkeit und die Fruchtbarkeit des Wirkens zeigen.

Die Kairostation hat sich längere Zeit mit einem gemietheten Hause behelfen müssen, in welchem sich ein Saal für gottesdienstliche Versammlungen, Schulräume und die Wohnung eines Missionars befanden, welches aber so wenig ausreichte, daß man aus diesem rein äußerlichen Grunde genöthigt war, von der Gewinnung neuer Gemeindeglieder abzusehen. Seit einigen Jahren aber besitzt sie ein großes, eigenes, neuerbautes Haus, das genügende Localitäten für alle diese Zwecke bietet und sogar in seinem, die Flügel überragenden Mittelbau eine eigene Kirche enthält, bis zu deren Vollendung die Gottesdienste eine Zeitlang in der Kirche der deutsch-evangelischen Gemeinde gehalten wurden. Die missionarische Thätigkeit ist theils auf Gemeindepflege, theils auf Gewinnung neuer Mitglieder, theils auf die Schulen gerichtet, wozu nebenher noch literarische Arbeiten, denen eine eigene Druckerpresse dient, hinzukommen, wie z. B. noch jüngst unter Beihülfe der Missionare ein von einem Zöglinge des amerikanischen College zu Beyrut entworfenes Gemeindegesangbuch vollendet wurde.

Dem sonntäglichen Gottesdienste geht eine von 70—80 Kindern besuchte Sonntagsschule voran, welche die Missionare leiten, und es folgt ihm eine hauptsächlich für die Frauen veranstaltete Wiederholung der eben gehörten Predigt in einfachster und populärster Form. Gleichzeitig wird

in einem anderen Stadttheile von einem Missionar in Gemeinschaft mit einer Lehrerin eine zweite Sonntagsschule gehalten, welche mit der in diesem Quartier bestehenden Mädchenschule verbunden ist; ebendaselbst findet Nachmittags ein Gottesdienst für Frauen und Mädchen statt. Da in Kairo nicht wenige Armenier leben und auch unter ihnen die amerikanische Mission zu wirken bestrebt ist, so wird auf ihre Veranlassung und unter ihrer Leitung allsonntäglich auch ein armenisch-protestantischer Gottesdienst gehalten. Außer diesen sonntäglichen Veranstaltungen dienen der Pflege der bereits gesammelten Gemeinde Hausbesuche im Laufe der Woche; sie haben das Vorlesen aus Gottes Wort, wobei zugleich Unterricht im Lesen ertheilt wird, zum Zwecke, und werden, da sie hauptsächlich den Frauen gelten, von Frauen gemacht, theils von den amerikanischen Missionslehrerinnen, theils von geförderten und älteren Zöglingen der Mädchenschule.

Außer der geistlichen Versorgung Solcher, die schon der Gemeinde angehören, haben diese Hausbesuche, deren in den letzten Jahren durchschnittlich 300 gemacht wurden, zugleich den Zweck, neue Gemeindeglieder hinzu zu gewinnen, und dasselbe gilt von wöchentlichen, gleichfalls hauptsächlich für Frauen bestimmten, Gebetsversammlungen an zwei verschiedenen Punkten der Stadt. Augenscheinlich wird dieser Zweck auch erreicht, denn die weibliche Zuhörerschaft in den sonntäglichen Gottesdiensten hat sich in Folge dieser zwiefachen Thätigkeit bereits erheblich vermehrt. Ein anderes wesentliches Mittel, die noch außerhalb Stehenden für die Gemeinde zu gewinnen, ist der Verkauf von Bibeln und Büchern. Das amerikanische Depot verkaufte im Jahre 1877 über 3500 Bücher, zumeist Bibeln oder Bibeltheile und religiöse Schriften, eine Zahl, die um so beträchtlicher erscheint, als außer diesem Depot noch drei andere sich den gleichen Zweck angelegen sein lassen; nicht wenige dieser Schriften wurden auch an Mohammedaner verkauft. Von großer Bedeutung ist ferner der Bibelladen als solcher; in demselben pflegt sich ein eifrig mit Lesen beschäftigter Kreis von Männern zusammenzufinden, der seinerseits dann wieder neue Vorübergehende anzieht, und überdieß wird hier allabendlich eine zwanglose Zusammenkunft und Besprechung über religiöse Gegenstände gehalten.

Als besonders wichtig sieht man mit Recht die Schulthätigkeit an und widmet dieser daher auch eine besonders eifrige und sorgsame Pflege. Die Mission hat in Kairo fünf Schulanstalten gegründet. Eine für Knaben, besucht von etwa 150 Schülern, mit der neuerdings eine zweite, höhere, für befähigtere und ältere Zöglinge, eine Art von Seminar nebst Pensionat, verbunden worden ist, ein Unternehmen, das nicht nur schon jetzt über Erwarten prosperirt, sondern namentlich auch in Zukunft, ähn-

lich wie die sogleich noch zu erwähnende höhere Lehranstalt in Siût, für Heranbildung von eingebornen Lehrern und Geistlichen sehr bedeutsam werden kann. Sodann zwei Mädchenschulen mit etwa 260 Schülerinnen, von denen der größere Theil Koptinnen, nicht wenige aber auch Mohammedanerinnen sind. Endlich als jüngste, gleichfalls sehr hoffnungsvolle Pflanzung ein mit einer kleinen Tagschule verbundenes Pensionat für Töchter aus den besseren Ständen und besonders begabte Mädchen aus den evangelisch-koptischen Gemeinden sowol Kairos wie der übrigen Stationen. Anstalten dieser letzteren Art, also Pensionen und Seminare, sind deßwegen von hervorragender Bedeutung, weil hier die Zöglinge unter der beständigen Aufsicht und in steter Gesellschaft ihrer Lehrer oder Lehrerinnen, in einer christlichen Atmosphäre und umgeben von christlichen Einflüssen leben, während die Besucher der gewöhnlichen Schulen wol einige Stunden des Tages guten Unterricht empfangen, die übrige Zeit aber wieder in dem Schmutz, der Unordnung und dem Aberglauben ihrer gewohnten Verhältnisse zubringen. — Der Unterricht ist selbst in den Elementarschulen ein ziemlich reichhaltiger; als Unterrichtssprache wird ausschließlich das Arabische angewandt, wenn auch daneben das Englische gelehrt wird, und das läßt den Segen dieser Schulen um so mehr wirklich dem Volke des Landes zu gute kommen, was bei den meisten anderen von Ausländern, auch von religiösen Genossenschaften gegründeten Schulanstalten nicht der Fall ist, weil darin fast stets eine europäische Sprache als Unterrichtssprache gebraucht wird. Gewiß bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß selbst in diesen Kairener Schulen der Unterricht zu einem bedeutenden Theile von eingebornen Lehrkräften ertheilt wird, ohne daß übrigens dieselben bereits alle Protestanten wären; wenn sie auch sämmtlich dem Evangelium nahe stehen und der Mission befreundet sind, so werden sie doch von dem thatsächlichen und offenen Anschluß an die Gemeinde durch das Widerstreben ihrer Familie und ähnliche persönliche Hindernisse einstweilen noch abgehalten.

Ueberhaupt befolgen die Amerikaner in ihrer Schulthätigkeit den sehr richtigen Grundsatz, nicht die Aegypter zu Europäern oder Amerikanern zu erziehen, sondern sie möglichst in ihrer eigenen Sitte und Lebensart zu erhalten, wie sie denn auch niemals junge Leute, auch nicht solche, die für kirchliche Aemter bestimmt sind, nach Europa oder Amerika bringen, sondern ihre Ausbildung in Aegypten selbst vollenden. Um dies zu können, haben sie von Anfang an Bedacht genommen auf Gründung einer höheren Lehranstalt, und sie besitzen eine solche bereits seit 1865 in der „academy" zu Siût (oder Assiût) in Oberägypten, die 1877 von 84 Zöglingen be-

nutzt wurde und unter Leitung eines der Missionare und vier eingeborner Professoren steht, welche der Mehrzahl nach auf dem College der amerikanischen Mission in dem benachbarten Syrien, zu Beyrut, ausgebildet und graduirt worden sind. Die auf dieser academy für den kirchlichen Dienst vorbereiteten jungen Leute, durchschnittlich 10—15, werden neben dem Studium zugleich praktisch angeleitet, und es sind aus ihnen schon eine ganze Reihe eingeborner Geistlichen hervorgegangen.

Wie tüchtige Kräfte die Mission aus den Kopten selbst bereits gewonnen, und einen wie großen Antheil auch an der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten sie diesen einheimischen Kräften bereits einzuräumen wagen darf, geht aus einer Mittheilung hervor, die ihr Chef, der Missionar Dr. Lansing, 1877 auf dem panpresbyterianischen Concil zu Edinburg machte: Sie hätten ihre Kirche in Aegypten jetzt durchaus presbyterianisch verfaßt, die presbyterianischen Grundsätze also daselbst schon zur vollen praktischen Durchführung bringen können; die Missionare seien nichts als Presbyter neben den anderen (eingeborenen) Presbytern, und augenblicklich sei ein Kopte Präsident ihrer Synode; auch die Kirchenzucht liege ganz in den Händen der eingeborenen Presbyterschaft.

Bei der unleugbaren Blüthe und dem stetigen Fortschreiten dieses Missionswerkes wäre es fast verwunderlich, wenn es nicht auch Widerstand und selbst offene Feindseligkeit erführe. Mehrfach hat die Mission daher schon Zeiten der Verfolgung durchzumachen gehabt, und es ist bemerkenswerth, freilich aber auch begreiflich, daß diese Verfolgungen nicht sowol von dem Islâm oder von den muslimischen Landesbehörden ausgehen, als vielmehr von der koptischen Kirche, d. h. von der Priesterschaft mit dem Patriarchen an der Spitze. Im Großen ist das der Fall gewesen bei einer über das ganze Land sich erstreckenden Verfolgung im Jahre 1866, wo der damalige Patriarch Demetrius II. mit dem ganzen Fanatismus eines in seiner Herrschaft bedrohten Hierarchen und mit Aufwendung all seiner Machtmittel versuchte, die auf seine Kirche gerichteten protestantischen Bestrebungen zu erdrücken und die bereits gegründeten Gemeinden und Schulen zu zersprengen. Auch bei den Verfolgungen localer Natur, wie sie von Zeit zu Zeit und an Orten, die sowol den Augen der höheren Landesbehörden als der fremden Generalconsulate mehr entrückt sind, sich wol ereignen, ist gewöhnlich der koptische Klerus der eigentliche Urheber, selbst wenn die muslimischen Ulemmas oder die localen und provinziellen Behörden, oder auch die aufgeregte Volksmenge die äußerlich agirenden Kräfte sind. So erst neuerdings zu Khûs in Oberägypten; dort liegt der eigenthümliche Fall vor, daß die daselbst lebenden Kopten insgesammt und als

Gemeinde mit ihrem Priester an der Spitze sich für das evangelische Christenthum erklärten und der amerikanischen Mission sich anschlossen; die Leute haben dann aus ihren Mitteln eine protestantische Kirche, da natürlich die vorhandene koptische ihnen sofort genommen wurde, zu bauen beschlossen, dieser Bau aber kann schon seit Jahren nicht zur Ausführung gebracht werden, weil der koptische Klerus ein Verbot von der Lokalbehörde und von dem Mudîr des Districtes dagegen erwirkt hat. Die Feindschaft der koptischen Priesterschaft wird wol auch schwerlich ein Ende nehmen, vielmehr wahrscheinlich mit den Erfolgen der Mission nur noch steigen: glücklicherweise aber ist es ihr bisher nicht nur nicht gelungen, den gedeihlichen Fortgang derselben in Frage zu stellen, sondern die feindseligen und oft gewaltthätigen Gegenwirkungen sind, wie auf so manchen anderen Gebieten der Mission, auch hier nur zu ihrer Befestigung und Förderung ausgeschlagen. —

Angesichts der mannigfaltigen Thätigkeit, welche die Mission auf die koptische Kirche richtet, und angesichts alles dessen, was sie bereits erreicht hat, wird man sie trotz des harten und im Ganzen so überaus unfruchtbaren Bodens, auf dem sie arbeitet, gewiß nicht für ein aussichtsloses Unternehmen halten können. Freilich ist ja nicht zu leugnen, daß die bisherigen Erfolge, wie hocherfreulich auch an sich, doch im Vergleich mit dem Ziele, das man erstrebt, noch gering sind, zumal wenn man dabei vielleicht nur auf Dasjenige sieht, was sich durch äußere Thatsachen nachweisen und durch Zahlen belegen läßt. Aber es wäre gewiß auch sehr verkehrt und äußerst kurzsichtig, wenn man die Bedeutung der Missionsarbeit nur nach Erfolgen oder gar nur nach solchen Erfolgen bemessen und beurtheilen wollte. Ihre Bedeutung liegt vielmehr der Natur der Sache nach in der Gegenwart fast überall wesentlich darin, daß sie bahnbrechende Vorbereitung für die Zukunft, daß sie eine Zurichtung des Bodens und eine Aussaat auf Hoffnung ist. Ist sie das auf einem Arbeitsgebiete wirklich geworden, so wird man sagen dürfen, sie hat Alles geleistet, was man bei der gegenwärtigen Lage der Dinge von ihr vernünftigerweise erwarten kann.

Das ist aber auf diesem ägyptischen Arbeitsfelde unbestreitbar bereits der Fall. Läßt sich auch von einer Durchdringung der koptischen Kirche mit evangelischem Geiste im Großen noch nichts verspüren, so sind doch vieler Orten bereits Anhaltspunkte, ja mehr als das, es sind lebensfähige und lebenskräftige Mittelpunkte geschaffen, von welchen, wenn in gleichem oder vielleicht noch stärkerem Maße fortgearbeitet werden kann, ohne Zweifel eine immer weiter und tiefer greifende Wirkung ausgehen wird.

Mag es in diesen altchristlichen Kirchen des Orients, weil sie in den Irrthümern der Lehre und in der Mißgestalt des Lebens sich verhärtet haben, schwerer sein als auf manchem heidnischen Gebiete, die Lebenskräfte des reinen Evangeliums zur Geltung zu bringen, endlich wird dasselbe doch auch hier seine Alles durchdringende Sauerteignatur bewähren.

Quartal-Bericht.

(Schluß.)

Natürlich war jetzt die Lage der Missionare in Rubaga eine mehr als mißliche. Ein Glück war es, daß ein Arzt bei der Expedition sich befand, dessen Dienste der schon Monate lang kranke Mtesa viel in Anspruch nahm, dessen Einfluß aber wiederum die Eifersucht der Häuptlinge aufs Höchste steigerte. Wir können hier aus Mangel an Raum leider keine Mittheilungen machen über diesen Verkehr mit dem Missionsarzte, der uns den König oft von einer so kindisch albernen Seite zeigt, daß man an der Geistesgröße, die Stanley so sehr an ihm rühmt, vollkommen irre wird. Dazu verlangte Mtesa und noch mehr seine Umgebung von den Missionaren aufs unverschämteste fast all ihr Eigenthum, während ihnen ihr Lebensunterhalt aufs knappste zugemessen wurde. Als Arbeiter für den König zur Anfertigung von Schießgewehren, Pulver, Dampfschiffen &c. wollte man sie wol ausbeuten, hatte aber kein Verständniß für ihre Erklärung, daß sie gekommen seien, die Leute in Uganda selbst alle diese Arbeiten zu lehren. Die sonntäglichen Gottesdienste im Palaste wurden kaum noch besucht, die Sonntagsarbeit wieder aufgenommen und den Missionaren jede Gelegenheit abgeschnitten, an ihr eigentliches Werk zu gehen. Unter diesen Umständen hielten sie es für das Beste, für einige Zeit das Land zu verlassen, aber die erbetene Erlaubniß ward erst gar nicht, dann nur theilweise gewährt, aber stillschweigend wieder zurückgezogen. So verging unter allerlei Chikanen und sehr wechselnden Stimmungen des launischen und von den Einflüssen seines Hofes ganz abhängigen Königs der März und April. Einmal beantragten die Häuptlinge sogar die Missionare sämmtlich zu tödten, was Mtesa nur dadurch verhinderte, daß er erklärte: „wartet noch ein wenig." Da traf Anfang Mai eine neue falsche Nachricht in Rubaga ein, daß nämlich die unter Oberst Gordons Befehl stehenden ägyptischen Truppen im Anmarsche seien, um Uganda zu erobern und vermehrte die Aufregung; natürlich sollten wieder die englischen Missionare verrätherische Absichten gegen den König haben. Auch die Urheber dieser Nachricht sind unbekannt. Nach langem Hin- und Herverhandeln wurde endlich Mitte Mai resp. Juni der Beschluß ausgeführt, eine Gesandtschaft an die Königin von England und den Oberst Gordon zu schicken, um sich von dem Ungrund [illegible] der in dem kirchlichen Briefe enthaltenen Behauptung wie des letzten Gerüchts zu überzeugen. 2 Missionare begleiteten diese Gesandten nach dem Norden, während die beiden von Süden gekommenen über den See zurück nach Kagehi wieder zurückkehrten und nur 3 in Uganda blieben. [illegible] der Mittheilungen des Jan., aus denen ersichtlich, daß sich [illegible] Dynamen [illegible] Der Sache [illegible] vorläufig um [illegible] der Missionare

ihre Handlungsweise in dieser freilich sehr kritischen Lage uns noch keineswegs völlig durchsichtig ist. Beruhigend ist ein Wort eines der in Rubaga gebliebenen Missionare am Schlusse seines letzten Berichtes: „Wenn die Jesuiten hier bleiben und arbeiten, so mögen Sie sich darauf verlassen, daß auch wir unter Gottes Beistand das Gleiche thun werden.“ — Die Wege des Herrn sind wunderbar, aber wir vertrauen, daß er auch in dieser so begeistert und mit so bedeutenden Opfern unternommenen und nun so plötzlich unterbrochenen Mission zuletzt alles herrlich hinausführen werde.

Wie es scheint, denkt jetzt der Am. Board im Ernst daran, gleichfalls eine afrikanische Missionsunternehmung ins Werk zu setzen, besonders ermuthigt durch die reiche testamentarische Gabe des Herrn Asa Otis. Ein Sekretär des Board, Rev. Means, hat, heimgekehrt von einer Reise nach Europa, auf der er beauftragt war, genauste Informationen zu sammeln, auf dem vorjährigen Jahresfeste einen eingehenden Bericht über die 8 sich darbietenden Gebiete erstattet (Her. 79 S. 443 ff.). So sehr wir uns über jede Ausdehnung des Missionsgebiets freuen, so können wir doch das Bedenken nicht unterdrücken, daß man es jetzt mit den afrikanischen Unternehmungen etwas zu eilig hat. Die großen Verluste der Londoner und die traurigen Zwischenfälle am Nyanza sollten noch ein wenig warten lehren. Unsres Erachtens hat die Mission nicht die Aufgabe, noch unzugängliche Länder zu erschließen, sondern erschlossene zu besetzen. Auch scheint uns, daß neue Unternehmungen um so weniger Opfer fordern und um so mehr Aussicht auf Erfolg bieten werden, als die bereits in Angriff genommenen sicher fundamentirt sind. Es heißt auch in der Mission: eins nach dem andern, nicht alles auf ein Mal. Durch Uebereilung verursachte Opfer thun besonders weh.

Ueber Frere Town (Mombassa) giebt der bekannte, missionsfeindliche Reisende Hildebrandt (cf. diese Zeitschr. 78 S. 197) in dem Artikel: „Von Mombassa nach Kitui“ in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ (1879 S. 241 ff.) folgende uns sehr interessante Schilderung: „Im Jahre 1875 hat die Church M. S. hier große Strecken Landes von den Arabern gekauft und mit bedeutenden Mitteln den Aufbau einer Stadt für befreite Sklaven begonnen. Prächtige (?) Häuser von indisch europäischer Bauart dienen den Missionaren zum angenehmsten (?) Aufenthalte. Eine Schule, ein Hospital und neuerdings auch eine Kirche sind durch milde Stiftungen philanthropischer Engländer errichtet. Ein kleiner Dampfer vermittelt monatlich den Verkehr mit Zanzibar, also mit Europa. Den Negern sind niedliche kleine Häuschen, meist mit Eisendach, oft auch mit eisernen Wänden, zu Familienwohnungen angewiesen. Eine durch Dampf getriebene Säge richtet Baumstämme, welche in den Creeks wachsen, zu und geschickte indische (NB. in Indien erzogene Afrikaner) Tischler verarbeiten die Bretter weiter. Maurer, Schmiede und andre Handwerker sind emsig beschäftigt; einige der befreiten Neger legen selbst mit Hand an; der größte Theil derselben wird aber — ob mit ihrem eigenen Willen und Nutzen? — geistig beschäftigt (d. h. unterrichtet). . . . Viele dieser freien Sklaven dünken sich, auf ihr Christenthum und ihre europäische Kleidung pochend, Europäer und benehmen sich im höchsten Grade hoffärtig oder bestenfalls herablassend gegen die frisch zugebrachten Befreiten. Ihre durch hohe Löhne sanctionirte Faulheit (?) bildet gewiß kein gutes Beispiel für Neulinge. . . . Die Missionare haben mich aufs freundlichste aufgenommen. Mögen ihre menschenfreundlichen Arbeiten reiche Früchte tragen!“ — Und ähnlich über Rabbai; Ebend. S. 265.

Südsee. In der Kolonie Südaustralien ist der langjährige Vorsteher der Missionsanstalt zu Point Macleay (in der Nähe von Adelaide), der bekannte Rev. G.

Taplin Mitte des vorigen Jahres, erst 47jährig gestorben. „Er war — wie „Globus“ Bd. XXXVI S. 272 bemerkt — ein genauer Kenner der Sprachen und Sitten der Eingebornen, und seine interessanten Schriften darüber haben einen um so höheren Werth, als die Eingebornen ihrem Untergange rasch entgegen gehen. Kurz vor seinem Tode erschien sein letztes Werk, betitelt „Narrinyerrie“, worin er die Sprachen der versch. Stämme der Eingebornen der Kolonie Südaustralien behandelt.“

Unter den c. 2000 Chinesen, die in der Kolonie Victoria sich aufhalten, treiben die Wesleyaner eine kräftige Mission, in deren Dienst auch 2 ordinirte und 2 unordinirte Chinesen, und 2 Eingeborne von Fidschi, ein Pastor und ein Katechet, stehen, denen das Lob ernster Frömmigkeit und großen Eifers gegeben wird. Diese Mission arbeitet auf 4 Stationen, auf denen im Laufe des Jahres 78 30 Taufen von Chinesen stattfanden. Mehr als durch die Chinesen wird das Missionswerk durch die dortigen Kolonisten erschwert, von denen der Bericht sagt, daß „wenn sie von der Gottesfurcht sich losgesagt, sie tiefer sinken als die Heiden“ (Not. 79. S. 251 ff.).

„In Neuseeland bewölkt sich der politische Horizont wieder. Die Maoris auf der Nordinsel sind in größter Aufregung. Es handelt sich um das im letzten Kriege confiscirte Land und um Weiterführung der von Auckland auslaufenden Eisenbahn durch das Waikato-Gebiet der Eingebornen, um sie mit der von Wellington an der Cookstraße ausgehenden zu vereinigen. Der König der Maoris, Tawhiao, hat gerade heraus erklärt, daß er der alleinige Herr und Besitzer der Nordinsel sei, auf welcher die Weißen als unbefugte Eindringlinge nichts zu suchen hätten und er hat den ihm von der Kolonialregierung gebotenen freundlichen Ausgleich von der Hand gewiesen. In dem westlichen Provinzialdistricte Taranaki haben die Maoris bereits angefangen, Farmer von ihren Farmen zu vertreiben und sich deren Besitz anzueignen, Kaufläden zu plündern ꝛc. Die Weißen, sagen sie, sollen ihre Sklaven werden, auf welche sie ihren Fuß setzen wollen. Viele Farmer haben sich in Folge dessen nach der Stadt New-Plymouth an der Meeresküste flüchten müssen und die Kolonialregierung hat zu ihrem Schutz vorläufig 200 bewaffnete Konstabler dahin gesandt. Für die ohnehin tief verschuldete Kolonie (fast 1000 Mk. pro Kopf) müßte ein neuer jedenfalls sehr blutiger Krieg mit den Maoris die schlimmsten Folgen haben. Ja es würde sich dies Mal wol um einen Vernichtungskrieg handeln. Nach dem 1878er Census zählten die Weißen 474 171, von denen die größere Hälfte die Südinsel bewohnte; die Eingebornen dagegen, welche fast ausschließlich auf der Nordinsel wohnen, 42819“*) („Globus“ Bd. XXXVI S. 224)

In Folge der wesentlich durch die bedeutende europäische Einwanderung und Ansiedelung herbeigeführten traurigen Verhältnisse leidet natürlich fortgehend die Mission. Es gab eine Zeit, wo man Neuseeland fast als ein christliches Land bezeichnen konnte; aber die unglücklichen Kriege mit den Weißen haben die Eingebornen zurückgebracht, sie mit Mißtrauen gegen das Christenthum erfüllt und der Entstehung und Einführung einer Mischreligion aus Heidenthum und Christenthum die Wege gebahnt. Noch immer ist diese sog. Hauhau-Religion nicht wieder völlig beseitigt. Verwandt mit dieser ist eine andre sonderbare Mischmasch-Religion im Gebiete von Opotiki (wo früher Miss. Völkner ermordet wurde), der Te Kuti-Cultus, Karakia genannt (M. Field 79 S. 318 ff.). Dieser Cultus scheint identisch zu sein mit dem sog. Tariavismus**), der Religion der Anhänger des Königs, der Kingiten, die im März 1876 des Königs

*) Hiernach ist die S. 516 des v. Jahrganges angegebene Zahl zu corrigiren.

**) Te Kuiti (Kuite) ist nämlich die Hauptstadt des Königs Tawhiao und vermuthlich trägt nach dieser Hauptcultusstätte auch der Cultus selbst seinen Namen.

erster Minister, Rewi, ersann. In dieser modernsten Mischreligion wird eine Dreieinigkeit angebetet, die aus Ihowa (Jehova), Tawhiao (Name des Königs) und Te Atua (dem alten heidnischen Gott der Neuseeländer) besteht. Ihowa ist der höchste Gott, dann folgt der Maorikönig, auf ihn der alte Gott Neuseelands. Jeder von diesen Dreien wird nach einander gepriesen und angerufen. Und das obgleich König Tawhiao selbst es sich streng verbat, seinen Namen göttlich zu verehren. Keinem Kingiten ist es erlaubt, Bücher zu haben; blos mündlich werden Gesänge aufgesetzt und verbreitet rc. Statt des Sonntags wird je der 6. Tag gefeiert, auch der 10., 20. und 30. des Monats sind Feiertage; an jedem versammelt man sich 4 Mal zum Gottesdienst. Die Kindertaufe ist nicht erlaubt; auf Vorschläge, Schulen zu errichten, geht diese Partei nicht ein, wie sie überhaupt alles anwidert, was von Europäern ausgeht. Ihre gewöhnliche Antwort auf christl. Zusprachen lautet: „ihr habt es eben auf unser Land abgesehen.“ Deshalb ist man jetzt auch gegen die Missionare vielfach eingenommen und wirft ihnen vor, daß sie es mit den Weißen hielten. Besonderes Ansehen genießt ein vermeintlicher Prophet Te Whiti. Dieser Mann war früher ein fleißiger Schüler der Wesleyaner in Warea, galt für einen ernsten Christen und hat sich der Hauhau-Religion nie angeschlossen. Noch immer beansprucht er ein Christ zu sein und redet viel in Bibelsprüchen — obgleich er sich selbst Jehova nennt. „Dieser Mann, etwa 45 Jahre alt, mit vollem Bart, durchdringenden Augen und ungemein freundlicher Miene, wie man sie sonst bei keinem Maori findet, fährt nun fort zu weissagen, ohne doch zu Feindseligkeiten zu schreiten. Als die Engländer neuestens die Waimate-Ebene vermaßen, klagten die Eingebornen (vielleicht nicht ohne Grund) über Landraub und tödteten einen Koch der englischen Geometer. Der Mörder Hiroki floh nach Parihaka, wo Te Whiti ihn aufnahm und seine Auslieferung entschlossen verweigerte. Als der Minister im März 79 seine Uebergabe verlangte, erwiderte der Prophet: „Hiroki ist nicht so schuldig wie die Regierung; er tödtete nur einen Menschen, ihr aber tödtet das Land.“ Tags darauf befahl Te Whiti, man müsse alle Landvermesser und wer zu ihnen gehöre, von der Waimate-Ebene vertreiben, aber ohne Blut zu vergießen. Es geschah sofort, sie wurden sammt ihren Instrumenten gepackt und über den Fluß geschafft.

Seither ist Parihaka eine Zufluchtsstätte für allerlei Mörder und Verbrecher von Maori-Abkunft geworden. Wo der Prophet ihnen zu pflügen gebietet, da führen sie den Befehl aus, über den Garten weißer Kolonisten hinweg, ja bis unter deren Fenster. Im Juni 1879 waren einmal 800 Eingeborne beisammen, die redete er also an:

„Ich bin's, der den Regen des Himmels (Krieg) verhinderte, das Land zu überfluten. Ich bin's, der das Land da und dort wüste machte, nach meinem Gutdünken. Will mir jemand entgegentreten, so rede ich zu ihm mit meiner Zunge; sie ist meine einzige Waffe. Wer an das alte Weib (die Regierung) glaubt, kann nicht zu meinen Anhängern gehören; ich werfe ihn hinaus. Es naht die Stunde und ist schon vor der Thür, da alles zu Ende geht. Alle Völker und Sprachen sind unter meine Füße gegeben. Alles ist mir überliefert und alle Menschen führen Krieg wider mich. Die Himmel werden herabkommen, große Erdbeben werden alle Menschen erschüttern, daß sie sich mir beugen. Alle Sprüche der Propheten werden jetzt erfüllt, darob freut sich mein Herz. Früher war es Gott und Satan, die Gutes und Böses schufen; jetzt ist es Gott und Mensch, die alles vollbringen. Der jetzt vor Euch steht, ist Gott und Satan in einer Person. Mein Werk ist nahezu vollbracht; ich rief wie die Stimme in der Wüste: kommt, Sünder, zu mir und laßt euch retten. Solang ihr bei mir bleibt, kann niemand euch beschädigen, keine Macht der Welt vermag es. Die

Großen der Welt verlachen euch, weil ihr arm und demüthig seid; wartet nur bis sie herbeischleichen und zu euren Füßen anbeten. Seit der Welt Anfang hat der Krieg auf der Erde nie aufgehört; dieses Geschlecht (ich) wird ihm ein Ende machen. Haltet das fest; ich freue mich, daß ihr bei Zeiten an diesen glücklichen Platz gekommen seid. Meine Boten sind Geister, meine Arbeiter (die Pflüger) Feuer; niemand kann ihnen Einhalt thun. Der alte Prophet sagt: dies ist die letzte Generation der Welt."

„Noch lange fuhr er fort, nannte sich selbst Jesus Christus und weissagte, die Regierung werde große Schaaren nach Parihaka senden, ihn gefangen nehmen und kreuzigen, aber nach 3½ Tagen werde er auferstehen. Ohne Widerstand werde er sich von den Soldaten packen und kreuzigen lassen; auch die Landvermesser der Regierung werde er nicht bekämpfen. Der Gouverneur (Sir G. Grey) habe ihm am 17. Juni telegraphirt, bei der Untersuchung der Ansprüche der Eingebornen auf das Land durch einen Advokaten mitzuwirken: die Regierung wolle alle Kosten auf sich nehmen. Er habe aber erwidert: es sei damit zu lang gezögert worden, jetzt sei das Ende aller Dinge da, also auch der Gerichtshöfe. Er schloß: „Wenn ich von Land, von Vermessung, Pflügen und solchen Kleinigkeiten rede, dann laufen die Bleistifte (der Zeitungsberichter) wie der Wind; wenn ich aber Geistesworte spreche, so sagen sie: „das ist der Traum eines Narren." Ihnen (den Weißen) liegt soviel am Sammeln von Schätzen, daß sie sonst nichts intressirt. Der Verkäufer, der mit schmalem Gewicht und Ladenhütern sich bereichert, die Männer, welche das Land der Maori stehlen und Schaf und Rinderheerden erwerben, die Leute, welche den Waisen und Witwen ihr Brot abschwindeln, sie alle gelten für angesehene Leute, während die demüthigen Wahrheitsforscher bei Seite gelassen werden. Aber die Stunde naht, da ihre Waaren in den Läden verrotten, ihre Schiffe in den Häfen vermodern und ihre Kaufleute die Hände ringen werden, wenn sie alles angehäufte Gut dahinfahren sehen wie die Morgennebel vor der aufgehenden Sonne." — Es schien ein blutiger Ausbruch zu drohen, als die Klugheit des Gouverneurs Sir G. Grey friedestiftend ins Mittel trat. Hatten die Maori, wo sie die Mehrzahl bildeten, das Land der Kolonisten blos durch Befahren mit ihrem Pflug für ihr Eigenthum erklärt, so hüteten sich auch die Weißen vor Blutvergießen, indem sie sich sammelten und die Pflüger mit ihren Werkzeugen über die Grenze schafften. Schließlich drang der Gouverneur bei beiden Parteien mit seinem Vorschlag durch, daß die Maoris wie die Kolonisten ihre Ansprüche vor gemischte Schiedsgerichte bringen sollten, welche jedem Theil sein Recht zusprechen werden" („Monatsblätter" 1879 N. 11).

Unterdeß thun die Missionare, was sie können, sie suchen die abgefallnen Christen auf, bilden eingeborne Prediger heran (jetzt 27) und namentlich im Norden und Osten der Insel finden sich noch zahlreiche geordnete Gemeinden und nicht wenige ernste Christen, die für ihre kirchlichen Bedürfnisse auch Opfer bringen. Im Großen und Ganzen aber gleicht heut die einst blühende Maorikirche einem Felde, auf das ein giftiger Mehlthau gefallen — die eingedrungene europäische Cultur hat sich hier nicht als eine Segenbringerin erwiesen.*)

*) Wie leichtfertig manche Missionsschriftsteller in ihren Angaben noch immer verfahren, dafür liefert neuerdings die neue amerik. Miss. Review einen schlagenden Beweis. S. 72 (1880) heißt es nämlich in dieser manchmal in ihren Urtheilen sehr herben Zeitschrift, nachdem die Gesammtzahl der Bewohner Neuseelands auf 414 314 und die Vertheilung dieser Zahl auf die verschiedenen Religionen resp. Denominationen angegeben worden, buchstäblich: „Vor 60 Jahren waren diese alle noch Heiden. Ist also das Evangelium nicht eine Kraft Gottes zur Errettung?" Also der

Ueber die unter der Leitung des Bischofs Selwyn (jun.) stehende Melanesische Schiffs- und Schulmission, die besonders durch Bischof Patteson allgemeiner bekannt worden ist, ist wieder ein ausführlicher Jahresbericht erschienen, welcher meldet, daß die Gesammtzahl der auf sämmtlichen von dem „Südlichen Kreuz" besuchten Inseln errichteten Schulen jetzt 34 beträgt, deren Lehrer lauter, in der Centralschule auf der Norfolk-Insel herangebildete Eingeborne der verschiedenen melanesischen Eilande sind (Miss. Field 79 S. 321 ff).

Bei dieser Gelegenheit müssen wir eines für uns höchst lehrreichen Artikels gedenken, den der Church Miss. Int. and Rec. 1879 S. 577 ff. über Bischof Selwyn (sen.) und die Neuseeland-Mission brachte, veranlaßt durch die überschwänglichen, theils auf Unkenntniß theils auf extrem hochkirchlicher Parteiverblendung beruhenden Lobeserhebungen, die dem Vater des jetzigen Bischofs, dem Vorgänger Pattesons in der jüngst erschienenen Biographie: Memoirs of the life and episcopate of G. A. Selwyn gespendet werden. In diesem Artikel, der die hochkirchlich romanisirende Richtung in England mit schneidiger Schärfe Bescheidenheit lehrt, erfahren wir an der Hand unwiderleglicher Thatsachen, daß Bischof Selwyn sen., bei aller Anerkennung seines großen persönlichen Werths und edlen Charakters, verleitet durch seine verkehrten a priori construirten kirchlichen Theorien der Mission den größten Schaden gethan hat. „In Betracht des völligen Mangels an Erfahrung bei seiner Aussendung in ein ihm ganz unbekanntes Land, in einem kaum kanonischen Alter und vom Katheder der Hochschule weg — hat man Grund sehr dankbar zu sein, daß er nicht noch mehr Schaden angerichtet hat, als wirklich der Fall gewesen. Das ist der wahrste und ehrenvollste Tribut, der dem Andenken Bisch. Selwyns gezollt werden kann." Und worin bestanden seine großen Fehlgriffe? Erstens darin, daß er vor allem in seiner Missionsdiöcese eine Kathedrale mit Domherren und dem sonstigen in England üblichen Stabe als Centrum seiner bischöflichen Thätigkeit errichten wollte — ein Traum, der sich glücklicherweise in den 28 Jahren seines Episcopats als immer unausführbarer herausstellte. Zweitens, daß er eine Universität ins Leben zu rufen beabsichtigte, deren Studenten er unter den Eingebornen der Südseeinseln suchte, um sie später als Kirchendiener in den Missionsdienst zu stellen. Es kam auch eine Anstalt dieser Art zu Stande, das St. Johns College zu Auckland, „das nach den besten Vorbildern des kirchlichen Alterthums organisirt war" — ein durch und durch verfehltes Unternehmen, das nach einigen Jahren vergeblicher Arbeit wieder aufgelöst werden mußte und in die Gründung einer Elementarschule auslief, die bekanntlich nach der Norfolkinsel verlegt wurde, wo sie zwar bis heut besteht und der oben erwähnten melanesischen Schulmission ihre Lehrer liefert, aber nicht nur eine kümmerliche Existenz fristet, sondern auch auf bedenklichen Principien beruht, da sie ihre Schüler von meist entlegenen Inseln holt und viele derselben in Folge des ungewohnten rauheren Klimas und der ungewohnten Kleidung sterben.

Noch schlimmer war eine dritte grundverkehrte Theorie. Bischof Selwyn bestand nämlich hartnäckig darauf, daß jeder ordinirte Pastor — auch der eingeborne — in beiden Sprachen, neuseeländisch und englisch, müsse predigen können und qualificirt

---

amerikanische Statistiker scheint nicht einmal zu wissen, daß über 9/10 der neuseeländ. Bevölkerung eingewanderte Colonisten sind!!! Dazu paßt dann schlecht die spitzige Zurechtweisung des Miss. Her. S. 77: let us be accurate in statements, Bro. Strong.

sein, englische und neuseeländische Gemeinden in gleicher Weise zu bedienen. Auch verweigerte er es, einem Eingebornen die priesterliche Ordination zu geben, „der nicht eine gründliche Kenntniß des griechischen Neuen Testaments besitze!" Die traurige Folge war, daß es nun sehr langsam, in beschränktem Maße und auf einem pädagogisch ungesunden Wege zu einem eingebornen Pastorenstande kam — ein Schaden, dem zum nicht geringen Theile der Niedergang in der Maorikirche mit zur Last gelegt werden muß. Nehmen wir nur noch dazu, daß der Bischof es liebte, das sog. Diakonat der Geistlichen (die zur englischen Kirche gehören) zu verlängern und ihre priesterl. Ordination, die erst das Recht zu taufen und das h. Abendmahl auszutheilen verleiht, möglichst lange hinauszuschieben, offenbar in Folge einer romanisirenden Auffassung des Priesterstandes — so ist klar, daß der Mann die Qualification zu einem Missionsbischof nicht besaß und daß es ein Unglück ist, wenn in der englischen Kirche solche Leute (wie jüngst wieder Bischof Coplestone in Ceylon) in die Missionsgebiete entsandt und damit zu Vorgesetzten der zur Staatskirche gehörenden Missionare gemacht werden. Wir haben den angeführten Artikel des Int. mit hoher Freude gelesen, weil er uns von neuem den Beweis lieferte, welche gesunden Missionsgrundsätze die Church Miss. Soc. befolgt und ohne Ansehen der Person innerhalb der englischen Staatskirche öffentlich vertritt. —

Unter den Neuhebriden ist bekanntlich Aneityum vollständig christianisirt. Noch vor 30 Jahren gehörten die Bewohner dieser Insel zu den gesunkensten und grausamsten Kannibalen — jetzt haben sie das Wort Gottes so lieb, daß sie für das in ihre Sprache übersetzte N. T. und die Psalmen der Britischen Bibel-Gesellschaft 14000 Mk bezahlt haben, den vollen Ersatz für die auf den Druck verwendeten Kosten, und daß sie noch weitere Beiträge sammeln, um auch die Kosten für den Druck des von Miss. Inglis übersetzten A. T. decken zu helfen. Wir sind allerdings der Meinung, daß es mit dem Druck des ganzen A. T. so eilig nicht gewesen wäre. Leider ist die Zahl der Eingebornen durch wiederholt ausgebrochene verheerende Seuchen von 3500 auf 1300 herabgesunken (Free Ch. Rec. 79 S. 138). — Von Gregorius von Cäsarea schreibt ein alter Kirchenhistoriker, daß als er seine Arbeit in Cäsarea begann, er nur 17 Christen vorgefunden habe und als er gestorben, nur noch 17 Heiden dagewesen seien. In Erinnerung an diese Mittheilung hat Miss. Dr. Steel seinem Collegen, Dr. Geddie, der nach 26jähriger Arbeit auf Aneityum 1872 starb, kürzlich folgende Grabinschrift gesetzt:

„Als er hierher kam, gab es hier noch keinen einzigen Christen;
Als er starb, war kein einziger Heide mehr vorhanden" (Miss. Rev. 79 S. 243).

Ueber die Art und Weise, wie die Missionare alles zu benutzen verstanden, um den Eingebornen den Zweck ihres Kommens und die Macht des göttlichen Worts deutlich zu machen, erzählt Miss. Inglis aus seinen Erfahrungen folgende Geschichte. Er war eben dabei, einen Schornstein aufzuführen und mit einem eisernen Hammer die Steine zu behauen, die er dazu brauchte. In großen Scharen umstanden ihn die neugierigen Eingebornen, die dergleichen noch nie gesehen. Da hielt der Missionar inne und sagte: „Ihr seht diese Steine und diesen Hammer. Ihr möget die Steine mit einem Scheit Holz bearbeiten, so lange ihr wollt, ihr werdet auch nicht einen Splitter von ihnen losschlagen; nehme ich sie aber unter meinen Hammer, so gehen sie in Stücke und nehmen die Form an, die ich ihnen geben will. Nun sagt Gott, daß unsere Herzen diesen Steinen gleich sind, sein Wort aber ein Hammer ist. Wie mancher weiße Mann hat mit euch gesprochen, ehe Missionare hierher kamen und mit euch redeten, da bliebt ihr aber Heiden nach wie vor. Als aber Missionare kamen und mit

euch redeten, da gabt ihr euer früheres Wesen auf, da fingt ihr an den Sonntag zu heiligen, Gott anzubeten und als Christen zu leben. Und was machte den Unterschied? die Worte der Missionare waren nicht lauter und stärker als die andrer Menschen; aber die weißen Schiffer und Kaufleute sprachen ihre eignen Worte, Menschenworte — und das war, wie wenn man diese Basaltsteine mit einem Stück Holz bearbeiten wollte. Die Missionare aber sagten euch nicht ihre eigenen Worte, nicht Menschenworte, sondern Gottes Worte, und die waren gleich dem Hammer, der Felsen zerschmeißt; die zerbrachen eure harten Herzen und brachten sie in neue Gestalt." Diese Hammerpredigt machte einen tiefen Eindruck auf die Insulaner und wurde nie vergessen (For. Miss. 78 S. 59).

Ueber den letzten, sehr ermuthigenden Besuch des amerikanischen Miss. Sturges (cf. diese Zeitschr. 78. S. 529 f.) auf den von Ponape aus durch eingeborne Lehrer seit einigen Jahren evangelisirten Mortlock-Inseln siehe „Calwer M.-Bl." 79 N. 11. „Im Ganzen wurden in 8 von den 9 besuchten Gemeinden der genannten Inseln 140 neue Mitglieder aufgenommen, blos eins ausgestoßen. Ueberall waren die Lehrer wohl gelitten und glücklich in ihrer Arbeit; Kirchen, Schulen und Pfarrhäuser in gutem Stand und das ganze Werk in gedeihlichster Entwicklung, die Eingebornen lernbegierig, dankbar und zum Unterhalt ihrer Lehrer von Herzen bereit. Wenn man sich erinnert, wie jung diese ganze Mission noch ist und daß diejenigen, welche die Hauptarbeit darin thun, vor wenig Jahren selbst noch Heiden waren, so muß man wahrlich staunen."

Die „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (1879 S. 263 ff. enthalten eine ausführliche Bevölkerungsstatistik der Sandwichinseln. Nach derselben beträgt laut Census vom 27. Okt. 1878 die Gesammtzahl der dortigen Eingebornen 44,088, die der Mischlinge 3420, mit Hinzurechnung der Eingewanderten die Gesammtbevölkerung: 57,985, darunter 5916 Chinesen. Besonders erfreulich ist, daß das Aussterben der Eingebornen weit nicht mehr in dem früheren Prozentsatze statthat; während die Abnahme 1860—65 : 12,27%; 1866—71 : 12,31% betrug, stellt sie sich in den Jahren 1872—78 nur noch auf 7,80%. — Seit Beginn der dortigen Mission 1820 hat der Am. Board 42 ordinirte, 21 unordinirte Missionare und 83 Missionarsfrauen und weibliche Lehrerinnen nach Hawai gesandt. Der gesammte auf diese Mission gewendete Aufwand hat 4,880,000 Mk. betragen, die Gesammtzahl aller durch die Boten des Am. B. getauften Sandwich-Insulaner bis 1870 : 53,300 (Miss. Rev. 79 S. 243).

Auf den Fidschi-Inseln beabsichtigt die englische Ausbreitungs-Gesellschaft eine Mission zu etabliren, zunächst unter der Mischlingsbevölkerung und den importirten polynesischen Arbeitern, die angeblich von den Wesleyanischen Missionaren, welche wesentlich das dortige Feld inne haben, vernachlässigt werden sollen. Auch meint man auf die letzteren ein legitimes Recht zu besitzen, da sie als zum großen Theil von den durch Bischof Selwyn besuchten melanesischen Inseln kommend, „zur Kirche von England gehörten" (M. Field 79 S. 333 f.). Wir bedauern diesen neuen Beweis der „Unhöflichkeit" der hochkirchlichen P. G. S., die fast allein unter allen evang. Miss.-GG. den Paulinischen Grundsatz ignorirt, nicht auf einen fremden Grund zu bauen.

Asien. Das unter britischer Herrschaft stehende Indien umfaßt jetzt — mit Ausschluß der noch von Eingebornen mit mehr oder weniger Selbständigkeit regierten Staaten — einen Flächenraum von 899 341 (engl.) Quadratmeilen und zählt 191 096 603 Einwohner. Die Eingebornen-Staaten sind noch 575 265 Quadrat-

meilen groß und ihre Bevölkerung beläuft sich auf 49 161 540. Mit Einschluß der kleinen französischen (271 460) und portugiesischen (407 712) Besitzungen zählt ganz Indien 240 937 315 Einwohner. In Britisch-Indien vertheilt sich die Bewohnerzahl nach den Religionen folgendermaßen: 139 343 820 Hindus, 1 134 436 Sikhs, 40 867 125 Mohammedaner, 2 832 851 Buddhisten und Jairs, 897 682 Christen (?), 5 417 304 Andersgläubige (?) und 561 069 deren Religion unbekannt (?) („Globus" 79 S. 270).

Ueber die Ausdehnung des Brahma-Samadsch giebt die Civil and Military Gazette (nach „Ev. M.-Mag." 79 S. 483) folgende Statistik. Es existiren durch ganz Indien 149 Gemeinden, die meisten in Bengalen (54); aber nur 44 von ihnen besitzen Kapellen. 15 verschiedene Zeitschriften (6 englische, 6 bengalische, 1 Hindi, 1 Orija und 1 anglo-mahrattische) verbreiten die reformerischen Ideen dieser jung-indischen Sekte. — Das Hauptorgan derselben, der Indian Mirror, redet der Einführung der Bibel in allen indischen Schulen, gegenüber der religiösen Neutralität der Erziehungspolitik der Regierung, ganz entschieden das Wort (Miss. Rev. 79 S. 389).

Im Juni des vergangenen Jahres fand zu Bangalore eine von 120 Missionaren, die den verschiedensten Gesellschaften und Denominationen angehörten, besuchte Allg. Miss.-Conferenz statt, die ein neues Zeugniß von der brüderlichen Einmüthigkeit ablegte, welche unter den Missionsarbeitern der verschiedenen Abtheilungen der ev. Kirche herrscht. Cf. Ind. Ev. Rev. 1879 S. 460 ff. Not. 79 S. 240 f. Free Ch. Rec. 79 S. 248 ff. Indep. v. 7./8. 79. „Calwer M.-Bl." 79 S. 79. Als ein besonders erfreuliches Zeichen gegenseitiger brüderlicher Anerkennung wie des missions-methodischen Fortschritts, wird in allen Berichten die Thatsache constatirt, daß man auf dieser Conferenz Verständniß und Anerkennung an den Tag gelegt habe für alle die mannigfaltigen Wege, die zur Evangelisirung Indiens eingeschlagen werden. „Bis dahin — heißt es in einem dieser Berichte in der Ind. Ev. Rev. — herrschte eine große Verschiedenheit der Ansichten in Südindien über die beste Missionsmethode und die „Schulmänner" und die „Prediger in der Sprache der Eingebornen" und die „Reiseprediger" und andre Specialisten standen sich manchmal scharf gegenüber. Diese Conferenz hat aber einmüthig dahin entschieden, daß jede dieser Methoden die beste ist. Laßt uns nicht alle Kavalleristen oder alle Infanteristen oder alle Artilleristen sein in der Armee unsres großen Gottes. Gieb uns alle diese Methoden und mehr Männer, die jede vertreten — das war der Ruf dieser Conferenz." Wir theilen vorläufig nur die 4 Resolutionen mit, welche die Conferenz beschloß, weitere Mittheilungen uns vorbehaltend, sobald der gedruckte Bericht in unsere Hände gelangt sein wird.*) 1) In Bezug auf die höhere Schulbildung: „Die Conferenz spricht ihre volle Anerkennung über den Werth der höheren christl. Schulbildung als eines Missionsmittels (miss. agency) und ihre Hoffnung aus, daß die Freunde der Indischen Missionen dieselbe Sympathie für sie empfinden werden wie mit anderen Zweigen des Evangelisationswerkes in diesem Lande. Die Kirche der Eingebornen Indiens braucht und wird in Zukunft noch mehr brauchen Männer von höherer Bildung, um mit ihnen allerlei Vertrauensstellungen zu besetzen und sie zu Pastoren, Evangelisten und Gemeinde-

*) Den interessanten Vortrag des Miss. der Ch. M. S., Richards, über die 20-jährige Missionsthätigkeit dieser Gesellschaft in Travancore und Cochin, der im Int. 79 S. 559 ff. bereits erschienen ist, werden wir, sobald der Raum es gestattet, reproduciren.

leitern zu machen, Männer, wie sie nur aus unsern höheren Bildungsanstalten hervorgehen können. — Gerade diejenigen Missionare, die nur vermittelst der Landessprachen arbeiten (engaged in vernacular work), fühlen sich gedrungen für den mächtigen Einfluß zu Gunsten des Christenthums Zeugniß abzulegen, den diese Anstalten durch das ganze Land hin ausüben und ihre hohe Achtung auszusprechen für die englische Schulthätigkeit (educational work) als einen integrirenden Theil der Evangelisationsarbeit. — Diese Conferenz erklärt es als ihre Ueberzeugung, daß diese beiden großen Zweige des Missionswerks sich einander ergänzen und gegenseitig nothwendig bedürfen und hofft, daß die gesammte christl. Kirche dies immer mehr anerkennen wird und beide fortfahren werden sich in die Hände zu arbeiten."

2) In Bezug auf die Indische Kirche: „Diese Conferenz, überzeugt von der hohen Wichtigkeit der Selbstunterhaltung und Selbstverwaltung der eingebornen Kirche, spricht es als ihre Ueberzeugung aus, daß die eingeborne Kirche bis jetzt in noch keinem ihrer Theile die Aufsicht und Unterstützung der Europäer entbehren kann und daß jeder übereilte Schritt in dieser Richtung verhängnißvoll für die gesunde Entwicklung und festgegründete Selbständigkeit derselben sein muß".

3) In Bezug auf die Kaste: „Die Conferenz hält die Hindu-Kaste in Theorie und Praxis nicht für eine rein bürgerliche Standesscheidung, sondern in ganz hervorragender Weise für eine religiöse Institution. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet ist sie der christlichen Lehre von der Einheit des Menschengeschlechts und der Brüderschaft aller wahren Christen diametral entgegengesetzt. Es ist daher die Pflicht aller Missionare und Gemeinden eine vollständige Lossagung von der Kaste mit allen ihren äußeren Manifestationen von allen denen zu fordern, welche in die Kirche Christi aufgenommen zu werden verlangen."

4) In Bezug auf die einheimische Literatur: „Die Conferenz giebt ihrer tiefen Empfindung von der großen und wachsenden Bedeutung der Verabfassung und Verbreitung einer einheimischen Literatur Ausdruck, und in Betracht der unzureichenden Mittel, die den verschiedenen Traktat- und Schriftenvereinen dieses Landes zu Gebote stehen, erkennt sie die großmüthige Hilfe dankbar an, welche die Muttergesellschaften in Europa und Amerika dieser Arbeit bisher geleistet haben und bittet, falls dies möglich, diese Unterstützung noch weiter auszudehnen. Zugleich wendet sie sich an die christlichen Freunde in Indien mit dem Aufrufe, diesem so wichtigen Werke eine größere Sympathie und Unterstützung zuwenden zu wollen."

Wir schließen hieran sofort einige Mittheilungen über 2 im Pandschab zu gleicher Zeit (December 1878) tagende Synoden, die der zur Ch. M. S. gehörenden Gemeinden in Umritsur und die der amerikanischen Presbyterianer in Lahore (Int. 79 S. 728 ff.). Auf der ersteren wurde unter anderm die Frage der Constituirung einer künftigen indischen Nationalkirche lebhaft debattirt. Charakteristisch waren die Ansichten der eingebornen Geistlichen, die sich sämmtlich dahin aussprachen, daß die Schwierigkeiten, die einer solchen Constituirung entgegenstünden, ganz allein auf Seite der Europäer lägen. „Die eingebornen Brüder aller Denominationen betrachten sich als unter einander eins, da eine Differenz bezüglich der Centrallehren des Evangeliums bei ihnen nicht vorhanden. Aber weil die europ. Missionare, von denen sie das Evangelium empfangen und in deren Abhängigkeit sie sich befinden, nicht einig, so können auch die Eingebornen noch nicht vereinigt werden." „Wenn erst die Zahl der Christen wächst und sie geistig reifer sein werden, dann wird die Frage nach einer Vereinigung zeitgemäß sein." Eine Committee kann keine Kirche machen. Eine Kirche muß, wie ein Baum, wachsen. Licht und

Wärme und Wasser müssen ihn nähren. Mit der Zeit werden wir im Pandschab eine Kirche haben, die unsern hiesigen Verhältnissen angemessen ist . . Laßt uns den fremden Formen nicht zu viel Gewicht beilegen, laßt uns aber alle, ob Europäer ob Eingeborner, einander lieben." Die Eingebornen fühlen sich in erster Linie als Christen, nicht als Episcopalisten, Presbyterianer, Lutheraner, Baptisten, Methodisten ꝛc. Diese Differenzen treten für sie jetzt ganz in den Hintergrund gegenüber dem gemeinsamen Bibelglauben, in dem sie unterwiesen sind. „Wir eingebornen Christen des Pandschab sind weder Presbyterianer noch Episcopalisten und haben bis jetzt, Gott sei Dank, in solcher Liebe mit einander gelebt, daß wir kaum unsre Angehörigkeit zu verschiedenen Denominationen gemerkt haben."

Aehnlich dachte man auf der presbyterianischen Synode und gab diesen Gedanken Ausdruck durch einen nach Umritsur gesandten Brief, in welchem der Vorschlag gemacht wurde: „eine conföderative Union zwischen den presbyterianischen und den übrigen eingebornen Gemeinden des Pandschab ins Werk zu setzen." Im Princip erklärte man sich mit einem biblischen Episcopalismus einverstanden und bereit, einem Manne wie Bischof French sich unterzuordnen. Der Vorschlag wurde von allen eingebornen Christen mit großer Freude begrüßt, „man fürchtete nur, daß die Oberen in Europa nicht zustimmen würden". „Wir erheben keine Schwierigkeiten, diese liegen allein auf Seiten der Europäer." — Ob diesen Bestrebungen bald eine praktische Folge gegeben werden wird, ist uns zweifelhaft; das aber zeigen sie unwiderleglich, daß nicht die eingebornen Christen es sind, die die Scheidewände aufrecht erhalten wissen wollen. Sie haben nicht Unrecht, wenn sie, ohne jeden satirischen Hintergedanken, ihren Mangel an Verständniß für unsre Differenzen und die Schwierigkeiten der Einigung „vielleicht in einem Mangel an Bekanntschaft mit der Kirchengeschichte" finden; aber sollte man angesichts dieses Mangels nicht sagen dürfen: Einigkeit ist besser als alle dogmengeschichtliche Gelehrsamkeit? —

Aus Süd-Mahratta berichten die Baseler Missionare („Heidenb." 79 S. 75) erfreuliche Erfahrungen bei der Reisepredigt. Miss. Thumm besuchte nämlich mit 2 eingebornen Katechisten das große Götzenfest bei Gadschandragadda und hatte die Freude, zu erleben, daß die Leute ihn förmlich zur Predigt drängten. Aehnlich erging es den beiden Katechisten, die man bei der Hand herbeizog, um sie zum Reden zu veranlassen. 6—800 Menschen waren um die Boten des Evangelii versammelt, die aufmerksam zuhörten. Dergleichen hatten sie zuvor noch nie erlebt und man darf wol ein ermuthigendes Zeichen in diesem Erlebniß erblicken, obgleich eine augenblickliche Frucht sich nicht zeigte.

So bekannt die Goßnersche Kolhs-Mission ist, so selten wird die Gangesmission dieses Vereins unter den Hindus erwähnt. Wir wollen daher dieses Ortes aus den letzten Berichten des Miss. Zimmermann in Ghazipur einige Mittheilungen machen, die uns durch Vermittlung des Miss. Lorbeer direct zugegangen sind. Ein gelehrter Brahmane Anand Masih, welcher am 7. August 1864 in Ghazipur getauft wurde, ist jetzt als Hilfsprediger unter den Dorfchristen bei Ghazipur angestellt, und zwar im Dorfe Daridi, wo eine neue Capelle ist gebaut worden. Daridi ist der Mittelpunkt von 6—8 Dörfern, in welchen Christen wohnen, welche sich vom Ackerbau nähren. Getauft wurden im letzten Jahre 110 Seelen, 21 Kinder wurden confirmirt. Seit Beginn der Station Ghazipur sind 848 getauft. Die Stations=Waisenanstalt hatte im vergangenen Jahre 81 Waisen. 4 Waisenmädchen sind auf dem Lehrerinnen-Seminar in Benares und machen gute Fortschritte. Die High-School, der Mission gehörig, wird besucht von 280 Schülern, meistens Hindus. Drei bestanden wieder das

Eingangs-Examen zur Calcutta Universität. Außerdem sind noch 3 Elementar-Schulen in Ghazipur, Baxar und Arrah, und für die Waisenkinder ist eine Schule im Missions-Gehöfte.

Miss. Ziemann machte in der letzten kalten Zeit drei Reisen. Im November reiste er zur Mela nach Bellia, wo er 6 Tage lang an große Versammlungen predigte. Am 3. Tage, als er eben von seinem Predigtstuhle, einer umgekehrten leeren Bücher-kiste, herabstieg, kamen 8 Mann, an deren Spitze ein Zemindar und ein Schreiber und überbrachten ihm einen Brief von ihrem Gurû (Lehrer) an Miss. Ziemann, der also lautete: „Heil dem Heiligen! Heil dem Kabir (ein Sectenstifter)! Heil den Herren des Landes! Ich bin jetzt 25 Jahre alt, aber bis jetzt hat mir noch Niemand zur Genüge erklärt, wer Râm sei, wer Gott und wer Christus? Mein Leben ist umsonst hingebracht; aber ich hoffe, daß Sie mir eine genügende Antwort geben werden! Möge Ihre Herrschaft beständig bleiben!" Miss. Ziemann nahm die Leute zu sich und verkündigte ihnen erst das Evangelium von Christo und dann bat er sie, den Gurû, zu ihm zu bringen. Am andern Tage erschienen sie wieder mit dem Gurû und dieser hörte mit großer Spannung die Predigt aus dem Munde des Missionars. Sie versprachen dann alle, ihn in Ghazipur zu besuchen und sich weiter von ihm belehren zu lassen.

Auf einer zweiten Reise in den Arrah District traf er mit vielen Pilgern zu-sammen, welche von Jaggarnath kamen. Er sprach mit ihnen auf dem Wege und wurde namentlich von gelehrten Brahmanen aus Benares und Allahabad (welche auch von Jaggarnath kamen) angelegentlichst um die christliche Religion befragt. Während sie so auf dem Wege dahin zogen, fanden sie an der Straße einen Mann liegen, welcher augenscheinlich seinem Ende nahe war. Er stammte von Cawnpur und war in Orissa beim Jaggarnath gewesen, und auf dem Wege erkrankt, lag er da ohne Hilfe, ohne Freund, und ohne Trost und Frieden im Herzen.

Auf seiner dritten Reise, auf welcher er, nebenbei gesagt, 511 engl. Meilen zu Fuß wanderte, vom 2. Jan. bis zum 28. April, über Azimgurh, Goruschpur, Baraitsch ꝛc. kam er nach Belahariah, woselbst ein Mr. Palmer ihn Sonntag über zu bleiben und seinen Dorfleuten (Heiden) eine Predigt zu halten bat. Sonntag Nachmittag kam eine große Versammlung von 4—500 Heiden, an deren Spitze ein reicher Zemindar auf einem Elephanten; im Hofe des Mr. Palmer waren für die Eingebornen Teppiche aus-gebreitet, die Europäer saßen auf Stühlen dabei. Der Katechist Adolph fing den Gottesdienst an, und dann predigte Miss. Ziemann wol eine Stunde; die Versammlung hörte sehr aufmerksam zu und kaufte nachher viele Bücher. Der Zemindar schien ein aufrichtiger Sucher zu sein, und unterhielt sich nachher noch lange mit Adolph, der früher Brahmane war. Auch selbst mit einigen indischen Fürsten hatte Ziemann Unter-redung unsere christliche Religion betreffend. Zum Schluß der Reise besuchte er noch eine große Mela bei Hardwar am Fuße des Himalaya. Nicht weit davon stürzt sich der mächtige Ganges vom Gebirge herunter, und heißt der Ort Gangutri. Die Mela bei Hardwar — Thor Haris oder Gottes — ist bei dem Volke sehr angesehen; aber besonders die Cumbh-Mela, welche alle 12 Jahre stattfindet. Eine solche Cumbh war in diesem Jahre. Es sollten jedoch durch einen Umstand dies mal ganz besonders viele Pilger herbei gezogen werden. Das Gerücht hatte sich nämlich verbreitet, daß dieses Jahr die letzte Mela abgehalten werde, denn der Ganges habe nun aufgehört ein heiliger Fluß zu sein, und solle hinfort nicht mehr darin gebadet werden (zur Tilgung der Sünden). Die Engländer hätten durch Canäle zur Bewässerung des Landes ³/₄ des heiligen Flusses aus seinem Bette abgeleitet, hätten Brücken über den Ganges gebaut

und sei nun die Mutter Ganges besiegt. Es hatten sich gegen 700,000 Hindus dort versammelt, welche aus allen Gegenden Indiens gekommen waren, um noch einmal zu baden. Miss. Ziemann predigte unter ihnen mit noch 5 andern Missionaren 8 Tage lang. Mit einem Male brach unter den Pilgern die Cholera aus und es wurde ihnen befohlen von der Polizei, den Ort sofort zu verlassen. Aber da war kein Gehorchen; sie blieben bis zum Hauptbadetage und als das Zeichen zum Baden gegeben wurde, stürzten sie zu Tausenden in den Strom, daß durch das Gedränge wol Hunderte im Flusse ertranken. Mehrere Tage predigte Ziemann 8 Stunden täglich, Vormittag 4 Stunden und Nachmittag 4 Stunden.

Miss. Douglas von der Canadisch presbyterianischen Mission erzählt eine interessante Bekehrungsgeschichte eines Brahmanen der höchsten Klasse (Indep. v. 7./8. 79). Gungaghir, ein Bürger von Bhilwara in der Nordwest-Provinz, wurde durch den Verlust seines heiß geliebten Weibes in eine maßlose Traurigkeit versetzt. Er beschloß der Welt zu entsagen und ein wandernder Fakir zu werden, der es bis zur vollkommensten Heiligkeit brächte. Der von ihm selbst beschriebene Weg dazu war folgender: 1) Die ersten 4 Monate mußte er sich des Salzes enthalten; 2) die folgenden 5 Monate mußte er sich im Rauche schwingen lassen. Der Rauch wird durch die Verbrennung der Excremente eines heiligen Stiers erzeugt, der Fakir-Candidat bei den Füßen aufgehangen und vorwärts und rückwärts geschwungen, indem sein Haupt immer das Feuer streift, so lange bis dieses ausgeht; 3) dann wurde er 6 Monate lang in ein tiefes Erdloch begraben, in das kein Licht drang und das er nur Mitternachts auf kurze Zeit verlassen durfte, um etwas Speise zu sich zu nehmen. Hier sollte er sich ganz der heiligen Meditation hingeben; 4) die folgenden 4 Monate verbrachte er in Gemeinschaft mit dem Wassergott Ganga. Von Nachts 12 bis früh 4 Uhr stand er bis an die Hüften im Ganges um seine Sünden abzuwaschen und die Schlaflosigkeit Brahmas nachzuahmen; 5) saß er ein Jahr lang jede Nacht bei einer Leiche an den Ufern des Ganges. Als er noch die übrigen Ceremonien des Beschmierens des Körpers mit der Asche verbrannter Leichen, des Schweigens &c. durchgemacht, erhielt er den begehrten Titel eines Swami. Jetzt wurde er als eine Gottheit verehrt. Von nun an führte er ein Pilgerleben, sich erbettelnd was er brauchte und Niemand durfte ihm seine Bitte abschlagen. Da geschah es, daß er auf seinen Wanderungen in den Besitz eines neuen Testaments kam. Er studirte es 8 Monate mit Fleiß, verließ die Wildniß und — wandte sich an Miss. Douglas. Diesem erklärte er seinen Glauben an die Wahrheit der Schrift und die Erhörung des Gebets und bat um weiteren Unterricht. Der Missionar gewährte seine Bitte, nahm ihn mit auf seinen Reisen, überzeugte sich von seiner Aufrichtigkeit und taufte ihn im Februar des v. J. Jetzt predigt er seinen Landsleuten das Evangelium. Oft erklärte er: „Ich bin ein sehr großer Sünder; ich nahm Gott seinen Ruhm und gestattete es Jahre lang dem Volke, mich als Gott „anzubeten". Nun ermahnt er „mit Thränen" dieses selbe Volk zu Jesu zu kommen. —

Eine häufige Ausrede der Hindus (freilich auch andrer Heiden), wenn sie zur Annahme des Evangelii eingeladen werden, ist: „der Hinduismus ist gut und wahr für uns, das Christenthum für euch." Um diese Ausrede einmal öffentlich zu beleuchten, forderte der amerikanische Missionar Park zu Bombay die gelehrten Hindus auf, mit ihm coram publico zu disputiren. Ein Missionar muß eben auf allerlei Weise den Heiden nahe zu kommen und sie zu überzeugen suchen. Man ging auf den Vorschlag ein und einigte sich über das Thema: „Ist eine allgemeine Religion nothwendig?"

Je zwei Missionare und zwei Hindugelehrte sollten pro und contra sprechen. Der festgesetzte Tag, der 23. Oktober, kam; die Missionare waren da, ein großes Publikum hatte sich versammelt, aber — die beiden Hindusprecher blieben aus! Da auch keiner der Anwesenden ihre Stelle einzunehmen sich bewegen ließ, so mußten die Missionare sich mit einem Vortrage begnügen (Am. Her. 79 S. 260).

Aus Calcutta werden verschiedene Taufen von Brahmanen gemeldet, unter diesen speciell die des jungen Surendra Nath Barat, eines Schülers der höheren Missionsschule, der trotz aller Einsprüche seines heidnischen Vaters in seinem Entschlusse, Christ zu werden, sich nicht wankend machen ließ, in Gegenwart seines Vaters die Taufe empfing und jetzt im elterlichen Hause als ein Gefangener gehalten wird (Free Ch. Rec. 79 S. 220 f.). Ueberhaupt macht sich in Calcutta eine geistliche Bewegung unter den gebildeten Klassen der Hindubevölkerung und speciell den Schülern der höheren Unterrichtsanstalt der Freischotten bemerkbar (Ebd. S. 250). Desgleichen gehen aus Delhi und Lahore erfreuliche Berichte ein (M. Field 79 S. 187. 203); und besonders in Nagar (Bombay) ist eine große Ernte unter den kastenlosen Mahars und Mangs eingesammelt worden: 1927 hatten bis März 79 die Taufe empfangen und 1500 befanden sich noch im Taufunterrichte (Ebd. S. 210). — Die Gesammtzahl aller Getauften in Indien in den Jahren 78 und 79 läßt sich jetzt noch nicht genau feststellen; jedenfalls ist sie die größte, seitdem die evangelische Kirche dort Mission treibt. „Das ganze Land gehört uns, zunächst freilich nur erst in Kraft der Verheißung", sagte Miss. Richards auf der Bangalore-Conferenz. Die letzten Jahre liefern den Thatbeweis, daß Gott die Verheißung an Indien immer mehr in Erfüllung bringt, gerade wie er einst den Nachkommen Abrahams das verheißene Land Kanaan zu seiner Zeit wirklich in Besitz gab.

In China ist die China Inland M. besonders rührig. Es sind erst 13 Jahre, daß diese von H. Taylor ins Leben gerufene Gesellschaft besteht und heut zählt sie bereits 69 Arbeiter und Arbeiterinnen, unter ihnen 28 unverheirathete Männer und 20 unverheirathete Damen. Die Zahl der Nationalhelfer beträgt 101, unter diesen 12 Pastoren. 64 Stationen und Außenstationen sind in 8 der inneren Provinzen Chinas bis nach Bhamo im oberen Birma hin begründet und gegen 1000 communionfähiger Christen auf derselben gesammelt worden. Die Einnahme betrug im letzten Jahre 198 760 Mk. (wozu noch 168 800 Mk. Unterstützungsgelder für die durch die Hungersnoth leidenden Chinesen kamen) — eine Summe, die nur bei der äußersten Anspruchslosigkeit der Missionare zur Bestreitung der Kosten genügt und den Beweis liefert, daß es auch in England an Leuten nicht fehlt, die mit einem sehr geringen Gehalt sich begnügen. Der noch dazu persönlich schwache und leidende Leiter der Mission befindet sich mehr auf Visitationsreisen in China als in England (Chinas Millions 79 S. 76 ff.). Sowol mit der bewundernswerthen Selbstverleugnung, welche die Arbeiter dieser Gesellschaft an den Tag legen, als mit den Grundsätzen, nach denen sie arbeiten, haben wir viel Sympathie; nur erscheint uns dreierlei höchst bedenklich: 1) die unverhältnißmäßig schnelle Vermehrung der Arbeitskräfte, 2) die zu rapide Ausdehnung des Arbeitsgebiets über eine ganze Reihe von Provinzen fast auf ein Mal und 3) das zu viele und zu rasche Reisen, das sich auf die apostolische Reisemethode nicht berufen kann. Der Erfolg würde zweifellos größer und solider sein, wenn man in diesen 3 Stücken sich etwas mehr beschränken wollte. Es kann nicht die Aufgabe Einer Gesellschaft sein noch dazu in so kurzer Zeit ganz China zu evangelisiren. — Als eine hoffentlich nur vereinzelte Verirrung dieser Mission, die leider

in dem Organe der Gesellschaft (Chinas Millions 79 S. 126) ohne Correctur berichtet wird, notiren wir endlich, daß seitens einer Missionarin unter gewissen contraktlichen Bedingungen von nothleidenden chinesischen Müttern angebotene Kinder gekauft worden sind — eine Handlungsweise, die wenn sie auch noch so gut gemeint gewesen, von evang. Missionaren den katholischen nie nachgemacht werden sollte.

Besonderes Aufsehen unter den Freunden und Feinden der Mission in China hat jüngst die sog. Wuschischan-Affaire gemacht (Ch. M. Int. 79 S. 633 f. Chinese Recorder 79 S. 310 ff.). Wir theilen den Thatbestand nach der im „Ev. Miss.-Mag." (1879 S. 473 ff.) gegebenen klaren Zusammenstellung mit:

„Die englisch-kirchliche Mission hatte auf dem sogen. Wu-schi-schan oder Schwarzen Berge in Futschau schon vor vielen Jahren ein Stück Land erworben und darauf mehrere Häuser gebaut. Dieses Landstück gehörte zu einem ausgedehnten Tempelgut, welches von einer Comittee verwaltet wurde und noch wird. Wer die eigentlichen Besitzer waren oder wer das Recht hatte, gesetzlich giltige Pacht- oder Kaufverträge in Betreff dieses Gutes abzuschließen, das haben wol die Missionare nie untersucht, sondern auf Treu und Glauben mit den Personen, welche in aller Augen als die befugten Verwalter des Tempeleigenthums galten, die betreffenden Verträge abgeschlossen; jedenfalls glaubten sie im rechtskräftigen Besitz jenes Landstückes zu sein, auf welchem sie ihre Station errichtet hatten. Im Sommer 1878 bauten sie ein neues größeres Haus, das zur Aufnahme eines Seminars bestimmt war. Niemand hatte etwas gegen den Bau einzuwenden. Kaum war derselbe aber vollendet, als — von einigen Fremdenfressern aufgestachelt — ein Haufe rohen Pöbels das Haus überfiel und völlig zerstörte. Auf die Klage der Missionare hin hieß es, sie hätten kein Recht gehabt, dies Gebäude zu errichten, der Grund und Boden gehöre nicht ihnen u. s. w. Es folgten endlose Verhandlungen mit den Behörden und mit den Verwaltern des Tempelguts. Endlich wurden die Uebelthäter zur Leistung von Schadenersatz verurtheilt und theilweise bestraft. Zugleich aber strengten die Chinesen einen Prozeß gegen Miss. Wolfe als den Vertreter der englisch-kirchlichen Mission an: die Besitztitel, auf Grund welcher die Mission bisher auf dem Wu-schi-schan-Hügel sich angesiedelt, seien gefälscht und völlig ungiltig, die Missionare hätten kein Recht gehabt, dort zu bauen 2c. Zwei englische Advokaten wurden angestellt, die Sache der Missionsfeinde zu führen, welche nun vom britischen Oberrichter French in neuntägigem Verhör aller Betheiligten und genauester Prüfung der betreffenden Dokumente und Gesetzesbestimmungen untersucht wurde. Die Entscheidung ließ länger als zwei Monate auf sich warten. Endlich — am 18. Juli v. J. — erfolgte sie: die Missionare wurden von jeder Schuld, Fälschung von Dokumenten u. dgl. freigesprochen, dagegen den Tempelverwaltern das Recht zuerkannt, sobald sie das betreffende Grundstück für Tempelzwecke nöthig hätten, der Mission den Contrakt zu kündigen; mit andern Worten — so verstehen wir wenigstens der langen richterlichen Erklärung kurzen Sinn — der Vertrag wurde als einfacher Mieth-, nicht als Kauf- oder Pachtvertrag anerkannt. Moralisch waren die Missionare gerechtfertigt, sachlich aber schwer geschädigt. Die Feinde triumphirten und machten auch sofort von ihrem Kündigungsrecht Gebrauch; der Pöbel sah in dieser Entscheidung wol gar eine Freisprechung der Aufrührer und Brandstifter vom 30. August v. J. In den Zeitungen wird nun für und wider die Missionare geschrieben." Der Raum gestattet uns nicht, diese zum Theil sehr gehässigen Schriftstücke, die sich selbst bis in die Times verliefen, sowie die Vertheidigungspublikationen der Missionare und ihrer Vorgesetzten in London mitzutheilen und verweisen wir die für den qu. Fall sich besonders interessirenden Leser

auf die oben angegebenen Quellen. Ursprünglich war es die Absicht der Committee der Ch. M. S., in Betracht der principiellen Wichtigkeit der Sache für die Erwerbung von Grundbesitz seitens Fremder in China, an den Geheimen Rath (privy council) der Königin zu appelliren. Man hat indeß theils wegen der dadurch entstehenden großen Kosten, theils um die Aufregung der Gemüther nicht noch länger hinzuhalten, diesen Plan wieder aufgegeben und sich zu folgendem Compromiß bereit erklärt: Die Missionare räumen die Baulichkeiten auf dem genannten Hügel nicht sofort, sondern erst Ende März 1880 und sie erhalten für ihre Missionszwecke das im Fremdenviertel gelegene sogen. Telegraphenhaus mit allen dazu gehörigen Grundstücken gegen eine mäßige Miethe (Int. 79 S. 742). Ob man mit diesem Compromiß klug gethan, vermögen wir bei unsrer Unkenntniß der chinesischen Rechtsverhältnisse und dem Mangel an genügender Instruction über die Beobachtung derselben seitens der englischen Missionare nicht zu beurtheilen. Principiell ist natürlich durch denselben mehr gegen als für die Missionare entschieden, und in der öffentlichen Meinung werden diese als der unterlegene Theil erscheinen. Bei der großen Tragweite, die dieser Streithandel für alle in China ansässigen Fremden hat, wäre vielleicht die Appellation der wünschenswerthere Weg gewesen, vorausgesetzt, daß die Missionare auch formell im Rechte waren.

Glücklicherweise giebt es aber auch erfreulichere Nachrichten aus China. So melden die Londoner Missionare (Chron. 79. Aug. und Sept.) aus Hangkow und Wuchang, zwei am Yangtsefluß einander gegenüberliegenden ziemlich bedeutenden Städten und der Umgegend derselben, daß sie bei der dortigen Bevölkerung jetzt mehr Eingang finden als früher, daß das Feld weiß zur Ernte sei und ihre Arbeit schöne Früchte bringe. In Wuchang, wo bis vor 2 Jahren wenig Erfolg sich zeigte, ist ein neues Missionshaus erbaut, eine regelmäßige Tagesschule in Gang gebracht und mit einer blühenden Sonntagsschule verbunden. Auch beweist die Aufnahme neuer selbständiger Glieder in die Gemeinde, denen es an Verfolgung nicht fehlte, daß die chinesischen Christen für ihren Glauben zu leiden und Opfer zu bringen bereit sind. Im Hankow-District wurden während des Jahres 118 getauft, die Kapelle ist jeden Sonntag bis auf den letzten Platz gefüllt und in den Dörfern findet das Evangelium immer bereiteren Boden. Eine hübsche Zusammenstellung: „Erfreulicher Lebensregungen unter den Chinesen" siehe „Missionsfreund" 79 N. 10.

Wenn die Wirklichkeit den statistischen Angaben entspricht, so macht das Schulwesen in Japan geradezu reißende Fortschritte. Nach dem offiziellen Berichte des Unterrichtsministers hat sich von 1875—77 die Zahl der Schulen ungefähr verdoppelt und betrug dieselbe am Schlusse des letzteren Jahres 25473, darunter 1460 Privatschulen. Man begreift nur nicht, wo so plötzlich alle Lehrer herkommen! Sonderbarer Weise ist dieser officielle Bericht in der englischen Sprache geschrieben, welche auch die Unterrichtssprache in 96 Schulen bildet. In den öffentl. Schulen wurden 1 493 583 Knaben und 501 887 Mädchen unterrichtet. Lehrerbildungsanstalten giebt es 102, in denen 8505 männliche und 1020 weibliche Zöglinge sich befinden. Auf 13 Colleges, von denen nur 2 regierungsseitig unterhalten werden, studiren 1560 Studenten (Am. Her. 79 S. 281. For. Miss. 79 S. 105 f.). Auch die Mission wendet wie in Indien großen Fleiß auf eine höhere Schulbildung. Bis zu welchen Studien die Zöglinge dieser Anstalten sich aber versteigen, davon liefert z. B. die Bücherliste einen Beweis, die der Am. Her. 79 S. 374 f. mittheilt. Nach dieser baten die Zöglinge der amerik. Missionsschule unter andern ihnen Kants „Kritik der reinen Vernunft", Porter's „Human Intellect", Hamilton's Metaphysik 2c. zu besorgen. Wir können uns nicht helfen, aber es will uns

scheinen, daß die Herren Studiosen in Japan mit diesen Studien noch etwas warten sollten und daß sie besser thäten, zunächst leichtere Speise gründlich zu verdauen!

Sehr interessante Mittheilungen über den dortigen Stand der Dinge im Allgemeinen enthält der Unit. Presb. Rec. 79 S. 598 ff. Allein zur vereinigten Presb. Kirche gehören jetzt über 1100 volle Kirchenglieder. Die Gesammtzahl aller getauften Japaner mag sich auf c. 5000 belaufen. Die presbyterianischen Christen haben pro Kopf c. 6 Mark freiwillige Beiträge gesteuert, eine Summe, die nach englischen Verhältnissen gemessen etwa das Vierfache dieses Werthes beträgt. Sobald die Gemeinden an Zahl zunehmen, werden sie sich selbst ganz zu unterhalten vermögen. — Die öffentliche Meinung beginnt sich immer mehr zu Gunsten des Christenthums zu gestalten, jede Verfolgung seitens der Regierung hat aufgehört, obgleich das Christenthum noch nicht gesetzlich erlaubt ist. Als ein Pöbelhaufe bei der Eröffnung eines neuen Predigtlokals Demonstrationen versuchte, gestattete die Regierung durch ein amtliches Schreiben ausdrücklich die Verkündigung des Evangelii an diesem Orte. Nur die ungehinderte Reisepredigt im Innern ist noch nicht freigegeben, doch stehen derselben seitens eingeborner Evangelisten keine ernstlichen Schwierigkeiten im Wege. — Das bisherige Cultusministerium ist aufgelöst und auf das Ministerium des Innern übergegangen. In Verbindung damit hat der Sintoismus aufgehört Staatsreligion zu sein; das Staatsgehalt der Priester ist bedeutend verringert und soll ganz beseitigt werden; bei der Beerdigung von Christen fungiren keine heidnischen Priester mehr ꝛc., dagegen haben sich in der letzten Zeit die buhhdistischen Priester sehr rührig gezeigt, sie predigen fleißig und suchen dem Christenthum möglichste Concurrenz zu machen. Dieser Eifer ist aber nur ein Beweis, daß man die Nothwendigkeit erkennt, gegen den zunehmenden Einfluß des Christenthums sich in Vertheidigungszustand setzen zu müssen. Die größten Hindernisse werden der Mission durch den von Europa und Amerika importirten Unglauben bereitet, der besonders von den Professoren der Kaiserl. Universität vertreten wird. Der Missionsarzt, Dr. Fauld, hat diesem Unglauben gegenüber eine Reihe öffentl. Vorlesungen über den Darwinismus gehalten, die große Bewegung in Tokio hervorgebracht haben; selbst das Hauptwitzblatt trat auf die Seite des Doctors, indem es seine Gegner als ernst aussehende Affen abbildete. — Eine Art Miss.-Gesellschaft hat sich gebildet, um japanische Missionare nach Korea zu senden und 2 junge Leute haben sich bereits willig erklärt, dorthin zu gehen. — Die Uebersetzung der heiligen Schrift schreitet rüstig voran; das ganze neue Testament sollte bis Ende v. J. ausgegeben werden. Die Uebersetzungsarbeit des A. T. haben eine Reihe presb. Missionare unter sich getheilt. Auch die Herausgabe andrer christl. Schriften mehrt sich mit jedem Jahre. Fast die Berichte aller Missionare lauten hoffnungsvoll und wenn man auch die sanguinischen Erwartungen nicht theilt, daß Japan schon in einer Generation ein christliches Land sein werde, so ist doch soviel außer Zweifel, daß das dort geöffnete Missionsfeld eins der aussichtsvollsten unter allen Missionsgebieten der Gegenwart ist. Wck.

Fehlerverbesserung.

S. 18: Lao tse statt Lav tse; S. 28: sudanisch statt sudawisch; S. 30: Diversion statt Division. — Den Abbruch des Quartal-Berichtes mitten im Zusammenhange der Erzählung bitte ich gütigst mit meiner Entfernung vom Druckorte zu entschuldigen.

Wck.

Chrysanthemumblüthe und Malvenblätter.

Züge aus der japanischen Geschichte.[1])

Von Dr. Grundemann.

Züge aus der japanischen Geschichte zu geben, mag als ein gewagtes Unternehmen erscheinen. Hat doch noch vor einigen Jahrzehnten einer unserer Forscher[2]) in philosophischer Deduktion dargethan, daß die ostasiatischen Reiche eine Geschichte gar nicht hätten, es fehle ihnen die organische Entwickelung.

Heute freilich würde jener Gelehrte kaum noch sein Urtheil aufrecht erhalten können. Die nähere Bekanntschaft namentlich mit Japan und seiner Literatur hat uns in überraschender Weise dort eine geschichtliche Entwickelung gezeigt, die hinter der unserer europäischen Länder keineswegs zurückzustehen hat. — Durch merkwürdige Umwälzungen hat das ferne Inselreich in neuster Zeit alle Blicke auf sich gezogen. Ein rechtes Verständnis jener Vorgänge läßt sich jedoch nur durch Zurückgreifen auf die früheren Zeiten gewinnen. — Ich wage es, Ihnen als Führer durch dieselben mich anzubieten. Freilich, ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken. Ich konnte nicht aus den Originalquellen selbst schöpfen, folge vielmehr wesentlich dem trefflichen Buche des Herrn E. Griffis[3]), der fünf Jahre lang als Professor an der Universität zu Tôkiô thätig war und die Geschichte Japans gründlich studirt hat. Und welches reiche Quellenmaterial eröffnet sich dem Forscher dort an Ort und Stelle! Wer von der japanischen Cultur etwas geringschätzig denkt, wird überrascht sein, von den zahlreichen öffentlichen und Privat-Bibliotheken zu hören mit ihren reichhaltigen historischen Werken, von dem dreibändigen Kodsckiki, dem Buch der alten Traditionen, herab bis auf die ausführlichen Darstellungen der Ereignisse neuester Zeit. Aber weiter: fast jede größere Stadt hat ihre

---

[1]) Die Form des Vortrages ist im wesentlichen beibehalten. Ein zweiter Artikel über die neuere evang. Mission in Japan wird in einer späteren Nummer folgen. — Zugleich benutzen wir diese Gelegenheit auf die soeben erschienene 3. Abth. von Bd. III der „Kleinen Miss.-Bibliothek" (China u. Japan) vorläufig hinzuweisen, mit dessen Inhalt der hier mitgetheilte Vortrag sich vielfach berührt. Wir hoffen, unsre Leser werden für diese Reproduction dankbar sein. Die Verantwortung dafür trägt einzig

der Herausgeber.

[2]) Wuttke, dem andere Gelehrte gefolgt.

[3]) The Mikado's Empire (New-York 1876). S. 625.

besonders bearbeitete Chronik; selbst Dörfer haben ihre wohlgeführten Annalen seit alter Zeit. Eine Unmasse von Monographien behandelt die Thaten und Verdienste hervorragender Helden und Staatsmänner, die Familiengeschichte edler Geschlechter, die Gründung und Erweiterung verschiedener Anstalten und dergleichen — besonders reichhaltig ist die Klostergeschichte. Historische Encyclopädien sind fast für jede Provinz vorhanden, die Reisehandbücher — auch die Japaner haben ihre Bädeker — führen bei jedem Orte ausführlich die historischen Erinnerungen auf, die sich an denselben knüpfen, in den größeren Städten werden wißenschaftliche, geschichtliche Vorträge von Fachgelehrten gehalten, das Theater bringt vorwiegend historische Stoffe zur Aufführung und in den gebildeten Häusern wird der Jugend das Interesse für die vaterländische Geschichte frühe eingeimpft, wozu zweckmäßige Bearbeitungen vorhanden sind. Auch wollen wir nicht unerwähnt laßen, daß in den größeren Städten dem Forscher archäologische Museen zur Hand sind, die von Jahr zu Jahr durch eifrig betriebene Ausgrabungen ihren Zuwachs erhalten.

Doch ich darf mich nicht zu lange bei der Vorrede aufhalten. Laßen Sie mich mitten in die Sache gehen.

Als es vor zwei Jahrzehnten seit langer Zeit wieder einmal Europäern vergönnt war, Japan aus eigner Anschauung kennen zu lernen, fiel ihnen unter andern das Wappen in die Augen, das sich an jedem der öffentlichen Gebäude vorfand. Es war ein Kreis, der drei eigenthümlich stylisirte, mit der Spitze im Mittelpunkt zusammenstoßende Blätter enthielt, in denen der Botaniker die einer japanischen Malvenart wiedererkannte. Diese goldnen Malvenblätter nahm man ohne weiteres für das japanische Staatswappen, um so mehr, da es an dem Palaste des Staatsoberhauptes prangte, des Taikun, wie er sich damals anspruchsvoller Weise nannte. Man hielt diesen, der allerdings die Macht über das ganze Land in Händen hatte, für den Kaiser, mit dem auch die diplomatischen Verhandlungen angeknüpft wurden. Wol hatte man aus früheren, veralteten Nachrichten so eine Ahnung, daß es in Japan noch einen geistlichen Kaiser, etwa eine Art Papst gäbe, aber es war nirgends etwas von dem Einfluß eines solchen zu verspüren.

Nur ganz allmählich klärte sich der Irrthum auf, in dem man sich befand. Man hatte mit dem Sprößling einer Usurpatorenfamilie verhandelt, die seit drittehalb Jahrhunderten im Besitze der höchsten Beamtenstelle die ganze Macht an sich zu bringen gewußt hatte. Die Malvenblätter, die man für das japanische Staatswappen hielt, waren nicht

mehr als das Familienwappen der Tokugawa und haben jetzt nur noch eine historische Bedeutung zur Illustration vergangener Zeiten.

Die Stelle derselben ist jetzt ersetzt worden durch das drittehalb Jahrtausende alte kaiserlich japanische Wappen, die Chrysanthemumblüthe. Ich darf wol voraussetzen, daß diese Blume, die sich längst bei uns eingebürgert hat, Ihnen allen bekannt ist. Wer von uns hätte sich nicht, wenn draußen schon alles mit Schnee bedeckt ist, an der dankbar blühenden Winteraster erfreut! Der Japaner aber betrachtet ihre Blüthe noch mit weiterem Interesse, da sie ihm mit ihren vielen vom Mittelpunkt gleichsam ausstrahlenden Blättchen ein Symbol der Sonne ist. Und die Sonne gilt in Japan als das höchste, wie ja das Land von seinen Bewohnern auch das Land der aufgehenden Sonne genannt wird. Die Sonne ist dort der Ausgangspunkt aller religiösen und politisch-nationalen Gedanken, die von daher in eigenthümlicher Verschlingung verwachsen sind. Auf dem Throne von Japan sitzt kein Mensch wie andre Adamskinder. Nein, der Mikado ist der Sprößling der Sonnengöttin und sein Geschlecht kann nie aussterben — denn wenn einer dieser Herrscher wirklich kinderlos bleibt, so senden nach japanischem Glauben die Götter auf wunderbare Weise einen nicht vom Weibe geborenen Knaben, der unter einem heiligen Baume gefunden wird, das Geschlecht des Mikado fortzuführen. Jeder Mikado aber tritt nach seinem Tode ohne weiteres in die Reihen der Götter ein.

Schon hieraus sehen wir, daß die japanische Geschichte mit ihren Anfängen in das nebelhafte Gebiet des Mythos zurückreicht. Dschimmu Tenno der erste Mikado, der Sohn der Sonnengöttin, kam von dem heiligen Götterberge Kirischima yama auf der Insel Kiuschiu (der westlichsten der japanischen Gruppe) mit einem göttlichen Gefolge in das Land, das er in verschiedenen Kriegszügen in Besitz nahm. Er fand bereits eine Bevölkerung vor, die in Dörfern unter Häuptlingen lebte. Nachdem Kiuschiu erobert, ging der siegreiche Zug hinüber nach Hondo, der größten der Inseln, die bei uns fast noch allgemein irrthümlicher Weise Nippon genannt wird. Dieselbe wurde jedoch nur zum kleinen Theile unterworfen. Dschimmu Tennô ward, wie auch die Sage nicht leugnen kann, durch Niederlagen aufgehalten. Als es ihm dennoch gelungen war, sein erobertes Gebiet zu arrondiren, nahm er seine Residenz in der Gegend des heutigen Kiôto. Die mit vielen Wundern ausgeschmückte Sage enthält einen historischen Kern, den chinesische Berichte, deren Chronologie mit der japanischen auffallend übereinstimmt, aufs Beste bekräftigen. In

der Mitte des 7. Jahrhunderts fand eine Auswanderung aus China unter Führung eines Prinzen statt, in dem ohne Zweifel der japanische Dschimmu Tennô wiederzufinden ist. Dazu ist es auf's Beste bezeugt, daß die älteste Kultur auf jenen Inseln chinesisches Gepräge trug. Die Urbevölkerung derselben gehörte wahrscheinlich dem von Fischerei und Jagd lebenden Aino-Stamme an, wie er sich auf Yezo, der nördlichsten Insel, bis jetzt unvermischt erhalten hat, während auf der nördlichen Hälfte von Hondo der vorwiegende Ainotypus auch jetzt noch zu erkennen sein soll. Aus der Mischung der eingewanderten chinesischen Elemente mit jener Urbevölkerung ist denn die japanische Nation mit ihrem so scharf ausgeprägten Charakter entstanden. —

Ich übergehe die Zeiten der folgenden Mikado, unter denen sich allmählich jene Mischung vollzog und der japanische Nationaltypus sich entwickelte. Mit dem zehnten jener Herrscher, Sû-dschin, der von 97—30 v. Chr. regierte, haben wir bereits sichern historischen Boden unter den Füßen. Sû-dschin hat Großes geleistet in der Civilisation seiner damals noch halbwilden Unterthanen.

Er führte besondere Tempelbauten ein behufs Verehrung der Götter, die bis dahin nur im Freien, unter alten Bäumen geübt wurde. Er errichtete das Nationalheiligthum zu Udschi, wo die heiligen Insignien des Reiches, ein runder Spiegel als Symbol der Sonne, ein Schwert und eine Kugel von einer seiner Töchter als Priesterin bewahrt wurde, wie denn bis jetzt dort jungfräuliche Priesterinnen aus kaiserlichem Geschlechte fungiren. Damit bildete sich die älteste japanische Religion aus, die mit dem Namen Schintô bezeichnet wird. Man könnte freilich in Zweifel sein, ob dies System überhaupt als Religion zu betrachten sei. Es entbehrt genau genommen der Glaubenslehre ebenso wie der Sittenlehre. Seine ziemlich weit ausgesponnene Kosmogonie, die unverkennbare chinesische Anklänge zeigt, bildet nur den Hintergrund für die vergötterten Kaiser, Helden und Gelehrten, die den Frommen als Vorbild hingestellt werden. Dabei werden freilich auch personifizirte Naturkräfte verehrt, jedoch mit strengem Ausschluß aller bildlichen Darstellung. Aber das Schintô stellt sich eigentlich nur die Aufgabe, das Verhältnis des einzelnen Menschen zur Nation zu regeln; daß es den Kern des Menschenlebens in Beziehung zur Gottheit setze, daß es den tiefsten, den religiösen Bedürfnissen des Menschenherzens entgegen komme — davon findet man keine Spur. Seine Tempel zeichnen sich durch große Einfachheit aus.

So hatte auch Sû-dschin's Palast nichts von Luxus aufzuweisen und noch lange traten seine Nachfolger in diesem Stücke in seine Fußstapfen.

Wir müßen hier ferner erwähnen, was er für die politische Organisation des Landes that. Es hatte sich seit der Eroberung, nach der die Mitkämpfer mit Landbesitz belohnt wurden, eine feudale Ordnung gebildet, welche nun weiter geregelt ward durch Einführung bestimmter Frohndienste. Sû-dschin ist auch der Vater des japanischen Ackerbaues. Er führte eine gesetzlich geordnete Terrassirung und Ueberrieselung der Felder ein und machte mit letzterer den ergiebigen Reisbau möglich, der bis heute das Fundament des Wohlstandes in Japan bildet. Noch jetzt sieht man mit Staunen auf die Kanäle, Schleusen, Reservoire u. s. w., die aus jener Zeit stammen. Ebenso bemerkenswerth sind Sû-dschin's militärische Einrichtungen, welche den jungen heranwachsenden Staat gegen die Angriffe der noch unabhängigen Urbevölkerung auf der nördlichen Hälfte der Hauptinsel sicherten. Unter diesen unvergeßlichen Verdiensten um die Civilisation Japans war das damals bereits im Wappen befindliche Chrysanthemum kräftig erblüht.

Der Ruhm desselben wurde beträchtlich gefördert durch die Heldenthaten des kaiserlichen Prinzen Yamato Dake, der ungefähr ein Zeitgenoße des römischen Kaisers Trajan war. Seine kriegerische Laufbahn begann er mit der Unterdrückung einer Rebellion in Kiuschiu. Verkleidet als ein Tanzmädchen wußte er den Weg ins feindliche Lager und in's Zelt des Anführers zu finden, dessen Tod den Sieg entschied. Größer war die Gefahr, als später sich die östlichen Aino-Stämme gegen das Reich erhoben. Mit ihren Guerillagefechten brachten sie der kaiserlichen Armee vielen Schaden bei. Es hielt schwer, den zwischen den Felsen und im dichten Gebüsch versteckten Haufen beizukommen, die überall ihre Späher in der Verkleidung von Bärenpelzen aussandten, die mit wunderbar scharfen Sinnen jede Spur auffaßten. Mehrfach brachten sie die Truppen durch geschickt angelegte Waldbrände in die größte Gefahr. Yamato Dake aber, mit dem heiligen Schwert der Sonnengöttin umgürtet, wußte damit den Flammen auf wunderbare Weise Halt zu gebieten. Siegreich überschritt er das malerische Hakonegebirge und stieg mit seinen Tapferen in die weite Kuantôebene herab, die der bedeutungsvollste Schauplatz japanischer Entwickelung in späteren Zeiten werden sollte. Wer jemals diese Ebene gesehen, wie sie jetzt im Schmucke ihrer Reisfelder prangt, begrenzt vom buchtenreichen dunkeln Meere, überragt von dem mächtigen, — fast möchte ich sagen — stereometrisch genauen

Kegel des Fudschi no yama, der lange sein makelloses weißes Winterkleid trägt, — wird den Blick nicht wieder vergeßen und jedes Japaners Brust hebt sich stolz bei der Erinnerung an jenen gesegneten Theil seines schönen Vaterlandes mit dem schönsten aller Berge. — Yamato Dake war es, der dies Gebiet zuerst der Cultur erschloß. Freilich mußte er dabei ein schweres Opfer bringen, als er mit seinen Truppen über die herrliche Bai von Yedo, dort, wo sie nur schmal ist, setzen wollte und ein Sturm sein Heer auf den schwachen Fahrzeugen zu vernichten drohte. Da stürzte sich die Gattin des Helden als Opfer für den erzürnten Meeresgott in die Fluthen, die sich bald darauf besänftigten. Der trauernde Gemahl mit seinen Kriegern war gerettet und zu weiteren Heldenthaten aufbehalten. Nach vollendeter Unterwerfung des Landes kehrte er über die Gebirge des Innern zur Hauptstadt zurück — ein Zug, der dem des Hannibal über die Alpen nicht viel nachstehen dürfte.

Wir können hier nicht alle Heroen des Chrysamthemums aus jener Zeit aufführen, dürfen jedoch die Heldenkaiserin Dschingu Kôgô nicht vergeßen, die, durch ihre Schönheit, Tugend, Klugheit und Tapferkeit berühmt, noch jetzt bei den Japanern eine der beliebtesten Gestalten ist. Ihr Gatte war im Kampfe gegen Rebellen gefallen; sie selbst führte den letzteren siegreich zu Ende. Ferner unternahm sie, obgleich guter Hoffnung, als Mann verkleidet, einen Eroberungszug nach Korea, dessen König, durch die unerwartete Erscheinung einer über's Meer kommenden Armee erschreckt, sich ohne Schwertstreich ergab und tributbar wurde. Die Siegerin kehrte mit großer Beute und vielen Geiseln heim — und genas erst dann eines Sohnes, dessen Geburt sie auf magische Weise so lange aufgehalten hatte. Er wird jetzt unter dem Namen Odschin allgemein als japanischer Kriegsgott verehrt.

Durch die Eroberung Koreas aber war eine Verbindung des Inselreiches mit dem Kontinent hergestellt, durch welche sich Ströme chinesischer Cultur in jenes ergoßen. Chinesische Handwerke und Künste, Schrift und Literatur nebst Philosophie fanden seitdem in Japan Eingang, sowie auch mit folgenschwerer Bedeutung der Buddhismus. Jahrhunderte lang dauerte die Einwanderung von Künstlern, Gelehrten und Mönchen fort, durch welche das beherrschte Land im Grunde die Herrscher geistig unterwarf. Dennoch müßen wir auch wieder sagen: befruchtet von den Blüthen einer höheren Cultur gedieh Japan zu jener Größe, die seinen Kindern heute noch als die der guten alten Zeit vor Augen steht. Damals prangte das Chrysanthemum in vollster Blüthe.

Doch — wie es bei allem Blühen auf Erden geht — es kam auch die Zeit des Welkens. Unter den langwierigen Kämpfen hatte sich im Laufe der Jahrhunderte ein fester Kriegerstand, die Samurai, ausgebildet, der bald als Adel dem indolenten gefügsamen Bauernstande gegenüber trat. Ueber ihn aber erhoben sich jene lehnsherrlichen Familien aus der alten Zeit, deren Macht sich bedeutend gemehrt hatte und die neben dem Mikado später als Daimiô fast zur Selbstständigkeit gelangten, so weit dies unbeschadet der nationalen Anerkennung seiner göttlichen Würde geschehen konnte. Die Zeit gestattet nicht, Ihnen einen weiteren Einblick zu geben in die sehr complicirten Verhältnisse des japanischen Adels im Mittelalter. Es genüge anzudeuten, daß derselbe nicht weniger als 30 streng gesonderte Grade umfaßte, welche durch die Einführung einer vielgegliederten Verwaltung mit verschiedenen Beamtenklassen seit dem Anfange des 7. Jahrhunderts entstanden war. In der nächsten Umgebung des Mikado aber war ein Hofadel herangewachsen, die Kugê, welcher mehr und mehr den politischen Einfluß in seine Hände zu bringen wußte. Gewisse Familien drängten sich in alle die höchsten Beamtenstellen und umgaben den Herrscher gleichsam mit einer Mauer, die ihn vom Volke vollständig abschloß, und obwol die ihm gezollte göttliche Ehrerbietung durch das fast mythische Dunkel sich steigerte, in das man ihn hüllte, doch völlig illusorisch machte. Der Palast in Kiôto wurde mit immer größerem Luxus ausgestattet, der von der schlichten Wohnung des Kaisers in alter Zeit sehr abstach. Kein gewöhnlicher Mensch durfte denselben mit seinen ausgedehnten Gärten betreten. Man hielt das Staatsoberhaupt in völliger Unnahbarkeit. Aber an die Stelle der alten Heldenkaiser traten verweichlichte Schattenfürsten, oft fast noch unverständige Knaben, die in Schwelgerei und Ueppigkeit ihre Kräfte zerrütteten. Dazu kam der Buddhismus, der bald am Hofe festen Halt gewann und 741 offiziell im ganzen Reiche eingeführt wurde, doch wolzumerken neben der Schintôreligion mit ihren Tempeln. Vielfach dankte der Mikado schon wenige Jahre nach seiner Thronbesteigung wieder ab, um als buddhistischer Mönch die ausschweifenden Sinnengenüße, denen er während seines kurzen Regiments gefröhnt hatte, abzubüßen oder auch wol neben den elenden Uebungen einer Scheinfrömmigkeit fortzusetzen.

Auf den Wappenschildern prangte noch die Chrysanthemumblüthe — in Wirklichkeit glich sie der künstlich getrockneten Blume ohne Leben, in die sich noch dazu häßliche Würmer einnisteten.

Auf eine Reihe von Jahrhunderten besteht nun die Geschichte Japans

aus den Kämpfen der verschiedenen Adelsfamilien um den Einfluß auf den Mikado, die oft mit höchster Eifersucht und Erbitterung geführt wurden und in denen Weiberintriguen, Verrath, Gift und Dolch eine ausgedehnte Rolle spielen. Oft wurde durch solche Familienfehden das ganze Land in Mitleidenschaft gezogen und in Bürgerkrieg verstrickt. Viele Episoden aus der Geschichte jener Zeit sind bis auf den heutigen Tag im Bewußtsein der Nation lebendig geblieben. Manche jener tragischen Scenen, dargestellt vom Pinsel des Malers oder auf der Bühne, rührt noch jetzt den japanischen Patrioten bis zu Thränen, die Kunstindustrie nimmt von daher zur Ausschmückung ihrer Artikel die beliebtesten Stoffe, und nach dem Vorgange der amerikanischen Greenbacks ist auch das neuerlichst eingeführte Papiergeld mit derartigen Darstellungen geschmückt.

Neben dunkeln Schatten hat jene Zeit auch ihre Lichtseiten. Die Erniedrigung des Mikado bezeichnet keineswegs einen Verfall der Nation, die vielmehr unter jenen Kämpfen in mancher Beziehung in kräftiger Entwicklung fortschritt. Die Kreise des mit Macht und Reichthum ausgestatteten Adels waren der Boden, auf dem Künste und Wissenschaft, Literatur und Poesie, sowie feine Sitte sich zu hoher Blüthe entwickelte, wenn freilich auch bei aller Farbenpracht mancher Gifttropfen auf dem Grunde dieses Kelches lag. Gesunder aber war in manchen Beziehungen die Entwicklung des militärischen Landadels, aus dem sich immer wieder Gestalten zu unvergeßlichen patriotischen Größen erheben. Mochten jene Ritter, die umgeben von ihren wehrhaften Mannen auf ihren Burgen hausten, an feiner Bildung dem Hofadel weit nachstehen, mochten die wenigen Jahre, die sie als Jünglinge meistentheils in der Hauptstadt zubrachten, um einen beßeren Schliff zu erhalten, keine sehr nachhaltige Wirkung üben, und mochten sie in jenen Kreisen mit ihrem eckigen Benehmen verächtlich als „Krautjunker“ betrachtet werden — doch stellten sie die Männer, die in den Zeiten der Gefahr mit kräftiger Hand das Land vor Untergang und Zerrüttung beschirmten. Wol konnte es die Edelfrau auf dem abgelegenen Landsitze, mehr oder weniger umgeben von der Atmosphäre der Bauerndörfer, den Damen am Hofe in Gelehrsamkeit nicht gleichthun und nicht wie manche von jenen durch geistreiche Gedichte einen Namen für die Nachwelt sich erwerben — sie leistete dem Vaterlande größere Dienste dadurch, daß sie ihre Knaben erzog in der Begeisterung für die Heldenthaten seiner Vorfahren.

Schon das bisher Gesagte zeigt uns manche Parallele mit den mittelalterlichen Zuständen unsres eignen Vaterlandes. Aber ich könnte noch

eine ganze Reihe von Zügen der schlagendsten Uebereinstimmung anführen. Japan hatte ganz so wie Deutschland eine Zeit ritterlicher Romantik; ja manche Erzählung aus jenen Perioden der japanischen Geschichte würde man ohne Schwierigkeit mit veränderten Namen so nacherzählen können, daß niemand von uns zweifeln könnte, ob sie auf christlich-mittelalterlichem Boden erwachsen sei. Da haben wir Burgen, wolbefestigt mit Mauern und Gräben, das Thor mit der Zugbrücke und dem Thorwächter, die Ritter mit fester Waffenrüstung, das geliebte Schwert, das hochgeehrte Familienwappen, wie überhaupt den völlig ausgebildeten Begriff der Ritterehre, — mit welchem das dem Zweikampf entsprechende Harakiri zusammenhängt — da giebt es immer wieder Kriegszüge, zu denen der Ritter seine Mannen aufbietet und unter Anrufung seines Schutzheiligen auszieht, oder wenn die Arbeit des Schwertes ruht, so treten ritterliche Spiele an ihre Stelle, die Jagd mit dem Falken, während andrerseits die Romantik der Minne, die höfische Etiquette und dergleichen Züge der japanischen Ritterzeit keineswegs mangeln. Auch dürfen wir das Kloster mit dem lieblichen Geläut seiner Glocken und die mannigfachen Beziehungen desselben zur Burg nicht vergessen. Die Aehnlichkeit der buddhistischen Ceremonien mit denen des Katholizismus bewirken auch hier die überraschendste Uebereinstimmung.

Von den historisch wichtigen Ereignissen jener Zeit kann ich hier nur zwei hervorheben. Es ist die vollständige Unterwerfung aller bis dahin noch unabhängigen Stämme der Urbevölkerung, die im Anfang des 12. Jahrhunderts vollendet wurde und der bald das Verwachsen der verschiedenen ethnographischen Elemente gefolgt zu sein scheint. Dann aber ragt unter allen Heldenthaten die Vernichtung der mächtigen chinesischen respektive mongolischen Flotte hervor, welche der stolze Kaiser Kublaikhan, nachdem seine Tributforderung mit Entrüstung zurückgewiesen worden war, zur Eroberung des Inselreiches im Jahre 1249 gesandt hatte. Mit Hintenansetzung aller inneren Fehde hatten die Japaner muthig gekämpft und schließlich waren nur drei der feindlichen Männer entkommen, um ihrem Herrscher die traurige Kunde zu bringen. —

Wie gesagt, war die politische Macht in Japan Jahrhunderte lang in den Händen des Hofadels gewesen. Aber auch dieser wurde durch verschiedene Familien des Militäradels zuletzt in den Hintergrund gedrängt. Die Ritter vom Geschlecht der Minamoto stellten in einer Zeit, wo weit und breit im Reiche höchst verwahrloste Zustände eingerißen waren, und Räuber allerwärts ihr Unwesen trieben, die Ordnung wieder her. Vor

allen that dies Yoritomo, der bald die Fäden der Macht über das ganze Reich in die Hände bekam und auch vom Mikado als der oberste Beamte des Reiches unter dem Titel Sei-i-tai-Schôgun anerkannt wurde. Damit entstand 1194 jene eigenthümliche Doppelherrschaft, wie wir sie bereits andeuteten. Sei-i-tai-Schôgun — wir wollen im Weitern den langen Titel auf Schôgun reduziren — bedeutet Barbaren unterwerfender General. Es war die höchste militärische Würde. Früher waren manche Heerführer auch schon neben dem Hofadel in Kiôto zu bedeutendem Einfluße gelangt, der letztere aber hatte immer noch die ganze Verwaltung und damit das Steuer des Staatsschiffes behalten. Yoritomo jedoch bereitete diesem Kugê ein ähnliches Loos, wie sie es dem Mikado bereitet hatten. Ihnen alle Ehre als dem Gefolge des göttlichen Kaisers zollend, ließ er sie ganz links liegen, richtete eine neue militärische Verwaltung des ganzen Landes ein und nahm seine Residenz weit im Westen im Kuanto, der Ebene des späteren Yedo u. z. zu Kamakura nicht weit von dem jetzigen Yokohama, von wo er wie ein selbständiger Fürst das Land regierte, freilich immer noch unter dem heiligen Wappen der Chrysanthemumblüthe.

Verschiedene Familien haben in der Folge diese hohe Stellung inne gehabt. Es läßt sich nicht verkennen, daß sie oft mit kräftiger Hand die Ordnung im Lande aufrecht erhalten haben; im ganzen aber ist dieser Militärherrschaft doch nicht viel Gutes nachzurühmen. Besonders traurige Zustände walteten, so lange die Familie der Aschikaga die Schôgun-Würde inne hatten. Entblödete sie sich doch nicht, im Kampfe gegen den von Zeit zu Zeit wieder aufstrebenden Hofadel selbst gegen die geheiligte Person des Mikado das Schwert zu erheben und, nach japanischen Begriffen unglaublich, es kam zu einem Kampfe zwischen einem aufgestellten Gegenkaiser und jenem göttlichen Herrscher, wobei beide freilich nur als Aushängeschild benutzt wurden. Hier hat die japanische Geschichte also den Krieg der beiden Chrysanthemums, der an den der beiden Rosen in England erinnert. Es ist erklärlich, wie die Schôguns aus der Familie der Aschikaga niemals die Sympathie des japanischen Patrioten haben finden können. Die größte Erbitterung aber zog sich der Dritte in ihrer Reihe Yoschimitsu zu, der sich so weit wegwarf, dem Kaiser von China eine Gesandtschaft mit Geschenken zu senden und von ihm den Titel Nippon-ô d. h. König von Japan anzunehmen.

Völlig trostlos wurden jedoch die Verhältnisse, als die Macht dieser Herrscher nicht mehr ausreichte, Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu

erhalten. Den Schögun ereilte zuletzt auch das Loos des Mikado. Unfähige Männer wurden unter den Intriguen andrer Familien auf den Thron gebracht und aller Macht beraubt. Im Lande selbst schoß ein verwildertes Raubritterthum auf. Nirgends war Sicherheit. Ackerbau und Handwerke blieben liegen — überall zeigte sich der kläglichste Verfall. Auf jene Zeiten blickt der japanische Patriot nur mit Scham und Thränen zurück und der Künstler findet dort seinen Vorwurf, wenn er irgend welche Mißstände der neueren Zeit mit bitterer Satyre geißeln will.

238 Jahre währte diese Periode der Schmach, welcher schließlich ein dem Mikado getreuer General Nobunaga, der verschiedene Aufstände glücklich unterdrückt hatte, ein Ende machte, indem er 1573 den letzten der Aschikaga absetzte. Er selber nahm die Zügel des Regiments in die Hände, aber ohne den höchsten Titel, welchen jene getragen hatten, zu begehren. Für uns sind die Zeiten dieses Mannes insbesondere merkwürdig, weil damals Japan in einen regen Verkehr mit den Europäern eingetreten war, gegen den sich das „Land des Sonnenaufgangs“ keineswegs so spröde stellte, wie dies nachher und bis auf die neueste Zeit der Fall gewesen ist. Ein paar portugiesische Abenteurer, die dorthin verschlagen, waren die ersten Europäer, die das Land betraten. Die japanischen Historiker setzen dies Ereigniß ins Jahr 1542 und bringen damit die Einführung der Schießgewehre in Verbindung. Um letzterer willen fanden die Ankömmlinge bei einem der Daimio auf Kiuschiu die freundlichste Aufnahme. Als die Portugiesen mit reichen Waaren in ihr Vaterland zurückkehrten, reizte dies viele ihrer Landsleute, in Japan ihr Glück zu versuchen, und bald darauf war ein lebhafter Handel im Gange, da die Kaufleute um ihrer Waffen willen bei den verschiedenen Daimiô Eingang fanden. Die Letzteren nämlich, welche unter dem Verfall der Aschikaga-Herrschaft fast unabhängige Fürsten geworden waren, fanden in den Feuerwaffen ein willkommenes Mittel, ihre Macht zu heben. Dieselben brachten denn in kurzer Zeit eine bedeutende Umwälzung hervor und machten dem alten romantischen Ritterthum ein Ende.

Dem europäischen Kaufmanne aber folgte der Missionar auf dem Fuße. Schon 1549 landete mit zweien seiner Ordensbrüder der Jesuitenmissionar Xaver, der in Goa einen japanischen Flüchtling bekehrt hatte und von diesem auf sein Vaterland aufmerksam gemacht worden war. Er fing an die Sprache zu lernen, ist aber nie über ihre Anfangsgründe hinausgekommen. Es ist eine grobe Uebertreibung der katholischen Erzählungen, daß er schon nach sechs Wochen fließend japanisch habe sprechen

können. Nach einigen vergeblichen Versuchen kam er an den Hof des Daimio von Nagato, der mit den portugiesischen Kaufleuten bereits einen regen Verkehr hatte. Er vertheilte fleißig Bilder der Jungfrau mit dem Kinde, predigte durch Andschiro, jenen bekehrten Japaner, als Dolmetscher, hatte sich jedoch keines namhaften Erfolges zu erfreuen. Noch weniger war dies in der Hauptstadt Kiôto der Fall, wo unter den damaligen Kriegswirren vollends niemand auf ihn hören wollte. Schließlich verließ er 1552, wie es scheint, ziemlich entmuthigt das Land, um bald darauf sich von seiner rastlosen Arbeit zur letzten Ruhe zu legen.

Sein Vorgang aber hatte Andere zur Nachfolge begeistert, die bald Erstaunliches ausrichteten. Fünf Jahre nach Xavers Besuch in der Hauptstadt waren dort und in der Umgegend bereits sieben christliche Gemeinden gegründet, während sie im Südwesten des Landes schon zu Dutzenden bestanden. Im Jahre 1581 aber gab es 200 Kirchen und 150000 eingeborne Christen in Japan. In manchen Gegenden hatten sich die Daimiô selbst zu der neuen Religion bekannt und die Bevölkerung ihres Gebietes hatte ihnen ohne Frage folgen müßen. Besonders verdankte jene katholische Mission ihre schnelle Ausdehnung der Begünstigung, welche ihr der genannte Machthaber Nobunaga zu Theil werden ließ. Nichts würde jedoch weniger zutreffend sein als die Annahme, das Evangelium hätte dieses Mannes Herz gewonnen. Er förderte das Christenthum nur, um seinen abgesagtesten Feinden, den buddhistischen Priestern und ihrem Anhange, Abbruch zu thun.

Zu der Zeit nämlich, da die Herrschaft der Aschikaga sich zu Ende neigte, hatte der Buddhismus in Japan den Gipfel seiner Macht erreicht. Seine Klöster waren oft ungeheure Festungen mit Gräben und Mauern und die Bonzen hatten ihre Waffenvorräthe, die sie entweder selbst brauchten, oder mit denen sie ihre Söldnerschaaren ausrüsteten. Nicht bloß an den politischen Kämpfen des Landes nahmen sie auf diese Weise theil, sondern die verschiedenen rivalisirenden Sekten, die im Laufe der Zeit sich von einander getrennt hatten, erhoben gegeneinander das Schwert und manche blutige Schlacht wurde zwischen ihnen ausgefochten. Das größte der Buddhistenklöster in Japan war das zu Hiyäsan am Biwa-See. Dort wo sich die anmuthigen Berggelände, die den Reisenden an die Umgebung des Genfer Sees erinnern, längs der blauen Fläche hinziehen, umfaßte die Anlage ein weites Terrain mit 13 Thälern, überragt von Waldungen breitkroniger Kiefern und zu aller Naturschönheit aufs prächtigste durch die Kunst der Landschaftsgärtnerei geschmückt. Hier standen

nicht weniger als 500 Tempel und andere kostbare Bauwerke. Aber zwischen diesen Herrlichkeiten war der Pesthauch des Verderbens zu spüren. Tausende von Bonzen fungirten wol nach dem komplizirten Ritual vor ihren bunten Altären, führten aber ein üppiges Klosterleben in den verbotenen Genüßen der Fleischspeisen und berauschenden Trankes — mit ihren Konkubinen schwelgend und Ränke für die politischen und kirchlichen Kämpfe schmiedend. — Nobunaga hatte von Jugend auf keine Sympathien für die Bonzen gehabt. Er war (aus niederer Familie stammend) nämlich bei einem Schintôpriester erzogen, von dem er eine Abneigung gegen alles, was zum Buddhismus gehörte, mitbekommen hatte. Als er nun auf dem Gipfel der Macht sah, wie die politischen Gegner, die ab und zu einen Versuch machten, ihn zu stürzen, in Hiyäsan ihren Rückhalt fanden, so beschloß er, diese ganze Brutstätte des Lasters zu zerstören. Auf furchtbare Weise wurde dieser Plan 1571 ausgeführt. Niemand durfte entkommen. Greise, Dienstmägde und ihre Kinder wurden gleichermaßen ermordet und die herrlichen Gebäude verbrannt. Es scheint nicht, daß die Bonzen jemals zur Erkenntnis des göttlichen Strafgerichts kamen, dessen Vollstrecker Nobunaga werden mußte; denn noch heute wird sein Name als der des incarnirten Teufels von ihnen verflucht.

Hiernach erscheint es sehr erklärlich, daß Nobunaga den von den Buddhisten bitter gehaßten katholischen Missionaren auf alle Weise Vorschub leistete. Nachdem ein Daimiô eine Gesandtschaft an den Pabst gesendet, mehrte sich die Zahl der Jesuiten. Auch spanische Franziskaner, Dominikaner und Augustiner kamen von den Philippinen nach Japan und durften alle ungehindert ihre eifrige Arbeit thun, um Scharen von Seelen der sog. „alleinseligmachenden" Kirche zu gewinnen. In der Zeit ihrer höchsten Blüthe zählte die katholische Mission nach eignen Angaben 600 000 Bekehrte, während die jedenfalls übertriebenen japanischen Berichte sogar von zwei Millionen reden. Prinzen, Generale, Offiziere und viele aus den angesehensten Schichten der Bevölkerung waren darunter. Auch den Bemühungen einflußreicher Damen in den höchsten Kreisen verdankte der Katholizismus in Japan viel Förderung.

Die Gründe jener erstaunlichen Erfolge sind keineswegs darin zu suchen, daß der Boden geistlicher Erkenntnis für die Saat des Christenthums bereits vorbereitet gewesen wäre. Wir deuteten etwas von dem Verfall des Buddhismus an, der damals nicht — wie auch die Schintôreligion es nie vermocht — ein religiöses Bedürfnis hatten wecken können, zumal in dem durch lange Mißregierung und unter fortwährenden

Kämpfen in tiefe Armuth und Elend gerathenen Volke. Die Annahme des Christenthums war in überwiegendem Maße eine rein äußerliche, und wenig dürfte dazu ein Trachten nach der Seligkeit die Ursache gewesen sein. Da wo die Machthaber sich der neuen Religion zuwandten, weil dies in das Programm ihrer politischen Partei paßte, folgten die Massen ohne weiteres. Und wie leicht war doch der Uebergang von einer Religion zu der andern. Selbst die Bilder Buddhas wurden mit wenigen Aenderungen in Bilder Christi umgewandelt, viel leichter noch die Heiligen des Buddhismus in solche der katholischen Kirche. Das Kreuz trat an Stelle des Torii (eines vor jedem Tempel befindlichen heiligen Geräthes) und prangte bald auf Bannern und an den Helmen der Krieger. Ein Buddhistentempel brauchte nur mit Weihwasser angesprengt zu werden und man hatte ihn zu einem christlichen Gotteshause gemacht. Dieselbe Glocke, deren weichzitternder Ton die Horen der heidnischen Priester begleitet hatte, wurde nur getauft und rief das Volk zur katholischen Beichte und Messe. Das heilige Wasserbecken vor dem Tempel wurde zum Taufstein und das Rauchfaß, das sonst vor Amida geschwungen, gab seinen Duft für den christlichen Gottesdienst. Rosenkränze, Lichte u. s. w. wurden nach wie vor gebraucht. Nie hat es eine Mission so bequem gehabt, wie die katholische in Japan. Dies mußte freilich von vornherein sehr bedenklich erscheinen. Aeußerlich war es wohl nahe daran, daß das Christenthum bleibend zur Landesreligion wurde. Wäre Nobunaga, damals der thatsächliche Machthaber, der sich für dasselbe interessirte, der Mikado selbst gewesen, und nicht bloß der höchste Beamte des Reiches, so würde seitdem Japan ein christliches Land sein. Eine Form, dem Mikado seine göttliche Würde zu sichern, dürfte der Katholizismus unschwer gefunden haben; und wenn erst in der über dem Palaste zu Kiôto wehenden Flagge neben dem Chrysanthemum das Kreuz seine Stelle gefunden hätte, so würde jeder treue Japaner sich vor diesem Zeichen gebeugt haben, so gut wie die Unterthanen jener Feudalfürsten, welche mit ihren Herren ohne Frage die Religion gewechselt hatten. Vielleicht möchte man es bedauern, daß der gesetzte Fall nicht eintrat und daß die welke Chrysanthemumblüthe nicht die Kraft hatte, auch nicht einmal bloß äußerlich sich mit dem Zeichen des Kreuzes zu vermählen. Doch nein. Was würde das Loos der christlichen Kirche in Japan gewesen sein, wenn ihre Einführung damals gelang? Sie würde neben dem alten Schintôdienste und dem schwerlich ganz zu unterdrückenden Buddhismus bald in heidnischer Entstellung verwahrlost sein und der Kraft des Evangeliums heute hartnäckiger widerstreben, als das heidnische Japan.

Doch von den Möglichkeiten zurück zur wirklichen Geschichte. Nobunaga blieb bis zu seinem Ende den Christen gewogen; auch Hidéyoschi, der nach ihm als Militärfürst die Zügel ergriff, war ihnen anfänglich nicht im Wege. Aber das Land kam noch nicht zur Ruhe. Wieder und wieder wurde es von heftigen Bürgerkriegen erschüttert und die Christen ließen sich verleiten, ihre Interessen mit denen dieser oder jener politischen Partei zu verbinden. Schon der eben genannte Hidéyoschi — übrigens eine hervorragende historische Persönlichkeit — erließ ein Verbannungsdekret gegen alle fremde Missionare, deren sich damals 120 im Lande befanden und denen wol nicht mit Unrecht nachgesagt wurde, daß sie auch in Politik machten. Die Jesuiten schloßen ihre Kirchen und Schulen, waren aber in Verkleidung bald wieder da und trieben ihre Arbeit im Geheimen. Spanische Franziskaner dagegen waren so verwegen, ganz öffentlich wieder aufzutreten und keineswegs im gemäßigten Tone. Da erneute Verbote nichts ausrichteten, so wurde es jenen nicht schwer, die Märtyrerkrone zu finden. Im Jahre 1596 wurden 9 europäische Priester und 17 eingeborne Christen zu Nagasaki gekreuzigt. Dennoch setzten die Jesuiten ihre Arbeiten fort und von einer allgemeinen Christenverfolgung war noch nicht die Rede.

Aber die Christen waren schon in weiteren Kreisen verhaßt geworden, wozu die Inquisition, der die christlichen Daimiô ihr Schwert geliehen hatten, viel beitrug. In den Erzählungen der Jesuiten finden wir sehr naiv den „wahrhaft apostolischen Eifer" gerühmt, mit dem sie „die Teufel" ausrotteten. Noch nachtheiliger aber war der Mission die Rivalität der verschiedenen Congregationen, die einander ins Gehäge kamen und einander gradezu entgegen arbeiteten. Endlich waren auch holländische und englische Kaufleute ins Land gekommen, welche die Gefühle gegen ihre politischen Rivalen in religiösen Fanatismus niederster Art umsetzend, froh waren, wenn sie den portugiesischen und spanischen Priestern ihr Werk verderben konnten und sich nicht entblödeten, dazu mit den Heiden gemeinsame Sache zu machen, wie denn bekanntlich Holländer es waren, die vor den Japanern gradezu ihr Christenthum verleugneten, indem sie das Kreuz mit Füßen traten. Durch alle diese Verhältnisse wurden die guten Aussichten der katholischen Mission mehr und mehr getrübt.

Schließlich aber sollte durch eine neue politische Wendung dem Christenthum in Japan allmählich ein Ende gemacht werden. Hidéyoschi starb und hinterließ einen unmündigen Sohn, für den er einem seiner Feldherrn mit Namen Iyéasu die Vormundschaft übertrug. Bald aber sah sich der

letztere umringt von verschiedenen Prätendenten, die nach der obersten Militärwürde und damit nach der Herrschaft im Reiche strebten. Er überwand seine Feinde in der großen Schlacht bei Sekigahara, der bedeutendsten, welche die japanische Geschichte kennt. Damit daß ihm in derselben die Christen gegenüber standen, war im Grunde das Geschick der letzteren entschieden. Iyéasu hatte nämlich weitergehende Pläne. Als ein Mann von Scharfblick sah er, daß nur durch eingreifende Reformen dem von langen Bürgerkriegen zerrissenen Lande aufzuhelfen sei. Zu letzteren bekam er vollends freie Hand, nachdem er auch sein mißtrauisch gemachtes Mündel Hydéyori, der gleichfalls die Waffen wider ihn erhob, überwunden hatte. Der Quell aller jener Kämpfe lag größtentheils in der Stellung der Daimiô, deren viele thatsächlich selbständige Fürsten geworden waren, denen aber die bestehende Verfassung solche Stellung nicht gewährte. Durch eine neue Regelung des ganzen Feudalsystems, auf die wir hier nicht näher eingehen können, wußte er sich jene Daimiô geneigt zu machen, dabei aber mit fester Hand überall die Ordnung und Ruhe wiederherzustellen. Schließlich meinte er dem Lande die beste Garantie für das Fortbestehen der letzteren geben zu können, wenn er die Herrschaft sich und seiner Familie sicherte. Er gehörte den Tokugawa an, die ich bereits zu Anfang erwähnte. Es war sehr bezeichnend, daß er sein Familienwappen mit den drei Malvenblättern an die Stelle des kaiserlichen Wappens mit dem Chrysanthemum setzte und letzteres nur am Palaste zu Kiôto fortbestehen ließ. Er hütete sich wol, die göttliche Würde des Mikado anzutasten, machte diesen aber vollends zu einem Schatten, indem er seinem Hofe den letzten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, der ihm in der Verwaltung noch geblieben war, vollständig entzog. Er allein wurde der unumschränkte Herrscher Japans, obwol er für sich nur den Titel Sei i tai Schôgun in Anspruch nahm. Es lag auf der Hand, daß er nicht in Kiôto oder dessen Nähe, wie die letzten jenes Titels es gethan hatten, seinen Sitz nehmen durfte. Noch weniger war dazu Kamakura, die einstige Residenz der verhaßten Aschikaga geeignet. Er mußte sich selbst eine Hauptstadt bauen — und das war Yedo. Da, wo sich jetzt die stolze Großstadt erhebt, stand damals seit einem Jahrhundert nur eine Burg und wenig Hütten. Mit 300 000 Arbeitern ließ er Mauern, Kanäle, Straßen u. s. w. anlegen, und nach nicht langer Zeit erhob sich an der herrlichen Bai die prächtige Residenz. Dort hatte die Malve feste Wurzel geschlagen, daß ihre Blätter nun das ganze Land überwuchern konnten.

Doch es begann nach langen Kämpfen für Japan eine Zeit des Friedens, und es läßt sich nicht leugnen, daß die Dynastie der Tokugawa viel für die Entwicklung des Landes gethan hat, wie wir auch gerne die Verdienste ihres Stifters besonders um die Hebung des Verkehrs durch vortreffliche Kunststraßen, durch Anlegung von Brücken, Fähren u. s. w. anerkennen wollen. Unter den Hebeln aber, welche die Tokugawa für ihre Politik in Bewegung setzten, müßen wir noch zwei erwähnen: die Ausrottung des Christenthums und die vollständige Absperrung des Landes gegen allen Verkehr mit Fremden.

Die christlichen Daimiô waren in der Schlacht bei Sekigahara überwunden. An ihre Stelle traten nun heidnische Lehnsherren, die von ihren Untergebenen ohne weiteres erwarteten, daß sie den neuen Glauben wieder mit dem alten vertauschen würden. Aber die Christen hatten sich bereits zu sehr gewöhnt, zu ihren geistlichen Oberen als ihren eigentlichen Herrschern aufzuschauen. Sie versagten den Gehorsam und ergriffen die Waffen. Solch' eine Empörung des Volks war bis dahin in Japan etwas völlig Unerhörtes gewesen. Sie wurde mit Waffen aufs grausamste unterdrückt. Iyéyasu argwöhnte in diesen Aufständen den Einfluß der Fremden, der in Unterstützung der feindlichen Partei des Hideyori offen zu Tage kam. Infolge davon wurde die christliche Religion in Japan verboten und jede Unfügsamkeit mit Blut gerächt. Man fügte sich dem äußerlich; aber im Verborgenen blieben die Christen ihrem Bekenntnisse treu. Schon nach einigen Jahren verleiteten die Franziskaner, welche die Methode der Jesuiten für Verleugnung hielten, das Volk zur offenen Uebertretung jenes Gesetzes; ja, eine Verschwörung zum Sturze des Iyéyasu kam an den Tag. Nun brach die heftigste Verfolgung aus. Viele Christen starben den Märtyrertod. Die Missionare, 139 an der Zahl, wurden in elende Fahrzeuge gepackt und mit Gewalt aus dem Lande entfernt.

Damit begann die Abschließung Japans, wie sie bis in die neusten Zeiten bestanden hat. Das „ganze Geschlecht der Portugiesen" wurde, wie der Erlaß sagt, für ewige Zeiten aus Japan verbannt. Bei Todesstrafe sollte kein Eingeborner mehr das Land verlassen; und wenn es einem doch gelungen wäre, so sollte er bei etwaiger Rückkehr unwiderruflich dem Tode verfallen sein. Ja in der Folge wurden behufs Ausführung dieses Gesetzes alle Seeschiffe zerstört und ferner nur der Bau ganz kleiner Küstenfahrzeuge gestattet.

Aber die Christen im Lande waren nicht so schnell unterdrückt. Immer

wieder mußte eine Verfolgung angestellt werden. Noch mehrere Nachfolger Iyéyasus hatten mit dieser Blutarbeit vollauf zu thun. Alle Mittel der raffinirtesten Grausamkeit wurden angewendet. Doch ließen sich nur wenige Christen zur Verleugnung ihres Glaubens verleiten. Ruhig ließen sie sich zum Scheiterhaufen führen, der aus den Kreuzen gebaut war, vor denen sie einst gekniet hatten; oder sie wurden von schroffen Felsen herabgestürzt, oder selbst lebendig begraben. Mütter nahmen ihre Kinder lieber mit ins Feuer oder unter das Schwert, um sie nicht im Heidenthum aufwachsen zu lassen. Selbst die japanischen Berichte bezeugen den heroischen Glaubensmuth dieser Märtyrer.

Lange währte dieser Kampf der Tokugawa gegen die Christen — der Kampf der Malvenblätter gegen das Kreuz. Im Jahre 1637 wurde er beendet mit der Eroberung der Festung Schimabara, in der sich eine große Menge aufständischer Christen lange Zeit tapfer vertheidigt hatten. Ihrer 37 000 sollen nach dem Fall derselben ermordet worden sein. Seitdem war ihre Macht gebrochen. Aengstlich wurde gegen das Wiederaufkommen der „verderblichen Sekte" gewacht. Ueberall im Lande, an jedem Stadtthor und vor jedem Dorfe, bei jeder Brücke oder Fähre und auf jedem Bergpaß standen Tafeln mit den härtesten Strafbestimmungen wider die Christen, deren Name weit und breit nur mit Entsetzen genannt wurde. In der Hauptstadt Yedo aber wurden einige Gelehrte gehalten, die mit der christlichen Lehre bekannt bleiben sollten, um alle etwaigen Anhänger des Christenthums aufspüren zu können.

Es ist bekannt, in welchem Maß die Abschließung Japans gegen die Ausländer gelang. Nur den Holländern, die den heidnischen Behörden im Kampfe gegen die Christen ihre Kanonen geborgt hatten, wurde das wenig ruhmvolle Zugeständniß gemacht, auf dem winzigen Inselchen Déschima bei Nagasaki unter strengster Ueberwachung durch japanische Beamte eine kleine Faktorei zu halten, die jährlich von einem Schiff besucht werden durfte. Das Reich des Sonnenaufgangs hatte sich mit einem festen Wall umgeben gegen alle Einflüsse des Auslandes. Drinnen aber überwucherten dritthalb Jahrhunderte die Malvenblätter[1]) das dürre Chrysanthemum, bis sie selber welk wurden. —

Dies war der Zustand Japans beim Eintritt der folgenschweren

---

[1]) Die Schogune befestigten ihre Macht besonders dadurch, daß sie die Daimiô mehr und mehr in Abhängigkeit brachten. Die Letzteren mußten ihre Wohnsitze nach Yedo verlegen, wo ihre Familien immer als Geiseln zurückblieben.

Ereignisse, die seit zwei Jahrzehnten die Blicke aller christlichen Culturvölker auf das Inselreich gelenkt, und in demselben schließlich jene staunenswerthe Umwandlung hervorgerufen haben, die einzig in der ganzen Weltgeschichte dasteht.

Die strenge Abschließung gegen allen Fremdenverkehr wurde am 7. Juli 1853 sehr unerwartet durch ein Geschwader mächtiger amerikanischer Dampfer unterbrochen unter Commodore Perry. Der Eindruck der ungewohnten Erscheinung war überwältigend. Die Dampfer erklärte sich das Volk als Schiffe, in denen gezähmte kleine Vulkane thätig wären. Die Expedition hatte nichts kriegerisches. Freundlich aber bestimmt verlangten die Vereinigten Staaten die Eröffnung einiger Häfen, in die ihre Schiffe im Falle der Noth einlaufen könnten — ein mit Rücksicht auf die Gefahren jener Gewässer sehr berechtigtes Verlangen, das um des japanischen Eigensinnes willen nicht länger unterdrückt werden konnte. Der Commodore wollte nicht sofort die Antwort haben. Nach einer Bedenkzeit von mehreren Monaten kehrte er mit vermehrtem Geschwader zurück — und der Schôgun war klug genug, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen wurde das lange verschlossene Japan geöffnet. Einige Jahre später erlangten die Engländer in etwas bedrohlicherer Haltung weiter gehende Zugeständnisse, nämlich das Recht, daß ihre Staatsangehörigen auch in jenen Häfen wohnen und Handel treiben durften und durch die einmal geöffnete Thür traten auch die übrigen christlichen Culturstaaten ein durch Abschluß von Verträgen mit dem Schôgun, der nun nicht mehr zurückziehen konnte.

Durch alle diese Vorgänge wurden die Daimiô gegen den Schôgun[1]) aufs äußerste erbittert. „Ehre dem Mikado, nieder mit dem Schôgun, hinaus mit den Barbaren" — das waren die Losungsworte ihrer Partei, die von Tag zu Tage erstarkte. Eingeschüchtert ließ sich der Taikun zu einigen Zugeständnissen herbei. So wurde das Gesetz über den Zwangwohnsitz der Daimiô in Yedo aufgehoben. „Wie wilde Vögel aus dem offenen Käfig" flatterten die alten Adelsfamilien von dannen, meist um sich zu Kiôto um den Mikado zu scharen. Aber mit vereinzelten Maßregeln ließ sich der Kampf nicht mehr aufhalten. Das dürre Chrysanthemum war unter den merkwürdigen Bewegungen jener Tage zu neuer Lebenskraft erwacht und bot den Malvenblättern, die es so lange unterdrückt hatten, die Spitze.

[1]) Oder Taikun, wie sich der damalige Herrscher tituliren ließ.

Unsre Zeit gestattet es nicht, jenen Befreiungskrieg, durch welchen das alte, japanische Herrscherhaus wieder zu der ihm gebührenden Stellung erhoben wurde, im Einzelnen zu beschreiben; auch ist es nicht leicht, die Ereignisse in ihrer durch die mannigfachen Faktoren hervorgerufenen Verwickelung zu verfolgen. Es standen hier nicht bloß zwei Parteien gegenüber, sondern ihrer viere waren in Spiel, der Mikado, der Taikun, die Daimio und die Europäer. Der erstere hatte sich anfänglich noch keineswegs offen für die Daimiô erklärt, die für ihn das Schwert zu erheben wagten. Andrerseits aber machte das Eingreifen der Europäer die Sache vielmehr verwickelter. Es war dies keine Einmischung in die inneren Verhältnisse, sondern Repressalien, die freilich bei näherer Untersuchung wenig gerechtfertigt erschienen — wie das Bombardement von Schimonoseki und Kagosima und die Erhebung eines Strafgeldes von 1,300000 Dollars. —

In blutigen Kämpfen im Jahre 1864, in denen Kiôto größtentheils verwüstet wurde, erlitt die Partei der Tokugawa ihre erste durchgreifende Niederlage. Noch einmal versuchte sie sich zu erheben, dadurch daß sie an die Stelle des unter der Aufregung jener Zeit verstorbenen Taikun einen früher von den Daimiô unterstützten Gegenkandidaten desselben setzte. Auch hatte sie immer noch durch die bei Hofe herrschende Familie der Aidzu die Person des Mikado in der Gewalt. Nach weiteren Kämpfen jedoch wurde der letztere am 3. Januar 1868 befreit. Die Schôgunwürde wurde abgeschafft, und die Wiederherstellung der Herrschaft des Mikado proclamirt. Am 27. Febr. desselben Jahres kam es zur Entscheidungsschlacht bei Fusimi, in der die Macht der Tokugana vollständig vernichtet wurde. Freilich dauerte es noch über Jahr und Tag bis das Land völlig beruhigt war. Auch auf der Seite des Mikado hatten manche bedenklichen Elemente gestanden, die erst mit vieler Mühe wieder zur Ordnung zu bringen waren. Besonders schweren Stand hatte er den fanatischen Patrioten gegenüber, die nun sofortige Vertreibung der Ausländer verlangten. Viele besonnene Männer, überzeugt von der Aussichtslosigkeit eines solchen Kampfes, standen ihnen gegenüber und ermahnten zur Geduld bis das japanische Kriegswesen soweit entwickelt sei, daß man den Europäern mit Erfolg gegenüber treten könnte. Daß dieselben nur mit ihren eignen Waffen jemals überwunden werden könnten, lag auf der Hand. In diesem Interesse begann man zunächst sich mit der europäischen Cultur etwas bekannt zu machen. Die letztere aber übte bald auf Männer grade von tüchtiger japanischer Bildung eine große Anziehungskraft aus. Die Rathgeber des jungen Mikado Mutsuhito vermochten diesen, zu den Vertretern

der fremden Mächte in nähere diplomatische Beziehungen zu treten. Die Residenz wurde nach Yedo verlegt und so dem europäischen Verkehr bedeutend näher gebracht. Der Name dieser Tokugawa-Stiftung durfte freilich nicht länger bleiben. Tôkiô, d. h. östliche Hauptstadt, wird sie jetzt genannt. Die allmählich sich bildende Partei der Europäerfreunde erhielt einen großen Vorschub durch eine Anzahl von begabten Männern, die noch die Regierung des Taikun in's Ausland geschickt hatte, um die verschiedenen europäischen Sprachen zu erlernen und als Dolmetscher dienen zu können. Jetzt waren diese von mächtigen Eindrücken und neuen Ideen erfüllt zurückgekehrt, und suchten ihre Anschauungen durch fleißige literarische Arbeiten ihren Landsleuten zugänglich zu machen. Mit Eifer traten sie dafür ein, daß die Abschließungspolitik gänzlich aufgegeben, und Japans Entwicklung durch die Einführung europäischer Cultur gefördert werden müsse.

Diese Richtung steht seitdem der andern engherzigen entgegen, deren Vertreter Dscho-i, Fremdenhasser, genannt werden. Letztere aber ist bereits bedeutend zurückgedrängt, da die Regierung sich immer mehr der ersteren zuwendete. Ganz gegen die japanische Tradition hatte die Regierung der überwundenen Partei gegenüber große Mäßigung bewiesen. Es waren keine Verbannungen oder Hinrichtungen erfolgt, wie sonst in ähnlichen Fällen; vielmehr hatte man tüchtige Leute aus den Tokugowa bald wieder in einflußreiche Aemter eingesetzt. Schon dieses gewiß weise Verfahren hatte die Regierung abgehalten, den Weg der fanatischen Dscho-i — einzuschlagen; um so leichter wurde es ihr, das den Fremden freundliche System immer fester in Anwendung zu bringen. Im geeigneten Moment wurden alle die widerwilligen Beamten entlassen und durch Freunde der europäischen Cultur ersetzt. Nun folgten Schlag auf Schlag (hie und da mit Ueberstürzung) die durchgreifendsten Reformen. Das Feudalsystem wurde abgeschafft, das Land den Ausländern zugänglich gemacht, und selbst Kräfte aus dem Auslande herangezogen, um auf den verschiedensten Lebensgebieten die Früchte der occidentalischen Cultur in Japan einzubürgern. Der Bau der Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen wurde befördert, ein vortreffliches System von Leuchtfeuern organisirt, Fabriken für verschiedene Zweige der Industrie nach europäischem Muster eröffnet, der Bergbau nach europäischer Weise eingerichtet, mit ungeheuren Mitteln höhere Unterrichtsanstalten ins Leben gerufen, an denen Engländer und Amerikaner, Deutsche, Franzosen und Russen den Unterricht geben — auch die Volksschule nach europäischem Muster wurde, ich möchte fast sagen, wie durch

den Fußtritt eines Zauberers aus der Erde gestampft — und wie könnte ich hier alles im Einzelnen aufzählen, das den staunenswerthen Unterschied zwischen dem Sonst und Jetzt in Japan illustrirt! Das alte Japan ist dahin — von der Bühne des Lebens ist es abgetreten und wer es kennen lernen will, muß die historischen Aufführungen auf den Bühnen der japanischen Großstädte als Ersatz benutzen.

Ich deutete schon an, daß bei diesen Reformen auch vieles übertrieben wurde. Manche von den modernen Politikern des Inselreiches scheinen ganz berauscht von den Einflüssen der europäischen Cultur. Machte doch einer sogar den Vorschlag, die englische Sprache mit einigen Modifikationen zur Landessprache zu machen, was glücklicherweise nicht angenommen wurde. Dagegen ging es durch, daß für die sämmtlichen Beamten die europäische Tracht obligatorisch wurde — die Einführung unsrer Haartracht für das ganze Volk stieß jedoch auf manche Schwierigkeit. Alles dies möchte uns mit Recht zu einem Kopfschütteln veranlassen — während uns die Figur des japanischen Dandy im Frack und hohem Hute, der dem Westländer nur abgesehen hat, „wie er sich räuspert und wie er spuckt" vollends unsympathisch ist.

Allein trotz jener Auswüchse müssen wir doch bekennen: Es ist eine großartige geschichtliche Entwicklung, die sich in unsern Tagen in dem fernen Inselreiche des Ostens vollzieht. Blicken wir zurück auf die Zustände Japans unter dem Wappen der Malvenblätter und vergleichen damit, was in einem Jahrzehnte aus Japan geworden ist, seitdem das alte Chrysanthemum in jugendlicher Lebenskraft wieder erstanden, so können wir nicht umhin, dem Lande ein freudiges Glückauf! zuzurufen.

Die jetzt beseitigte Abschließungspolitik aber war nur die eine Seite des Programms der Tokugawa, das andrerseits lautete: „Nieder mit dem Christenthum." Hat das Chrysanthemum auch darin den entgegengesetzten Weg eingeschlagen? Ich glaube, es würde einem besonnenen Christen nicht viel Freude machen, wenn es hieße, die japanische Regierung hat das Christenthum zwangsweise eingeführt. Das war einst der Krebsschaden jener christlichen Kirche in Japan, daß sie sich mit Politik vermischte und daran ist sie zu Grunde gegangen. Lebenskräftig läßt sich das Reich Gottes auf Erden nicht durch Staatsgewalt erbauen; es muß selber erwachsen und das geht immer noch nach dem Gleichniß des Herrn — senfkornartig. Daher haben wir wol Grund genug uns zu freuen, wenn von Japan gemeldet wird: „es ist offen für das Evangelium."



Ich kann nicht mehr näher darauf eingehen wie bei der Erschließung

Japans sich wunderbar conservirte Reste von katholischem Christenthum im Volke vorfanden. Unter allen den bunten Schalen wie sie die alte Mission dorthin gebracht hatte, mußte doch hie und da ein keimkräftiges Körnlein gewesen sein, wie es schon die Früchte der Blutzeugenschaft andeuteten und nun wieder durch die noch lebendigen Wurzeln bewiesen wird, die Jahrhunderte lange grausame Verfolgungen nicht ausrotten konnten. Natürlich ist die katholische Kirche sofort nach der Eröffnung des Landes wieder in die Missionsarbeit eingetreten. Wir wollen ihr die Erfolge nicht mißgönnen. Soviel aber liegt auf der Hand, daß in der Phase der Culturentwicklung, in welche das Land bereits eingetreten ist, nur die volle evangelische Wahrheit den Keim zu einer gedeihlichen Gestaltung des Volkslebens bilden kann, und die Garantie in sich trägt, daß sich das Loos des japanischen Christenthums im 17. Jahrhunderte nicht noch einmal wiederhole. Aber auch dafür bietet das Evangelium allein die Garantie, daß die jetzt eingeführte äußere Cultur nicht eine taube Blüthe bleibe — oder gar vergiftend auf das Volksleben wirke.

Leider haben ungläubige und gottlose Vertreter der europäischen Cultur mit letzterer schon manches Körnlein von Giftsaat dahin getragen und wenn man hört wie sogenannte christliche Kaufleute und Seeleute (abgesehen von ehrenwerthen Ausnahmen!) es dort in den eröffneten Hafenorten treiben, dann müssen wir erröthen über die Schmach, die dort dem Christennamen angethan wird und sagen: es war dringend noth, daß der Kern und der Keim aller wahren und höchsten Cultur und der Quell wahrer Sittlichkeit: das Evangelium von Christo dem Gekreuzigten lauter und ohne Menschenzusatz nach Japan verpflanzt wurde. Die evangelische Mission hat darin — Gott sei Dank — schon verhältnißmäßig recht reichlich ihre Pflicht zu erfüllen begonnen. Nicht weniger als 11 verschiedene amerikanische, englische und schottische Missionsgesellschaften haben die Arbeit kräftig in Angriff genommen, der von Seiten der Regierung wenigstens kein Hinderniß in den Weg gelegt wird. Senfkornartig ists im ersten Jahrzehnte gegangen. Aber schon beginnt der Baum kräftig zu wachsen. Schon finden sich hin und her im Lande evangelische Gemeinden, deren Mitgliederzahl sich nach den neuesten Nachrichten bereits auf 2500 beläuft, während mit Einschluß der Kinder und der Katechumenen die Zahl auf 7500 gekommen sein soll, während es vor 10 Jahren noch nicht ein Dutzend evangelische Japaner gab.

Es ist schon unter hiesigen [in Berlin][1]) Missionsfreunden die Frage

[1]) Auch in Hermannsburg.

aufgeworfen, ob nicht auch wir Deutsche in Japan eine Mission beginnen sollten? Ich gebe dagegen zu bedenken, daß Japan bereits verhältnißmäßig besser mit Missionskräften versorgt ist, als die meisten Gebiete unsrer deutschen Missionen, während viele derselben sogar ganz ungenügend bedacht sind. Wollen wir unsre Kräfte weiter zersplittern und unsre unzureichende Arbeit auf den bereits besetzten Gebieten noch dazu schwächen? Und sind etwa die 5 verschiedenen evangelischen Denominationen, die jetzt in Japan neben der römisch-katholischen und auch der griechisch-katholischen Kirche missioniren und die bei aller anerkennenswerthen brüderlichen Einigkeit doch oft die Rivalität nicht vermeiden — sind sie für die Japaner nicht genug Repräsentanten der zersplitterten evangelischen Kirche, daß wir ihnen noch neue Formen des Dissensus zeigen sollten? Nein, thun wir vor allen Dingen erst unsre Schuldigkeit auf unsern Gebieten.

Wir haben uns gefreut, daß das lange abgesperrte Land unter dem Wappen des Chrysanthemums in eine freie jugendfrische Entwicklung eingetreten ist. Aber unsre Freude wird nur dann die rechte sein, wenn wir nicht die Hauptsache, die innere, religiöse Entwicklung vergessen. Die Malvenblätter haben das Kreuz aufs bitterste verfolgt — sie selbst sind verdorrt und vom Sturm der Zeit hinweggeweht, während das Kreuz noch unerschüttert steht. Nur wenn die Entwicklung darauf hinstrebt, daß sich mit diesem Zeichen die Chrysanthemumblüthe vermähle, wird letztere vor dem Verdorren gewahrt sein, und erst das christliche Japan wird recht gesegnet dastehen können unter den Völkern der Erde.

Dreißig Jahre unter den Heiden[1])

Vierundzwanzig Jahre unter den braunen Indiern.

Von Miss. Baierlein.

IV.

Wenn das Volk glücklich ist, welches keine Geschichte hat, so muß das Volk der Draviden Jahrtausende lang glücklich gewesen sein; denn eine Geschichte hat es nicht. Auch die schreibseligen Arier haben es nie versucht, eine Geschichte zu schreiben. Ueberschwenglich in der Poesie, haarspaltend in der Philosophie, außerordentlich genau in der Grammatik, sind sie noch heut ganz unfähig zur Geschichte. Ein Pariah auf dem Dorfe, der weder schreiben noch lesen kann, erzählt noch wol was er erlebte, wie

[1]) Diese Zeitschrift 1878 S. 265 ff. 1879 S. 321 ff.

er es eben erlebte; bei den höheren Kasten aber kommt sofort die Phantasie mit der Spekulation hinzu und verwirrt die Thatsachen. Neben den alten Inschriften, die freilich auch übervoll von Ueberschwenglichkeiten sind, geben aber sehr werthvolle und meist sehr genaue Nachrichten Plinius, Strabo und Ptolemäus. Auch Hiouen Thsang, ein chinesischer Buddhist, welcher von A. D. 629 bis 644 in Indien reiste, und von Kabul bis Madras, und vielleicht bis Negapatam bei Tranquebar gekommen ist, hat vieles sehr genau beschrieben. Dann hat auch Marco Polo manche zutreffende Beobachtungen gemacht und vermerkt. Unter den Mohammedanern ward es dann Licht, soweit sie kamen, oder doch eine Art Mondschein, nachdem bis dahin nur einzelne Sterne geleuchtet hatten.

Natürlich giebt das alles keine Geschichte, aber wir finden uns nun doch einigermaßen zurecht. Von den Griechen wissen wir, daß im Süden des Dravidenlandes drei Königsdynastien herrschten: die der Pandya im Süden, die der Chola nördlich davon am Kaveri, und westlich davon die Chera.

Das Pandyareich war das mächtigste wie das älteste von den dreien und scheint schon um 600 vor Christo bestanden zu haben. Seit unserm Mittelalter wechselten dann freilich die Dynastien, aber das Reich bestand bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, also etwa 2300 Jahre lang. Ab und zu entwickelte es auch bedeutende Macht und bedeutenden Glanz. Das letztere geschah noch kurz vor seinem Ende. In der letztern Zeit war meistens Trichinopoly, sonst Madura seine Hauptstadt, und hier blühte der Draviden Literatur, wie in keinem andern Sprachgebiete. Das Reich der Chera war ihnen oft zinspflichtig und auch das Reich der Chola nicht selten.

Im Jahre A. D. 640 hatte das Land der Draviden, wie Hiouen Thsang berichtet, 9 Königreiche. Die drei südlichern sind eben genannt worden, von den nördlichern sind besonders Kalinga und Andra zu nennen. Kalinga hatte, wie er berichtet, 833 Meilen im Umfange, und seine Hauptstadt war vielleicht Kaligampatam, doch gab es dazumal noch kaum permamente Hauptstädte im Dravidenlande. Ein jeder König lebte eben wo es ihm am besten gefiel. Das Reich der Andra beschreibt er als 500 Meilen im Umfang. Die Hauptstadt scheint Warangole gewesen zu sein. Plinius bemerkt, daß die „gens Andarae“ 100 000 Mann Infantrie, 2000 Kavallerie und 1000 Elephanten gehabt hätte. Von diesem Reiche erzählt dann Marco Polo (Yule's Ausgabe II, 295): „Dieses war früher unter einem Könige, und seit seinem Tode, etwa 40 Jahre

her, ist es unter seiner Königin, einer Dame von großer Auszeichnung, die aus Liebe zu ihm nie wieder heirathete. Und ich kann euch versichern, daß während der ganzen 40 Jahre sie ihr Reich so gut verwaltet hat, als ihr Mann, oder noch besser. Und da sie die Gerechtigkeit liebte und den Frieden, so ward sie von ihren Unterthanen mehr geliebt, als irgend ein König oder eine Königin vor ihr. — — In diesem Reiche werden auch die besten und feinsten Gewebe gemacht, und von dem höchsten Preise. In Wahrheit, sie sahen aus wie das Gewebe der Spinnen. Es ist kein König oder Königin in der Welt, welche nicht froh wären, sie zu tragen!"

Diese gute Königin hieß übrigens Rudramma Deva, und da sie keinen Sohn hatte, so regierte sie, bis ihrer Tochter Sohn die Herrschaft übernehmen konnte. Der glückliche Zustand seines Reiches erregte den Neid der Mohammedaner und sie bekriegten ihn. Nach abwechselndem Kriegesglücke ward er geschlagen, gefangen und nach Delhi gebracht, im Jahre 1323. Er ward dann wieder in Freiheit gesetzt und starb in Warangole, sein Reich aber war dahin.

Aus den Trümmern dieses Reiches und den benachbarten ward dann das Reich Vijiyanagar gegründet, welches, obwol anfangs klein, doch im Anfang des 16. Jahrhunderts unter Krishna Raya so mächtig ward, daß es selbst eine Art Oberherrschaft über die Reiche der Pandya und Chola ausübte, und auch, mit einiger Unterbrechung, bis zum gemeinsamen Untergang im vorigen Jahrhundert behielt.

Die Draviden waren wol immer kriegerisch, aber in alten Zeiten bauten sie keine Festungen. Sie waren immer luxuriös, aber in alten Zeiten bauten sie keine Paläste. Sie glaubten stets an das Fortleben nach dem Tode, und an eine bewußte Gemeinschaft mit den Abgeschiedenen aber sie bauten keine Grabmonumente. Alles dieses lernten sie erst von den Mohammedanern. Das Mittelalter ist die Zeit der Burgen auch in Indien. Paläste folgten dann auch bald und Grabmonumente.

Sie thaten eben was ihnen am nächsten lag, sie cultivirten den Boden. Wo es Flüsse gab, gruben sie meilenlange Kanäle, um das Wasser auf die Felder zu leiten. Denn in diesem Lande der Sonne geht das Säen und Ernten das ganze Jahr hindurch, wenn nur Wasser genug vorhanden ist. Ohne Wasser wird das Land zur Wüste.

Weil nun aber nicht überall Flüsse vorhanden sind, so bauten sie auch Teiche. Ich sage absichtlich sie bauten Teiche, denn in bergigen Gegenden gruben sie sie nicht. Sie führten in der Mitte eines sanften Thales einen gewaltigen Damm quer durch das Thal. Aller Regen nun,

der oben fiel, floß von allen Bergen rings herum in diesem Thal zusammen und ward durch den Damm fest gehalten. Bei indischem Regen giebt das in wenig Stunden einen ordentlichen See. Aus diesem ward dann das Wasser nach Bedürfniß auf die unten liegenden Felder geleitet, welche zu diesem Zwecke in sanften Abstufungen geebnet wurden. Es ist sehr viel Fleiß mit gutem Verständniß auf den indischen Boden verwandt worden.

In flachen Gegenden mußten sie freilich die Teiche graben, und dazu viele Brunnen. Da nun das Wasser nicht von selbst in die Höhe kommt, so ist die gewöhnlichste Weise es zu heben, ein starker und langer Brunnenschwengel auf hoher Säule. Auf dem Schwengel sind Stufen eingehauen und zwei Männer laufen auf demselben hin und her, indem sie sich an zur Seite angebrachten Bambusstangen festhalten. Eine lange Bambusstange geht von der Spitze des Schwengels in den Brunnen hinab, mit einem runden eisernen Eimer an dem Ende. Ein Mann führt diese Stange und leert den Eimer, wenn er hinaufkommt in den fertigen Kanal. Die beiden Männer oben bringen durch ihr Hin- und Hergehen den Schwengel in Bewegung, so daß der Eimer schnell hinauf und hinunter fährt. So wird das Wasser gehoben, 10—20—30 Fuß hoch. Und in solcher Menge strömt es dahin, daß alle neueren Erfindungen diese primitive Weise nicht haben verdrängen können. Sie ist bis heut die billigste und beste Weise geblieben.

Zum Beweis, mit wie großem Fleiß der indische Boden bearbeitet worden ist, will ich nur anführen, daß in der Unterabtheilung des Cuddappah-Distrikts, welche ein Areal von 3574 engl. Quadratmeilen hat, mit (vor der Hungersnoth) 550,169 Einwohnern, allein 4194 Teiche vorhanden sind. Und so geschickt sind diese Teiche angelegt, daß Sir Thomas Munro, nachheriger Gouverneur von Madras, welcher diese Gegend für die englische Herrschaft organisirt hat, bemerkt: „Es ist kaum eine Stelle, da ein Teich mit Nutzen gemacht werden könnte, welche nicht schon von den Einwohnern für diesen Zweck verwandt worden wäre.“

Das war segensreiche Arbeit, und viel nützlicher als Burgen und Paläste. Die Chola-Könige bauten sogar einen gewaltigen Damm, 1000 Fuß lang und 60 Fuß breit über den Kawerifluß, um das Wasser höher zu legen, und so es desto leichter und weiterhin abführen zu können. Einer dieser Kanäle, die zu diesem Zweck gegraben wurden, ist 90 Fuß breit und 16 Meilen lang. Dieser Kanal versorgt viele Reservoire, durch welche die ganze Gegend fruchtbar gemacht wird.

Wie die Draviden keine Festungen und Paläste bauten, so bedurften sie auch keiner Tempel. Ihre Dämonen waren ja überall um den Menschen her, etwa einen Fuß hoch über der Erde — welche sie nicht berühren durften — und dann in ziemlicher Schicht hinauf; die höhern und bessern oben, die geringern und bösern unten. Zuweilen aber nahmen sie auch von einem Baum Besitz. Das thun sie auch noch heut, und solche Bäume werden immer von dem Volk ausgezeichnet und mit allem Möglichen behangen.[1])

Jahrhunderte lebten sie so dahin, während Krieg und Frieden wechselten,

---

[1]) Die Pancha tautra Katei weiß eine artige Geschichte davon zu erzählen, die natürlich von dem Volke wörtlich geglaubt wird. Sie lautet also:

Ein armer Weber hatte das Unglück, sein Weberschiffchen zu zerbrechen. Er nahm also die Axt und ging in den Wald, um sich ein hartes Holz auszusuchen. Da er nun einen Baum gefunden hatte, der ihm dazu tüchtig schien, wollte er ihn abhauen. Da rief es plötzlich vom Baume herab: Haue doch den Baum nicht ab, das ist ja meine Wohnung! Der Weber aber sprach: Da kann ich nicht helfen; ich brauche hartes Holz, denn ich habe mein Weberschiffchen zerbrochen, darum muß ich den Baum abhauen. Aber wieder rief es von dem Baume: Haue nur den Baum nicht ab, ich will dir dafür irgend welche Bitte gewähren, die du begehrst. Ja, das ist was anders, rief der Weber, aber da muß ich erst meine Frau befragen, denn die ist noch gescheuter als ich. Damit nahm er seine Axt auf die Schulter und ging heim. Frau, rief schon von weitem, jetzt sind wir zeitlebens glücklich; denn der Geist hat mir vom Baume zugerufen und mir versprochen, welche Bitte ich nur ausspreche, zu erfüllen. Ich denke, ich lasse mir gleich hundert Rupien geben, aber was sagst du dazu! Ach lieber Mann, rief die Frau, das will ordentlich bedacht sein. Hundert Rupien ist viel Geld, und wenn die Nachbarn wissen, daß das in unserm Hause ist, so werden sie kommen und dich todtschlagen, was soll dann aus mir und den Kindern werden? Ja, das ist auch wahr, sagte der Weber. Höre, jetzt weiß ichs, rief die Frau. Siehe, du verdienst gerade so viel als wir brauchen. Wenn du nun vier Hände und vier Beine hättest, so könntest du gerade noch einmal so viel arbeiten, und so würden wir immer einen Tagelohn des Tages sparen. Frau, rief der Weber, du bist ein vortreffliches Weib. Wenn ich dich nicht hätte, ich wüßte nicht was aus mir werden sollte. Ich will jetzt gleich in den Wald gehen und mir noch zwei Beine und zwei Arme holen. Damit nahm er die Axt auf die Schulter und ging davon. Als er zu dem Baume kam, rief er: Geist, ich will jetzt gleich noch zwei Beine und zwei Arme haben! Und da er sich ansah, da war er vierbeinig und vierarmig. Das Ding war ihm aber gar nicht bequem, und so dachte er, ich muß doch erst wieder zu meiner Frau gehen. Damit nahm er die Axt auf die Schulter und ging heim. Als aber die Dorfleute ihn von weiten kommen sahen, liefen sie vor Furcht zusammen und schrieen: Hier kommt ein Ungeheuer mit vier Beinen und vier Armen und einer Axt auf der Schulter. Lassen wir das zum Dorf herein, so sind wir alle verloren. Darauf rotteten sie sich zusammen und schlugen den armen Weber todt, noch ehe er in das Dorf kommen konnte.

wie überall. Eine Hülle bedeckte die Völker, nur einzelne Sterne schienen durch die Nacht.

Nun kam aber der Buddhismus auf und brachte ein gewaltiges Regen durch das ganze Land. Die Nachfolger Buddhas fanden bald die Wurzeln der Bäume, unter welchen sie wohnen sollten, ein gar zu unbequemes Lager. So bauten sie sich Klöster zur Wohnung und Hallen zur Versammlung. Als sie nun faul wurden, und die Brahminen wieder zur Kraft kamen, wurden sie zum Lande hinaus gejagt. Die Idee der religiösen Bauten aber wurde fest gehalten, und so entstanden die Tempel der Götzen in Indien. Von allen Völkern Indiens aber bauten die Draviden, und zwar die südlichen Draviden, die größten Tempel und die größte Zahl derselben. Die Arier verfaßten ungeheuerliche Schriften in großer Anzahl; die Draviden bauten ungeheuerliche Tempel in noch größerer Zahl.

Die ältesten Bauten der Draviden, die noch vorhanden sind, sind die sogenannten 7 Pagoden, die Felsentempel von Mahamallapuram. Diese sind nach Tergusson: „Geschichte der indischen Architektur" (III, 329,) nicht später als im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstanden. Denn schon im 7. Jahrhundert ward das Fürstengeschlecht der Mallas von den Chola-Königen besiegt, und ihr Reich unter eine Anzahl Kurumber-Häuptlinge vertheilt. Es ist als ob ein ganzes Geschlecht von Steinhauern hier Jahrelang gehaust, und sich spielerisch die Zeit vertrieben hätte. Mitten in der Arbeit scheinen sie dann verschwunden zu sein; denn ganz vollendet ist keine. Oft weilte ich hier Stundenlang und staunte, ebenso sehr über die ungeheure Arbeit als auch über die Zwecklosigkeit derselben. Der eine Monolith, welcher der Vollendung am nächsten ist, ist 28 Fuß lang, 27 Fuß breit und 34 Fuß hoch. Er scheint das Muster für alle späteren Tempel geworden zu sein; denn der Tempel der Minachi zu Madura, aus dem 17. Jahrhundert, könnte gerade eine Copie davon genannt werden.

Etwa hundert Jahre später scheinen die Felsentempel zu Ellora entstanden zu sein, und zwar unter der Herrschaft der Chola-Könige. Denn im 7. Jahrhundert breiteten sie, unter Kongani Raya III., ihre Herrschaft bis an dem Narbuda aus. Das Kailas — die Felsentempel — zu Ellora, enthält nun schon alle vier Theile, aus welchen alle großen Dravidentempel bestehen. Diese Theile sind 1) Vimana, das eigentliche Götzenhaus; es ist ein Quadrat von großen Steinblöcken zusammengesetzt. Mächtige Steinblöcke bilden auch die Decke oder das flache Dach. Viel-

fach ist aber auch ein kleiner thurmartiger Aufsatz darauf. Das Innere ist ganz finster, da es kein Fenster hat und nur die Thür ein wenig Licht hineinläßt. Der Thür gegenüber an der hintern Wand ist eine Art Altar, auf welchem der Hauptgötze sitzt, Lampen brennen zu beiden Seiten. 2) Mantapa. Das sind die Vorhallen zu den finstern Vimanas, und diese sind mit außerordentlichem Fleiß und nicht ohne Geschmack gearbeitet. Die Säulen, die das granitene Dach tragen, sind mit vielem Fleiß gearbeitet, und mit Figuren versehen, die frei an den Säulen stehen und doch aus einem Stück mit derselben sind. Diese Hallen sind nach vorn ganz offen. 3) Gopura. Das sind die Eingangsthürme an den Seiten der hohen Mauer, welche die Vimanas und Mantapas einschließt. Diese Mauern sind oft 20 Fuß hoch, von außen glatt, aus Granit, im Innern aber oft mit zweistöckigen Säulenhallen an einer oder einigen Seiten. In der Mitte jeder dieser vier Mauern, deren jede oft 7—800 Fuß mißt, (oder auch 1000 Fuß wie die zu Chellambram, welche also eine Million □Fuß einschließen) stehen diese Gopuras oder Eingangsthore. Sie enthalten oft Felsenpfosten von 30, 40 bis 50 Fuß Höhe aus einem Stück harten Granits, verziert und mit Inschriften versehen. Ueber diesen erhebt sich dann der Thurm pyramidalisch in die Höhe, 10—12 bis 15 Stockwerke hoch. Jedes Stockwerk ist mit Skulpturen wie übersäet. Im Jahre 1857 machte die See Einrisse in den Boden von Tranquebar und kam auch an einen solchen Gopuram. Da die Brandung den Boden wegspülte, fiel auch die eine Hälfte des Gopuram. Die andre Hälfte aber, obwol stark nach der See zu geneigt, in folge ihres pyramidischen Baues, blieb gleichwol stehen. Da ich zu der Zeit dort war, so ging ich jeden Morgen an die See, um zu sehen ob die brausende Brandung nicht auch die andere Seite weggerissen hätte. Doch ich kam und ging vergeblich, wochenlang. Die See trat wieder zurück und der halbe Gopuram blieb stehen, bis er dann, um nicht Schaden anzurichten, beseitigt wurde. 4) Satra. Säulenhalle. Dieses sind gewöhnlich auf 1000 Granitsäulen ruhende mit Granitbalken bedeckte Hallen, von verschiedener Form. Die von Chellambram hat 41 Säulen in der Länge und 24 in der Breite. In der Mitte fehlen aber einige Säulen, um einen größeren Raum zu gewinnen. So sind es im Ganzen 930 Säulen, und jede Reihe ist anders und alle sind mit Skulpturen verziert. In Tinnevelly ist diese Halle 100 Säulen lang und 10 Säulen breit, doch auch hier sind in der Mitte 24 Säulen ausgelassen, um einen größern freiern Raum zu gewinnen. Der Eindruck, den eine solche Halle, ein solcher Wald von Säulen macht, ist nicht zu beschreiben.

Die neueste dieser Hallen, doch nicht innerhalb sondern vor dem Tempel stehend, ist die von Tirumala Nayaken, König von Madura, erbaute. Sie ward 1623 angefangen und nach 20 Jahren vollendet, und zwar mit einem Kostenaufwande, wie es heißt von 20 Millionen Mark. Diese Halle ist 333 Fuß lang und 81 Fuß breit und ruht auf vier Reihen von Säulen, 128 an der Zahl. Eine jede der Säulen ist aber verschieden von der andern, alle aber haben fast frei dastehende Figuren auf einer oder zwei Seiten, jedoch alles aus einem Stück gearbeitet. Auch der König steht dort mit seinen 9 Vorfahren an 9 Säulen und gegenüber stehen die Königinnen. Der König ist eine ziemlich beleibte Person und sieht ganz zufrieden aus, seine Hände zur Anbetung gefaltet. Ihm gegenüber steht die Königin mit einem Loch in der Lende. Als ich nach der Ursache dieses vermeinten Defectes frug, ward mir erklärt, daß dies ja so sein müßte. Die Königin sei nämlich eine stolze Tochter des Chola-Königs gewesen; und als ihr Gemahl sie, hoch erfreut über diesen schönen Bau frug: „Hat dein Vater auch etwas Gleiches in seinem Reich?“ antwortete die stolze Frau: „Meines Vaters Pferde haben bessere Ställe.“ Das war dem Könige zu viel, er zog seinen Dolch und traf sie in die Lende. Das Loch in der steinernen Lende will die That verewigen.

Ein Bestandtheil dieser Tempel ist auch ein Teich. Dieser ist nicht nur mit schönen Stufen von Granit ringsherum versehen und oft mit einem Inselchen in der Mitte, welche ein Vimana trägt; sondern hat auch oft noch an mehreren Seiten Säulenhallen; alles von Granit.

Und mit solchen ungeheuren Bauten ist der südliche Theil des Dravidenlandes fast bedeckt. In der Literatur haben die Draviden fast nur Erborgtes oder Nachgeahmtes; in der Wissenschaft gar nichts, und in der Baukunst haben sie so Ungeheures geleistet. Fergusson, welcher viele der Tempel selbst gesehen und gezeichnet hat in seinem Handbuch der Architektur, sagt: „Dieses Land ist mit Tempeln bedeckt, die wegen ihrer Größe und der darauf verwandten Arbeit mit Karnac und den größten Aegyptens rivalisiren können, wie sie denn auch die größten Kathedralen des Mittelalters im Entwurf und Complikation der Ausführung übertreffen. Als Werke der Kunst müssen sie, fürchte ich, zurückstehen; aber als Proben geduldiger und hingebender Arbeit stehen sie, so viel ich weiß, unübertroffen da in der Architektur-Geschichte der Welt.“[1])

[1]) Und wieder sagt derselbe in seiner Geschichte der indischen Architektur III, 340: „Wenn wir von den wenigen Felsentempeln aus, uns zu den großen konstruirten Tempeln desselben Stiles wenden, so finden wir ihre Zahl so groß, ihre Ausdehnung so

Diese Tempelfülle ist jedoch nur im Süden zu finden, bis zu einer Linie etwa, die man sich von Madras bis Mangalore gezogen denkt. Nördlich darüber sind ganze Gegenden noch fast unbekanntes Land, unter kleinen Fürsten stehend und von so bösen Fiebern durchzogen, daß sich kein Europäer ohne die größte Noth hinein wagt. Aber auch die fruchtbareren Theile an den Meeresküsten und den großen Flüssen haben weder die Größe noch die Menge der Tempel aufzuweisen, wie sie sich im Süden findet. Dazu ist auch der Baustil hier schon ein etwas anderer, und steht zwischen dem ausgeprägten Dravidischen Baustile und dem bienenkorbartigen der Arier jenseits der Vindhyas etwa mitten inne. In Bauten sind die Arier nicht glücklich gewesen, ihre Provinz war Bücher schreiben; und das haben sie in eben so bewundernder und überschwänglicher Weise gethan, wie die Draviden die Tempelbauten.

Die Madura Purana zählt 73 Pandya-Könige auf, die zu Madura regiert haben sollen, bis auf Kuna Pandya, der in der Mitte des elften Jahrhunderts scheint gelebt zu haben. Er besiegte das Cholareich und verbrannte die Königsstadt. Dann aber scheint ein schweres Unglück über Madura gekommen zu sein, ob durch Krieg oder Meuterei ist nicht klar. Madura ging in Flammen auf und sein König kam dabei um. Da er keinen Sohn hinterließ, so erlosch die directe Linie der Pandya. Seitenlinien, die sich immer noch Pandya nannten, nahmen nun wol den Thron ein, aber sie waren ohne Kraft, und so blieb es, bis das Reich, zugleich mit dem der Chola und der Chera, unter die Botmäßigkeit des neuen Reiches von Vijiyanagar gerieth, von welchem es durch Gouverneure regiert ward. Der schon genannte mächtige Tirumala Nayaken war ein solcher Gouverneur, der sich dann unabhängig machte. Er verlegte die Residenz von Trichinopoly, wohin sie der Sicherheit wegen gelegt

---

immens und die Verschiedenheit so verwirrend, daß es außerordentlich schwer ist, sich bestimmte Ideen darüber zu bilden, und noch viel schwerer, Andern irgend eine klare Idee darüber beizubringen. Für jeden, der irgend mit den jetzigen Zuständen des Volkes bekannt ist, ist es das größte Wunder, wie ein solches Volk jemals den Gedanken so großer Unternehmungen fassen, geschweige denn die Kraft haben konnte, sie auszuführen. Und das so neuerdings, daß die größten und kühnsten derselben nur durch unsre Kriege mit den Franzosen unterbrochen wurden, wenig mehr als ein Jahrhundert her." — „Alles was Millionen von Händen durch Jahrhunderte hindurch thun konnten, ist geschehen; doch mit kaum einem andern Zwecke, als Schwierigkeiten zu überwinden und Erstaunen zu erwecken. Und beides ist gelungen; denn wir stehen erstaunt über die Menge der Arbeit und über das Geschick, den härtesten Felsen wie weiches Holz zu bearbeiten."

worden war, wieder zurück nach Madura, und erhob es zu bedeutendem Glanze. Er erweiterte und befestigte die Stadt und bestimmte Paleyakaren, Burgherren, woraus die Engländer Poligars machten, um die verschiedenen Paleya — Burgen — welche Madura umgeben und schützen, zu vertheidigen, wofür sie bedeutende Ländereien rentfrei erhielten.

Neben großen Tempelbauten führte er auch einen großen Palast auf, der noch heut besteht. Lord Napier, Gouverneur von Madras, fand diesen Bau so werthvoll, daß er 200000 Mk. bestimmte, um ihn wieder in Stand zu setzen und der Nachwelt zu erhalten.

Zu diesen Bauten allen brauchte der König natürlich viel Geld, und es ist interessant zu sehen, was seine Einnahmen waren. Das läßt sich noch mit ziemlicher Gewißheit nachweisen. Seine Haupteinahme bestand aus der Grundsteuer, oder richtiger Pacht für seine Kronländer, und belief sich auf etwa 17 Millionen Mk. Der Tribut seiner Fürsten betrug ziemlich 4 Millionen. An directen Steuern und Zöllen hatte er etwa 3 Millionen. So belief sich seine Jahreseinnahme auf etwa 24 Millionen Mark.

Tirumala Nayaken mußte freilich den dritten Theil seiner Einnahmen an den Oberkönig von Vijiyanagar abgeben, dem auch das Chola- und Chera-Reich zinspflichtig waren. Aber so bald er nur zur Kraft gekommen war, sträubte er sich auch dagegen, zahlte den Tribut nicht und rüstete sich zum Kriege. Wol nicht gleich, aber später kam es denn auch zum Kriege, und da verband sich der König von Madura gegen seine Landsleute mit dem Mohammedaner-Reiche von Golconda! So drängen sich die Mücken nach dem Feuer, das sie verzehrt! Das Reich Vijiyanagar, das allein noch den Mohammedanern widerstehen konnte, ging nun unter, und die Mohammedaner machten unermeßliche Beute. Aber damit nicht zufrieden, zogen sie nun auch gegen Madura und verheerten das Land. Tanjore nahmen sie ein, Tirumala Nayaken aber erkaufte ihren Rückzug durch große Summen Geldes.

Seit der Zeit ward er nun sehr hart gegen seine Unterthanen, um das Geld wieder aus ihnen heraus zu pressen. Das aber war eine schwere Aufgabe; denn kaum hatten die Mohammedaner das Land verlassen, als ein Heer von Mysore hereinbrach, alles vor sich niederwarf und selbst Madura belagerte. Es ward wol zurück geschlagen, aber so bitter war die Feindschaft unter Brüdern geworden, daß die Mysorer allen Gefangenen Nase und Ohren abschnitten und ganze Säcke voll davon nach Mysore sandten. Kaum waren sie aber zurück geschlagen, so befahl

der König von Madura seinem Heere, ihnen zu folgen, und ebenso allen Gefangenen Nasen und Ohren abzuschneiden. Ja er gab ausdrücklichen Befehl, ihm die Nase und die Ohren des Königs von Mysore zu bringen. Kumara Muttu, des Königs Feldmarschall, zog aus, eroberte eine Stadt nach der andern und soll wirklich auch Mysore eingenommen und dem König seiner Nase und Ohren beraubt haben. Aber als Säcke voll dieser Trophäen in Madura ankamen, war Tirumala Nayaken, der einst so mächtige und gute König von Madura verschwunden. Er nahm ein Ende wie Romulus, niemand weiß was aus ihm geworden ist. Das Wahrscheinlichste ist, daß die Brahminen, für die er doch so viel gethan hatte, ihn in einen unterirdischen Gang lockten, unter dem Vorgeben, ihm verborgene Schätze zu zeigen, und dort ihn umbrachten. Sein Leichnam ist nie gefunden worden.

Der Untergang der Königreiche im südlichen Dravidenland ist eine Folge der verkehrten Politik des Königs von Madura, da er die Mohammedaner gegen seine Landsleute zu Hilfe rief, statt sich mit diesen gegen jene zu verbinden; aber soschnell würde der Sturz nicht erfolgt sein, wenn nicht noch ein andrer Umstand dazu gekommen wäre. Als die Mohammedaner gegen Madura vorrückten, rüstete sich der König zum Kriege, und hätte sie vielleicht auch zurück geschlagen, wenn nicht gerade zu dieser Zeit eine heillose Meuterei in seinem Heere ausgebrochen wäre. Das Heer nämlich bestand aus sehr verschiedenen Kasten, deren es 94 unter den Sudras allein gab und noch heut in Madura giebt. Jede dieser Kasten ist aber außerordentlich eifersüchtig auf ihre Rechte und Privilegien. Daher kann es auch nicht fehlen, daß es öfters zu Streit und Raufereien unter ihnen kommt. Ein solcher Streit brach nun eben in dem Heere aus, und da war an keine Ordnung, vielweniger an eine Kriegsthat zu denken. So beschleunigte die Kaste den Untergang der Dravidenreiche.

(Schluß folgt.)

Eine Oase in der Wüste.

Von van Rhijn.

So lieblich und herzerquickend eine grüne Oase in der dürren Wüste ist, so wohlthuend ist fürs Christenherz die dunkelfarbige Gemeinde Depok auf der Insel Java. Noch mehr. Die grünen Pflanzen und Bäume dieser geistlichen Oase mitten in der wüsten Mohammedaner- und Heidenwelt prangen mit hoffnungsreicher Blüthe, und erregen in christlichen

Herzen die Aussicht, daß Depok einmal für Java und den Indischen Archipel werde, was Corvey für Nord-Deutschland, Rathmelfigi für Irland, Utrecht für Niederland geworden, ein Brunnquell lebendigen Wassers, ein Heerd himmlischen Feuers, eine Pflanzschule des heiligen Geistes.

1. Was ist Depok? Ungefähr 6 Stunden landeinwärts von Batavia, halbwegs Buitenzorg, Residenz des General-Gouverneurs, nahe der neuen Eisenbahn, die hier eine Station hat, zwischen grünen Reisäckern, Gebüsch und Waldung, liegt Depok. Ausgebreitete, einstöckige, steinerne Neubauten fallen auf. Das ist ein Seminar für eingeborene Evangelisten und Schullehrer, Wohnungen für Director und Subdirector und Seminaristen nebst Hospiz für durchreisende Missionare. Weiter eine christliche Kirche und Pastorat, eine Anstalt für Landwirthschaft (landbouwkundig Instituut) — einige wenige kleine Villa's: diese alle europäisch hellfarbig. Sodann eine bedeutende Ziegelei: im Hintergrunde unter schattigen Bäumen die nichteuropäischen dunkelen Bambu-Wohnungen der dunkelfarbigen Eingeborenen, reichlich 500 an der Zahl, alle Christen. Das Ganze gewährt einen überraschenden wohlthuenden Anblick.

Schreiber dieses weilte daselbst auf seiner Visitations-Reise[1]) im September 1846, später die letzten Monate 1847 und Januar 1848. Es war meine Erholungs-Stätte und Haupt-Quartier. Beim alten Missionar Menhink, der einst zugleich mit Gützlaff von Rotterdam ausgesandt wurde, fand ich liebliche Herberge, bei der Gemeinde gute christliche Sitten und Lebensordnungen. Von Batavia aus steigt allmählich der Boden. So liegt Depok 450 Fuß über dem Meeresspiegel. Ein schnellfließender Bergstrom, der Tjilirong, führt das Wasser von den hohen Preanger-Bergen nach Batavia und in See, Depok entlang. Schiffbar nur für Holzflöße. Dies die Gründe, weshalb Depok eine verhältnißmäßig sehr gesunde Luft hat. Es war schon meiner Zeit eine Sanitäts-Stätte für christlich gesinnte Familien. Späterhin haben der Kaufmann von Charante, der Rechtsanwalt Keuchenius und der Pastor Schuurman sich daselbst kleine Villa's (Optrekjes) gebaut.

2. Was ist Depok's Geschichte? Anfang vorigen Jahrhunderts war ein Mitglied des höchsten Regierungs-Collegiums (hooge raad van Indie) Besitzer des ausgedehnten Landguts Depok, eine englische Quadratmeile groß. Dieser hohe Herr scheint den Weltkindern ein Sonderling,

[1]) Siehe meine: „Reis door den Indischen Archipel in het belang der evangelische Zending.“ Seite 56 ff. und 581 ff. Daselbst auch meine eigenhändige Abbildung der Depok'sche Kirche und Umgebung.

uns ein selbständiger lebendiger Christ gewesen zu sein. Er behauptete, die auf Batavia's Markt angekauften Sklaven, Makassaren, Balinesen u. s. w. seien für den Christen-Glauben empfänglich. Da er mit Achsel zucken angehört wurde, wollte er die thatsächliche Probe liefern. Er ließ sich also herab, in eigener Person seine Sklaven zu unterrichten, er wurde Missionar und Schullehrer. Ein Rathsherr Lehrer seiner Sklaven! Ein so hochgestellter Mann Lehrer derjenigen, die als Vieh gekauft und verkauft wurden! Wenn ein Mitglied dieses allerhöchsten Collegiums über die Straßen fuhr, waren Eingeborene nicht nur, sondern europäische Beamte, Kaufleute, Militärs gehalten aufzustehen entweder auf ebener Erde oder auf ihrem Wagen, und respectvoll zu salutiren. Welcher Geist trieb doch diesen hohen Herrn, sich so herabzulassen? . . . . Gott ließ es ihm gelingen. Er brachte es dahin, daß er etliche seiner Leibeigenen den officiellen reformirten Predigern in Batavia zur Prüfung, zur Taufe und Confirmation vorstellen konnte. Der Beweis war geliefert. Makassaren und Balinesen, ungebildete Sklaven, konnten Christen werden. Jetzt trat ein Schullehrer zur Hilfe ein. Chastelein sann darauf, nach Holland heimzukehren. Da schrieb er 1714 ein ausführliches Testament, kraft dessen er sein Landgut Depok seinen Leibeigenen vermachte, die bereits Christen waren, oder innerhalb 2 Jahren es werden sollten. Natürlich ließen sich bald alle 150 taufen. Chastelein aber, nachdem er alles richtig und umsichtig gestellt und gehörig gesiegelt hatte, reiste ab, nicht nach Holland, sondern nach der ewigen Heimath. Sein Sohn blieb und wurde Executor des väterlichen Testaments. Zwar wurde das sonderbare Vermächtniß von den Erben als nicht vollgiltig angegriffen. Ein Jahrhundert lang ist darüber prozessirt worden, ob die Depoker legitime Eigenthümer oder aber nur Nutznießer des schönen Landguts sein sollten. Nicht lange vor meiner Ankunft war es endlich ausgemacht, daß die Depoker vollgiltige Eigenthümer seien. Depok wurde jetzt eine Filiale von Batavia's reformirter Gemeinde. Dann und wann kam ein Prediger, verwaltete die Sacramente, confirmirte und copulirte, übrigens war ein christlicher Schullehrer oder eine Art Candidat (Proponent, Hilfsprediger) der geistliche Vorsteher.

Mir war der Aufenthalt in dieser christlichen Gemeinde auf meiner Inspectionsreise zur Erquickung. Dennoch fand ich mehr Gesetz als Evangelium. Spuren eines regen höheren Lebens fand ich zu wenige. Dieß ist anders geworden, seitdem der wackere Missionar Beukhof (1864) ihr Pastor wurde und der Prediger Schuurman aus Batavia hier seine Erholungsstätte suchte.

Der letztere war ein sehr geschätzter Prediger der evangel.-luth. Gemeinde im Haag und als solcher Mitglied des Staats-Comité's, welches Prediger und Missionare für Ost- und West-Indien abordnet. Da nun dies Comité Jahre lang tüchtige Prediger vergebens gesucht hatte für das große Arbeitsfeld in Ost-Indien, so ging Schuurman zu vieler Erstaunen selbst dorthin (1868). Ein Jahr nach seiner Ankunft in Batavia erließ er einen öffentlichen Aufruf an die niederländischen Christen, um ein Seminar für eingeborene Evangelisten und Schullehrer zu gründen. Der anglikanische Pastor in Batavia, Arnold[1]), hatte bereits das Grundstück dazu angeboten. Mit Missionsfreunden hatte er die Sache reiflich erwogen. Bei der fluctuirenden europäischen Bevölkerung und deren geringem Missionssinn wollte er einen Fonds von ½ Million Gulden sammeln, der in Amsterdam verwaltet werden sollte. Unser Groen van Prinsterer subscribirte gleich mit fl. 5000., und verdoppelte später diese Summe. Andere einflußreiche Männer folgten. Dennoch gerieth die Sache beinahe ins Stocken. Die große Geldsumme schreckte ab; sie schien nicht senfkornartig. Dazu wurden um dieselbe Zeit die lebendigen Christen in Niederland aufgefordert, alle Kräfte, auch die finanziellen, anzustrengen, um den unchristlichen Staats-Schulen gegenüber besondere christliche Schulen zu errichten. Auch andere Bedenken wurden geltend gemacht. Wie sollten die so verschiedenen Rassen des Archipels, Malaien, Javanen, Batta's, Dayak's, Ambonesen, Makassaren, Alfuren in Einem Seminar vereinigt werden? Welche Sprache sollte für sie alle passen? Die malaische, die niederländische? — Da ferner die verschiedenen Missions-Gesellschaften Niederlands durch Deficit's gedrückt waren, so lag die Befürchtung nahe, daß das zu errichtende Seminar die geringen Einnahmen noch schmälern ja fast absorbiren würde u. s. w. Da kam Beukhof zur Wiederherstellung seiner Gesundheit aus Depok nach Holland. Er hatte 6 seiner 7 Kinder kurz nach einander an der Diphteritis verloren und war dadurch mit seiner Gattin tief niedergebeugt. Der Herr richtete sie auf durch brüderliche Liebe und Theilnahme und durch ein Werk, das Er seinem Diener auftrug. Er wurde in Niederland ein beredter Anwalt des Seminars. So klein seine Gestalt war, so groß war die Kraft seiner schlagenden, aus der Erfahrung hergenommenen Gründe. Mächtige Gegner wurden mächtige Gönner. Das glimmende Docht wurde helle Flamme. In unsren

[1]) Rev. Mühleisen-Arnold, ein geborner Würtemberger, früher im Dienst der Church Miss. Soc., jetzt unter den als Arbeiter eingeführten mohammedanischen Fremdlingen thätig. D. H.

Hauptstädten bildeten sich Zweig-Comité's. Endlich hatte das Central-Comité in Amsterdam ungefähr 300,000 Gulden zusammen und der Bau des Seminars begann. Wieder neue Schwierigkeiten und Aufenthalt, da die Männer, die vom Central-Comité in die Directorstelle berufen wurden, nach langer Berathung ablehnten. Die Welt spottete; die Indischen Tageblätter, von Anfang an feindlich gesinnt, erklärten: die Sache habe keine Zukunft und sei rettungslos verloren!

3. Keine Zukunft? . . . Dasselbe sagten vor 1800 Jahren die Jerusalemer Juden — und nicht lange darnach die philosophischen Heiden, die scharfsinnigen Celsusse und Porphyriusse. Dennoch? . . .

Am 21. August 1878 ist eine große festliche Schaar europäischer und eingeborener Christen in Depok früh morgens versammelt. Das Seminar wird eingeweiht. Der Präsident des indischen Hilfs-Comité's, der beredte Rechtsanwalt Keuchenius, hält eine treffliche Rede. Dieser Tag sei gewählt, weil es der Geburtstag des seligen, hochverehrten Freundes Groen van Prinsterer sei; frühere Seminarien in Jaffanapatnam 1690, in Colombo (Ceylon) 1704—1778, in Batavia 1745 seien untergegangen und haben zu wenig gefruchtet — warum? . . . Dies sei uns zur Warnung! Der Herr habe Chastelein's Gebet erhört. Er wolle Depok zu einem Mittelpunkt des Lichts machen in Java's Nacht. So werde es, was der Name bedeutet: ein Lufthof, ein Garten Gottes, worin die Luft des heil. Geistes wehe! Ein europäischer Missionar bekehre nur die Erstlinge eines fremden indischen Volkes, das Volk selbst werde nur durch die Predigt eigener Stammgenossen gewonnen. Das walte der Herr! — Psalmen und Lieder der Gemeinde, der Zöglinge der landwirthschaftlichen Anstalt unter Director Te Riet, wechselten ab: Ansprache des Missionars van der Linden aus Buitenzorg, schließlich des neuen Directors.

Wer ist dieser? . . . Hennemann ist sein Name. Geboren 4. Juli 1835 zu Horhausen in Nassau — 1861 Zögling im Barmer Missions-Institut — 1866 Missionar in Borneo. Später wurde er Director eines Seminars für Nationalhelfer in Kwala Kapuas auf Borneo. Er scheint bis jetzt the right man on the right place zu sein, und hat seine schwere Aufgabe mit freudigem Glauben ergriffen. Diese Aufgabe ist, die besten Zöglinge der verschiedenen Missionare des Archipels weiter, tiefer, gründlicher auszubilden als die vielbeschäftigten Sendboten es vermögen, sodann sie wohlgerüstet einem jeglichen nach seiner Heimath zu seinem Volke zurückzuschicken, damit sie als Prediger und Lehrer arbeiten unter Oberaufsicht der europäischen Missionare. Die Hauptsprachen sollen sein

die Malaische und die Niederländische. Die Seminaristen sollen ihre einfache Lebensweise, Kleidung u. s. w. beibehalten und sich auch mit Garten- und Feldbau und Handwerken beschäftigen.

Mit 4 Dayak's aus Kwala Kapuas fing Hennemann am 21. Aug. an. Bald kamen 2 Depoker hinzu, später 6 Alfuren aus Kumelembuai (Menado-Celebes), Zöglinge des wackeren Missionars Ulfers, der noch 7 zugesagt. Diese verschiedenen Stammgenossen vertragen sich unter einander nicht weniger gut als die sehr verschiedenen indischen Militärs in unsrer Armee. Sie reizen und spornen einander zum Guten. Viele neue Zöglinge werden gemeldet. Ein Sub-Director, am liebsten ein niederländischer Schullehrer, wird eifrig gesucht. In Niederland wird noch eifrig für die Sache collectirt; die Theilnahme, die Gebete sind rege!

Als im Jahre 1825 die Londoner Missions-Visitatoren, Tyerman und Bennet vom 17. Juli bis 6. September auf Java sich umgesehen, schilderten sie mit folgender Buddha-Fabel den geistlichen Zustand daselbst. Brahma kehrte nach der Weltschöpfung in sich selbst zurück, in seinen Himmel der Ruhe, und ließ sein mächtiges Werk stehen oder fallen, so wie es wollte. Da ergriff Siva Besitz von der Welt und begann sein Werk der Verwüstung, zertrat Menschen und Thiere und verdarb das Erdreich sammt seinen Producten. Er würde bald alles vernichtet haben, wäre nicht Vischnu wiederholt dazwischen gekommen als Retter, da er in verschiedenen Incarnationen mancherlei Gestalt annahm, die Creatur von Siva's Wuth zu erlösen. Trotzdem aber wuchsen die Heerscharen des Verderbers so gewaltig und nahmen sie so sehr die Ueberhand, daß nach einiger Zeit die Luft so voll böser Geister war, daß nicht Raum mehr übrig blieb, eine Nadel dazwischen zu stecken. Da stieg Buddha aus Erbarmung auf die Menschheit herab, als sanfter heilbringender Regen in diese erstickende Atmosphäre, und verdünnte in so weit deren giftige Bewölkung, daß Raum da war für die Sonne um die Menschen zu bescheinen, und für die frische Luft, um sie anzuhauchen.[1]) — Noch jetzt dürfte diese Fabel im christlichen Sinne auf Java und den indischen Archipel anwendbar sein, darum sei die Devise der Utrechter Universität das sehnsuchtsvolle Gebet aller niederländischen und indischen Christen: Sol justitiae illustra nos! Sonne der Gerechtigkeit bestrahle uns!

[1]) Siehe: Voyages and Travels round the world, by the Rev. Dan. Tyerman and George Bennet, Esq. London 1841. Sec. edit. pag. 210.

Neueste Nachrichten aus Uganda.

Bei dem großen Interesse, welches auch in Deutschland an der Victoria-Nyanza-Mission der Ch. M. S. genommen wird und der Spannung, mit der man allerseits in den Missionskreisen auf eine Enthüllung der neulich (S. 42 f. 80 f.) gemeldeten räthselhaften Vorgänge in der Residenz Mtesas wartet, schien es dem Herausgeber geboten, die Mittheilung der neuerlich eingegangenen Nachrichten nicht bis auf den nächsten Quartalbericht zu verschieben, sondern sie sofort in dieser Nummer zur Kenntniß unsrer Leser zu bringen.

Wie zu vermuthen war, haben die arabischen Händler den Brief des Consuls Dr. Kirk von Zanzibar falsch übersetzt. Es ist jetzt der Committee der Ch. M. S. amtlich angezeigt, daß der Consul ihre Missionare nicht nur dem Schutze Mtesas empfohlen, sondern ausdrücklich auch des Salisbury'schen Schreibens gedacht habe, das sie mitbrächten. Nur habe er, um die Missionare dadurch in den Augen Mtesas desto höher zu stellen, hervorgehoben, daß sie ganz auf eignen Antrieb kämen und nicht etwa im Dienste der Königin stünden.

Daß nicht bloß die arabischen Händler ihre Hände in diesem falschen Spiel haben, sondern auch die französischen Jesuiten eine Hauptschuld an der Umstimmung Mtesas und der Feindseligkeit gegen die englischen Missionare tragen, geht aus den neusten Briefen der letzteren zur Evidenz hervor. Uns fehlen die parlamentarischen Ausdrücke zur Bezeichnung ihres unerhörten Betragens. Nachdem nämlich der kindisch launische König[1]) zu den Engländern sich wieder freundlicher gestellt und die Wiederaufnahme der Gottesdienste in seinem Palaste gestattet, stellten sich auch die Jesuiten, deren Zahl sich mittlerweile noch um 4 vermehrt, zu diesen Versammlungen ein, blieben aber auf ihren Plätzen sitzen, während alle übrigen — nach dem anglikanischen Ritus — knieeten. Als sie nun Mtesa fragte: „Betet ihr denn nicht Jesus Christus an?" — da erklärten sie mit großer Heftigkeit, daß sie keine Gemeinschaft hätten mit den „protestantischen Lügen" und bezeichneten die englischen Missionare direct als „Lügner", so daß der arme König und sein Hof in die größte Bestürzung gerieth. „Ich schreibe Ihnen das mit einem schweren Herzen," — bemerkt Miss. Mackay — „an die Verwirrung denkend, die nun begann."

Um die ganze Schwere dieser Verdächtigung zu verstehen, muß man sich an die Scene erinnern, die entstand, als der Kirksche Brief falsch übersetzt wurde und Mtesa in seiner Aufregung die Engländer selbst „Betrüger" nannte. Es geht offenbar den jesuitischen Patres darum, den König in dieser Meinung durchaus zu bestärken. Der arme Mann, der durch die Concurrenz der feindlichen Jesuitenmission so schon in die größte Verwirrung gerathen mußte, ist natürlich ganz unfähig, über die Differenzen der römischen und protestantischen Lehre ein Urtheil zu haben, und kann den Vorwurf der „Lüge", den die römischen Friedensstörer gegen die letztere erhoben, nur als eine persönliche Beschuldigung der englischen Missionare auffassen.

Dazu suchen die Jesuiten auch sonst auf jede Weise sich die Gunst des Königs zu erschleichen. So haben sie ihm gerade solche Geschenke mitgebracht, die sein Herz begehrt: Feuerwaffen, Munition, Schwerter und sonstiges Kriegsgeräth. Am aufgeregtesten wird

[1]) So bezeichnet ihn ausdrücklich auch Dr. Emin-Bey, siehe „Geogr. Mitth." 1880 S. 21.

Mtesa, wenn der Verdacht einer ägyptischen Invasion in ihm rege gemacht wird. Wie weit wieder die Jesuiten dabei betheiligt sind, daß die auf dem Nilwege gekommenen 3 englischen Missionare beschuldigt wurden, Emissäre der ägyptischen Regierung zu sein, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt; doch wird wol auch in dieses Dunkel bald Licht kommen (Ch. M. Int. 80 S. 123 f.).

Jetzt sind weitere 16 Jesuiten auf dem Wege nach Uganda! Es kann kaum ein Zweifel sein, daß hinter dem feindlichen Vorgehen dieser Herren, das auf mehreren Punkten unsres afrikanischen Missionsgebiets zugleich stattfindet, ein organisirter Plan steckt und steht sehr zu befürchten, daß wir von noch viel Verwirrung und Unheil zu hören bekommen werden, welches dadurch angerichtet wird.

Von der kräftigen Abfertigung, welche die katholische Sambesi-Expedition bei den Bamangwatos durch den protestantischen König Khame gefunden, werden wir im nächsten Quartalbericht Mittheilungen machen; desgleichen über die günstigen Nachrichten, die mittlerweile aus Udschidschi von den dortigen Londoner Missionaren eingetroffen sind. —

Uebersicht über die studentischen Missions-Vereine Deutschlands.

	Sommer-Semester 1879.										Winter-Semester 1879/80. (Daten vom 1. 1. 1880).		
	Mitgliederzahl.			Thätigkeit.							Mitgliederzahl.		
				a. Vorträge.					b. Corresp. mit activen Missionaren.				
	Summa.	Davon sind Nicht-Theologen.	Diese sind % allen dortigen Theologen.	Summa der gehaltenen V.	Hierv. hielten Mitglieder wieviel V.?	Ethnolog. u. Geogr. V.	Geschichtliche Vorträge.	Theoretische Vorträge.	Briefe abges.	Briefe empf.	Summa.	Davon sind Nicht-theologen.	Diese sind % allen dortigen Theologen.
Berlin	16	2	8,4%	6	2	—	6	—	—	1	16	—	8,1%
Bonn	13	2	16%	6	4	—	4	2	—	—	6	2	7,1%
Breslau	14	2	19%	7	5	2	4	1	4	4	10	2	10%
Erlangen	34	3	17%	3	1	—	2	1	—	—	34	3	16%
Greifswald	20	—	38%	6	6	—	6	—	—	—	19	—	36%
Halle	29	—	11,5%	6	5	1	1	4	—	—	25	—	9,5%
Leipzig	45	—	10,7%	5	3	3	1	1	—	—	34	1	8%
Rostock	28	—	57%	—	—	—	—	—	—	—	33	—	67%
Tübingen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	14	7	3%

1. Der Missions-Verein zu Tübingen war 1878/79 eingegangen, hat sich zu Anfang des jetzigen Semesters neu constituirt, wird aber als ein Unternehmen von Norddeutschen bezeichnet, dem die Theologen des Stifts sich ganz fern halten. — Auch der Verein zu Bonn „constituirt sich neu." — In Kiel hat, wie uns ein dortiger Docent mittheilt, von 1872—1874 ein stud. Miss.-V. bestanden, mit Anschluß an die Goßnersche

Mission. 1875 lebte er wieder auf, hatte 19 Mitglieder, ging aber schon nach Einem Semester wieder ein. „Man denkt daran, ihn von neuem ins Leben zu rufen.“

2. Es ist auffallend, daß für Rostock, trotz der hohen Mitgliederzahl (höchster Procentsatz betr. Betheiligung der Theologen) weder Vorträge noch Correspondenz angegeben wurden. — Auch in Erlangen wurden, trotz der hohen Mitgliederzahl nur wenig Vorträge gehalten, freilich stellen die Statuten nur 3 pro Semester fest. — Im Allgemeinen sind wenig Vorträge gehalten, an der Spitze steht Breslau mit 7; wir meinen, daß 8 im Sommer, 9 im Winter (d. h. alle 14 Tage einer) das Normale wäre. Früher wurde in Halle und Breslau diese Zahl erreicht.[1])

3. Die hochwichtige Correspondenz mit Missionaren hat sich seit der 1877 an dieser Stelle gegebenen Uebersicht leider nicht vermehrt, sondern vermindert. Halle hat dieselbe einschlafen lassen, Leipzig und Tübingen scheinen sie nicht erst, wie doch dort in Aussicht gestellt war, angefangen zu haben. Der Miss.-V. zu Breslau allein pflegt sie noch, derselbe correspondirt mit Missionaren der Berliner-, der Rheinischen- und der Church-Missions-Gesellschaft, und verdankt dieser Correspondenz, von der auch die längst inactiv gewordenen Mitglieder Kenntniß erhalten, zum guten Theil sein reges Leben. Freilich erreicht auch er mit den 4 abgesandten Briefen nicht die in frühern Semestern unter dieser Rubrik zu nennende Ziffer.

4. Ordnen wir schließlich die vorstehend alphabetisch aufgezählten Vereine nach dem Grade ihrer Thätigkeit, wobei wir die abgesandten Briefe zu den Vorträgen addiren, dagegen von letzteren nur die von Studenten (Mitgliedern) gehaltenen zählen, so ergibt sich folgende Reihenfolge:

Breslau (5 + 4), Greifswald (6), Halle (5), Bonn (4), Leipzig (3), Berlin (2), Erlangen (1), Rostock (0).

Möchte die jetzt fast allgemein beobachtete Zunahme der Theologie Studirenden von einer noch allgemeineren Zunahme der die Mission liebenden und fördernden Theologen begleitet sein! H.

Literatur-Bericht.

1) „Essays zur allgemeinen Religionswissenschaft“. Von **Victor von Strauß** und **Torney**. Heidelberg, Carl Winter, 1879 (224 S. gr. 8.; Pr. 6 M.).

„Flüchtig gekostet führt die Philosophie von Gott ab; gründlich ausgeschöpft führt sie zu Gott zurück.“ Die Richtigkeit dieses Baconischen Satzes bewährt sich auf keinem Gebiete des philosophischen Forschens in gleichem Grade, wie auf dem der allgemeinen oder vergleichenden Religionswissenschaft. Unzählige Male schon hat auf diesem Gebiete principloses desultorisches Forschen, bestehend in vereinzelten Aperçus und oberflächlich abgeschöpften Parallelen, Verwirrung anzurichten und unmotivirter religiöser Skepsis Vorschub zu leisten gedient; während die tiefer eindringende Forschung selten andre als für die Sache unsrer geoffenbarten Religion günstige Ergebnisse zu Tage gefördert hat.

[1]) Wenigstens monatlich einer sollte unbedingt stattfinden. Ich wiederhole die Bitte, daß die Vorstände der betr. Vereine mir doch am Schlusse jedes Semesters einen kurzen Bericht zugehen lassen wollen. D. H.

Zu den wahrhaft verdienstvollen Forschern auf diesem Felde, die zugleich Gotte die Ehre geben und als kräftige Zeugen für die Wahrheiten des Christenthums eintreten, gehört in erster Linie der Verfasser obiger Essays. Unter den Kennern der chinesischen Sprache und Literatur thun wenige es ihm gleich; aber auch eine sehr gründliche Bewandertheit auf dem Felde der indischen Sprach- und Religionsforschung sowie auf noch andren Zweigen der Orientalistik, dazu tüchtiges Studium des classischen Culturlebens, gehören mit zu den Voraussetzungen, auf welchen sein vielseitiges und stets bedeutendes schriftstellerisches Schaffen in Poesie wie Prosa sich auferbaut.

Wie entschieden nun dieser Gelehrte, — der erst jüngst wieder, kurz nach dem Erscheinen obiger Essays, in seiner Uebersetzung und Commentirung der Lieder des Schi-king einen der seltensten und kostbarsten Schätze altchinesischer Literatur der abendländischen Welt zugänglich gemacht hat —*) für das Christenthum als den leuchtenden Mittelpunkt und allbeherrschenden Zielpunkt aller Religionsbildungen eintritt, das zeigt gleich der erste einleitende Essay: „Ueber einige Vorfragen zur allgemeinen Religionswissenschaft" (S. 1—74). Eine längere Reihe jener naturalistischen Voraussetzungen, durch welche die Religions- und Culturforscher unchristlichen Standpunkts sich irre leiten lassen, wird hier auf geistreiche Weise kritisch beleuchtet. So die mit der Lieblingstheorie heutiger Aufklärungsweisheit, dem „großartig zusammengestrickten Hypothesennetz des Darwinismus" zusammenhängende Annahme eines thierisch-rohen Zustandes als angeblichen Ausgangspunkts für alle, auch die religiöse Entwicklung der Menschheit; desgleichen der daraus hergeleitete Irrthum, wonach die heutigen Wilden „Ueberreste und mehr oder minder treue Bilder anfänglicher Zustände der gesammten Menschheit" sein sollen; nicht minder die oberflächliche, auf mangelhafter ethnologischer Forschung beruhende Behauptung, es gebe absolut religionslose, von jeder Spur des Glaubens an göttliche Mächte und an ein Jenseits entblößte Völker. Wie v. Strauß dieser letzteren irrigen Meinung den Nachweis eines ausnahmslosen Hervortretens wirklich atheistischer oder gänzlich irreligiöser Gesinnung im Gefolge nicht von roher Uncultur sondern von „aushöhlender, gemüthabstumpfender Uebercultur" entgegenstellt, ähnlich beurtheilt er das Phänomen des Fetischismus, worin naturalistischerseits so oft und gern eine Urform aller Religiosität erblickt wird, vielmehr als ein Vermoderungsproduct sinkender Cultur und religiös-sittlichen Verfalles. Gerade der stumpfste und roheste Fetischdienst setze irgendwelche, wenn auch noch so getrübte und tief verschleierte Gottesidee voraus; die bekannte Theorie des Comteschen Positivismus, wonach aus ursprünglichem Fetischismus überall zuerst Polytheismus, dann Monotheismus hervorgegangen wäre, widerspreche Allem, was solide religionshistorische Forschung über den wirklichen Entwicklungsgang des religiösen Lebens der Völker lehre. Gerade die am gründlichsten erforschten Religionen uralter Culturvölker: die chinesische, indische, ägyptische, persische, geben monotheistische Vorstellungen als die Urform des religiösen Bewußtseins dieser Völker zu erkennen. Eben dieser Urmonotheismus als Grundlage der heidnischen Religionen legt entschiedenes Zeugniß ab für das Christenthum als die absolute Religion oder die Religion der vollendeten Offenbarung. Nur es, als wahrhaft „übernationale Religion" hat die Schranken, wodurch die mythologischen Volksreligionen der alten Welt theils von einander, theils von Israel als dem Volke der Voroffenbarung abgesperrt waren,

*) Schi-king, das kanonische Liederbuch der Chinesen, übersetzt und erklärt. Heidelberg, Winter (17 M.).

mit siegender Gewalt durchbrochen, so daß fortan „alle höhere Culturentwicklung innerhalb der christlichen Völker verläuft und demnach an das Christenthum gebunden erscheint“ (S. 65).

Diese geistreich tiefsinnige Anschauung vom Christenthum als dem absoluten Maßstabe, woran der Werth aller Religionen zu messen, vertheidigt v. Strauß nochmals im letzten Essay der Sammlung: *Δός μοι ποῦ στῶ.* Oratio pro domo (S. 210 ff.). „Sind alle Religionen geschichtliche Thatsachen im höchsten Sinne, so kann nur im Lichte des Christenthums ihr wahres Wesen erkannt und beurtheilt werden. Damit ist nicht aus- sondern eingeschlossen, daß der rechte Forscher, unter Festhalten seines höheren Standpunkts und Kriteriums, sich liebevoll in den Anschauungskreis jeder von ihm zu untersuchenden, darzustellenden und ihres Orts einzureihenden Religion vertiefe“. Die Berechtigung eines solchen, christlich bestimmten Standpunkts für die vergleichende religionswissenschaftliche Forschung thut v. Strauß gegenüber seinen materialistisch oder pantheistisch oder rationalistisch-deistisch gerichteten Mitforschern auf überzeugende Weise dar. Auch gegen einige einschlägige Annahmen seines „verehrten und geliebten Freundes Max Müller“ ist er schließlich sich zu erklären genöthigt. Nach den fast nur zustimmenden Urtheilen über die sprach- und religionsgeschichtlichen Leistungen des berühmten Sanskritphilologen, wie sie der längere Artikel: „Max Müller und seine Essays“ gebracht hatte, drückt die „Oratio pro domo“ doch gegenüber der jüngst hervorgetretenen darwinisirenden Wendung des befreundeten Forschers einen bestimmten, wenn auch in der Form sehr mild gehaltenen Dissensus aus. Der in Müllers neusten religionswissenschaftlichen Vorlesungen („Ueber Ursprung und Wachsthum der Religion“, 1879) versuchten Darstellung auch schon der frühesten Anfänge des religiösen Bewußtseins als eines selbständigen, aus der „sinnlichen Anschauung des Endlichen und Unendlichen“ entsprungenen, also rein natürlichen Entwicklungsproducts der Menschheit, hält v. Strauß mit Recht die Frage entgegen: „Kann der Mensch etwas aus sich, wenn auch unter den stärksten äußeren Anregungen, entwickeln, wenn eben dasselbe nicht unentwickelt bereits in ihm ist? Ist dieser Urkeim nicht nothwendig vorauszusetzen, und kann er in Bezug auf Religion etwas Anderes sein, als ein noch unbewußtes, weil unvermitteltes Gottinnesein?“ (S. 222).

Auch die zwischen den hier zunächst hervorgehobenen Abhandlungen zusammengestellten Aufsätze von älterem Datum — Kritiken und Gelegenheitsschriften, aus verschiednen periodischen Blättern entnommen — bieten ein mehrseitiges lehrreiches Interesse dar. So namentlich die beiden auf des altchinesischen Philosophen Laò-tsè System bezüglichen Aufsätze, welche den 1870 veröffentlichten Commentar des Verfassers zu dieser denkwürdigen religionsphilosophischen Urkunde in weiteren Kreisen einzuführen und gegenüber einer mißlungenen Concurrenzarbeit (von R. v. Plänckner) zu rechtfertigen dienen. So ferner jenes Referat über Max Müllers religionswissenschaftliche Essays, sowie ein aus der „Deutschen Wochenschrift“ abgedruckter kritischer Artikel über „Buddhismus und Christenthum“, worin ein seichter und unwissender Lobredner des buddhistischen Religionswesens, der unter der Maske des Hindu-Namens Nisi Kánta den Religionsstifter Ostasiens auf Kosten Christi und des Christenthums zu glorificiren versucht hatte, wegen der dabei bethätigten crassen Unwissenheit und Urtheilsunfähigkeit seine wohlverdiente Züchtigung empfängt. Es ist ergötzlich, und doch, was Feststellung des richtigen Urtheils über das Verhältniß des Buddhismus zum Christenthum betrifft, auch sehr lehrreich, zu sehen, wie diesem ungeschickten Scribenten Stück für die Stück die vorgehaltene Larve

abgerissen wird, bis zu der vernichtenden Schlußsentenz: „Nach Ihrer sehr lückenhaften Kenntniß des Buddhismus — vom Christenthum gar nicht zu sprechen — muß man schließen, daß Sie mit Spinoza, Hegel, Fichte, Schiller, David Strauß und Eugen Sue bekannter sind, als mit dem Tripitaka, dem Lalitavistâra, oder, falls Sie Tibetisch verstehen, mit dem Tandschur und Kandschur. Bis jetzt können wir nur sagen: Nisi canta-visses*), philosophus mansisses."

Aus den hier mitgetheilten Proben ergiebt sich zugleich die treffliche Schreibweise des Verfassers. Gleich allen Publikationen v. Strauß's zeigt auch die vorliegende einen hohen Grad von Formvollendung, kraft deren ihre Lectüre fast ebenso reichen Genuß wie geistigen Gewinn bringt. Z.

2) **Prof. D. Zöckler:** „Die Lehre vom Urstand des Menschen, geschichtlich und dogmatisch-apologetisch untersucht" (Gütersloh 1879). Auch vom Missionsstandpunkte aus verdient diese neue Arbeit des durch seine gründliche Gelehrsamkeit wie nüchterne Objectivität in der wissenschaftlichen Welt selbst bei den entschiedensten Vertretern des gegentheiligen Standpunktes (z. B. „Ausland" 79 N. 44) hoch creditirten Autors die vollste Beachtung. Wie alle seine Werke, so setzt auch dieses durch die Fülle des nicht blos äußerlich herangezognen, sondern innerlich verarbeiteten und vollkommen beherrschten Materials wahrhaft in Erstaunen. Der umfassende Stoff ist lichtvoll gruppirt, die Darstellung ohne alle Schwerfälligkeit, die Abwägung gerecht, der apologetische Beweis sieghaft. „Wir behaupten einen reineren und höheren Urstand an der Spitze der Menschheitsentwicklung nicht als bloßen Glaubenssatz, sondern als eine durch schwerwiegende Zeugnisse auch der Wissenschaft gedeckte Wahrheit" (S. 7). Und diese Behauptung wird auf dem Wege wissenschaftlicher Beweisführung, soweit dieselbe in dieser Frage überhaupt möglich, zu erhärten gesucht. Das Buch liefert demnach, und darum eben ist es so werthvoll für die heutige Apologetik, Religions- und Culturgeschichte, es liefert einen bedeutenden Beitrag zur Lösung der großen Streitfrage zwischen biblischer und sog. moderner Weltanschauung über die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, ob sie, zumal in religiöser, aber auch in cultureller Beziehung, wesentlich eine ab- oder aufsteigende, ob der Mensch von einem höheren und reinerem Standpunkte herabgefallen, oder aus einem thierischen Zustande sich gradatim in die Höhe gearbeitet. Die letztere Annahme gilt bekanntlich heutzutage in den weitesten Kreisen als die κατ' ἐξοχην wissenschaftliche und der unter dem Nimbus naturwissenschaftlicher, anthropologischer, archäologischer und historischer „Thatsachen" sich spreizenden Hypothesendreistigkeit gegenüber hat der Apologet der biblischen Weltanschauung wahrlich kein leichtes Spiel. Nun, das werden unserm Verfasser auch seine Gegner lassen müssen: er hat sich auch kein leichtes Spiel gemacht, sondern misst sich mit ihnen im ernsten Männerkampfe. Man folgt ihm in diesem Kampfe mit gespannter Aufmerksamkeit; sowol wenn er „die Traditionen des Heidenthums" (Kap. III) darstellt, wie „die Opposition des modernen Naturalismus" (Kap. IV) charakterisirt, wenn er die „paläontologischen" (Kap. V) und die „sprach-, religions- und culturgeschichtl. Instanzen" (Kap. VI) unter die Lupe legt und die Frage nach dem „Alter des Menschengeschlechts" (Kap. IX) seiner kritischen Prüfung unterzieht — überall muß die Hypotheke des Unglaubens der biblischen Geschichtsthatsache das Feld räumen. Erst führt er den gewaltig gerüsteten Feind in Schlachtordnung vor, daß man sich fast vor dem Goliath fürchtet, dann nimmt er ihm, zum

---

*) Anspielung auf den angenommenen Namen des Pseudo-Hindu.

Theil mit Waffen aus dem feindlichen Lager selbst, Stück für Stück seines scheinbar unangreifbaren Eisenkleides ab und zeigt, daß nicht Thatsachen vorliegen, welche die moderne Entwicklungslehre in ihrem Gegensatze gegen die Bibel und speciell gegen ihre Lehre vom Urstand des Menschen begründen, sondern, daß es kühne und vielfach sich widersprechende Schlüsse sind, die man aus gewissen Thatsachen zieht, also Hypothesen, die man mit Thatsachen verwechselt, ein Manöver, das durch seinen blendenden Schein zumal denjenigen mächtig imponirt, denen die darwinistische Theorie a priori als Dogma feststeht. Eine absolute wissenschaftliche Objectivität und daher mathematisch zwingende Beweisführung in Principienfragen dieser Art giebt es — wie uns Zöcklers besonnene Arbeit aufs neue darthut — um so weniger, als die thatsächlichen Beweise, welche pro und contra vorliegen, verhältnißmäßig so dürftig sind und nur durch Schlüsse, die man aus ihnen zieht, ein Resultat ermöglichen. Diese Schlüsse fallen natürlich sehr verschieden aus je nach der innersten Gesinnung, der Nüchternheit und dem Wahrheitssinn des sie Ziehenden. Auch die größte Gelehrsamkeit schützt nicht vor einer tollen Phantasie und der minutiöseste Scharfsinn nicht vor den belustigendsten und abenteuerlichsten Thorheiten. So theilt um diese klassische Anecdote hier gelegentlich einzuflechten nach „Ausland" (1879 S. 944). Gaidoz in seiner Esquisse de la religion des Gaulois (Paris 1879) im Anhange eine „sehr gelehrte Abhandlung mit, welche einen sonst höchst geachteten Alterthumsforscher zum Verfasser hat und auf die wir blos insofern hinweisen, als man daraus lernen kann, wie vorsichtig man bei mythologischen [aber auch bei naturwissenschaftlichen, archäologischen u. a.] Studien sein muß und welches Mißtrauen selbst den sinnreichsten und gelehrtesten Etymologien [überhaupt Schlüssen und Theorien auf diesen Gebieten] gegenüber am Platze ist. Zu Füßen einer in der Revue celtique vor einiger Zeit veröffentlichten Abbildung eines gallischen Donnergottes hatte der in Rede stehende Gelehrte das kleingeschriebene Wörtchen „Encina" entdeckt. In der Meinung, dieses befände sich auch auf dem Sockel der zur Abbildung gebrachten Statuette, verfaßte er die oben erwähnte etymologische Abhandlung, worin er mit einem erstaunlichen Aufwand von Gelehrsamkeit und unter Entfaltung eines ebenso gründlichen sprachlichen wie mythologischen Wissens den Nachweis lieferte, daß Encina den Gott der Nothwendigkeit, der saeva necessitas, also gewissermaßen den Gott der Vorsehung vorstelle. Nun rückt auf einmal Herr Gaidoz mit der geradezu niederschmetternden Erklärung heraus, daß jenes kleine vielgedeutelte Wörtchen weiter nichts bedeute als den Namen des Künstlers, der den betreffenden Holzschnitt verfertigte — Mr. Encina, wohnhaft Paris, 56 Boulevard Montparnasse!" — Ist das nicht ergötzlich? Nur schade, daß das „Ausland" und seine Gesinnungsgenossen die hier empfohlne Vorsicht so sehr aus den Augen lassen, wenn es sich um naturwissenschaftl. oder archäologische Hypothesen handelt, die in den Zauberkreis ihrer dogmatischen Axiome passen! — Wenn man das Gebäude dieser prähistorischen „Wissenschaft" einer nüchternen Prüfung unterzieht, so kann man kaum anders als mit dem besonnenen Aegyptologen Brugsch es für eine bloße „Pyramide scharfsinniger Hypothesen" erklären, die die Tendenz hat, „unser Geschlecht auf die Fratze des Affenthums zurückzuführen" (S. 149). Danken wir unserm Autor, daß er seinerseits so viele gewichtige Argumente, besonders in Kap. V, VI und IX ins Feld geführt hat, die jene Pyramide selbst bei ihren Verehrern mächtig erschüttern, bei den wirklich vorurtheilsfreien Wahrheitsuchern über den Haufen werfen müssen. Vielleicht hätte sich der Verfasser bei seinen religions- und culturgeschichtlichen Un-

tersuchungen nicht so ausschließlich auf die sog. wilden Völker beschränken sollen, die freilich für die qu. Streitfrage von den Gegnern am meisten herangezogen werden, da sie angeblich dem Urstande des Menschen noch am nächsten stünden. Uns dünkt, gerade die Culturvölker: die Indier, Chinesen, Aegypter rc. liefern den unwiderleglichen Beweis einer degradationellen Bewegung. In dieser Beziehung bildet das von Strauß'sche Buch eine werthvolle Ergänzung des Zöckler'schen. Nimm und lies!

3) **Roskoff**: „Das Religionswesen der rohesten Naturvölker" (Leipzig, Brockhaus. 1880.)

Der Verfasser dieses Buches, der sich durch seine „Geschichte des Teufels" schon früher bekannt gemacht, sucht von einem unklar naturalistischen Standpunkte aus, in Anlehnung meist an die religionswissenschaftlichen Theorien Pfleiderer's und unter Voraussetzung der Richtigkeit der darwinistischen Doctrin den Beweis (vornämlich gegen Lubbock) zu führen, daß es religionslose Völker nicht giebt. Da diese Zeitschrift demnächst über diese Frage aus competenter Feder einen selbständigen Artikel bringen wird, der sich natürlich auch mit dieser Roskoffschen Arbeit auseinander setzen muß, so unterlassen wir dieses Orts eine Besprechung des eigentlichen Hauptinhalts des vielfach zur Kritik reizenden und in seinen positiven Theilen wenig tiefen Buches und beschränken uns nur auf eine doppelte Bemerkung. Erstens protestiren wir aufs energischste gegen die verächtliche Behandlung missionarischer Zeugnisse seitens unsers Autors in Sachen der Religionswissenschaft. Wie kann ein Mann, der durch seine Arbeit nicht die Spur des Beweises liefert, daß er diese Zeugnisse wirklich studirt hat, da er, abgesehen von einigen römischen Missionaren älterer Zeit, niemals in seinem Buche sie auch nur anführt, die dreiste Behauptung wagen, daß die christlichen Missionare „meistens einseitig gebildet, überdies von Haß und feindseligem Eifer gegen die Heiden erfüllt waren?" (S. 6). Herr Roskoff nenne uns die Quellen, aus denen er solchen „Haß" zu beweisen vermag. Und wenn er Chamisso nachschreibt: „Die Verachtung, welche die Missionare gegen die Völker hegen, an die sie gesendet sind, scheint uns bei ihrem frommen Geschäfte ein unglücklicher Umstand zu sein. Keiner von ihnen scheint sich um die Geschichte, Gebräuche, Glauben Sprachen bekümmert zu haben" — so hätte ihm schon sein gesunder Menschenverstand sagen sollen, daß man sich nicht als Missionar zu „wilden" Völkern senden läßt, wenn man diese Völker „verachtet", und eine eingehendere Beschäftigung mit „Geschichte, Gebräuchen, Glauben, Sprachen" dieser wilden Völker würde ihm den Beweis in die Hand gegeben haben, daß so ziemlich das Beste und Zuverlässigste, was wir von diesen Dingen wissen, wir den Missionaren verdanken, eine Behauptung, für welche in Zeugnissen hervorragender Vertreter der betreffenden Wissenschaften diese Zeitschrift den Nachweis vielfach geliefert hat und die wir jetzt nicht zu wiederholen brauchen. Es verschafft wenig wissenschaftlichen Credit, wenn man sich blindlings auf ein doppeltes „es scheint" beruft, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen zu untersuchen, ob dieser Schein nicht etwa trüge. — Zum andern: Herr R. hat allerdings vielfach darauf hingewiesen, wie unglaubwürdig ganz besonders in Religionssachen die Zeugnisse der meisten Reisenden sind, so gern sie sich auch „Forscher" nennen. Dennoch vermissen wir in der Zahl der von ihm selbst beigebrachten Zeugnisse nicht selten sehr die Kritik. Ein Mann, der so abfällig über die Glaubwürdigkeit der Missionare urtheilt, sollte nie einen Zeugen zulassen, der sich nicht wenigstens durch seine gründliche Kenntniß der Sprache des betreffenden Volkes und durch eine auf Grund langjährigen Aufenthalts unter ihm erworbene intime Vertrautheit mit seinen religiösen Anschauungen

legitimirt hätte. Es ist überaus schwierig gerade über „das Religionswesen“ fremder Völker die richtige Auffassung sich zu verschaffen und die „psychologische Analyse“ führt die Herren Gelehrten gemeiniglich auf Holzwege, daß sie die Dinge nicht sehen wie sie in Wirklichkeit sind, sondern sie sich construiren, wie sie selbst sie sich denken. Der Herr Verfasser liefert dafür im dritten Abschnitt seines Buchs selbst den glänzenden Beweis! So construirt die Stubengelehrsamkeit, nachdem sie vorher ihre dogmatisch gefärbte wissenschaftliche Brille aufgesetzt hat. Wir müssen gestehen, daß wir vor der modernen Religionswissenschaft zur Zeit einen nur sehr mäßigen Respect haben, sintemal es offen und am Tage ist, daß ein sehr großer Theil der beweisenden (?) Zeugnisse, auf die man sich stützt, — pure Träume sind. Wahrlich, hier ist Kritik am Platz und ehe der Zeuge nicht gewogen ist, darf er auch nicht zählen, er heiße sonst wie er wolle. — Daß übrigens ein Mann, der schließlich an die Stelle der Religion, ob bewußt oder unbewußt ist uns nicht klar geworden, die „Bildung“ setzt, in Religionssachen nicht als ein Sachverständiger urtheilen kann, liegt auf der Hand. Darum kann es auch nicht überraschen, daß er schließlich trotz des geführten Nachweises des Vorhandenseins der Religion auch bei den wildesten Völkern, aber ohne Beweis des folgenden Zeller nachgeschriebenen (Vor)-Urtheils, erklärt: „Die Religiosität ist dem Menschen weder angeboren, noch ist ihm Religion durch äußere Offenbarung mitgetheilt. Sie konnte sich, wie alles Menschenwerk, nur allmählich aus rohen dürftigen Anfängen zu einer edlern, geläuterten Gestalt emporarbeiten.“

4) **Dietrich P.**: „Von Breitungen im Harz bis Kimberley in Südafrika; Reisebilder nach eigner Anschauung und den Briefen seiner Tochter zusammengestellt“ (Selbstverlag des Verf. 1880). Der Verfasser resp. Herausgeber dieser „Reisebilder“ begleitete seine einzige Tochter, die als die verlobte Braut eines Berliner Missionars nach Südafrika ging, bis London, und die Beschreibung der Reise dahin, und des Aufenthalts daselbst bildet den ersten Theil des Büchleins, der schon früher in selbständiger Ausgabe erschien. Größeres Interesse für uns hat der zweite Theil, der in allerliebsten Reisebriefen der jungen Missionsbraut besteht, bei denen nur vielleicht von den persönlichen Beziehungen noch manches lieber ungedruckt gelassen worden wäre. Wir haben in der deutschen Literatur noch wenig Producte schreibender Missionarsfrauen und auch die Verfasserin dieser Reisebriefe hat es sich wahrscheinlich nicht träumen lassen, daß ihr Vater sie als Büchlein herausgeben werde. Zum nicht geringen Theil liegt gerade in dieser Unbefangenheit ihr Reiz. Dazu sind sie formell wie sachlich nicht ohne Werth. Die Briefschreiberin beobachtet mit feinem Sinn, malt mit einem frischen Pinsel und durchhaucht alles mit einem kindlich fröhlichen Geiste, dessen Erhaltung wir ihr auch nach den Flitterwochen wünschen. Schreiber dieses las kürzlich die vielberühmte „Segelfahrt um die Welt“ von Mrs. Brassey, aber er muß ehrlich gestehen, daß die Reisebriefe der jungen deutschen Missionarsfrau ihm viel besser gefallen haben und er empfiehlt sie hiermit aufs wärmste. Wck.

Der Buddhismus

oder der vorchristliche Versuch einer erlösenden Universalreligion.

Von P. Wurm.

Der Buddhismus gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der Religionsgeschichte. „Er umfaßt in einem lebendigen Zusammenhang großartige und eigentümliche naturwissenschaftliche Ansichten, feine und scharfe Theorien aus der abstrakten Metaphysik, das Gebäude eines phantasievollen Mysticismus, ein sehr ausgebildetes und umfassendes System der praktischen Moral und endlich eine kirchliche Organisation auf so breiter Grundlage und bis in die geheimsten Fäden so fein ausgesponnen wie irgend eine in der Welt. Das alles ist überdies so kombiniert und durchgebildet, daß das Wesen des Ganzen in wenigen Formeln und Symbolen zusammengefaßt werden kann, welche deutlich genug sind um von dem einfältigsten Asiaten aufgefaßt zu werden, und doch so tief philosophisch, daß sie dem Metaphysiker, dem Dichter, dem Mystiker Jahre lang reichen Stoff für seine Meditationen geben und eine willkommene Weide sind für die feurigste Einbildungskraft eines poetischen Träumers (Eitel, Buddhism: its historical, theoretical and popular aspects, in three lectures. 2. ed. London 1873, p. 1. 2).

Bei diesem bunten Durcheinander kann die Darstellung des Buddhismus und die Wertschätzung desselben sehr verschieden ausfallen, je nachdem wir eine Seite besonders hervorheben. Erscheinungen, welche in unserer Zeit als die schärfsten Gegensätze einander widersprechen, finden wir in dieser alten Religion friedlich beisammen, ja zu einem festgeschlossenen System verbunden. Der philosophische Atheismus unsrer Tage, der Pessimismus eines Schopenhauer und v. Hartmann, hat die Weisheit Buddhas für unser Geschlecht aufgewärmt. „Die Deutschen Feuerbach und Schopenhauer, der Franzose Comte, der Engländer Lewis, der Amerikaner Emerson, mit Scharen anderer, sie haben alle mehr oder weniger von diesem süßen Gift getrunken und so begierig wie irgend ein Asiate nach dieser buddhistischen Opiumpfeife gegriffen (Eitel, a. a. O. p. 3)." Und doch spielt in demselben Buddhismus das weltflüchtigste Mönchtum, der krassefte Bilder- und Reliquiendienst, der absurdeste Legendenkram und die ausgeprägteste Hierarchie von alten

Zeiten bis auf unsre Tage eine noch viel größere Rolle als im Katholizismus. Wie ist das zu vereinigen?

Treten wir dieser Religion näher, so können wir sie überhaupt nicht eine heidnische im gewöhnlichen Sinn des Wortes nennen. Zwar betet das Volk vor den Bildern der buddhistischen Heiligen wie vor Götzen. Der Gottesdienst ist ein geistloses Geplapper, von Priestern und Laien nicht verstanden, Zauberei wird von den Priestern auf mancherlei Weise getrieben, und das abergläubische Volk steht unter ihrem Bann. Allein wenn ähnliche Erscheinungen selbst bei christlichen Völkern vorkommen, so machen wir die christliche Religion nicht dafür verantwortlich, sondern die Menschen, welche die Grundsätze dieser Religion verkehrt haben. Beim Buddhismus können wir allerdings das Mönchtum und den religiösen Formalismus nicht als eine Verkehrung der ursprünglichen Gestalt dieser Religion ansehen, aber der Götzendienst trägt doch die Spuren späteren Ursprungs an sich, und eine heidnische Religion können wir den Buddhismus auch in einer andern Beziehung nicht nennen. In der Bibel werden die Heiden Völker (ἔθνη) genannt; denn jedes heidnische Kulturvolk, mit welchem die Israeliten in Berührung kamen, hatte seine eigene Religion, welche das Gepräge der Nation trug und wiederum der Nationalität ihren Halt und ihre höchste Weihe gab. Mit dem Verfall der Religion verfiel auch die Nation und umgekehrt. Die Religion schied ebenso sehr wie die Sprache ein Volk vom andern und war mit der Sprache aufs innigste verwachsen, wenngleich nicht so durchaus von ihr abhängig, wie Max Müller in seinen Vorlesungen über vergleichende Sprachwissenschaft in einseitiger Uebertreibung es darstellt.

Das älteste Beispiel nun von der Ueberschreitung der Sprachgrenzen durch eine Religion finden wir in Indien. Schon der Brahmanismus ist in alter Zeit, die wir bei dem Mangel aller Chronologie in Indien nicht näher angeben können, von den arischen zu den dravidischen Völkern im südlichen Vorderindien vorgeschritten, ohne daß dieselben ihre Volkssprachen aufgegeben hätten. Die dravidischen Volkssprachen Tamil, Telugu, Kanaresisch und Malayalam haben sich vielmehr bis auf unsre Tage erhalten, während die betreffenden Völker schon vor Jahrtausenden von den nicht stammverwandten arischen Bewohnern Hindustans die brahmanische Religion angenommen haben. Doch können wir nicht sagen, daß der Brahmanismus durch diese Fortschritte den Charakter einer heidnischen Religion oder einer Nationalreligion abgelegt habe. Arier und Draviden sind vielmehr im Brahmanismus zu

einer Nation verbunden worden, welche im Kastensystem ihr gemeinsames, von andern Nationen trennendes, das ganze bürgerliche Leben beherrschendes Gepräge hat. Vom Himalaya bis zum Kap Komorin gilt dieses Kastensystem und sind die Brahmanen die Götter der Erde, das Sanskrit ist allenthalben die heilige Sprache, die Vedas, die Heldengedichte Mahabharata und Ramayana und die brahmanischen Gesetzbücher bilden die Nationalliteratur, und wenn auch unter den dravidischen Völkern namentlich das tamulische seine eigene Literatur hat, so können wir sie doch ebensowenig eine besondere Nationalliteratur nennen als die plattdeutsche oder die alemannische Literatur, obgleich in Südindien ein ganz anderer Sprachstamm auftritt. Der Geist ist im Wesentlichen derselbe wie in den Sanskritschriften. Die brahmanische Religion hat die Völker von Vorderindien, soweit sie sich ihrem Einfluß hingegeben, zu einer Nation vereinigt.

Anders verhält es sich mit dem Buddhismus, und es ist wohl nicht zufällig, daß er aus Indien hervorgewachsen ist, weil er dort in der Überschreitung der Sprachgrenzen durch den Brahmanismus schon eine Vorarbeit hatte. Den Buddhismus können wir nicht unter die Nationalreligionen rechnen; er hat sogar erst nachdem er aus dem Land seiner Entstehung vertrieben war, seine größte Ausdehnung gewonnen, wie das Christentum. Zwar wird der Gottesdienst der Buddhisten in den nördlichen Ländern in Sanskrit, in den südlichen in Pali gehalten, und in diesen beiden Sprachen sind die alten heiligen Schriften verfaßt. Aber es gibt Uebersetzungen dieser Schriften namentlich ins Chinesische und Tibetanische, und was die Hauptsache ist: der Buddhismus spricht es als seine Bestimmung aus, daß er Universalreligion werde, er hegt die Hoffnung, daß eine Zeit kommen werde, wo alle Völker der Erde ihm anhangen werden, ja er betrachtet die Wahrheitselemente, welche in andern Religionen sich finden, nur als Ueberreste von der Predigt eines früheren Buddha. Die Eroberung der Welt durch die Lehre des Buddha soll geschehen und ist wirklich bis jetzt geschehen nicht durch blutige Kriege, sondern auf friedlichem Wege. Darin unterscheidet sich der Buddhismus vorteilhaft von dem nachchristlichen Versuch einer Universalreligion, vom Islam.[1])

---

[1]) Die Einteilung von Max Müller (Eine Missionsrede S. 26) in bekehrende und nichtbekehrende Religionen trifft faktisch mit unsrer Einteilung in Universal- und National-Religionen zusammen, aber der Ausdruck bekeh-

Eine *erlösende* Universalreligion will der Buddhismus sein. Der Grundgedanke, welcher freilich in den meisten religionsgeschichtlichen Darstellungen nicht genug in den Vordergrund tritt, ist der: *die Menschheit braucht einen Erlöser und dieser Erlöser ist gekommen.* Damit leuchtet die Parallele mit dem Christentum in die Augen. Man redet häufig von der Ähnlichkeit einzelner Züge im Leben des Buddha nach den buddhistischen Schriften mit dem Leben Jesu, und manche suchen dieselbe aus einer äußeren Berührung beider Religionen zu erklären. So nimmt *Eitel* (a. a. O. p. 15) an, die betreffenden buddhistischen Legenden lassen sich nicht früher nachweisen als im 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. und können deswegen wol den christlichen Erzählungen nachgebildet sein. Dem widerspricht aber *Beal* (The Romantic Legend of Sakya Buddha: from the Chinese-Sanscrit. Lond. 1875. Preface p. VIII) durch den Nachweis, daß die Uebersetzungen von buddhistischen Schriften ins Chinesische, welche bereits diese Legenden enthalten, und die Abbildungen auf buddhistischen Denkmälern in Indien doch auf ein früheres Vorhandensein derselben deuten. Wir werden auch bei der genaueren Betrachtung im einzelnen die Uebereinstimmung keineswegs so groß finden, daß wir sie aus einer äußeren Berührung beider Religionen erklären müßten. Behalten wir die übereinstimmenden Grundgedanken beider Religionen im Auge, so wird es uns ganz begreiflich erscheinen, daß die Buddhisten sich gedacht haben, bei der Geburt des Buddha haben alle Himmel sich gefreut u. s. f., ohne daß sie das aus christlichen Erzählungen entlehnten.

Der Buddhismus will der ganzen in Sünde versunkenen Welt *ihren Erlöser und den Weg der Erlösung* verkündigen. Darin haben wir einen Berührungspunkt mit dem Christentum. Er ist wie das Christentum *aus einer Nationalreligion hervorgegangen*, welche dem Bedürfnis der Menschheit in ihrer jetzigen Gestalt nicht mehr entsprechen konnte. *Die blutigen Opfer sind abgeschafft*; die Religion strebt über die *Symbolik* der Nationalreligionen hinaus um *die Wahrheit in ihrem inneren Wesen* zu erfassen und darzustellen. Das *Priestertum* ist nicht mehr an ein bestimmtes Geschlecht gebunden; nicht die äußere Zugehörigkeit zum Volk, sondern seine *persönliche Frömmigkeit* soll für die religiöse Stellung des Menschen, für seine

---

rend scheint uns den Unterschied noch nicht genügend auszudrücken, da man den Brahmanismus nach seiner geschichtlichen Entwicklung, wie wir oben gezeigt, nicht wohl eine nichtbekehrende Religion wird nennen dürfen, ebenso wenig das Judentum.

Reinheit oder Unreinheit maßgebend sein. Buddhismus und Christentum sind Religionen, welche schon einen Fortschritt der Völker über das religiöse Kindesalter voraussetzen oder anbahnen. Sie sind in der historischen Zeit von Völkern angenommen worden, welche vorher eine andere Religion hatten. Auch die beiderseitigen Stifter sind historische Personen und haben sich selbst als Erlöser der Menschheit dargestellt. Sehen wir den Buddhismus von dieser Seite an, so begreifen wir, wie er der christlichen Mission einen ganz andern Widerstand entgegensetzt als die eigentlich heidnischen Religionen. Der Buddhismus behauptet das schon zu besitzen, was das Christentum den Völkern anpreist und hält, wie der Islam, das Christentum für eine niedere Stufe der Religion.[1])

Allein was wir in der Geschichte der indischen Religion so häufig bemerken, gilt auch vom Buddhismus: dem großartigen Programm entspricht die Ausführung in der Wirklichkeit sehr wenig. Darum nennen wir den Buddhismus den vorchristlichen Versuch einer erlösenden Universalreligion, denn häufig wird man sagen können, er habe in Wirklichkeit die Völker mehr geknechtet als erlöst. Der Buddhismus verkündigt einen Erlöser, aber keinen Schöpfer, keinen Gott. Er kennt zwar auch Götter (dêvas) oder himmlische Wesen, die eine höhere Natur haben als der Mensch und in den Regionen über der Erde wohnen, aber auch diese sind dem allgemeinen Gesetz der Seelenwanderung unterworfen, sie können, wenn ihre Verdienste erschöpft sind, wieder als Menschen, ja als Tiere oder gar als Dämonen in den Höllenreichen geboren werden. Alle atmenden Wesen sind diesem Kreislauf der Seelenwanderung ausgesetzt, sie können in Millionen von Jahren auf- und absteigen durch Dämonenleiber, Tierleiber, Menschenleiber und Götterleiber je nach ihrem Verdienst oder ihrer Verschuldung. Nirgends ist ein Ruhepunkt in diesem Kreislauf, nirgends eine dauernde Seligkeit. So hat der Buddhismus keinen Gott, keine von Gott geschaffene Welt, keinen nach dem Bilde Gottes geschaffenen Menschen und keine positive Seligkeit. Seine Erlösung ist eine ganz andere als die christliche; sie besteht darin, daß der Mensch aus diesem Kreislauf herauskommt, denn die Existenz der ganzen Welt, mit Erde, Himmeln und Höllen, ist vom Uebel, sie ist nur verursacht durch das Verlangen der atmenden Wesen nach

[1]) Vgl. auch des Verfassers Abhandlung: „Die Eintheilung der Religionen in ihrer Bedeutung für den Erfolg der Mission“, Allg. Miss. Zeitschr. 1876. S. 535 ff.

dem Dasein; erlöst wird der Mensch nur, wenn er nicht mehr fortexistieren will, wenn alle Begierden, alle Lust und Unlust in ihm verschwindet, wenn es mit ihm aus ist, so daß er keine Seelenwanderung mehr durchmachen muß, wenn er in das Nirvâna eingeht, in das Verwehen. Der einzige Weg zu diesem Ziel ist aber das Mönchtum. Laien können durch alle Verdienste nur das erlangen, daß sie in ihrer nächsten Geburt Mönche werden. Die Mönche aber müssen zur vollkommenen Erkenntnis kommen, wenn sie das Ziel erreichen sollen. Das Wissen ist also im Buddhismus das Mittel zur Erlösung, Glaube an Gott und Gnade sind ihm fremde Begriffe. Wo es keinen Gott gibt, da kann nur das Verdienst des Menschen in betracht kommen. Liebe, Wohlwollen gegen die Menschheit und gegen alle atmenden Wesen ist der erwärmende Hauch, durch welchen der Buddhismus sich vorteilhaft unterscheidet von dem egoistischen Brahmanismus und manche Völker gewonnen hat. Aber auch diese Liebe unterscheidet sich von der christlichen, da sie im Menschen nicht das Bild Gottes erkennt, sondern Tiere und Menschen auf die gleiche Stufe stellt. Glaube kann im Buddhismus nur vorkommen als Glaube an Buddha und an die von ihm verkündigte Lehre und die von ihm gestiftete Gemeinschaft der Mönche. Da die göttliche Autorität fehlt, ist man der menschlichen desto mehr preisgegeben. Ein positives Jenseits ist abgeschnitten, aber das Diesseits wird nach Raum und Zeit durch eine maßlose Phantasie ins Unendliche ausgedehnt. Diese großartige Weltanschauung ohne Gott, diese Liebe ohne Glauben, dieses absolute, durch eigenes Nachdenken erworbene Wissen, dieses Verlangen nach einer Auflösung alles Daseins als dem größten Glück für die Menschen mutet unsre freisinnigen Philosophen und Theologen weit mehr an als die christliche Lehre, denn ihre Prinzipien sind wirklich verwandter mit dem Buddhismus als mit dem Christentum, da auch sie eine Erlösung auf bloß menschlicher Grundlage, auf dem Weg des Wissens mit Abweisung aller Transscendenz anstreben. Wie denn doch in Wirklichkeit die Transscendenz im Buddhismus als Volksreligion nicht abgewiesen werden konnte, werden wir später sehen.

1. Das Leben des Buddha.

Der Stifter des Buddhismus ist eine historische Person, welche im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt gelebt hat. In Bezug auf das Todesjahr, welches den einzigen Anhaltspunkt für die Chronologie der altindischen Geschichte bietet, schwanken die Forscher noch zwischen 543 und

477 v. Chr. In allen buddhistischen Schriften ist das Leben des Buddha mit einer Menge zum Teil sehr alberner Sagen umgeben, und es läßt sich der geschichtliche Kern nicht genau herausschälen. Es läßt sich auch nicht genau sagen, wie viel von der buddhistischen Lehre dem Buddha selbst zuzuschreiben ist. Die Gelehrten verfahren dabei gerne nach derselben Schablone, die sie bei der Kritik der Lehre und des Lebens Jesu anwenden, daß möglichst wenig dem Stifter selbst zugeschrieben wird, daß er eigentlich nur Moral gepredigt haben sollte, und die ganze dogmatische Eigentümlichkeit einer späteren Zeit angehörte. Allein bei allen großen Männern der Weltgeschichte sehen wir nicht zuerst die Hälfte, dann drei Viertel, dann etwa nach einem Jahrhundert das Ganze der neuen Ideen, deren Träger sie sind, hervorgehen, sondern die ganzen Männer treten zuerst auf, und dann folgen die Epigonen. Beim Buddhismus hat man noch viel weniger äußere Anhaltspunkte für die Kritik als beim Christentum; man ist ganz auf innere Gründe angewiesen. Wir betrachten daher die Hauptpunkte im Leben des Buddha am besten nach der Darstellung der buddhistischen Schriften Lalita Vistara und Abhinischkramana Sûtra, denn in dieser Form ist es Grundlage für die buddhistische Religion; dadurch wird die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit mit dem Leben Jesu am deutlichsten hervortreten, und jeder Leser kann sich sein Urteil selbst darüber bilden, welche Züge als historisch zu betrachten seien.

Die Präexistenz des Buddha hat nicht dieselbe Bedeutung wie die Präexistenz Christi, da nach der buddhistischen Lehre von der Seelenwanderung alle Menschen ihre Präexistenz gehabt haben. Das Auszeichnende des Buddha ist allerdings, daß er, während andere himmlische Wesen um ihrer Schulden willen nach ihrem Leben in den Himmelsregionen auf der Erde geboren werden müssen, nicht um irgend einer Schuld willen, sondern aus Liebe zur verlorenen Menschheit auf Erden geboren werden will. Allein dieser Gedanke geht so natürlich aus dem Begriff des Welterlösers hervor, daß wir seine Entstehung wol begreifen können ohne Berührung mit dem Christentum.

Die Bewohner der Himmelsregionen, welche Götter (dêvas) genannt werden, aber vorher und nachher Menschen sein können, sehen im Tusita-Himmel, wo die Kandidaten der Buddhawürde (Bodhisatvas) unmittelbar vor ihrem Herabsteigen ihren Sitz haben, Zeichen, daß der nächste Bodhisatva herabsteigen will, denn sein himmlischer Glanz erbleicht. Sie fordern daher die Bewohner der Erde zur Vorbereitung auf die Ankunft eines Buddha auf. Es gibt nämlich, wie wir später sehen werden,

nicht nur einen Buddha, sondern von Zeit zu Zeit, nach Jahrtausenden muß ein neuer Buddha vom Himmel herabsteigen um die Welt zu erlösen.

Der diesmalige Buddha soll in einer Kschatriyafamilie geboren werden, und ein Dêva sucht lange vergeblich nach einer solchen, die dieser Ehre würdig wäre, denn sie muß 60 auszeichnende Eigenschaften haben, z. B. alle Könige dieser Familie müssen sehr religiös gewesen sein, die Weiber derselben müssen sich durch ihre Schönheit ausgezeichnet haben, die Jünglinge durch ihr Wissen, die Familienglieder dürfen nicht darauf ausgehen Tiere oder irgend etwas Lebendiges zu töten, sie müssen sehr freigebig sein, namentlich gegen fromme Bettler, sie müssen zu den berühmtesten und reichsten Familien gehören, von vollkommen reinem Stamm sein u. s. f. — Wahrlich keine Parallele zu dem Stammbaum Jesu in den Evangelien! — Die Mutter eines Buddha muß nach den buddhistischen Schriften wiederum 32 besondere Kennzeichen haben. Sie muß natürlich außerordentlich fromm und tugendhaft, aber auch eine vollkommene Schönheit sein, darf vorher kein Kind gehabt haben u. s. f. Eine bisherige Jungfrauschaft wird nicht verlangt. — Endlich findet sich vom Stamm der Ikschvaku die Familie der Sakya, der König Suddhôdana und seine Gattin Maya in Kapilavastu, einer nicht mehr existierenden Stadt in der Landschaft Audh, mit diesen vorzüglichen Eigenschaften.

Diese Königin hatte sich in einer Nacht mit Zustimmung ihres Gatten zur Enthaltung von der ehelichen Gemeinschaft entschlossen. Da stieg in jener Nacht der Bodhisatva vom Himmel herab, während ein wunderbares Licht den ganzen Weltraum erleuchtete, und die Erde sechsmal erbebte, und ging in die rechte Seite der Königin Maya ein. Es träumte ihr, daß ein weißer Elefant mit 6 Hauzähnen und einem rubinfarbigen Kopf durch den Himmelsraum herabsteige und in ihre rechte Seite eingehe. Dieser Traum wird von den Brahmanen auf die Geburt eines heiligen Kindes gedeutet. Ein besonders frommer Heiliger (Rischi), Namens Asita, erkennt, in Meditation versunken, das wunderbare Licht und das Erdbeben als das Zeichen, daß nun ein Buddha herabgestiegen ist um als Mensch geboren zu werden. Ein Dêva verkündigt den Bewohnern der Höllen, sie sollen jetzt darum bitten, daß sie auf Erden geboren werden, da ein Bodhisatva Mensch geworden sei um die Erlösung der Menschheit zu vollbringen. Diejenigen Höllengeister, welche in früheren Geburten sich Verdienste erworben hatten, bekommen nun lichtere Leiber und werden auf der Erde in der Nachbarschaft von Kapilavastu geboren. Ebenso ist

jetzt die Zeit für diejenigen Menschen, welche sich Verdienste erworben haben, daß sie in den Himmelsregionen geboren werden. Während der Schwangerschaft der Maya werden von den Dêvas besondere Vorsichtsmaßregeln ergriffen um alle Schmerzen und alle bösen Einflüsse von ihr fernzuhalten.

In dem Lustgarten Lumbini, während Maya einen prächtigen Baum bewundert und an seinen Zweigen sich hält, wird das Kind geboren. Ein wunderbares Licht verbreitet sich über die Himmelsregionen, die Erde und die Unterwelt, und alle höheren Geister fragen, was das bedeuten solle. Der Gott Indra bringt ein feines Kleid für das Kind, die 4 Mahârâdschas, die Wächter des Götterbergs Mêru, umwickeln es mit Windeln und sprechen: „Nun dürfen die Menschen sich freuen; die königliche Mutter hat einen Sohn geboren; die Dêvas dürfen fröhlich sein, noch mehr die Menschen.“ Das Kind selbst aber spricht: „Nun bin ich an meiner letzten Geburt angekommen: jetzt darf ich nicht mehr in einen Mutterleib gehen um geboren zu werden, jetzt werde ich das Ende meines Daseins erreichen und Buddha werden.“ Ja der Neugeborene macht 7 Schritte nach jeder Himmelsgegend, und auf jedem Schritt entsteht neben seinen Füßen eine Lotusblume. Da das Kindlein geboren war, sehen sich die dienstbaren Geister nach Wasser um und finden keines. Plötzlich erscheinen vor den Augen der Mutter zwei prächtige Teiche, der eine mit kaltem, der andere mit heißem Wasser. Beide werden gemischt um den Leib des Bodhisatva zu baden auf einem von den Göttern hergebrachten goldenen Sitz. Dem König Suddhôdana wird die frohe Botschaft von der Geburt mitgeteilt, und da das Kind an seinem Leibe die 32 Zeichen eines großen Mannes hat, so müssen die Hofbrahmanen seine Zukunft weissagen. Zu diesen 32 Zeichen gehören: ganz flache Fußsohlen; unter den Füßen 1000 schöne deutlich sichtbare Ringe; spitzige, lange Finger; runde, glatte Fersen; jedes Haar auf der Haut abgesondert; goldfarbene Haare; kühler und reiner Leib; lange und breite Beine; völlig proportionierter Leib; 40 dauerhafte Zähne; eine lange, bewegliche, rothe Zunge; blaue Augen u. s. f. Die Brahmanen erklären, ein solches Kind werde, wenn es den weltlichen Stand erwähle, ein Tschakravartin, d. h. ein Weltherrscher, erwähle es aber den geistlichen Stand, so werde es ein Buddha, d. h. ein Erleuchteter, zur vollkommenen Erkenntnis Gelangter. Der schon genannte Asita aber stellt sich auch ein und gibt nicht zu, daß der König das Kind vor ihm, dem Heiligen, sich verneigen lasse, sondern er betet es selbst an und erklärt bestimmt, es werde kein weltlicher Herrscher,

es sei durch sein göttliches Wissen mit allem Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen bekannt und werde im Stande sein, das göttliche Gesetz zu predigen und alle atmenden Wesen von der Befleckung der Begierde und der Sorge zu befreien. Asita selbst aber weint, daß er das Lehramt des Buddha nicht erleben werde und deshalb noch nicht von der Seelenwanderung befreit werde. Das Kind bekommt den Namen Siddharta, eigentlich Sarvârthasiddha, d. h. vollkommenes Glück.

Wir haben diese Legenden etwas ausführlicher wiedergegeben, damit unsre Leser selbst darüber urteilen können, ob wirklich so starke Berührungspunkte mit der Kindheitsgeschichte Jesu sich darin finden. Wenn man einzelne Punkte herausgreift, wie Eitel und Beal (a. a. O. Pref. VIII): „Die Präexistenz des Buddha im Himmel, seine Geburt von einer Jungfrau, die Begrüßung durch die Engel, und wie Asita (Simeon) den Erlöser in ihm erkennt“, — so ist man allerdings überrascht. Aber wenn wir den ganzen Zusammenhang ansehen, — und wir haben in dem so eben Mitgeteilten noch manche Albernheiten übergangen, — so ist doch die Situation total verschieden von dem Stall zu Bethlehem, wo der geboren wurde, der keine Gestalt noch Schöne hatte. Der buddhistische Simeon weint, daß er nicht zu den Schülern des Buddha gehöre und darum nicht befreit werde. Schärfer kann wahrlich der Kontrast zwischen dem buddhistischen Formalismus und der Erlösung durch Christum nicht ausgedrückt werden.

Verfolgen wir nun das Leben des Buddha weiter, so wird erzählt, daß seine Mutter 7 Tage nach der Geburt gestorben sei. Er wird nun einer andern Frau des Königs Suddhodana, der Mahapradschâpati zur Pflege übergeben und 32 andern Weibern, die ihn ernähren sollen. Im achten Lebensjahr soll er einen Lehrer bekommen, und der gelehrteste Brahmane Visvamitra wird dazu auserjehen. Dieser aber ist so überwältigt von dem Wissen des Prinzen, daß er vor ihm niederfällt um ihn anzubeten. Auch in athletischen Künsten soll Siddharta von einem andern Lehrer unterrichtet werden, aber der Prinz erklärt, er wolle darin sich selbst unterrichten. In seinem zwölften Jahr lindert er die Schmerzen eines von einem Verwandten auf der Jagd angeschossenen Vogels und weigert sich, denselben dem Jäger herauszugeben, weil er in künftigen Jahren zum Beschützer aller lebenden Wesen bestimmt sei. Er wird auch von einem in Menschengestalt erschienenen Dêva für den rechtmäßigen Eigentümer erklärt, weil er nicht zerstöre, sondern erhalte. Ein andermal ist Siddharta beim Anblick der Plagen, welche Tiere und Menschen

erleiden müssen beim Pflügen eines Feldes, so bewegt, daß er sich in die Einsamkeit zurückzieht um unter einem Baum mit gekreuzten Beinen sitzend über die Plagen und Sorgen des Lebens nachzudenken. Durch die Kraft seiner Liebe und seines Mitleids wird er in solche Ekstase versetzt, daß vorüberfliegende Rischis in ihrem Flug aufgehalten werden und sich vor ihm als dem größeren Heiligen verneigen müssen; ja es geht ein solcher Glanz von seinem Leibe aus, daß auch der Vater Suddhodana, der ihn aufsucht, sich ehrfurchtsvoll vor seinem Sohn verneigen muß.

Doch es geht nicht so rasch und ununterbrochen zur vollkommenen Heiligkeit des Buddha. Wie Siddharta 19 Jahre alt ist, baut ihm sein Vater 3 Paläste und sorgt für seine Verheiratung. Seine erste Frau Yasôdhara oder Gopa muß er als Sieger in einem wissenschaftlichen Examen und in Kampfspielen gewinnen, und obgleich sein Vater erwartet, er werde in letzteren nichts leisten, vermag er einen Bogen zu spannen, der als ein altes Heiligtum in einem Tempel aufbewahrt war, und den niemand von den Zeitgenossen spannen konnte. Mit diesem gewinnt er den Sieg. Außer Yasôdhara bekommt er noch zwei Frauen und 60 000 nach anderer Angabe 87 000 oder gar 100 000 Kebsweiber. Er lebt nun nach allen Berichten herrlich und in Freuden in seinem Harem. Darin haben wir sicherlich einen historischen Zug, denn nach buddhistischer Dogmatik sollte eigentlich einer, der nicht sein Leben lang sich aller geschlechtlichen Gemeinschaft enthalten hat, nicht vom Kreislauf der Seelenwanderung befreit werden.

In seinem 29sten Lebensjahr wird jedoch Siddharta in seinem Innern unruhig. Er macht Spazierfahrten aus seinem Palast heraus. Sein Vater fürchtet, er möchte durch den Anblick des menschlichen Elends im Genuß der weltlichen Lustbarkeiten gestört werden und seinen Palast verlassen um ein frommer Einsiedler zu werden, während er ihn zum mächtigen König bestimmt hatte. Er befiehlt daher, daß man vor seinen Ausfahrten alles aus dem Weg schaffe, was einen schmerzlichen Anblick bieten könnte. Aber die Dêvas sorgen dafür, daß er dennoch bei einer solchen Fahrt einen Greis mit gekrümmten Rücken und kahlem Haupte sieht. Er fragt seinen Wagenlenker, ob der Mann so geboren sei. Dieser antwortet: nein, derselbe sei alt, er sei vorher auch jung und frisch gewesen. Der Prinz fragt wieder, ob das ein allgemeines Gesetz sei, daß die Menschen alt werden und alle Kraft verlieren; ob es ihm selbst auch einmal so gehen werde. Der Diener antwortet: „Ja ebenso, heiliger Prinz! Der Reiche und der Arme sind gleicherweise dazu bestimmt. Was da lebt, muß

dieses allgemeine Los teilen.“ Nun befiehlt Siddharta dem Kutscher umzukehren, denn wenn es so stehe, wäre es besser für ihn darüber nachzudenken, wie er diesem Uebel des Alters entrinnen könnte. Sein Vater aber läßt, durch Träume gewarnt, die Thore des Palastes scharf bewachen, damit Siddharta nicht entfliehe. Aber bei späteren Ausfahrten sieht er einen Kranken und einen Leichnam und stellt ähnliche Fragen an seinen Wagenlenker wie beim Anblick des Greises. In dieser Unwissenheit des Prinzen finden wir einen Widerspruch mit den früheren Erzählungen von seinem wunderbaren Wissen. Um so mehr werden wir den Anblick des menschlichen Elends als historisch erkennen. Bei einer vierten Ausfahrt sieht der Prinz einen Bettlermönch und der Wagenlenker beschreibt denselben als einen Mann, der beständig Tugend übt und das Böse meidet, der Liebe erweist, seine Begierden und Gelüste bezähmt, mit allen Menschen in Frieden lebt, niemand tötet und voll von Mitleid mit allen ist. Darauf redet Siddharta mit dem frommen Mann, und dieser selbst erklärt ihm, ein Bettelmönch sei einer, der die Welt und ihre Wege verlassen, Freunde und Heimat aufgegeben habe um Erlösung für sich zu finden, und nichts mehr wünsche, als allen Kreaturen wohlzuthun und keine zu verletzen. Der Prinz fragt weiter, welche Vorbereitung nötig sei zu diesem Stand. Der Bettelmönch antwortet: wenn er im Stande sei, alles Sichtbare für unbeständig zu halten, nichts Böses zu denken und zu thun, im Gegenteil allen Wesen wohlzuthun, dann könne er ein Bettelmönch werden. Da verneigt sich der Prinz vor dem armen Mann, und dieses Gespräch gibt den Ausschlag, daß er beschließt sein Königtum aufzugeben, seinen Palast zu verlassen und sich in die Waldeinsamkeit zurückzuziehen, um das Nirvâna, das Verwehen aller Begierden und Wünsche zu suchen.

Er eröffnet seinem Vater diesen Entschluß, bekommt aber zur Antwort, dazu sei es noch Zeit, wenn er König und Familienvater gewesen und ein alter Mann geworden sei; vorher sollte er doch das Leben noch genießen. Allein darauf geht Siddharta nicht ein; er erklärt, wenn man die Erkenntnis von der Vergänglichkeit alles Irdischen habe, so müsse man auch so bald als möglich aus dem brennenden Hause fliehen. Wir werden hier wieder einen historischen Zug finden. Das asketische Leben in so jungen Jahren war bis dahin in Indien etwas Ungewohntes. Das hatte Manu's Gesetzbuch nicht verlangt. Buddha ging darin einen Schritt über den Brahmanismus hinaus. Da der König seinen Sohn mit Gewalt zurückhalten will, entflieht derselbe heimlich bei Nacht, während seine Weiber durch den Einfluß der himmlischen Wesen

in so festem Schlaf gefangen liegen, daß niemand erwacht. Der treue Diener Tschandaka muß ihm sein Lieblingsroß Kantaka bringen, nachdem er den letzten vergeblichen Versuch gemacht hat, den Prinzen von seinem Entschluß zurückzuhalten. Auch der buddhistische Satan Mara, der zwar in einer Himmelsregion wohnt, aber seine Macht zur Bekämpfung des Erlösers anwendet, sucht vergeblich durch großen Lärm die schlafenden Wächter aufzuwecken. Von den Göttern geleitet entkommt Siddharta und reitet mit seinem Diener ostwärts bis Kusinagara im Lande der Malla. Von da schickt er den Diener mit seinem Schmuck und den Pferden zurück; denn er hat jetzt das gelbe Bettlergewand angezogen und seine Haare scheeren lassen. Er wird nun Sakyamuni genannt, d. h. der Einsiedler aus dem Geschlecht der Sakya, oder Gôtama Sramana, d. h. der Mönch aus dem Geschlecht des Gautama, eines brahmanischen Heiligen, welchen die Sakyakönige unter ihre Vorfahren rechneten.

Bei der Stadt Vaisali kommt er zu der Einsiedelei eines alten Brahmanen Bagava, und obgleich er ein Bettlergewand trägt, geht ein so wunderbarer Lichtstrahl von seinem Leibe aus, daß alle Brahmanen in der Nachbarschaft in tiefster Ehrfurcht ihm nahen. Selbst die Vögel geben ihre Freude kund, die Kühe, die eben gemolken worden waren, geben sogleich wieder Milch u. s. f. Er bespricht das asketische System dieser Brahmanen und findet es ungenügend, da sie ihren Leib peinigen, um eine Geburt im Himmel zu erlangen. Wer die Freuden des Himmels begehre, sei noch nicht von der Begierde, also noch nicht vom Kreislauf der Seelenwanderung frei; er werde nach dem Himmel wieder auf der Erde und in den Höllen geboren. Geburt und Freude schließe auch die Notwendigkeit der Krankheit, des Alters und des Todes in sich. Ebenso polemisiert Sakyamuni gegen die Tieropfer wegen des Blutvergießens; er findet die Menschenopfer konsequenter; denn das Töten eines Tiers könne doch dem Menschen kein Verdienst bringen. Er geht von dieser Einsiedelei weiter zu einem Brahmanen Alâra. Dieser denkt sich den Stufengang eines Frommen so, daß derselbe durch die verschiedenen Grade der Abstraktion und Contemplation, welche den Himmelsregionen entsprechen, allmählich aufsteige bis zum Nirvâna. Sakyamuni aber ist mit diesem allmählichen Aufsteigen zum Nirvâna nicht zufrieden, weil der Aufenthalt in den Himmelsregionen immer wieder die Möglichkeit eines Rückfalls in sich schließe. So lange man an sein eigenes Ich denke, indem man spreche: Ich habe das Nirvâna erreicht, sei noch keine endliche Erlösung gesichert. Sakyamuni bespricht mit diesem Brahmanen ferner das Dasein

Gottes und die Entstehung der Welt. Er verwirft die Schöpfung der Welt durch Gott (isvara); denn wenn Gott alles geschaffen hätte, so müßte alles gut sein und es könnte kein Uebel da sein, auch keine verschiedenen Götter. Der Brahmane wendet ein, es müsse doch entweder das Weltübel oder das Individuum vorher existiert haben. War die Welt und das Weltübel nicht verursacht durch die vorhergehende Existenz des Individuums, woher kam sie dann? Hat aber das Individuum vor der Welt und dem Weltübel existiert, so existierte es unabhängig davon. In beiden Fällen müsse ein Schöpfer dagewesen sein. Auf diese Fragen will sich aber Sakyamuni gar nicht einlassen, indem er sagt, er suche nur einen Arzt zur Heilung des Uebels. Wir sehen hier wie der Buddhismus nur den Pantheismus und den Polytheismus gekannt hat, und durch die Unfähigkeit dieser beiden Systeme zur Lösung des großen Weltproblems auf seinen Atheismus gekommen ist.

Siddharta wandert nun weiter herum bei den frommen Brahmanen, ist aber nirgends befriedigt. Bei dem Dorf Uravilva in Magadha sucht er 6 Jahre lang durch die schwersten Entbehrungen sein Ziel zu erreichen. Unbeweglich sitzend erträgt er Hitze und Kälte und genießt täglich nur ein Reis- oder Sesamkorn. Er magert furchtbar ab, so daß er offenbar dem Tode nahe war. Das wird seinem Vater Suddhodana berichtet, und dieser schickt vergeblich einen Brahmanen um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Siddharta erklärt: „Ich suche das Nirvâna und will nicht mehr zu thun haben mit dieser argen Welt. Wenn ich sterbe, ehe mein Wunsch erfüllt ist, so nimm meine Gebeine nach Kapilavastu und sage: Das sind die Ueberreste eines Mannes, welcher in der festen Verfolgung seines Entschlusses starb. Aber sage meinem Vater, daß ich entschlossen sei auszuharren, denn in meinen Träumen kommen die Dêvas zu mir und sagen, in 7 Tagen werde ich die Vollkommenheit erreichen, die ich suche." Auch der Versucher Mara sucht ihn vergeblich zu bewegen, den ganzen Weg eines Asketen aufzugeben.

Nachdem Sakyamuni so die brahmanische Askese durchgemacht und keine Befriedigung darin gefunden hat, so wenig als Luther in der katholischen, erkennt er, daß das Fasten nicht zum Ziel führe, weil der Mensch in der brahmanischen Askese immer noch das Seinige suche, nicht die Erlösung der ganzen Welt. Er erinnert sich, wie er in seiner Jugend in eine so herrliche Verzückung geraten war ohne vorangegangene leibliche Kasteiung, und beschließt wieder Speise zu sich zu nehmen, welche ihm von den Töchtern eines Brahmanen in Uravilva bereitet wird, und diese

Töchter bitten ihn um die Gnade, daß sie seine Nachfolgerinnen werden möchten. Nun gewinnt er seine frühere Schönheit wieder. Aber die 5 Rischis, welche ihm bisher nachgefolgt waren, verlassen ihn als einen Abgefallenen. Darauf geht Siddharta zu der entscheidungsvollen Stätte, zu dem Bodhibaum (ficus religiosa) bei Gaya im Lande Magadha, und die Dêvas verkündigen ihm, daß alle Buddhas hier zur vollkommenen Erleuchtung gekommen seien. Hier hat er noch schwere Kämpfe zu bestehen mit dem Versucher Mara. Derselbe will, daß Siddharta sein Lager unter einem andern Baum aufschlage, da der Platz unter dem Bodhibaum durch wilde Tiere und böse Geister sehr gefährdet sei. Aber Siddharta fürchtet sich nicht. Er gelobt hier sitzen zu bleiben, bis er die vollkommene Erleuchtung empfangen habe. Mara sucht ihn nun in Unruhe zu bringen durch eine falsche Botschaft, als ob in Kapilavastu ein feindliches Heer seinen Vater überfallen und gefangen genommen und seine eigenen Weiber und Güter geraubt hätte. Siddharta aber denkt darüber nach, wie die Lust und die Bosheit die Feinde zu diesem Ueberfall getrieben, und die Sakyas sich feige gezeigt, indem sie ihren König nicht verteidigt haben. Indem er so über die Thorheit und Schwäche des menschlichen Herzens nachdenkt, wird er nur bestärkt in dem Entschluß, etwas Höheres und Besseres zu suchen. Mara versammelt jetzt seine 1000 Söhne, um den Sakyamuni mit Gewalt zu vernichten. Aber sein Minister und sein ältester Sohn warnt ihn, man könne leichter den Götterberg Meru mit einem Finger bewegen, als einen Bodhisatva von seinem Entschluß abbringen. Nun versucht es Mara, mit einer Schar von Mädchen und Weibern den Sakyamuni zur Wollust zu verführen. Aber dieser hält fest an der Vergänglichkeit aller irdischen Lust und läßt sich nicht verlocken. Endlich wird noch ein gewaltsamer Angriff des Mara mit 10000 Myriaden böser Geister in voller Rüstung von Sakyamuni ohne Schwert abgeschlagen durch vollkommene Ruhe, denn alle Waffen brechen, während sie auf ihn losgelassen werden, oder verwandeln sich in Blumengewinde, und manche von den Feinden werden mit Blindheit geschlagen.

Das ist die Versuchungsgeschichte des Buddha nach dem Lalita Vistara und dem Abhinischkramana Sutra. Hat sie so viel Ähnlichkeit mit der Versuchung Jesu? Kann man hier (mit Eitel und Beal) von einer Versuchung in der Wüste sprechen? Ist nicht die Absicht und die Art und Weise der Versuchung doch eine ganz andere, wenn auch die Hintertreibung des Erlösungswerkes in beiden Fällen der Endzweck ist?

Nachdem alle Versuchungen abgeschlagen sind, geht Sakyamuni durch

die 4 Grade der Abstraktion und Contemplation (dhyana) in den 4 Nachtwachen, bis er am Morgen zur vollkommenen Erleuchtung (anuttara samyak sambôdhi) gelangt. Nun ist er Buddha, d. h. der Erleuchtete geworden. Er überschaut jetzt in einem Blick alle Wesen und alle Welten, er überschaut seine eigenen früheren Geburten und diejenigen der andern Menschen. Er erkennt die Verkettung aller Ursachen und Wirkungen, also auch die Ursachen aller Uebel, die Möglichkeit und das Mittel der Heilung. Dieser Ueberblick über alle Räume und Zeiten und dieser Einblick in das Wesen der Kreaturen und die Ursache aller Uebel und das Mittel zur Heilung, welchen er in diesem Moment der Ekstase bekommt, befähigt ihn zum Erlöser der ganzen Menschheit. Denn er will nicht nur sich selbst von den Schmerzen der Seelenwanderung befreien; er will allen Seelen den Weg der Erlösung zeigen. Er erkennt 1) das Übel, 2) die Verbreitung des Übels, 3) die Zerstörung des Übels, 4) den Weg zur vollkommenen Erlösung vom Übel. Die Verkettung von Ursache und Wirkung hat die buddhistische Scholastik auch in die 12 Nidânas zerlegt, welche Sakyamuni nach 7tägiger ununterbrochener Meditation unter dem Bodhibaum erkannt haben soll: Alter und Tod, Geburt, Dasein, Anhänglichkeit an das Dasein, Verlangen, Empfindung, Berührung, die 6 Sinne, Name und Gestalt, Bewußtsein, Bewegung und Triebkraft, Unwissenheit. Diese 12 Nidânas sollen so aufeinanderfolgen, daß das folgende immer die Ursache des Vorhergehenden ist, und somit Buddha die Unwissenheit als die Ursache alles Elends erkennt.

Nachdem Buddha 49 Tage lang nichts gegessen hatte unter dem Bodhibaum, bekommt er Speise durch zwei durchreisende Kaufleute, welche von den himmlischen Wesen auf ihn aufmerksam gemacht wurden. Auch bieten ihm jetzt die Könige des Himmels einen goldenen Almosentopf an. Er aber erklärt, ein solcher passe nicht für ihn und nimmt einen irdenen an. Eine Zeit lang trägt Buddha Bedenken, das gute Gesetz, das er gefunden, andern Menschen zu verkündigen; er meint, es sei zu schwer für die Menschen. Allein er wird von Brahma selbst aufgefordert es zu predigen. Mit der Predigt ist der Buddhismus wieder eine Stufe über den Brahmanismus hinausgegangen, der das asketische Leben und damit die Möglichkeit der Befreiung von der Seelenwanderung auf die 3 höheren Kasten beschränkte und sich um einen großen Teil des Volks nicht bekümmerte. Die Liebe zu der verlorenen Menschheit tritt überhaupt bei Buddha ganz anders hervor als bei den egoistischen Brahmanen.

Buddha macht sich nun auf den Weg nach Benares um dort den 5 Rischis zu predigen, welche früher Genossen seiner Askese gewesen waren, ihn aber verlassen hatten, weil er sein Fasten gebrochen. Am Ganges bittet er einen Fährmann, ihn überzusetzen. Dieser will es nur thun, wenn er das Fährgeld bezahle. Sakyamuni aber erklärt ihm, er habe nichts und suche nichts auf Erden und weist den Mann auf eine Herde Gänse hin, welche vermöge der ihnen innewohnenden Kraft ohne Fährmann hinüberkommen; so könne auch er über den Fluß kommen ohne Fährmann, und wenn das Wasser so hoch stünde wie der Berg Meru. Wirklich macht er sich auf und schreitet zum großen Erstaunen des Fährmanns hinüber, der sich nun die bittersten Vorwürfe macht, daß er diesen Heiligen nicht umsonst hinübergeführt, da er dadurch sich ein großes Verdienst erworben hätte. So kommt Buddha nach Benares und bettelt dort in den Straßen. Die 5 Rischis erkennen ihn als den Gōtama Sramana, vereinigen sich aber zu dem Entschluß, ihm keine Ehrfurcht zu erweisen und kein Unterkommen zu gewähren. Allein durch einen unwiderstehlichen Trieb werden sie doch genötigt, ihn freundlich zu bewillkommnen und ihm zu geben, was er nach seiner Reise bedurfte. Sie verwundern sich etwas spöttisch über sein gutes Aussehen und wollen ihm nicht glauben, daß er zur vollkommenen Erkenntnis gekommen sei. Buddha erklärt ihnen, er lüge nicht, und sie sollen nur seine Schüler werden. Zum Zeichen seiner Wahrhaftigkeit streckt er seine Zunge so weit heraus, daß sie bis an die Ohren und an die Nasenlöcher reicht. Das imponiert den 5 Rischis, und nun beginnt Buddha im Gazellenhain bei Benares das Rad der Lehre zu drehen, d. h. zu predigen. Er erklärt seinen 5 ehemaligen Freunden: „Ihr Bhikschus (Bettelmönche), die ihr eure Heimat verlassen habt, es gibt zwei Dinge, denen ihr endlich und für immer entsagen müßt: allen weltlichen Vergnügungen und fleischlichen Genüssen, aber ebenso einer übermäßigen Abtötung des Leibes, die weder zum eigenen noch zum Nutzen anderer Leute dient. Ich habe die Mittelstraße eingeschlagen. So bin ich erleuchtet worden. So sind meine Augen im Stande zu sehen und mein Geist zu verstehen, und deshalb bin ich zur Ruhe gekommen und bin im Besitz des vollkommenen geistlichen Lebens und der vollkommenen Erkenntnis. Ich bin nun ein wahrer Sramana und habe das Nirvâna erreicht. Wollt ihr auch zu diesem Ziel kommen, so müßt ihr denselben Mittelweg einschlagen, den 8gliedrigen Pfad: 1) den richtigen Blick (Unterscheidung von Wahrheit und Irrtum), 2) den rechten Sinn (richtige, zweifellose Auffassung der Lehre), 3) die rechte Sprache,

4) die rechte Handlungsweise, 5) den rechten Stand (den geistlichen), 6) die rechte Energie, 7) das rechte Gedächtnis, 8) die rechte Beschaulichkeit (Indifferenz gegen diese Welt)." Buddha predigt ihnen weiter die 4 oben angegebenen heiligen Wahrheiten und erklärt, er habe dieselben nicht von außen erhalten, sondern nur durch eigenes Nachdenken, wie auch die 12 Nidânas.

Diese Predigt hat zur folge, daß von den 5 Männern zuerst der alte Kaundinja los wird von allem Irdischen und zur vollkommenen Erkenntnis kommt und zugleich 60000 Bewohner der Himmelsregionen, so daß durch alle Himmel ein Lobgesang ertönt, Blumen niederfallen und die Erde erbebt. Kaundinja predigt nun selbst das gute Gesetz und dann werden auch die 4 andern bekehrt und nehmen das gelbe Mönchsgewand als Nachfolger des Buddha an, um Apostel des Buddhismus zu werden.

Nachdem 60 Jünger im Gazellenhain bei Benares gewonnen sind, geht Buddha weiter, um auch andern Gegenden zu predigen. Er sammelt überall seine Nachfolger in Klöster (vihâras), die aus einzelnen Hütten (pansalas) bestehen. Auch aus der folgenden Zeit seines Lehramts wissen die buddhistischen Schriften mancherlei Wunder zu erzählen, namentlich wie die gefürchtetsten Schlangenkönige sich vor ihm beugen. Der Schlangendienst war in Indien seit alten Zeiten einheimisch, obgleich die heiligen Bücher der Brahmanen nichts darüber berichten. So blieb dieser Volksaberglaube auch im Buddhismus, und Buddha soll nun höher sein als diese gefürchteten und darum so viel verehrten Wesen.

Wir übergehen die Disputationen mit den Brahmanen und die sonstigen Kämpfe, die Buddha zu bestehen hatte, und die Erfolge seiner Predigt und eilen dem Ende seines Lebens zu. Auch auf die Verklärung auf einem Berge auf Ceylon, die man schon mit der Verklärung Christi in Parallele gestellt hat, legen wir kein großes Gewicht, da solche Verklärungen im Leben der Buddha häufig vorkommen. Jeder unbefangene Leser wird überhaupt zugeben, daß gegenüber den buddhistischen Schriften selbst die apokryphischen Evangelien noch maßvoll und geistvoll sind. Nachdem Buddha 45 Jahre lang gewirkt hatte, erinnert ihn in Vaisâli der Versucher Mara, daß die Zeit seines Abscheidens gekommen sei. Er verkündet seinen Jüngern, daß er nach 3 Monaten in das Nirvâna eingehen werde, tröstet und ermahnt sie, daß sie nach seinem Tod seine Gebote sammeln und aller Welt predigen sollen. Er geht nach Kusinagara bei Patna. Himmel und Erde erbeben. Ein armer Mann reicht ihm noch das letzte Mahl. Er nimmt dasselbe an zum Zeichen seiner Demut,

obgleich er so eben die Gaben der Reichen verschmäht hatte. Dann spricht er zu seinen Jüngern: „stehet auf, lasset uns gehen! meine Zeit ist gekommen." Sein letztes Wort ist: „alles ist vergänglich." Er durchgeht die verschiedenen Stufen der Meditation, welche den Himmelsräumen entsprechen und verliert sich im Nirvâna. Damit ist seine irdische Laufbahn geendet. Seine Jünger wollen den Leichnam verbrennen, aber gewöhnliches Feuer verbrennt ihn nicht, sondern aus Buddhas Brust schlägt eine Flamme und verzehrt den Leib. Die vom Feuer verschonten Knochenstückchen, welche wie Perlen in der Asche daliegen, werden in 8 Teile unter die anwesenden Verehrer verteilt und Heiligtümer über denselben errichtet.

Dreißig Jahre unter den Heiden.

IV.

(Fortsetzung.)

Die Kaste ist freilich ein fremdes Produkt in Südindien. Die Brahminen haben mit manchem andern Unheil auch die Kaste hier eingeschleppt. Dieses Unkraut fand nun aber einen so fruchtbaren Boden hier, daß das Dravidenland an Vielfältigkeit und Zähigkeit der Kasten bald das Mutterland derselben übertraf. Wie fest auch die Familienbande der Draviden verschlungen sind, die Kaste steht ihnen darüber; und wenn ein Glied aus der Kaste fällt, wird es auch aus der Familie gestoßen. Ja unter Umständen werden die gewöhnlichen Ceremonien wie bei einem Toten seinetwegen verrichtet, und er ist dann wie tot und vergessen. Doch ich kann dem Leser keinen bessern Begriff von der Kaste geben, als von den Jesuiten in der „Mission de Maduré" gegeben wird. Dort heißt es in der Einleitung also:

„Das Kastengefühl beherrscht und verdrängt bei den Indiern alle andern Gefühle, oder wenn man will, es ersetzt alle andern Gefühle. So ersetzt die Kastenliebe bei ihnen die Vaterlandsliebe, welche fast Null ist, da selbst die Sprache keine Worte hat den Sinn von Vaterland, Vaterlandsliebe auszudrücken. Indien stellt in jeder seiner Provinzen eine Vereinigung dieser zahlreichen Volksklassen dar, die in jedem Dorfe so viele kleine Republiken bilden, immer zerteilt durch Sitten, Interessen und Zuneigungen, und oft gegen einander erhitzt durch Antipathien und Rivalitäten. Derselbe Indier, so gleichgiltig gegen seinen Nächsten, sieht er einen Mann, ob auch 50 oder 100 Meilen her, den er gar nicht kennt, der aber seiner Kaste ist, wird mit einem Male im Innersten erregt, der Mann ist ihm kein Fremder, er ist sein Bruder, er begrüßt ihn,

nimmt ihn auf und bewirtet ihn so gut er kann. In seiner Natur ist etwas Nomadisches; er hängt nicht an dem Boden, auf welchem er geboren ward: sein Vaterland ist die Kaste.

Die Kaste ist auch seine Familie, und oft verzehrt der Kastengeist das, was wir Familien-Gefühl nennen. Wenn man die zärtliche und leidenschaftliche Liebe der indischen Eltern gegen ihre Kinder sieht, bildet man sich ein, daß die Familienbande sehr stark bei ihnen sind; wenn man es aber genauer betrachtet, wird man oft versucht werden zu glauben, daß sich das alles fast bloß auf einen Natur-Instinkt beschränkt; und man wird von dieser Meinung überzeugt werden, wenn man sieht, daß dieser Instinkt abnimmt oder ganz verschwindet, zur Zeit wo die natürliche Notwendigkeit der Verbindung zwischen Eltern und Kindern aufhört; fast so wie es bei dem Vogel und seinen Jungen vorkommt. Wenn etwas von diesem Familiengeiste übrig bleibt, ist man gewiß es allemal verschwinden zu sehen, wenn es sich im Gegensatz mit dem Geist der Kaste befindet.

Anderseits bildet die Kaste Familienbande oder maßt sich doch die Rechte derselben an, wie im Gemeinderate, welcher sonst unmöglich wäre, nachdem was wir gesagt haben. Dieser Kastenrat, von den einflußreichsten Gliedern gebildet, durch ihre sociale Stellung oder allgemeine Wahl bezeichnet, übt eine sehr große Autorität. Er macht Gesetze, wendet die an, welche schon bestehen, giebt Befehle, bestraft Vergehen, wirkliche oder eingebildete, legt größere oder kleinere Bußen auf, und hat in manchen Kasten sogar das Recht zum Tode zu verdammen. Es ist eine Art Regiment, mit dem aristokratischen oder repräsentativen vergleichbar, und hat dieselben Fehler. Zumeist besteht dieser Rat aus einigen aufgeblasenen Personen, welche sich von der Beisteuer der armen Kontribuenten mästen. Gleichwohl sind die Entscheidungen der Kaste heiliges Gesetz, und wenn einem Indier gesagt wird: die Kaste hat es beschlossen, die Kaste befiehlt es, so hat er nichts mehr zu erwidern; er gehorcht und der Civilrichter selbst bestätigt den Beschluß.

Es ist schwer sich eine Idee zu machen von der blinden und schwärmerischen Anhänglichkeit der Hindus für ihre Kaste und alles was sie mit sich bringt. Sobald es sich um die Kaste handelt, um die Verteidigung ihrer Ehre und Vorrechte, legt der Hindu seinen scheuen Charakter und Kleinmütigkeit ab, trotzt allen Gefahren, widmet sich allen Opfern und trotzt selbst dem Tode. Es ist nicht selten, bei solcher Gelegenheit Kämpfe zu sehen, welche Verwirrung und Bestürzung in den Provinzen verbreiten, und die gewaffnete Macht der Regierung kann kaum die Tausende der wüthenden Streiter, welche sich mit Erbitterung verfolgen, wieder zum Frieden bringen. Das sieht man besonders in denjenigen Kämpfen, in welchen sich die beiden Armeen der rechten und der linken Hand gegenüber stehen. Die Ursachen dieser traurigen Streitigkeiten sind gewöhnlich kindische Privilegien, wie Pantoffel solcher Facon zu tragen, sich den Kopf mit gewissen Blumen zu schmücken, einen Sonnenschirm zu tragen, ein Pferd oder einen Elefanten zu besteigen, eine Trompete vor sich her blasen, eine besondre Art Trommel vor sich her schlagen zu lassen rc. Es giebt nicht eine von diesen Albernheiten, die nicht der Gegenstand mehrerer blutigen Schlägereien gewesen wäre und zehn, zwanzig und fünfzig tausend Streiter zu Felde gestellt hätte; und wir könnten viele Beispiele anführen, die ganz kürzlich unter unsern Augen geschehen sind."

Die feste Ordnung der englischen Regierung macht nun solche Scenen seltener weil kostspieliger; doch sind sie noch in der letzten Zeit vor-

gekommen und können jeden Tag aufs neue losbrechen, da der Geist noch ganz derselbe ist. Daß die christliche Mission unter diesem Unkraut welches die Brahminen im Dravidenland ausgesäet haben, nur allzuviel zu leiden hat, ist gewiß.

Trotz seiner 200 Frauen hinterließ Tirumala Nayaken doch keinen Sohn zum Thronfolger. So kam die böse Zeit für das Reich und alles arbeitete dem nahen Untergang entgegen. Wie übermütig sich aber die Mohammedaner dabei betrugen, geht aus folgendem hervor. Zu gewissen Zeiten trugen sie des Badisha Pantoffel in großer Prozession auf einem Elefanten umher. Eine kleine Armee von Soldaten folgte. Wenn sie nun zu einem Fürsten kamen, so mußte der ihnen in Prozession entgegen gehen, als ob der Sultan selbst käme, mußte sie in seine Residenz geleiten, und den Pantoffel auf seinen Thron setzen lassen, zum Zeichen der Oberherrschaft. Dann mußte er entweder den pflichtigen Tribut bezahlen, oder doch reichliche Geschenke austeilen, oder beides.

Nun war aber Ranga Krishna Muttu, Tirumala Nayaken's dritter Nachfolger, ein junger Mann, der sich nicht von den Brahminen leiten ließ, überall selbst nachsah, und sein Land durcheiste. Unter ihm schöpfte das Volk noch einmal, die letzte, Hoffnung, und die Armee verehrte ihn. Als sich nun der Pantoffel auch seiner Residenz nahte, ward er sehr zornig. Er befahl seinen Räten dem Pantoffel entgegen zu gehen und zu sagen, der König sei nicht wohl genug um selbst zu kommen, sie möchten nur zum Könige kommen. So kamen denn die stolzen Mohammedaner mit vielem Ärger in den Palast. Die Soldaten wurden natürlich vor der Stadt gelassen. Der König ließ nun sehr lange auf sich warten, dann aber ließ er sich die Gesandtschaft vorführen. Er saß auf seinem Throne mit Juwelen behangen, von seinen Großen umgeben, im höchsten Glanze und nahm nicht die geringste Notiz von der eintretenden Gesandtschaft. Als sie sich nun aber dem Throne nahten, den Pantoffel in der Hand, um ihn auf den Thron zu setzen, schrie sie der König zornig an: „Setzt ihn auf die Erde!" Erschrocken thaten die Gesandten also. Darauf trat der König mit dem Fuße hinein und rief eben so zornig: „Wo ist der andere Pantoffel? Wollt ihr mich höhnen, daß ihr mir nur einen bringt?" Darauf befahl er sie mit Rohrstöcken durchzuschlagen. Das Heer aber, das vor den Thoren lag und auf gute Bewirtung wartete, ließ er angreifen und was nicht sofort die Flucht ergriff, erschlagen. Das war das letzte Aufflackern des Pandya-Reiches. Bald darauf starb der König an den Pocken und die letzte Hoffnung war dahin. Zum Glück kam das

Reich nun unter englische Hände, nachdem es an 2300 Jahre eine nicht ruhmlose Selbstherrschaft gehabt hatte.

Das Unerhörte mit dem Pantoffel wird begreiflicher, wenn man erwägt, daß auch die Brahminen sich gern so ehren ließen, wenn der König schwach genug dazu war, oder es ihnen gelungen war, ihn weit genug herunter zu bringen. So erzählen die Jesuiten in einem Briefe vom Jahre 1659, daß der König von Tanjore jeden Dezember einer Prozession beiwohnte, in welcher erst der Pantoffel seines obersten Priesters mit großem Pomp umhergetragen wurde, dann aber der Guru (Oberpriester) selbst in einem Palankin sitzend von den Hofdamen getragen, während der König voran ging und das Rauchfaß schwenkte, sich imer wieder gegen den Guru verneigend.

Derselbe König scheint es auch gewesen zu sein, der die Wiedergeburt aus der Kuh mit sich vornehmen ließ. Das geschieht gewöhnlich bei der Thronbesteigung oder bald darnach. Die Kuh ist nämlich ein so heiliges Tier, daß sie alle Sünden des Königs tilgt. Es muß aber eine goldne Kuh sein. Nach allerlei Ceremonien geht der König in sie hinein und bleibt eine Zeitlang drin. Dann wird er geboren. Bei dem Könige von Tanjore verrichtete die Frau des Guru die Hebammen-Dienste Sie behandelte dann den König wie ein neugebornes Kind, welches er denn auch durch allerlei Unarten vorzustellen suchte. Ist alles vorüber, so wird die goldne Kuh zerschlagen und unter die Brahminen verteilt, und das ist eben die Hauptsache. Diese Sitte besteht heute noch, wo sie die Brahminen durchsetzen können. An manchen andern Orten, wie in Travancore, muß der König bei seiner Thronbesteigung sich mit Gold wägen lassen. Dieses Gold ist dann der Brahminen Teil, wofür sie dann den Segen sprechen. Kurz sie haben es auf das Aussaugen der Fürsten und der Völker abgesehen. Ein eigentliches Interesse nehmen sie weder an dem Wohlergehen der Fürsten noch der Völker. Sie bleiben mit dem Volke ganz unvermischt und sind nur die Blutegel desselben.

Doch weder die Geburt aus der Kuh noch die erniedrigende Demütigung vor seinem Guru konnte den König von Tanjore vor einem tragischen Ende bewahren, welches ihn im Jahre 1674 ereilte. Chokа Natha, der König von Madura, hatte nämlich um des Königs von Tanjore Tochter angehalten. Aus irgend welchen Gründen, wahrscheinlich weil Choka Natha der Sohn eines Bastards war, versagte Vijaya Raghava, König von Tanjore, ihm seine Tochter in sehr unceremoniöser Weise. Darüber kam es zum Kriege zwischen beiden. Die Tanjorer wurden ge-

schlagen und die Residenz belagert. Ehe aber der Sturm auf die Festung begann, ließ ihn der König von Madura noch einmal um die Hand seiner Tochter bitten. Der König von Tanjore aber ward darüber so heftig, daß er die Gesandten insultierte. Darauf wurden die Mauern eingeschossen, der Festungsgraben ausgefüllt, und die Stadt mit Sturm genommen. Noch war aber der Palast fest, und noch einmal ward er aufgefordert seine Tochter dem Könige von Madura zu geben, aber wieder wies er den Antrag zornig zurück. Darauf versammelte er alle seine Frauen, Töchter und Schätze in einem Flügel des Palastes, ließ Töpfe mit Schießpulver umher setzen, gab jeder Frau einen scharfen Dolch in die Hand, befahl ihnen auf ein Zeichen zu warten, dann aber Feuer in das Pulver zu werfen und wenn nöthig die Dolche zu gebrauchen. Hierauf nahm er Abschied von ihnen und ging hinaus. Im königlichen Schmucke mit Juwelen behangen, in jeder Hand ein Schwert ging der 80jährige Greis seinen Feinden entgegen, vor das Thor des Schlosses. Hier begegnete ihm sein Sohn, mit dem er lange verfeindet war. Die Männer versöhnten und umarmten sich. Noch einmal beriet sich der König mit seinen Vertrauten, die ihn umgaben. Dann gab er das verabredete Zeichen. Eine doppelte Explosion folgte, und alles war still im Schloß. Der König aber warf sich mit seinem Sohne und seinen Getreuen wütend auf die Feinde, ward bald überwältigt und sein und seines Sohnes Kopf ward dem Könige von Madura als Siegeszeichen überbracht. Als ich den Königspalast von Tanjore besichtigte, zeigte man mir auch die seitdem unbenutzten und vermauerten Räume, wo die Königsfamilie so gräßlich unterging.

Außer den Königen im Dravidenlande gab es auch viele Fürsten — Paleyakaren = Burgherren, die oft große Strecken Landes inne hatten und souveraine Macht darinnen übten. Diese mußten dem Könige eine bestimmte Anzahl Truppen stellen, wenn immer er es verlangte, und womöglich sie selbst anführen. Also ganz mittelalterliche Zustände. Im Süden war der bedeutendste unter ihnen der Fürst von Ramnad, welcher mit seinen tapfern Maravern mehr als einmal den Thron der Pandya rettete. Zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts herrschte hier lange Zeit (36 Jahre lang) Ranganatha, der aber allgemein: der Alte = Kilavan genannt wurde. Er war ein tapferer Haudegen und gar nicht böse, doch ließ er den Jesuiten Jean de Britto, hinrichten. De Britto hatte ein Erzbistum ausgeschlagen, um den Heiden predigen zu können und hatte so großen Erfolg, daß er den Neid der Brahminen reizte.

Diese steckten sich hinter die Schwester des Fürsten, und ihrem gemeinsamen Einfluß gelang es nach vieler Mühe, ihren blutigen Zweck zu erreichen. De Britto ward auf der Höhe von Oreyur enthauptet. Dann wurden ihm Arme und Beine abgehauen und so sein Leib den Vögeln zur Speise gegeben.

Im Jahre 1710 starb „der Alte", der weiter den Christen kein Leid zufügte, über 80 Jahre alt und ward allgemein betrauert. Die Brahminen aber brachten 47 seiner Wittwen dazu, sich mit seinem Leichnam zu verbrennen.

Außerhalb der Stadt Ramnad ward ein breiter und tiefer Graben gemacht und mit Brennmaterial fast angefüllt. Darauf ward die wohlgeschmückte Leiche des Fürsten unter vielen Ceremonien auf den Holzstoß gesetzt und derselbe unten angezündet. Nun wurden die reich geschmückten Opfer in Prozession herbei geführt, und gingen in Prozession um den unten schon brennenden Scheiterhaufen. Darauf trat die älteste der Wittwen vor, ließ sich die Juwelen abnehmen, nahm das Schwert des Verstorbenen und redete Vijaya Raga Natha, seinen Nachfolger also an: „Sieh hier die Waffe, mit welcher unser Fürst seine Feinde besiegte. Hüte dich, dies Schwert je anders zu gebrauchen, noch mit dem Blute deiner Unterthanen zu beflecken. Regiere sie, wie er sie regiert hat, als ein Vater, so wirst du, wie er, lange glücklich sein. Für mich ist nichts mehr übrig in dieser Welt, als ihm zu folgen." Darauf reichte sie das Schwert dem neuen Fürsten, der auch keine Miene verzog. Sie aber schrie laut auf Siva! Siva! und sprang auf den Scheiterhaufen.

Die zweite Wittwe war die Schwester des Tondiman Raja von Pudukotta. Er war gegenwärtig, schon ein alter Herr, und hatte als nächster Verwandter seiner Schwester die Juwelen abzunehmen. Er war tief gerührt, brach in Thränen aus, schloß seine Schwester in die Arme und wollte sie zurückhalten. Sie aber blieb ungerührt, blickte bald auf die umstehende Menge, bald auf den Scheiterhaufen, und plötzlich schrie auch sie: Siva! Siva! und sprang hinein.

Eine nach der andern folgte, nachdem ihr die Juwelen abgenommen worden waren. Aber nicht alle hatten gleichen Mut und viele waren offenbar nur dazu getrieben worden. Die eine Wittwe ward von solchem Grausen ergriffen, daß sie zu einem dastehenden Soldaten hinlief, welcher ein Christ war, sich ihm in die Arme warf und flehentlich um Rettung bat. Der Soldat, welcher gegen striktes Verbot da war, erschrak so sehr, daß er sie sich abschüttelte, worüber sie das Gleichgewicht verlor, und in

den Graben fiel. Der Soldat erzitterte an Leib und Seele, eilte in seine Hütte, ward von heftigem Fieber befallen und starb bald darauf.

Inzwischen hatte sich die Glut von unten hinauf gearbeitet und helle Flammen schlugen in die Höhe. Da sah man nun wie der erkünstelte oder eingetränkte Mut die armen Opfer verließ. Laut schreiend liefen sie durcheinander, fielen übereinander her, und suchten nach dem Rande des Grabens zu kommen, um sich zu retten. Aber sofort wurden Bunde dünner Reiser über ihre Köpfe geworfen, wodurch die Flammen neu gereizt, hoch in die Höhe schlugen und das Feuergeprassel mit dem Wehgeschrei kämpfte, bis beides zusammen erschwieg.

Unter englischer Herrschaft sind nun die Fürsten vom Heerbanne frei und müssen dafür eine bestimmte Summe Geldes an die Regierung zahlen. Diese Summe ward den verschiedenen Fürsten verschieden berechnet. Der Fürst von Ramnad hat zwei Drittheile seines ganzen Einkommens einzuzahlen. Diese Summe beträgt für ihn 500 000 Mk. jährlich; was er darüber einnimmt darf er für sich behalten. Der alte Fürstenstamm erlosch aber mit dem „Alten", und gegenwärtig ist nur noch eine Fürstin übrig, die mit ihren Verwandten kostspielige Prozesse zu führen hat, so daß bald auch der Schatten des Fürstentums aufhören wird.

Andre Fürsten sind viel weniger gut weggekommen. Der Fürst von Vizinagram hatte nämlich seinem Könige 12000 Truppen zu stellen. Als er nun unter englische Herrschaft kam, so wurde er gefragt, wieviel ihm diese 12000 Mann des Jahres über kosten; er gab die Summe von 1 200 000 Mk. an. Darauf erklärte ihm die Regierung, seine Truppen nicht nötig zu haben, wohl aber die 1 200 000 Mk. Und die muß er nun jährlich einzahlen.

Wie aber in Indien so vieles trügt, so thun es auch die Zahlen. Die Truppen mochten wohl 1 200 000 Mk. gekostet haben, aber er bezahlte sie nicht mit barem Gelde. Die meisten wurden mit Reis bezahlt, und der ward ihnen zu 50—60 Procent über den Marktpreis angerechnet — nach altherkömmlicher Sitte! So erhielten sie nicht einmal die Hälfte der benannten Summe. Die aber Geld bekamen, erhielten es sehr selten bar, sondern in Anweisungen auf schlechte Schuldner. Wo etwa ein Bauer seine Steuern nicht bezahlt hatte, oder gar nicht bezahlen konnte, so wurden Anweisungen auf ihn ausgestellt und den Soldaten gegeben. Diese gingen dann hin und quartirten sich so lange ein, bis die Schuld bezahlt war, oder nahmen und verkauften alles was sie fanden. Da nun der Fürst von Vizinagram die 1 200 000 Mk. nicht bezahlen und fürstlich

leben kann, so hat er das Land verlassen und der Regierung die Verwaltung übergeben, damit sie zu ihren Rückständen komme und seine Schulden bezahle. Er starb in der Ferne und sein Sohn trat in seine Stelle. Er führt hohe Titel und heißt: „The Honorable Maharajah Meerza Viziarām Gajupati Raz Mania, Sultan Bahadar of Vizianagram.“ Dazu ist er neulich mit dem „Star of India“ dekoriert worden und bekommt einen Salut von 13 Kanonenschüssen — wo Kanonen vorhanden sind.

Nur noch einen dieser Fürsten will ich vorführen, weil ein Menschenopfer dabei vorkommt.

Vor 27 Generationen lebte in dem Dorfe Anamanakalle ein Landmann, Chivi Reddi mit Namen. Als dieser mit seinem Knechte Recherla den Acker pflügte, entdeckten sie einen verborgenen Schatz, welcher 1800000 Mk. enthielt und eine Kupfertafel mit Inschrift. Diese Schrift besagte unter anderm, daß wer diesen Schatz heben wolle, ein Menschenopfer bringen müsse. Der treue Knecht bot sich sofort zum Opfer an, doch unter einigen Bedingungen für seine Familie. Diese wurden ihm zugesagt und werden noch heut treulich fortgehalten; denn beider Familien Nachkommen sind noch vorhanden. Recherla ward dem Dämonen Bhetala geopfert, welcher auf dem nahen Banjanen-Baume wohnte. Auf dem Orte aber, da der Schatz gefunden ward, wurde ein Dorf erbaut und Recherla genannt. Dämon Bhetala versprach nun Chivi Reddi groß zu machen und hat Wort gehalten. Er ward von seinem Könige geehrt und seine Nachkommen wurden gewaltige Krieger und Fürsten von Venkataghivi. Ihrem Könige hatten sie 10000 Soldaten zu stellen. Der 25. Nachkomme Chivi Reddi's verband sich mit den Engländern gegen Hyder Ali, wofür dieser ihm seine Stadt plünderte und zerstörte. Sie ward aber größer und besser wieder aufgebaut. Im Jahre 1802 löste Lord Clive in einem langen Schreiben an den Fürsten seine Hilfstruppen auf und gebot ihm dafür 800000 Mk. jährlichen Tribut an die Regierung zu zahlen. Der jetzige Inhaber des Fürstenthums heißt: „Raja Sahib Musafak Mahaban Karen Firmayi Mokalisan Raja Velakote Kumara Yachama Nayadu Bahadur Venkataghiri Raja Garu Panchahazar Mansubdar C. S. J.*) Dazu ist er noch Haupt — und das ist nicht die geringste seiner Ehren — der 70 Zweige der Vemala-Kaste, alles Nachkommen von Chivi Reddi. Uebrigens ist er ein gütiger und freundlicher Herr.

[1]) Commander of the Star of India.

Natürlich haben diese Fürsten nicht die geringste Macht mehr, sondern sind nur reiche — noch öfter aber reich verschuldete — Gutsbesitzer.

Was nun das Volk, namentlich das Landvolk betrifft, so fürchte ich giebt es ein trübes Gemälde. Fergusson sagt (Architecture III, 340.):

„Seit wir Besitz von dem Lande genommen haben, sind unsre Landsleute von dem wohlwollenden Gedanken getrieben worden, die Armen gegen die Reichen zu schützen. Auf jede Weise suchten wir den Bauer in seinem Besitze zu erhalten, und daß er nicht mehr als nur einen billigen Teil von seinem Ertrage abgeben sollte, während wir ihm einen sichern Besitztitel geben. Doch einem Volke in dem Zustande der Civilisation, welchen Indien erreicht hat, giebt ein sichrer Besitztitel nur die Macht, zehn mal so viel zu borgen, als er bezahlen kann, um es bei Hochzeiten, Begräbnissen und andern Festlichkeiten zu verschwenden. Und unsre Gerichte geben dem Leiher volle Macht, das Besitztum des Borgers zu verkaufen. Während dieses Jahrhunderts, in welchem dieser communistische Prozeß vor sich gegangen ist, ist die ländliche Aristokratie nach und nach verschwunden. Alles Vermögen des Landes ist in die Hände der Wucherer in den Städten geraten und wird von ihnen in frivoler Weise verschwendet. Wenn es das Ziel der Regierung ist, die ganze Landbevölkerung auf den Zustand der Kleinbauer herab zu bringen, welche das Land besitzen ohne Kapital, und folglich am Rande des Hungers sind, so hat sie ihr Ziel erreicht. Das mag wohlgethan sein und das größte Glück für die größte Zahl bedingen, aber in einer solchen Gemeinschaft hat weder Wissenschaft noch Literatur noch Kunst einen Platz, und die Religion selbst wird zu dem Zustande ihrer Bekenner herabgedrückt."

Das ist wohl sehr wahr, aber die Wahrheit nicht ganz; denn seitdem das geschrieben ward, ist der Stein mit noch größerer Schnelle den Berg hinabgerollt. Die Kleinbauern sind zum großen Theil zu Tagelöhnern, ja zu Leibeigenen hinabgedrückt worden. Und so groß war der Druck der Wucherer, daß sich das Landvolk zusammenrottete, die Häuser der Wucherer überfiel und die Schuldscheine zerriß. Sie raubten nichts, sie thaten niemand ein Leid an, aber sie vernichteten alle Schuldscheine, die sie finden konnten. Hunderte sind freilich darüber ins Gefängniß gewandert, aber die ganze Erscheinung war doch so außerordentlich, daß die Regierung eine Kommission niedersetzte, welche diese Zustände im Dekan (das Hochland Südindiens) untersuchen sollte. Der Bericht dieser Kommission ward 1875 gedruckt und legt solche Zustände an den Tag, daß ich mich fast fürchte, nur einige Proben davon zu geben. Da es aber ein amtlicher Bericht ist, so wird doch niemand dem Gedanken der Übertreibung Raum geben können, wie unglaublich und abschreckend auch die Thatsachen sein mögen.

Nach altindischem Gesetze, wie auch nach dem Gesetze der ostindischen Kompagnie konnte ein Kreditor nie über das Doppelte des ausgeliehenen Kapitals einklagen, und die Verjährungsfrist war 12 Jahre. Wenn er

also einem Bauer 100 Mk. lieh und erhielt keine Zinsen dafür, so konnte er innerhalb 12 Jahren 200 Mk. erklagen, wenn die Zinsen so viel betrugen. Mehr aber sprach ihm das Gericht nie zu und nach 12 Jahren war die Schuld verfallen. Dabei konnten beide Teile bestehen.

Im Jahre 1859 wurden aber neue Gesetze eingeführt, nach welchen die Verjährungsfrist nur drei Jahre beträgt, wenn der Schuldschein nicht erneuert wird. Wird der Schuldner aber verklagt, und ein Gerichtsspruch gegen ihn erlangt, so gilt der für alle Zeiten und erstreckt sich auf alle gegenwärtige oder zukünftige Habe des Schuldners. Der Kreditor kann dem Bauer nicht nur sein Vieh und Ackergerät, nicht nur sein Haus und sein Land verkaufen, er kann ihm auch das Kleid nehmen, das er auf dem Leibe hat. Und wenn das alles nicht ausreicht, so kann er nach Jahren, wenn der Mann wieder zu etwas gekommen ist, ihm immer wieder alles wegnehmen, ja kann ihn auch in den Schuldturm werfen und ihn darin halten so lange er will, wenn er nur täglich 4 Annas (50 Pfennige) Kosten für ihn bezahlt. So ist die ganze Gewalt des Staates auf Seiten des Wucherers, und der Arme ist nicht nur mit seinem ganzen gegenwärtigen und zukünftigen Besitz, sondern auch mit seinem Leibe, seiner Person, dem Wucherer überliefert.

Man darf aber nicht meinen, daß dieses grausame, wohl in keinem Lande auf Erden außer Indien bestehende Gesetz aus Feindschaft gegen die Armen entstanden sei. Bewahre. Es ist ganz wie Fergusson sagt, aus der guten Absicht den Armen zu schützen, entstanden und — aus schönen Theorien. Man rechnete darauf, daß ein so hartes Gesetz jedermann vom Schuldenmachen abhalten werde. Und da niemand gezwungen werde Geld zu borgen, so ward die ganze Sache unter die Idee eines Kontrakts gebracht. Ein gemachter Kontrakt muß aber aufrecht erhalten werden. Dazu muß vor dem Gesetz ein jeder gleich sein. Das sind die schönen Theorien; es fehlt ihnen nur die Wahrheit. Vor dem Gesetze ist eben nicht jeder gleich. Der Wucherer mit seinem Geldsack und seinen oft von ihm gebrauchten Advokaten steht dem armen Landmann, der weder Geld hat noch lesen und schreiben kann, gegenüber, wie der Riese gegen einen Zwerg. Man verhehlte sich zwar nicht, daß bei diesem Gesetze der Grundbesitz leicht in andre Hände übergehen werde, aber man hielt das für keinen Schaden. Nach Darwin ist es ja kein Schade, wenn das Schwächere zu Grunde geht und das Stärkere oben aufkommt. Der ritterliche Sinn, sich des Schwächern gegen den Stärkern anzunehmen, ist uns weit abhanden gekommen. — Dazu ist es auch nicht wahr,

daß niemand zum Borgen gezwungen wird. Die Regierung selbst zwingt den Landmann dazu, indem sie zur bestimmten Zeit die Grundsteuer in barem Gelde verlangt. Doch die Praxis bewährt oder verurtheilt am besten eine Theorie. Ich will darum nur einige Proben aus dem Bericht der Kommission anführen. Voraus schicken will ich nur noch, daß die gewöhnlichen Zinsen der Wucherer 33½ Prozent sind, und oft noch höher. Nun die Proben.

„Kanrey, ein angesehner Mann in seinem Dorfe, borgte vor 12 Jahren 400 Mk. Er bezahlte dem Wucherer nach und nach 772 Mk. und ward für den Rest von noch 770 Mk. verklagt. Und da er es nicht zu bezahlen hatte, ward sein Land, 80 Acker, verkauft. Er ist nun ein Tagelöhner.“ — Bei der Versteigerung des Landes wagt gewöhnlich niemand gegen den Wucherer zu bieten. Einige seiner Freunde bieten zum Schein, so kauft er das Land oft für einen ganz lächerlichen (oder vielmehr zu beweinenden) Preis. „Balaji borgte sich 16 Mk. und zahlte nach und nach 30 Mk. ab. Der Wucherer verklagte ihn für 120 Mk. Rückstand, und das Gericht gab ihm die Macht, Balaji's Habe zu verauktioniren. 12 Ochsen und 80 Acker Land wurden verkauft, und der Wucherer kaufte es.“ „Ramji sagte gut für seinen Freund Lackshman, als er sich für 16 Mk. Kleider kaufte. Lackshman bezahlte dann 6 Mk. und verließ das Dorf. Der Kaufmann forderte nun das Geld von Ramji, und da er es nicht hatte, mußte er — vor drei Jahren — einen Schuldschein für 44 Mk. ausstellen. Im vorigen Jahre ward er nun dafür verklagt, und der Richter erkannte, daß er mit den Gerichtskosten 112 Mk. zu bezahlen hat.“

Noch viele dergleichen Beispiele führt die Kommission an, es ist aber zu schmerzlich, sie zu wiederholen. Sie geben sogar einen Fall an, wo ein Landmann, nachdem er sein Vieh und sein Land und alles dahingegeben hatte, und der Wucherer immer noch drohte ihn ins Gefängnis zu bringen, einen Kontrakt unterschrieb, nach welchem er sich mit seiner Frau verpflichtete, dem Wucherer 13 Jahre zu arbeiten in der Nähe oder Ferne, für Nahrung, Tabak und eine wollne Decke des Jahres!

Die Richter, welche alle diese Fälle zu entscheiden haben, sind Eingeborne. Sie haben auf der Universität studirt und sind so gebildet, daß sie ihre eigne Muttersprache nicht mehr ordentlich sprechen, jedenfalls nicht richtig schreiben können. Von früher Jugend auf besuchten sie englische Schulen und haben für das Landvolk weder Interesse noch Verständnis. Und wenn sie auch nicht bestechlich wären, wie sie es doch sind, so ist nun einmal das Gesetz also. Welch Vertrauen aber das Volk zu diesen ihren landsmännischen Richtern hat, geht daraus hervor, daß fast 90 Prozent aller dieser Klagen ex parte entschieden werden, weil sich die Verklagten gar nicht stellen. Sie stellen sich aber nicht, weil sie fern, oft eine ganze Tagereise von ihrem Dorfe fern, wochenlang um den Gerichtshof stehen

und warten müssen, bis ihr Fall aufgerufen wird. Darüber können sie verhungern. Die Wenigen aber, die doch gegenwärtig sind, können doch nichts erreichen, da nach dem schriftlichen Document entschieden wird. Das haben sie zwar in ihrer Not mit ihrem Handzeichen versehen, aber was der Inhalt desselben ist, wissen sie selten. Wie könnten sie nun in ihrer Einfalt gegen die verschmitzten Advokaten aufkommen? Sich auch einen Advokaten nehmen, kostet bares Geld voraus; und hätten sie das, so gäben sie es ja dem Wucherer, damit er sie nicht vor Gericht bringe.

Aber selbst wenn einer noch einen Advokaten annähme, so wäre es doch nichts, wie folgendes Beispiel lehren kann. Einer unsrer Christen verlor auf diese Weise durch den Spruch des eingebornen Richters sein väterliches Erbe. Er meinte gewiß zu sein, daß sein reicher Gegner den Richter bestochen habe, und wollte darum an den Oberrichter, einen Engländer, appellieren. Dazu brauchte er und gewann für sein letztes Geld einen Advokaten. Natürlich auch einen Eingebornen. Der nahm das Geld und versprach alles Mögliche zu thun. Da der reiche Ahab aber seiner Kaste war, und der arme Nabot nicht, so ließ er die 3 Monate, innerhalb welcher die Apellation stattfinden muß, verstreichen, indem er verreiste. Nachher war nichts mehr zu machen. Der Christ zeigte mir immer wieder sein väterliches Erbe mit den schönen Bäumen und seinem Wohnhause darauf und rief: „Ist denn wirklich keine Hilfe? Muß ich das alles verlassen, auf so ungerechte Weise?“ Gerichtlich war nichts mehr zu machen, so versuchte ich durch Güte auf den reichen Heiden einzuwirken. Aber ein Stein hätte sich eher erbarmt als er. Das Erbe war und blieb verloren.

Kein Wunder darum, daß als vor einigen Jahren der jetzt in Madras gefangen gehaltene König von Baroda seine Unterthanen so hart bedrückte, und sie gefragt wurden, warum sie nicht lieber auf englisches Gebiet übergehen, sie antworteten: „Davor wolle uns Gott behüten. Hier haben wir doch wenigstens kein Civil-Gesetz.“

Die englische ist vielleicht die beste Fremdherrschaft, welche Dravidenland haben kann, sie ist und bleibt aber doch eine Fremdherrschaft. Und in dieser theorienreichen Zeit, die so gern nach Schablonen arbeitet, häufen sich die Unzuträglichkeiten immer mehr. Damit es aber nicht den Schein gewinne, als ob dergleichen nur aufgesucht würden, will ich mich enthalten weiteres hier anzuführen. Die von der Kommission im Auftrage der Regierung amtlich zu Tage geförderten Übelstände zeugen ja auch deutlich

genug, daß gegenwärtig Dravidenland und ganz Indien sich nicht in einer ruhigen und zufriednen Lage befinden. Die Armen verarmen immer mehr; der Mittelstand wird herabgedrückt; die Wucherer verschlingen das Mark des Landes, und das aus den Regierungsschulen hervorgegangene neue Geschlecht ist verbildet, schreit nach Ämtern, begehrt die höchsten Stellen und ist mit bittrem Hasse gegen alle Europäer erfüllt.

V.

Das Evangelium ist schon sehr frühe zu den Draviden gekommen. Schon der Apostel Thomas soll es hier verkündigt, auf dem Thomas-Berge bei Madras seinen Tod und in St. Thomé (jetzt eine Vorstadt von Madras) seine Ruhestatt gefunden haben. Die Thomaschristen auf der Westküste Südindiens glauben das fest. Sie wurden von uralten Zeiten her von dem „Patriarchen des Ostens" von Babylon (Bagdad) aus mit Bischöfen versehen. Sie waren also nie ganz selbständig. Wie alle Kirchen des Orients sind auch sie schon frühe versteinert. Um so unwandelbarer blieben sie nun auch durch die Jahrhunderte. Weder Gunst noch Mißgunst heidnischer Könige hatte auf sie einen Einfluß. Auch die listigen wie gewaltthätigen Versuche der Portugiesen, sie dem Papste zu unterwerfen, konnten nur einen kleinen Teil verführen. Leider blieben auch die uneigennützigen Versuche der englisch-kirchlichen Mission, neues Leben in die erstorbenen Gebeine zu bringen, im ganzen vergeblich. Mit vielem Seufzen klagte mir ein alter Priester, als er mir seine Kirche zeigte, daß zu seiner Zeit schon vier Kirchen in seinem Sprengel erbaut worden wären; d. h. vier Gemeinden hatten sich von der seinigen gelöst, eigne Kirchen erbaut und Priester angestellt; wodurch seine Einkünfte um so viel verringert worden wären. Er bat mich sehr um etwas Kaffee, und da ich keinen bei mir führte, kaufte ich welchen im Bazar und schickte ihn ihm. Doch schien er gar nicht so arm zu sein; denn er wohnte in einem großen Hause und sein Sohn schien ein wohlhabender Bauer zu sein. Sein Enkel aber war wieder Priester, und zeigte mir auch die Begräbnißkirche. Alle Christen werden in dieser Kirche begraben, und alle Priester auf dem erhöhten Altarplatze. Grabeshügel giebt es nicht. Ist die Kirche voll, so fängt man wieder an dem andern Ende an. Und das geht so fort, durch Jahrhunderte. Es sind im ganzen gemütliche Leute und stehen uns viel näher als die Papisten. Als ich in einem andern Dorfe die heimkehrende Schuljugend frug, wer sie seien, antworteten sie mit Bewußtsein: Wir sind Christen. Und als ich sie frug, was für Christen, ob Papisten, antworteten

sie mit Entrüstung: Nein, Christen sind wir und Suriani d. h. Syrer. Ihre Liturgie ist nämlich noch syrisch, obwohl natürlich das Volk gar nichts und die Priester nur wenig davon verstehen. Von den Heiden unterscheiden sie sich vorteilhaft, und halten sich streng von ihnen geschieden.

Als die Portugiesen den Seeweg nach Indien gefunden hatten, brachten sie alsbald auch Priester, Mönche und Nonnen in das Land der Draviden. Goa ward ihr Mittelpunkt, wo selbst auch die Inquisition eingeführt ward. Der Jesuit Xaverius, dessen „sehr verfallner und verschrumpelter" Leib kürzlich unter dem Geläute aller Glocken und 21 Kanonenschüssen von 1 Erzbischof, 3 Bischöfen und 400 Priestern aus seiner Ruhestatt vor das Volk in Goa getragen worden ist, und dem auch hier alljährlich ein vieltägiges Fest gefeiert wird, hat tausende von der niedern Klasse und de Nobili eine große Zahl der höhern Klassen dem Papste erworben. Es ist gar viel Heidentum stehen geblieben und die Unwissenheit der Masse ist sehr groß. Jüngst frug ich einen alten Mann, wie er heiße. „Antonius," sagte er. „Du bist also ein Christ, betest Du auch?" „Freilich, alle Tage." „Zu wem denn?" „Zu Antonius." „Das ist wohl Dein Patron, betest Du nicht zu Gott?" „Antonius ist eben Gott." „Antonius ist Gott?" „Freilich ist Antonius Gott." Mein Katechet war eben so sehr erstaunt darüber als ich. Ein anderer, ein vornehmer Mann, der ein Richteramt bekleidete, besuchte mich einmal und sagte bald nach der Begrüßung: „Ich bete jeden Tag zwei Stunden." Ich konnte mich nicht enthalten, zu sagen: „Wer hat Sie darnach gefragt? Ist es nicht genug, wenn es Gott weiß?" Hätte ich ihn aber gefragt, zu wem er bete, wäre wohl auch ein toter Heiliger oder „die Königin des Himmels" genannt worden.

Wenn Heiden zum Unterricht kommen, finden sich öfters auch Papisten dazu ein, die sich für Heiden ausgeben. Zuweilen dauert es viele Tage, ehe sie herausgefunden werden. Gewöhnlich versprechen sie sich aber bei dem Glaubensbekenntnis, da die Papisten einen andern Gottesnamen haben als wir und auch für das tamulische parisutta ävi (heiliger Geist) spritu säntu sagen. Diese werden dann mit einer ernsten Zurechtweisung fortgeschickt. Solche jedoch, welche es offen bekennen, daß sie Papisten sind und christlichen Unterricht begehren, werden mit den Heiden zugleich unterrichtet, und wenn sie den Irrtümern des Papsttums öffentlich entsagen, in die Gemeinde aufgenommen. Es sind aber nur wenige, an welchen man Freude erlebt; in der Regel sind sie noch viel verlogner und durchtriebner als die Heiden. Die Priester der Papisten sind in Indien auch zu

Anabaptisten geworden, indem sie jeden protestantischen Christen, welchen sie bekommen können, wiedertaufen. Manchem tätoiren sie auch ein schwarzes Kreuz auf die braune Stirn, um ihn sicher zu haben. Das thaten sie auch in diesem Jahre an einem meiner Schulknaben, welchen ich mit seinen Eltern aus den Heiden gewonnen hatte; er ist jedoch, trotz des Kreuzes auf der Stirn, wiedergekommen.

Da sie seit Jahrhunderten, und insonderheit von der portugiesischen Herrschaft her, so viele Anhänger haben, so ist eine jährliche Vermehrung derselben von selbst gegeben. Aus den Heiden kommen verhältnismäßig nicht viele dazu, und unter diesen sind noch nicht wenige erkauft. Sie haben nämlich die Weise, armen Tagelöhnern, die verschuldet und dadurch an einen Herrn fest gebunden sind, die Schulden zu bezahlen und so selbst ihre Schuldherren zu werden. Die Priester treten dann an die Stelle der vorigen, sie fordern, wie jene, die Schulden nicht ein, so lange sie ihnen treu sind, drohen aber mit Gericht und Schuldturm für Kapital und Zinsen, so sie ihnen untreu werden sollten. Diese Schulden sind oft nicht groß, 16—20—40 Mark für die Familie. Aber da bei den hiesigen hohen Zinsen sich das Kapital in wenigen Jahren verdoppelt und wieder verdoppelt, so ist das Band, das sie hält, doch feste genug. Dasselbe thaten sie auch mit einigen unsrer Christen zu Nallulam, die wir aus den Heiden gesammelt hatten. Die Leutchen möchten sehr gern wieder zu uns kommen, und haben wiederholt gebeten, sie durch Rückzahlung des empfangenen Geldes von den Papisten zu erlösen. Wir konnten freilich darauf nicht eingehen.

Die Zahl der Priester und Nonnen, europäische (meist Franzosen und Irländer) und eingeborne, ist an manchen Orten sehr groß. Bei der Bildung ihrer eingebornen Priester gehen sie noch nach dem Grundsatz des Aristoteles, welcher die Tugenden angewöhnen will. Sie halten die Zöglinge von früher Jugend an fest in ihren Händen, und richten sie sorgfältig ab. So werden sie in eine bestimmte Form gepreßt und zu bestimmten Zwecken dressiert. Jede Selbständigkeit aber geht ihnen ganz ab. Sie sind scheu und mißtrauisch gegen alles, was nicht so ist, wie sie es auswendig gelernt haben. Dabei sind sie ziemlich verschlagen und nicht wenig eingebildet. Offnes, ehrliches Wesen ist ihnen fremd. Von den europäischen Priestern sind unter den Franzosen manche ganz gemütlich, gleichwohl aber Geschäftsleute und Politiker. Sie haben einen andern Geist. Und wenn der Mensch in ihnen auch wollte, der Priester darf und kann nicht offen und ehrlich, wahr und klar sein. Das System, auf Un=

wahrheit gebaut und durch Berechnung aufrecht erhalten, durchdringt und beherrscht alles.[1]) (Schluß folgt).

Quartal-Bericht.

Zuerst einige erfreuliche Mitteilungen aus Deutschland. Durch eine Reihe außerordentlicher Gaben, die sich bereits auf 57202 Mk. belaufen, ist das bedeutende Defizit der Brüdergemeinde aus dem Jahre 1878, das 94689 Mk. betrug, auf 37486 Mk. reduziert worden. Auch die Baseler Schuld aus demselben Jahre ist bis auf c. 64000 Mk. heruntergegangen. Von der Rheinischen M. G. dagegen, die augenblicklich an ihrem Defizit am schwersten trägt — c. 180000 Mk. — läßt sich eine ähnliche Herabminderung noch nicht berichten.[2]) Auch hat man in der Brüdergemeine

[1]) Als Beispiel, wie der Mensch in ihnen zuweilen wohl will, der Priester aber nicht kann und darf, wie über ihre Stellung zur protestantischen Mission überhaupt, diene folgendes.

Als ich in Cuddalore einzog, wo wir wohl einige Christen, aber keinen Fuß breit Eigentum hatten, konnte ich keine Wohnung finden. Das einzige mietbare Haus gehörte der römischen Mission. Ich war mit meiner Familie und einigen Waisenkindern im Rasthause eingekehrt, durfte aber dort nur drei Tage bleiben, weil es nur für Reisende bestimmt ist. In meiner Not ging ich nun zum römischen Priester, den ich schon kannte, und sagte ihm, daß ich sein Haus mieten und einziehen wollte. Er war es gern zufrieden, und da er ein freundlicher Franzose war, sprachen wir noch über dies und das. Beim Abschied aber schlug er sich plötzlich vor die Stirn und sagte: „Ach, es geht doch nicht, und ich muß Sie bitten, nicht einzuziehen."

„Warum denn nicht?" frug ich.

„Ja, sehen Sie, sagte er, das könnte ein casus conscientiae sein. Ich glaube nun zwar nicht, daß es einer ist, aber ich fürchte, der Bischof, dem das Haus gehört, wird es dafür ansehen, und darum kann ich nicht."

„Was meinen Sie denn eigentlich?"

„Wenn Sie bloß Protestant wären, so hätte das nichts zu sagen, aber da Sie auch Priester sind, so geht es nicht. Aber, wie gesagt, ich selbst glaube nicht, daß es ein casus conscientiae ist, d. h ich glaube nicht, daß, wenn ich Sie nicht in das Haus ziehen lasse, Sie dann werden fortgehen müssen; ich denke, Sie werden doch wohl Mittel finden, hier zu bleiben. Aber der Bischof könnte sagen: Du bist schuld, daß er hier ist; denn wenn Du ihm nicht Wohnung gegeben hättest, so hätte er nicht hier bleiben können. Und das würde mir dann zur Sünde gerechnet werden." —

Dies kam mir so unverhofft, daß ich ganz erstaunt war und schwieg. Dann aber faßte ich mich und sagte: „So versagen Sie mir also die leerstehende Wohnung?"

„Ich muß es leider."

„Nun, wissen Sie, was ich thun würde, wenn ich Sie so gleichsam auf der Straße liegen sähe, wie es bei mir der Fall ist?"

„Was würden Sie denn thun?"

„Ich würde Sie in meine eigne Wohnung aufnehmen, trotzdem daß Sie nicht nur römisch-katholisch, sondern auch ein Priester sind."

Nun stand er betroffen da und schwieg. Ich aber ging betrübt in das Rasthaus zurück und ließ ihm sein leeres Haus.

Der Mensch in ihm wollte wohl thun, was menschlich ist, der Priester aber konnte und durfte nicht.

[2]) Eben kommt uns N. 4 der „Katholischen Missionen" zu Gesicht, die unsrer Zeitschrift wieder einmal die Ehre anthut, sie zu citieren. Sie benutzt nämlich die S. 34 ff. gemachten Mitteilungen zu einigen sehr hämischen Bemerkungen über die protestantische Mission, ohne welche das Blatt nun einmal nicht leben zu können scheint und wir geben jetzt jede Hoffnung auf, daß unsre oft wiederholte Bitte um eine anständige Polemik in diesem Lager jemals auf Erfüllung zu rechnen habe. Die höhnische Schlußbemerkung: „Die europäischen Hochwürdigen mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern sind eben ein kostspieliger Artikel" soll uns aber nicht zu einer scharfen satirischen Gegenbemerkung reizen, wozu sie ja wohl

den Anfang gemacht, durch den „Fünfpfennigverein“ eine Sammlung regelmäßiger kleiner Beiträge zu organisieren und im 2. Jahre des Bestehens des Vereins bereits die Summe von c. 9000 Mk. erzielt (M. Bl. der Br. G. 80 S. 54 f.). Uns scheint, daß man überall auf die Organisation einer Sammlung regelmäßiger Gaben mehr Fleiß und Aufmerksamkeit wenden sollte, als dies durchschnittlich bisher geschehen ist.

Schon neulich berichteten wir, daß zur Belebung der alten China-Missionsvereine in Berlin und Pommern, die jetzt Zweigvereine der Rh. M. G. bilden, erfreuliche und nicht erfolglose Anstrengungen gemacht worden sind. Seit Anfang dieses Jahres haben diese Vereine auch ein besonderes Vereinsorgan: „Das Evangelium in China“ (unter Red. des Consistorialrat Krummacher in Stettin) erscheinen lassen. Das Blatt, über dessen Existenzberechtigung in eine Diskussion einzutreten wir schon darum für überflüssig halten, weil es jetzt thatsächlich existiert, erscheint vierteljährlich einen Bogen stark, kostet eine Mark und wird sich auf Mitteilungen aus und über China beschränken. Vermeidet es den solchen kleinen Vereinsorganen nahe liegenden Fehler, sich in die Kleinlichkeiten seiner eignen beschränkten Thätigkeit zu verlieren, sondern faßt es vielmehr das ganze große China ins Auge, bestrebt es sich, unsre noch immer sehr mangelhafte und unrichtige Kenntnis des Reiches der Mitte durch auf gründlicher Sachkenntnis beruhende und nüchtern gehaltene Mittheilungen zu vermehren resp. zu verbessern und zieht es auch die übrigen in China arbeitenden M.-Gesellschaften in den Kreis seiner Darstellung, so daß es etwas Ganzes über die Evangelisirung Chinas bringt — so dürfte das neue Blatt eine Lücke in unsrer periodischen Missions-Litteratur ausfüllen und eine Zukunft haben. Wir begleiten daher das Kindlein in seinem Kampfe ums Dasein, den es zu kämpfen haben wird, mit dem Wunsche, daß es stark werden möge am Geist und dadurch bald alle Zweifel an seiner Existenzberechtigung widerlege.

Die voriges Jahr ins Leben getretene „Missionskonferenz in der Provinz Sachsen“ hat überraschend vielen Anklang gefunden. Sie zählt jetzt c. 560 Mitglieder und hat von ihrer vorjährigen Flugschrift: „Die christliche Mission. Ihre sachliche

---

versuchen könnte. — Wie sehr blinder Eifer selbst gegen die gewöhnlichen Gesetze der Logik fehlt, zeigt die sonderbare Entgegnung auf unsre Constatierung der Thatsache daß der Missionseifer innerhalb der römischen Kirche nicht in dem Maße wüchse, als das Land rein katholisch: „Und diese Leute, welche durch ihre Propaganda in Italien und Spanien das katholische Glaubensleben nach Kräften zu untergraben bemüht sind, finden es dann auffällig, wenn diese katholischen Länder anscheinend nicht soviel für das Missionswerk thun, als andre Länder gemischter Confession.“ Man sollte denken: in diesen „andern Ländern gemischter Confession“ wäre das „katholische Glaubensleben“ doch jedenfalls mehr durch den Protestantismus „untergraben“ als in Italien und Spanien! Aber es scheint Princip im römischen Lager geworden zu sein, lieber den gesunden Gesetzen der Logik Hohn zu sprechen, als je zuzugeben, daß irgendwo etwas faul ist in der eignen Kirche, daher das widerliche Schauspiel beständigen Selbstlobs. Rom kennt kein Selbstgericht; und wenn wir ein solches an uns üben, so mißbraucht es dasselbe stets zu pharisäischer Selbstberäucherung. — Selbst die reichen Schenkungen zu Missionszwecken in protestantischen Kreisen werden zur Schmähung gemißbraucht. „Was verschiedene jener schuldenreichen evang. Missionsvereine vor dem Krach schützt, ist keineswegs das mühsam gesammelte Scherflein der Armen, dem das katholische Missionswerk seine meisten Erfolge verdankt, sondern der ungeheure Reichtum einzelner Donatoren.“ Ja, Bauer, wenn diese „Donatoren“ nur der römischen Kirche angehörten, das wäre ganz was anders! Übrigens hatten wir mit Anerkennung von den gesteigerten Missionsgaben der deutschen Katholiken geredet und diese Schmähung unsrer Mission ist — der Dank dafür. Ist das nicht das gleiche Verfahren wie in Uganda? Die protestantischen Missionare schützen in Mpwapwa die Jesuiten vor dem Hungertode und diese — suchen dafür ihre Stellung bei Mtesa zu untergraben! Sapienti sat.

Begründung und thatsächliche Ausführung in der Gegenwart" c. 18000 Exp. unter die Leute gebracht. Die diesjährige Versammlung am 4. Februar war sehr zahlreich besucht. Man schätzte die Zahl der Anwesenden auf 400. Den Hauptgegenstand der Beratung bildete: „Die Arbeit der heimischen Kirche für die Heidenmission." Wir gedenken sowol aus dem Referate über dieses Thema wie aus der ihm voraufgegangenen biblischen Ansprache über das Gleichnis vom Sauerteig später wenigstens Auszüge zur Kenntnis unsrer Leser zu bringen. Auch erscheint soeben im Auftrage der Konferenz eine zweite Flugschrift: „Warum ist das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert?", deren Inhaltsangabe der Literaturbericht mitteilt Es diente gewiß zur Belebung des Missionssinnes in der Heimat, wenn auch anderwärts größere Kreise zu ähnlichen Konferenzen zusammenträten.

Ganz kurz wenigstens müssen wir dieses Ortes auch des am 25. Februar dss. J. erfolgten Todes Joh. Christoph Blumhardts, des bekannten Pfarrers von Bad Boll, gedenken. Für das heimatliche Missionsleben hat der heimgegangene teuere Zeuge seines Heilandes durch seine zahlreichen, originellen und vielbesuchten Missionsfestpredigten nicht allein, sondern durch sein gesamtes Leben und Wirken ganz hervorragendes geleistet. Wie viel er durch seine Gebete zum Bau des Reiches Gottes auch unter den Heiden mitgearbeitet hat, das wird erst „der Tag" offenbaren. In der Missionsliteratur hat er sich durch sein in 3ter Aufl. erschienenes „Handbuch der Missionsgeschichte und Missionsgeographie" ein bleibendes Gedächtnis gesichert. Wir hoffen später Gelegenheit zu finden, auf seine Stellung zur Mission zurückzukommen.

In England hat sich eine neue Missionshilfsgesellschaft zur Beförderung der eingebornen Missionsthätigkeit in Afrika (The Native African Missions Aid Association) gebildet, unter dem Vorsitze des begeisterten und thätigen Major Malan, der bekanntlich eine Zeit lang als freiwilliger und unabhängiger Evangelist in Südafrika thätig war. Unter Redaktion ihres Vorsitzenden giebt sie auch ein eignes Vierteljahrsorgan: „Africa" heraus, das sich nicht bloß mit den Arbeiten der eingebornen Evangelisten, sondern mit der afrikanischen — wie es scheint speziell der süd- und ostafrikanischen — Mission überhaupt beschäftigen und auch die neueren geographischen Entdeckungen in den Kreis seiner Mitteilungen ziehen soll. Die erste Nummer desselben thut — um das gleich hier zu bemerken — einer doppelten Thätigkeit eingeborner afrikanischer Christen Erwähnung: 1) der der Lovedaler Kaffern am Nyassasee unter der Leitung der freischottischen Mission, 2) der der Bassutos unter den Zambesistämmen unter der Leitung der Pariser Missionare.

Bis jetzt sind uns selten zusammenhängende Nachrichten über die Mission der Freunde (Quäker) zu Gesicht gekommen; wir lasen daher mit großem Interesse, was der Independent vom 22. Januar 1880 über dieselben mitteilt. Erst seit 1865 ist durch Henry Stanley Newman in England eine organisierte quäkerische Missionsthätigkeit zu stande gekommen, für welche 1878 c. 132000 Mk. verausgabt wurden. Die ersten Missionare (1866) wurden nach Indien gesandt, wo jetzt ihrer 4 in Thätigkeit stehen, wie es scheint nur auf einer Station, die 11 Kirchenglieder, 30 Besucher des Gottesdienstes, c. 80 Sonntagsschüler zählt. Viel bedeutender ist die Mission in Madagaskar, die 1867 in Angriff genommen wurde. Hier stehen unter der Pflege der Quäker, die von 21 eingebornen Evangelisten unterstützt werden, 108 ländliche Gemeinden mit 3250 Kirchengliedern und 26000 Christen und eine hauptstädtische Gemeinde von 500 Christen. Die Zahl der von ihnen geleiteten Schulen beläuft sich auf c. 90 mit c. 3200 Schülern und Schülerinnen. Ein drittes Missionsfeld ist Syrien, wo gleichfalls 1867 der Anfang gemacht wurde. Hier unterhalten sie 2 Stationen, 7 Schulen, ein Waisen- und ein

Krankenhaus — Anstalten, die aber auch von den amerikanischen Quäkern, die ihrerseits noch eine selbständige Mission in Mexiko und unter den Indianern haben, subventioniert werden. —

Derjenige Zweig der lutherischen Kirche Nordamerikas, der sich als die Gemeinschaft des „Generalkonzils“ von der „Generalsynode“ seit 1866 abgetrennt hat (cf. Allg. ev. luth. K. Z. 1880 S. 130 ff), giebt seit 1876 in dem „Missionsboten“ ein hübsches illustriertes Missionsblatt heraus, das bereits 13000 Abonnenten zählt und in dem Foreign Missionary jetzt einen englischen Kollegen erhält. Außerdem erscheint, jetzt im 5. Jahre, das „Ev. luth. Missionsblatt“, das aber nur ein Privatunternehmen ist. Die Mission dieser Kirchengemeinschaft, die 1455 Gemeinden mit 210000 Kommunikanten umfaßt, ist allerdings noch ziemlich unbedeutend; ihre Einnahme betrug in den beiden letzten Jahren je 24 bis 25000 Mk., 3 amerikanische und 2 eingeborne Missionare stehen im Telugulande in Indien in ihrem Dienste, ihre Gemeinden zählen 385 Christen. Diese Mission, die ihren Mittelpunkt in Rajahmundry hat, ist wol zu unterscheiden von der älteren — freilich auch nur durch 3 europäische und 2 eingeborne Missionare vertretenen, aber über c. 5000 getaufte Christen zählenden — der Generalsynode die in Guntur gleichfalls im Telugulande ihr Centrum besitzt. Diese Abteilung der luth. Kirche Amerikas vereinnahmte in den beiden letzten Jahren je 80000 Mk., was für 1193 Gemeinden und 122600 Kommunikanten auch gerade keine sehr hohe Summe ist. Ein besonderes Missionsorgan giebt die Generalsynode seit kurzem in dem „Luth. Missions-Journal“. „Die lutherische Synodal-Conferenz“, welche c. 2000 Gemeinden und 300000 Kommunikanten zählt, scheint eine selbständige Missionsthätigkeit bis heute nicht geübt zu haben. (Wesentl. nach Miss. Rev. 1880 S. 17 ff.).

Da wir einmal bei Nordamerika sind, so beginnen wir unsern Rundgang durch die verschiedenen Missionsgebiete am natürlichsten sofort von hier aus. Nicht nur die Chinesenfrage, die besonders Kalifornien sehr in Atem hält und in der jüngst wieder zu Ungunsten der gelben Einwandrer seitens der Landesrepäsentation Beschluß gefaßt worden ist, sondern auch die Indianerfrage nimmt das öffentliche Interesse in hohem Grade in Anspruch. Je länger je mehr scheint die öffentliche Meinung entschieden die Partei des gemaßregelten roten Mannes zu ergreifen, gegen die noch immer fortgehenden willkürlichen und unter dem Scheine der Freiwilligkeit gewaltsam bewirkten Versetzungen aus einer Reservation in die andere zu protestieren und einer Vermischung der Indianer mit den Weißen wie der allmählichen Verleihung des Bürgerrechts an die ersteren das Wort zu reden. So brachte jüngst der Independent unter dem Beifall vieler andrer Blätter eine längere Polemik gegen die Art und Weise der Translocierung der Ponca-Indianer, aus welcher ebenso wie aus der etwas schwachen Verteidigung der übrigens jetzt gegen die Indianer sehr wohlwollenden Regierung gefolgert werden zu dürfen scheint, daß die Tage der ebenso ungerechten wie kostspieligen und verderblichen alten Indianerpolitik gezählt sind. Da wir in nicht zu ferner Zeit einen selbständigen Artikel über die Indianerfrage zu bringen gedenken, so begnügen wir uns hier mit diesen allgemeinen Bemerkungen.

Die Auswanderung der schwarzen Bevölkerung des Südens nach Kansas, deren wir schon im v. J. gedachten, scheint doch viel größere Dimensionen angenommen zu haben, als wir nach den damaligen Nachrichten vermuteten. Schon an die 15000 Schwarze haben die Plantagen verlassen und immer noch dauert der Exodus fort. Die Februar-Nummer der Zeitschrift: „Aus allen Weltteilen“ widmet diesem „Negerexodus“ einen speziellen Artikel, aus dem wir einige Beispiele mitteilen wollen, aus denen hervorgeht, „daß der Hochmut, die Herrschsucht und die Habgier der weißen

Pflanzer neben den Umtrieben gewissenloser Handwerkspolitiker, dieser größten Landplage in den Ver. Staaten, dem nach und nach zu eigenem Nachdenken gelangten schwarzen Plantagenarbeiter das Land, in welchem seine und seiner Ahnen Wiege manche Generation zurück gestanden, gründlich verleidet haben."

„Unter den zu tausenden in St. Louis mittellos angelangten, auf Weiterbeförderung um Gottes Lohn harrenden Negern befand sich ein Mulatte, namens Orange Pucket, der aus Tensas Parish im Staate Louisiana mit seinem Weibe und zwei Kindern entflohen war und das Los der Schwarzen dort im wesentlichen also schilderte: Wir haben uns mit schwerem Herzen von unsrer Heimat losgerissen. Vierzehn Jahre lang habe ich nun für eigne Rechnung fleißig gearbeitet und bin trotzdem nicht aus den Schulden herausgekommen. Ich hatte von dem alten Mas'r Jones 25 Acres Land gepachtet. Hier ist der Kontrakt; er lautet: Orange Pucket soll die ihm verpachteten 25 Acres mit Baumwolle und Mais bestellen, und zwar soll er auf 22 Acres Baumwolle und auf 3 Acres Mais ziehen, seine Frau und seine Kinder sollen mit ihm Feldarbeit thun, und er soll als Pachtzins abgeben:

5 Ballen Baumwolle als Landpacht für 25 Acres,
2 „ „ für die Benutzung zweier Maulesel,
2 „ „ für das Futter für zwei Maulesel,
1 „ „ für die Benutzung des Geräts.

Außerdem sollen dem Pächter für jeden Ballen Baumwolle, den er durch die Gin Mill (eine Mühle, worin die Baumwolle von den Hülsen und Kernen gereinigt wird) laufen läßt, 5 Dollars berechnet werden.

Somit belief sich also der dem Pflanzer zufallende Ernteanteil auf 10 Ballen im Werte von etwa 400 Dollars als jährliche Pacht für 25 Acres, die im Verkauf nicht 300 Dollars einbringen würden, und der Preis für das Reinigen in der Gin Mill ist auch zehn mal zu hoch, denn solch eine Mühle kostet fix und fertig höchstens 300 Dollars und reinigt acht bis zehn Ballen täglich, also wären 50 Cents für den Ballen schon ein recht guter Preis. Was ergeben nun aber 22 Acres? — Der gute Durchschnittsertrag beläuft sich im Tieflande auf einen halben und im höher gelegenen Boden auf einen drittel Ballen; ein Ballen pro Acre wird wohl in einem äußerst seltenen Ausnahmsfalle erzielt, doch können sich gar wenige auch nur einmal eines solchen überreichen Erntesegens rühmen. Es zog Orange Pucket also in guten Durchschnittsjahren 11 Ballen, wovon er selbst nur einen behalten durfte, den ihm der Pflanzer nach Abzug von fünf Dollars für „ginning" mit 27 Dollars bezahlte. Von diesen 27 Dollars sollte nun der Pächter mit seiner Familie leben! — Aber Orange Pucket verstand den Baumwollbau, welchem er volle 40 Jahre oblegen hatte, gründlich und rang seinem Felde durch rastlose Pflege und sauerste Arbeit mehr als eine Durchschnittsernte ab; im vorigen Herbste erzielte er sogar 15 Ballen, und doch langte selbst dieser sehr reiche Ertrag nicht einmal zur Bestreitung des Nötigsten. Hier ist die Abrechnung: für Provisionen, als gesalzenes Schweinefleisch, Mehl, Molasse, Zucker, grobes ungebleichtes Baumwollzeug, Tabak, 1 Hut, 3 Paar Schuhe und 20 Yards Kaliko 159,50 Dollar (wirklicher Ladenwert höchstens 45 Dollars). Nun erhielt der arme Schlucker aber nur 110 Dollars für die ihm von dieser ausnahmsweise reichen Ernte zufallenden fünf Ballen und blieb somit nach einem „segensreichen" Jahre voll Entsagung und Arbeit noch mit fast 50 Dollars beschuldet.

Das ist jedoch nur eine Seite des Elends, dem diese Neger entrinnen, indem sie buchstäblich alles riskieren, das Leben eingerechnet. Dieser Orange Pucket, dessen hier kurz mitgeteilte Geschichte wirklich ein getreues Spiegelbild der allgemeinen Zustände

in den durch den Exodus entvölkerten Gegenden ist, wußte auch von den „politischen Rechten" des „Freedman" ein seltsam klingendes und doch vollständig wahres Histörchen zu erzählen, das der Hauptsache nach also lautet: „Außerdem waren wir Neger auch unsers Lebens nicht sicher. Die Pflanzer verlangten, daß wir die politischen Versammlungen ihrer Partei besuchten, und für ihre Kandidaten stimmten, in dem Falle wollten sie uns gegen alle Mißhandlungen schützen. Ich beschloß mit meinen beiden Brüdern, nicht zu stimmen, arbeitete fleißig, und verhielt mich sehr ruhig. Da ritten bald nach der Wahl Weiße von New Hill vor meine Hütte, nannten uns „verdammte Yankee-Niggers", weil wir nicht unsre Wahlstimmen abgegeben, und feuerten auf uns Wehrlose. Meine beiden Brüder stürzten tot nieder, und ich entfloh in den nahen Wald, wo ich mich 14 Tage lang verbarg; dann aber drängte die Arbeit auf meinem Felde, und so schaffte ich denn dort am Tage, wobei ich stets ein wachsames Auge auf die Straße hatte, und schlief nachts im Dickicht. Das geschah in der Gelbfieberzeit; Mas'r John war mit den übrigen Pflanzern nach dem Norden geflüchtet. Noch eine gute Weile harrte ich aus, weil ich mich von der alten Heimat nicht trennen mochte, dann aber gab ich den Bitten meiner Frau nach, die mich in steter Todesgefahr glaubte, und machte mich mit den Meinigen so geräuschlos als möglich aus dem Staube.

So lautet mit geringen Variationen die Geschichte aller; viele haben jedoch wie entsprungene Verbrecher entfliehen müssen. So erzählte ein gewisser Georg Holiday, der gleichfalls aus Tensas Parish in Louisiana entflohen war, die dortigen Weißen hätten geschworen, jeden „Nigger", der Miene zum Fortziehen machte, auf dem Fleck niederschießen zu wollen und er habe seine Schwester und seinen Bruder in der Nacht zwei Meilen weit stromauf nach einer Dampfbootlandung senden müssen, während er selber mit zwei von ihm aufgezogenen und ihm gehörigen Mauleseln eine Meile stromab gezogen sei, um auf das Dampfboot zu kommen, da alle benachbarten Landungsplätze von bewaffneten Weißen, die keinen Neger an Bord ließen, besetzt gewesen seien. Die Maulesel wurden ihm jedoch von Weißen, als er das Dampfboot bestieg, geraubt, und er entging dem ihm angedrohten Tode, indem er zwischen Baumwollenballen ein Versteck fand. Ueberall lagerten flüchtige Neger in Haufen auf dem Ufer und baten flehentlich, man möge sie mitnehmen. Bei Greenville ließ der Kapitän anlegen, wurde aber sofort von einer Horde wütender Weißer mit vorgehaltenen Revolvern gezwungen, die Laufplanke einziehen zu lassen und die Fahrt fortzusetzen. — Wie der Durchschnittspflanzer noch heute über die „freien" Neger denkt, bewies jenes Dutzend Plantagenbesitzer aus Louisiana, die 600 ihrer schwarzen Arbeiter und Pächter, welche auf mehreren Dampfern nordwärts fuhren, vom Mayor zu St. Louis, wohin sie dem Boote mit Eisenbahn vorausgeeilt waren, verhaftet und zurückgesandt haben wollten, weil sie, die Pflanzer, ein Anrecht auf die Arbeit dieser freien Brüder der Republik zu haben behaupteten. Natürlich wurde dem tollen Ansinnen nicht entsprochen."

Zweierlei ist aus diesen Thatsachen ersichtlich: 1) daß die Neger die Schuld nicht allein trifft, wenn man ihnen Indifferentismus, Trägheit, Leichtsinn und Unfähigkeit für sich selbst zu sorgen zum Vorwurf macht und 2) wie notwendig es ist, daß christliche Menschenfreunde in uneigennütziger Liebe der Schwarzen sich annehmen, um sie zur rechten Benutzung der so plötzlich ihnen verliehenen Freiheit zu erziehen. Was in dieser Beziehung die American Miss. Association thut, werden wir demnächst in einem speziellen Artikel mitteilen.

In Suriname hat die Brüdergemeinde wieder ein Geschwisterpaar zu den Buschnegern nach Gansee gesandt, nachdem in dieser schwierigen und entlegenen Mission seit Anfang der 50er Jahre keine europäischen Missionare mehr stationiert waren. Das „Missionsblatt aus der Brüdergemeinde" (1880 Nr. 3) enthält eine kurze Uebersicht

über dieses opferreiche und verleugnungsvolle Werk, die wir um so lieber zur Kenntnis unsrer Leser bringen, als wir bis jetzt noch keine Gelegenheit gefunden haben, die genannte Mission in einem selbständigen Artikel zu behandeln.

„Die Buschneger wohnen in den oberen, höher gelegenen Gegenden der Kolonie Suriname an den Ufern der Flüsse Suriname, Saramakka und Marowyne, sind aber nicht die Ureinwohner des Landes, sondern Nachkommen der zum Betrieb der Plantagen von West-Afrika herübergebrachten Negersklaven. Schon im 17. Jahrhundert trieben sich dort oben einzelne Banden von Negersklaven, welche ihren Herren entlaufen waren, herum; eigentlich bevölkert wurden jene Gegenden aber erst im Anfang des 18. Jahrhunderts Im Jahr 1712 erschien nämlich eine französische Kriegsflotte vor der Mündung der Suriname; die holländischen Pflanzer bemerkten aber, daß es bei diesem Angriff weniger um Eroberung der Kolonie, als vielmehr auf Raub von Sklaven abgesehen war. Um dem vorzubeugen, schickten sie den größten Teil ihrer Sklaven einstweilen dort hinauf. Als aber der Feind wieder abgezogen war, und nun die Neger wieder zurückkehren sollten, ließen sie ihren Herren sagen, es gefiele ihnen dort oben besser, sie würden nicht zurückkehren. Alle Bemühungen, sie zur Rückkehr zu bewegen, waren vergeblich; im Gegenteil, sie zogen weiter hinauf und fühlten sich sicher in dem dichten Urwald oberhalb der zahlreichen Stromschnellen und Wasserfälle. Die Regierung versuchte nun, sie zur Rückkehr zu zwingen und unternahm einen förmlichen Kriegszug gegen sie, aber ohne jeglichen Erfolg. Die europäischen Soldaten erlagen zum größten Teil den Strapazen und dem tödlichen Klima jener feucht-heißen Urwälder, oder wurden, ohne eine Schlacht liefern zu können, von ungesehenen Feinden mit vergifteten Pfeilen niedergeschossen. Dennoch wurde dieser mörderische Krieg Jahrzehende lang fortgesetzt, bis man beiderseits des Krieges müde wurde und im Jahre 1761 einen Frieden schloß, worin die Buschneger als ein freies Volk anerkannt wurden.

Nach diesem Friedensschluß forderte die Regierung, welche gesehen hatte, welch guten Einfluß die Arbeit der Brüder auf die Indianer gehabt hatte, dieselben auf, auch unter den Buschnegern, zunächst an der Suriname, eine Mission anzufangen. Man ging darauf ein, und 1765 reisten zwei Brüder, Stoll und Jones, die dazu von Herrnhut ausgesandt waren, unter der Begleitung des Bruders Dähne, der schon seit 1738 unter den Indianern gearbeitet hatte, zu den Buschnegern die Suriname hoch hinauf bis zur Senthea-Kreek. Und damit begann eine Mission, die in mancher Hinsicht einzig dasteht. Es gibt wohl kaum ein zweites Missionsfeld, welches so beschwerlich zu bereisen ist und so viel Opfer an Gesundheit und Leben gefordert hat; es gibt wohl kaum eine zweite Mission, die trotz geringen Erfolges mit solcher Beharrlichkeit und Zähigkeit durchgeführt worden ist, und dabei einen so augenscheinlichen Beweis davon liefert, wie der Herr in Seiner Gnade auch mitten unter den Heiden ein kleines Gemeinlein zu schützen und zu erhalten weiß.

Die oben genannten Missionare wurden von einem Häuptling Abini, der eine Ahnung davon hatte, daß Gott ihnen diese Männer zugesandt habe, freundlich aufgenommen, aber schon nach zwei Monaten starb Jones an einem bösen Fieber. Dähne kehrte zurück und Stoll blieb längere Zeit allein In einem Gefecht mit einem benachbarten Stamm 1767 wurde Abini tödlich verwundet und empfahl sterbend die Brüder seinem Sohne Arabi; dieser wurde 1771 als Erstling getauft, und nach und nach wurde ein kleines Gemeinlein gesammelt. Schon vorher aber waren die Einwohner des Dorfes, zu dem das Gemeinlein gehörte, den Fluß weiter hinunter gezogen, was sich später noch öfters wiederholte. Im Jahre 1774 nannten die Brüder ihren Wohnplatz Bambey; Stoll arbeitete unermüdlich weiter, bei schon gebrochener Gesundheit, bis ihn der Herr

im Jahre 1777 zu sich heimrief. Damals waren die Brüder Kusud und Lehmann in Bambey, denen nun Schumann, Sohn des Arawacken-Apostels, zu Hilfe gesandt wurde; doch bald ward auch Kusud und nach ihm Lehmann hingerafft. Und wie es Schumann erging, erzählt er in seinem Tagebuch in einfachen, aber ergreifenden Worten:

„Den 16. August gefiel es dem Heiland, meinen lieben Mitarbeiter, den Bruder Michael Lehmann, von seinem langen und schweren Leiden zu erlösen. Am 17. hielt ich das Begräbnis unter großen Schmerzen des Gemüts und Leibes und mußte mich wegen großer Schwäche zum Grabe führen lassen. Abends gingen alle hiesigen Neger wieder ihren Geschäften nach in den Busch, daher ich die ganze folgende Woche einsam lebte. Die schmerzhaften Schwären an meinem Körper und ein bösartiger Negerausschlag, mit dem ich vom Scheitel bis auf die Fußsohlen bedeckt war — eine Folge schlechter Nahrung — und wobei man nur dadurch Ruhe finden kann, daß man sich mit einer Scherbe oder einem Messer schabt, machten, daß ich alle Nächte schlaflos verbringen mußte. Dazu kamen noch innerliche Krankheit und Magenkrämpfe. Schwere Versuchungen anderer Art drückten mich vollends sehr nieder. Es fiel mir nicht nur sehr auf, daß die Predigt des Evangeliums hier schon seit langer Zeit keine Früchte mehr zu bringen scheint, sondern daß auch unsere wenigen Getauften und Lehrlinge laß zu werden scheinen. Das preßte mir unzählige Thränen vor dem Heiland aus. — Anfang Oktober sah es wieder sehr bedenklich um mich aus. Meine Hände und Füße waren voll von Blutschwären. In einer Nacht, da ich nach einem starken Fieberparoxismus in einen festen Schlaf gefallen war, erfüllte ein ganzes Heer Zugameisen die Hütte, und ich erwachte nicht eher, als bis ich von denselben über und über bedeckt war. Ich eilte, so gut ich konnte, aus der Hängematte und retirierte mich in ein anderes Haus. Aber das empfindliche Beißen der Ameisen und die Beschädigung der Schwären beim Abstreifen eingebissener Tierchen verursachte mir unsägliche Schmerzen, wozu sich noch eine starke Verkältung gesellte. Demungeachtet konnte ich am folgenden Tage, wiewohl in der Hängematte liegend, die Versammlung mit freudigem Herzen besorgen."

Wie war doch das Herz jener Zeugen von der Liebe Christi erfüllt, daß sie unter solchen Plagen geduldig und mutig aushielten!

Unter solchen Beschwerden wurde das Werk fortgeführt. Im Jahre 1813 bestand das Gemeinlein aus 50 Seelen, aber das Leben aus Gott war vielfach gewichen; viele Getaufte fielen ins Heidentum zurück, und aus den Heiden kam kein Zuwachs mehr. 9 Brüder und 6 Schwestern hatten im Dienst dieser Mission ihr Leben gelassen; über ihren Gräbern da und dort im Urwald ist dichter Busch aufgewachsen, ja ihre Stätte weiß man nicht mehr. Br. Mähr und seine Frau, welche 18 Jahre lang dort gearbeitet hatten, waren an ihrer Gesundheit so geschwächt, daß sie nicht mehr fähig waren, länger auszuhalten. Der Garten zeigte nur Dornen, an Missionaren war Mangel, man mußte sich endlich entschließen, den Platz unbesetzt zu lassen und damit diese Mission für die Zeit aufzuheben.

Zwar unterhielten die treu gebliebenen, besonders der alte Johannes Arabi und sein Sohn Hiob noch die Verbindung mit den Brüdern in Paramaribo, aber Johannes starb 1821, und sein Sohn Hiob — verfiel in Abgötterei und Zauberei. Die Buschneger-Mission war dem Erlöschen nahe; allein der barmherzige Herr, der gesprochen hat: Ich will mich meiner Herde selbst annehmen und sie suchen — Er hat den glimmenden Docht nicht erlöschen lassen. Er hat gerade diesen Hiob als ein verlorenes Schaf gesucht, bis Er ihn fand und hat ihn wieder zu einem treuen Knecht bei dieser kleinen Herde gemacht, bis Er ihn am Karfreitag 1848 selig heimrief. Freilich mußte Hiob, wie der verlorene Sohn, erst durch viel Trübsal zu der Erkenntnis gebracht werden, daß die Götzen nichts sind und daß der Teufel ein Mörder von Anfang ist. Seine

Kinder erkrankten, und trotz aller von ihm selbst angewandten und bei Indianern gesuchten Zaubermitteln starben sie alle dahin, das letzte in einem indianischen Götzenhaus. Da schlug er in sich und that Buße; er besprach sich mit seinem Bruder, der ein Trunkenbold geworden war, und sie wurden eins, nach Paramaribo zu reisen und zu bitten, daß wieder ein Missionar zu ihnen ziehen möchte. Dies geschah in den dreißiger Jahren; 1835 unternahm Br. Voigt eine Rekognoszierungsreise die Suriname hinauf und fand das kleine zusammengeschmolzene Gemeinlein in Gingee voll Verlangen nach neuer Pflege, aber erst 1840 wurde es möglich, wieder einen Missionar dort anzustellen. Geschw. Rasmus Schmidt waren es, welche so die Buschneger-Mission wieder erneuerten. Br. Schmidt machte auch viele Reisen den Fluß hinauf und predigte das Evangelium den Heiden. Nach 5 Jahren ging er ein zur ewigen Ruhe; seine Witwe hielt — man denke sich mit welchen Gefühlen — selbst das Begräbnis, blieb ein Jahr lang allein bei den Negern und trat dann mit Br. Meißner in die Ehe. Im Jahre 1848 zogen diese Geschwister mit dem Gemeinlein wieder weiter den Fluß hinab bis zum Wasserfall Gansee, mußten aber schon das Jahr darauf mit gebrochener Gesundheit nach Deutschland zurückkehren. Nach ihnen zogen Geschw. Barsoe nach Gansee, aber schon nach einigen Monaten erkrankte Br. Barsoe, kehrte nach Paramaribo zurück und entschlief. Dann zog die ehrwürdige verwittwete Schw. Hartmann, die schon von 1845 an auf Berg en dal gewohnt hatte, nach Gansee und blieb dort ganz allein bei dem Gemeinlein, bis sie 1853 krank nach Paramaribo gebracht wurde und heimging. Im Jahre 1851 hatten Geschw. Sand einen Versuch gemacht, sich in Gansee niederzulassen, aber schon nach einigen Tagen sank Br. Sand ins Grab. Nach dem Heimgang der Schw. Hartmann zogen Geschw. Bauch nach Gansee, aber kaum dort angelangt, erkrankte Br. Bauch am Fieber und mußte am dritten Tage eilig nach Paramaribo zurückgebracht werden.

Seitdem hat kein Missionar mehr in Gansee gewohnt, das Gemeinlein zählt nun aber schon über hundert Seelen und war innerlich mehr erstarkt und befestigt. Die Mitglieder derselben besuchten häufig in Paramaribo, wo auch ihre Kinder getauft wurden, hielten Versammlungen unter einander und unterrichteten ihre Kinder. Seit 1861 ist das Gemeinlein durch verschiedene Missionare wieder öfters besucht worden, und nun endlich hat man die Wiederbesetzung dieses Postens ernstlich ins Auge fassen können. Es ist dort erst eine Kirche und dann ein ordentliches Wohnhaus gebaut worden, und nun sind Geschw. Haller dorthin gezogen." —

Wenden wir uns jetzt nach Afrika. Vom Niger sind neue gute Nachrichten eingelaufen. In Bonny, wo der Sohn Bischof Crowthers einen Heiden beten hörte: „O Gott wir suchen dich, wende unser aller Herzen dir zu dienen, nimm die Gottlosigkeit weg aus unsern Herzen und gieb uns neue Herzen" — sind 11 Erwachsene getauft worden und 200 Katechumenen befinden sich im Taufunterrichte. Am 14. Erinnerungstage an die Gründung der Mission in Bonny wurde ein Dankgottesdienst gehalten, dem 500 Personen beiwohnten (Ch. M. Int. 1880 S. 192)

Auch am Cameruns hat das Evangelium über die finstern Mächte des Heidentums einen neuen Sieg errungen. Schon vor einiger Zeit waren den dortigen (baptistischen, englischen) Missionaren eine Menge heidnischer Zaubereimittel übergeben worden. Dennoch merkten diese, daß immer noch Dinge vorhanden sein mußten, die durch ihre geheimnißvolle Macht das arme Volk in Furcht und Schrecken hielten: denn immer wieder hieß es: „Der Mungi hat den und den gefressen." Da versammelte eines Morgens der christlich gewordene Häuptling die Obersten des Volks, die Freien und die Sklaven; der Missionar hielt eine Ansprache über 2. Könige 23 und — jetzt gestanden die Menschen, daß sie mit gewissen giftigen Kräutern die Leute vergiftet hatten, zeigten

diese Kräuter vor und ganze Körbe voll von ihnen und andern verborgen gehaltenen Zaubermitteln wurden in den Fluß geworfen. Ein Mann bekannte, daß er 27 Personen, unter ihnen 2 eingeborne Lehrer, durch diese Gifte getötet hatte und andre machten ähnliche Geständnisse. Jetzt sind alle ihre Götzenhaine niedergehauen; als man diese dem Volke unzugänglich gewesenen Orte reinigte, fand man die Gebeine der von dem Mungi „Gefressenen" und den Baum, an welchem die Mungimänner die Zahl ihrer Opfer durch Kerbe bezeichnet. 4 dieser Mörder wurden aus dem Lande verbannt. Das Volk aber, als es all diesen grausamen Betrug erkannte, konnte nicht Worte genug finden, sein Staunen auszudrücken. Man sieht: das afrikanische Heidentum ist sehr finster; aber vor dem lebendigen Gott fallen die Götzen. Der Besuch der christl. Gottesdienste nimmt sehr zu (Bapt. Her. 1880 S. 57 f.).

In Südafrika — wie in England — ist man mit der wenig missionsfreundlichen Politik Sir Wolseleys durchaus nicht zufrieden und die Entrüstung gegen den von ihm eingesetzten Haupthäuptling unter den Zulus, Dunn, geht durch die gesamte Presse. Bis jetzt ist noch keine Änderung eingetreten und die Missionare haben auf ihre zerstörten Stationen noch nicht zurückkehren können. Ausführlichere Mitteilungen enthalten die Calwer „Monatsblätter" 1880 N. 2. Auch bringen je länger je mehr Nachrichten in die Oeffentlichkeit über das sehr brutale Betragen der englischen Truppen während des letzten Krieges gegen Freund und Feind. Die Soldaten, unter denen man sich nicht etwa eine nach unsrer Art disziplinierte Truppe denken darf, haben ganz nach Zuluweise oft genug Verwundete und Gefangene getötet und in — dem befreundeten — Transvaalland reichlich geplündert, wie der Correspondent des Daily Telegraph, Russel, durch viele einzelne Thatsachen beweist („Schles. Morgenblatt" 80 N. 45). Bei dieser Gelegenheit sei zugleich bemerkt, daß man bei aller Anerkennung der Verdienste der britischen Kolonialregierungen dieses Regiment doch ja nicht idealisieren darf. So teilt z. B. die „Schles. Zeitung" (1880 N. 4) mehrere authentische Thatsachen aus Südafrika mit, die die Humanitäts- und Gerechtigkeitspflege seitens der niedern Kolonialbeamten und der Geschworenengerichte in ein sehr übles Licht stellen. Mit dem Leben eines Kaffern oder Hottentotten werden da manchmal wenig Umstände gemacht und der nach reiner Willkür behandelte Farbige sucht oft genug vergebens sein Recht. So herrscht auch unter den Eingebornen viel Unzufriedenheit mit dem britischen Regiment. Aus dem diesem Reg. unterworfenen Bassutoland meldet der Cape Mercury eine Reihe Ungerechtigkeitsfälle. Besonders erbittert sind die Leute darüber, daß sie, obgleich sie nie gegen die Regierung sich aufgelehnt, alle ihre Feuerwaffen abliefern sollen. Ein gegen den Entwaffnungsbefehl eingereichter Protest wird vermutlich ebenso erfolglos bleiben, wie eine frühere Petition um Vertretung im Capschen Parlamente (Cape Merc. 6. (2. 80). — Zu dem allen geht jetzt das Gerücht, daß die Burs gegen die Engländer nun wirklich zu den Waffen gegriffen und dieselben bei einem ersten Zusammenstoß total geschlagen haben sollen. — Auf dem Schlachtfelde von Isandhlwana beabsichtigt die P. G. S. eine christliche Kirche zu errichten, falls die Regierung die Erlaubniß dazu giebt und Grund und Boden schenkt (M. Field 80 S. 81. f.).

Cetschwayo, dem in der Gefangenschaft nun auch der durch seine Verfolgung der — zur Berliner Mission gehörenden — Christen berüchtigte Bapedifürst Sekukuni Gesellschaft leistet, soll jetzt fleißig am Lernen sein. Schade, daß er so spät damit anfängt! Von dem Eindruck, den das über Sekukuni hereingebrochene Gericht, das ihm so oft angekündigt worden ist, auf ihn und sein Volk gemacht hat, ist uns bisher noch keine Kunde zugegangen. Hoffentlich bringen die Berliner Missionsberichte bald über den Wiedereinzug des Evangeliums in Sekukunis Land frohe Kunde.

Über die berühmte freischottische Missionsstation Lovedale berichtet ein englischer Reisender Mr. Trollope neuerdings viel Gutes. Hier befindet sich die rührigste sog. industrielle Mission Südafrikas. 393 junge Leute werden hier in den Wissenschaften und Handwerken unterrichtet, meist gegen Pension. Dieselbe belief sich im letzten Jahre auf 42320 Mk. 38 Lehrlinge lernten die Zimmerei und Wagenmacherei, 5 wurden Schmiede, 4 Drucker, 2 Buchbinder rc. Auch Landwirtschaft wird eifrig und mit gutem Erfolg getrieben — kurz, die Mission hat hier das Problem gelöst die Kaffern arbeiten zu machen (Free Ch. Rec. 1880 S. 55 ff. 64). Auch über das Lovedale ähnliche Blythswood, im Fingulande, kommt gute Kunde. Am 13. Jan. d. J. fand dort eine von 700 meist Farbigen besuchte Versammlung statt, in welcher der segensreiche Einfluß der noch jungen Anstalt auf das Kulturleben des Volkes vielfach bezeugt und zur Deckung der noch auf ihr haftenden Schuld die Summe von 22400 Mk. beigesteuert wurde (Cape Merc. 6/2 80.)

Im südlichen Centralafrika sind die Boten der Londoner M. G. am weitesten vorgedrungen. Ihre äußersten Vorposten haben sie c. 80 (deutsche) Meilen nordwärts vom Kuruman zu Inyati (seit 1859) und Hope Fountain (1871) unter den Matebelestämmen. Hier kann man auch eine Anschauung bekommen von der Finsternismacht des noch ungebrochnen Heidentums. „Die Leute sind grausam, feige, verräterisch, über die Maßen abergläubisch, unzüchtig und faul — schlimmer als ich das alles bis jetzt bei andern wilden Stämmen je gesehen habe“ heißt es in dem neusten Berichte eines der dort stationierten Missionare. Besonders furchtbar herrscht der Zaubereiaberglaube. Als der Schwager des Königs Cokotwayo krank wurde, hat man 9 Menschen zu Tode geschlagen. Ist etwas gestohlen worden, so werden die Zaubermittel, Schlangen- und Krokodilenstücke herbeigeschleppt, um den Thäter zu entdecken und wen der Zauberer dann bezeichnet, der wird getötet. Die Schlangen genießen hohe Verehrung. Als jüngst ein Händler ein giftiges Exemplar getötet hatte, geriet das Volk in große Aufregung und der König beruhigte sie mit den Worten: „Die armen Kerle, die Engländer wissen es nicht besser.“ In der Nähe der Station befindet sich ein sog Schlangenberg, zu dem sich niemand nahen darf, wenn es regnen will, weil sonst der Regen wieder vertrieben würde. Tötet jemand ohne speziellen Befehl des Königs ein Krokodil, so verfällt er unfehlbar selbst dem Tode. Ferner gibt es eine Reihe Männer, die man für Götter hält, ja selbst eine solche weibliche Gottheit ist vorhanden, die nur Ein Auge, Ein Ohr, Ein Nasenloch, Einen Arm und Ein Bein haben soll. Einen dieser Götter lernte unser Berichterstatter selbst kennen; er machte einen sehr — lächerlichen Eindruck. Auch die Geister der Verstorbenen werden göttlich verehrt und durch Menschenopfer, wenn man sie erzürnt glaubt, versöhnt. Als jüngst das Grab Mosilikatses von einem Feuer berührt worden war, wurden alle Menschen in der Nähe — nach der mindesten Schätzung 50 — geschlachtet. Daß unter einem solchen Volke die Mission eine schwere Arbeit hat und nicht schnelle Erfolge erzielen kann, liegt auf der Hand. Dennoch finden die Missionare jetzt einigen Eingang. Sie genießen mehr Vertrauen als die Händler, weil ihr Leben sie von diesen unterscheidet. Einige, Männer und Frauen, lieben das Wort Gottes, hören es gern und fangen sogar an es zu lesen und vorzulesen. Vor dem öffentlichen Christwerden fürchten sie sich freilich noch, weil die Zauberer sie mit dem Tode bedrohen. Dennoch wird die Predigt nicht verhindert. Im Vertrauen erklärte der König dem Missionar, daß weder er noch sonst ein Mensch Regen machen könne, aber dem Volke gegenüber giebt er sich den Anschein, als ob ers doch vermöchte. „Gerade wie manche Staatsmänner daheim die Religion nur als ein Mittel ansehen, die Massen zu regieren“ [Ch]ron. 1880 S. 14 ff.).

Schon neulich ist darauf hingewiesen worden, daß der evangelischen Mission in Afrika in einer — wie es scheint systematischen — katholischen Gegenmission ein sehr gefährlicher Feind ersteht. Ehrlich gestanden, wir gingen am liebsten an den römischen Unliebenswürdigkeiten vorüber, denn die Besprechung derselben ist sehr unerquicklich und ohne jede Hoffnung auf eine Verständigung. Dennoch nötigen uns — wider unsern Willen — die jedes Maß anständiger Rivalität übersteigenden Thatsachen, wie z. B. das jüngste Reucontre am Hofe Mtesas, uns mit ihnen zu beschäftigen; ja wir fürchten, daß wenn — wie es den Anschein hat — Rom den Kulturkampf in seiner Weise auf das Missionsgebiet überträgt, wir einmal einen eingehenden Artikel über Geist und Frucht der jesuitischen Heidenmissionsthätigkeit zu schreiben gezwungen sein werden. Was haben die protestantischen Missionare den Jesuiten gethan, daß sie sie vor Mtesa und seinem Hofe als „Lügner" denunzieren? Hören wir ein Zeugnis der Ordensbrüder dieser Denunzianten über die Behandlung, welche Boten der in Uganda durch die Jesuiten so schmählich verdächtigten und so schwer geschädigten Ch. M. S. ihnen zu Mpwapwa — also auf dem Wege in Mtesas Reich — haben angedeihen lassen: „Die Nahrung war uns ganz ausgegangen und wir wären Hungers gestorben, wenn die englischen Missionare uns nicht großmütig zu Hilfe gekommen wären. Als Skelette kamen wir an und trotz allem, was uns trennt, nahmen sie uns wie wirkliche Brüder auf, schickten uns Ochsen- und Schaffleisch und sogar Leckerbissen für unsre Kranken, kamen auch einige male uns zu sehen. Wie schade, daß diese Engländer keine Katholiken sind! Wenn man alles sieht, was England für seine Missionen thut und welche Summen es darauf verwendet, so beklagt man, daß so gewaltige Mittel zur Verbreitung von Irrtümern drauf gehen. Wie ernstlich sollten die Katholiken um die Bekehrung Englands beten" (Ch. M. Int. 80 S. 151). Und nun der Auftritt in Uganda! Ob Rom evangelischen Christen gegenüber wohl jemals lernen wird: noblesse oblige? Wie liebevoll und fast mehr als gerecht behandelt Dr. Kalkar in seiner Missionsgeschichte die römischen Missionen und — in verdächtigender Weise führen die „Katholischen Missionen" fast in jeder Nummer die gehässigsten Seitenhiebe auf das evangelische Missionswerk und die an ihm arbeiten!

Doch genug. Erzählen wir jetzt wie es der katholischen Sambesi-Expedition unter den Bamangwatos gegangen ist, wo seit Jahren die Boten der Londoner M. G. in gesegneter Arbeit stehen. Wir folgen dabei dem „Ev. Miss. Mag." (1880 S. 7 ff.), das seine Mitteilungen dem Cape Argus entnommen hat. „Statt an ihr angebliches Ziel zu reisen, versuchten die katholischen Sendboten sich hier festzusetzen. Wenn sie den protestantischen König Khame*) für ihre Sache hätten gewinnen können, wäre ihnen offenbar das Liebste gewesen. Am Mittwoch, den 23. Juli v. J., kamen sie an. Natürlich erregte ihr Erscheinen nicht geringes Aufsehen bei den einfältigen Bamangwatos. Mit unglaublicher Geschwindigkeit verbreitete sich die Nachricht, daß eilf Lehrer angekommen seien, und kaum hatten diese ausgespannt, als auch ihre Wagen schon von Scharen staunender Eingeborner umringt waren. „Eilf Barutwi auf einmal — wunderbar! So etwas haben wir noch nie gesehen! Wo sind ihre Frauen?" Diese und viele ähnliche Fragen oder Ausrufe wurden laut. Es dauerte nicht lange, so erschien

*) „In einem Vortrag vor der geographischen Gesellschaft in London erteilte der Afrika-Reisende Dr. E. Holub dem christlichen Bamangwato-Häuptling Khame hohes Lob. Derselbe sei ein schwarzer Gentleman und einsichtsvoller Regent, schaffe heidnische Unsitten ab, verbiete die Brantweineinfuhr und leiste der europäischen Civilisation möglichsten Vorschub. Was er geworden, verdanke er aber der Einwirkung des Londoner Missionars Mackenzie, dem ebenfalls hohe Anerkennung gebühre" (Nach „Ev. M. Mag." 80 S. 126 f.).

ein Bild auf einem der Wagen: der Heiland am Kreuz und zu seinen Füßen zwei anbetende Zulu-Kaffern. Das war noch wunderbarer und zog neue Haufen herbei. Diese Schaustellung verfehlte aber völlig ihren Zweck. „Wie kommen denn die Schwarzen dahin?" sagte einer, „ich habe doch immer gehört, daß Jesus von Makhoa (Weißen) und Bajuda (Juden) gekreuzigt wurde." Ein anderer meinte: „Das ist **pataletscho hela** (einfache Verleumdung), die Schwarzen haben ihn nicht getötet." Bald nach ihrer Ankunft begaben einige der Missionare sich zum Häuptling Khame. Nachdem sie ihm einen Hinterlader als Geschenk angeboten, er denselben aber nicht angenommen, baten sie ihn um eine Audienz, in welcher sie ihr Anliegen vorbringen könnten. Am Tag darauf fand eine solche statt. Pater Degelchin fing an: „Ehe wir unsere Sache vorbringen, möchten wir bitten, daß Sie das Geschenk annehmen, das wir Ihnen schon gestern darbrachten." Khame: „Danke, ich nehme keine Geschenke von Missionaren an." Pater Degelchin: „So? nun, wir haben hier einen Brief von Sir Bartle Frere. Er hat uns besonders an Sie empfohlen, als an seinen Freund, den guten Häuptling Khame. Er sagte auch, daß es ihn sehr freuen würde, wenn sie uns einen Platz in Ihrem Lande geben wollten, auf dem wir uns ansiedeln können. Wir wollen gute und getreue Untertanen sein und Ihren Gesetzen gehorchen. Wir kommen nicht, uns zu bereichern; wir mischen uns nicht in die Politik, wir möchten bloß Sie und Ihr Volk unterrichten. Einige unserer Laienbrüder sind geschickte Handwerker und sie werden Ihre Leute nützliche Dinge lehren. Wir wünschen keine augenblickliche Zusage, sondern bitten Sie nur, die Sache reiflich zu erwägen."

Khame: „Ich habe in der Sache nichts zu erwägen, ich habe bereits meinen Lehrer und bin mit seinem Unterricht zufrieden; ich kann Euch daher nicht gestatten, Euch hier niederzulassen." Pater Degelchin: „Aber bedenken Sie, was für Vorteile wir Ihnen anbieten: wir werden Ihre Leute in nützlichen Handwerken unterrichten. Ein Missionar ist nicht genug für eine so große Stadt. Und dann würde es Sir Bartle Frere so angenehm sein, wenn wir hier bleiben dürfen. Wenn wir aber in dieser Stadt nicht bleiben sollen, können Sie uns dann nicht eine andere anweisen? Wenn wir einmal angesiedelt sind, so werden wir Nonnen kommen lassen, die Weiber zu lehren 2c." Nachdem Khame nun noch von der Ehelosigkeit der Priester und der Nonnen gehört hatte, ohne ihre Selbstverleugnung zu würdigen, erklärte er, es sei ganz vergeblich, ihn weiter zu drängen, da ein ähnliches Gesuch schon von Miss. F. Coillard im Namen der Pariser Missionsgesellschaft gemacht worden sei; derselbe wünsche zwei Evangelisten in einer entlegenen Stadt des Landes zu stationieren, habe hiezu aber keine Erlaubnis erhalten, bis die Komittee der Londoner Missionsgesellschaft, in deren geistliche Pflege das Land nun einmal gegeben sei, darüber gefragt worden. Damit war der erste Teil der Unterredung zu Ende. Nun folgte der zweite.

Khame: „Was lehret Ihr?" Pater Degelchin: „Die Liebe Gottes zu den Menschen und die Dahingabe seines Sohnes für uns. Wir predigen aus dem alten und neuen Testament, haben die Bibel aber noch nicht in's Setschuana übersetzt." Khame: „Aber es giebt eine Uebersetzung, wir haben eine solche." Pater Degelchin: „Nun, unsere Bibel ist die nämliche; wo dieselbe von der Eurigen abweicht, handelt es sich bloß um kleine Verschiedenheiten." Pater Law: „Saget nicht so, Pater Superior, sonst giebts ein Mißverständnis. Saget dem Häuptling, daß wir eine andere Bibel haben." Pater Degelchin: „Nun Khame, Sie sehen, daß wir die Bibel für Gottes Wort halten, wir gestatten aber keine Privatauslegung derselben. Sie ist ein sehr schwer zu verstehendes Buch. Die Kirche aber, welche noch die gleiche Autorität hat, die ihr bei ihrer Gründung von Christo gegeben wurde, und deren Haupt ein Nachfolger der Apostel ist, hat eine

feste Erklärung. Als unser Heiland auf Erden war, übergab er seine Kirche dem Petrus und sagte: Du bist Petrus, auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und da Petrus später Bischof von Rom wurde und unser gegenwärtiger geistlicher Vater Leo XIII. sein Nachfolger ist, so haben die Lehren unserer Kirche apostolische Autorität." Khame: „Wer war der Vater des Petrus?" Alle: „O, das gehört nicht hierher, das hat mit der vorliegenden Frage nichts zu thun." Was der Häuptling meinte, war dies: Wir halten Christum als den Sohn Gottes für das Haupt der Kirche; ist denn Petrus auch ein Sohn Gottes? Ueberdies muß man wissen, daß wenn irgend jemand mit einem hohen Anspruch auftritt, die Bamangwata gleich fragen: „Wessen Sohn bist Du?" Doch der Häuptling ließ die Frage fallen und Pater Degelchin fuhr fort: „Vor seiner Himmelfahrt sprach Jesus zu seiner Kirche: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, und da wir zu der ursprünglich von ihm gegründeten Kirche gehören, so ist Er bei uns. 1500 Jahre nach seiner Himmelfahrt trennte sich eine Partei unter Luther und andern Führern von uns, um eine neue Kirche zu gründen und zu dieser von Menschen gegründeten Kirche gehört Ihr Missionar. Christus kann nicht zugleich in zwei Kirchen gegenwärtig sein, die einander entgegengesetzt sind." Khame: „Ich bin ein Mitglied der hiesigen Kirche, und wenn in der Eurigen anders gelehrt wird, so würde Eure Niederlassung ja nur zu Streitigkeiten Veranlassung geben."

Nachdem nun noch weiter hin und her gesprochen, sagten die Priester endlich, sie wollten in's Amantibili-Land gehen, wo aber auch die Londoner Missionsgesellschaft Arbeiter hat. Auf die Frage, wie es komme, daß sie in den Zeitungen eine Sambesi-Mission angekündigt hätten, und nun doch in andrer Richtung vorgingen, gaben sie zur Antwort: „Unserer geistlichen Pflege ist ein weites Gebiet anvertraut worden, dessen Grenze im Norden 200 Meilen jenseits des Sambesi liegt, die Südgrenze ist das Bamangwato-Land, die Ost- und Westgrenze sind die portugiesischen Kolonien." Einige Tage darauf traten sie die Reise nach Amantibili an.

„Die Katholischen Missionen", welche ausfürliche Nachrichten von der „Mission am obern Sambesi" bringen, und u. A. auch triumphierend erzählen, daß es den Missionaren schon unterwegs gelungen sei, einige Ungläubige, darunter einen deutschen Lutheraner und dessen Familie zu bekehren und „bedingungsweise" zu taufen, gehen kurz über den kühlen Empfang in Schoschong hinweg. Es heißt dort nur: „Der Häuptling dieser Gegend, Khame, hat einen englisch protestantischen Sendboten bei sich und ist selbst Protestant; daher wollte er den katholischen Missionaren nicht gestatten, sich in diesem Gebiete niederzulassen. Diese werden also weiter ziehen müssen, bis sie außerhalb des Bereichs „protestantischer Intoleranz (!)" die Freiheit finden, das Evangelium zu verkündigen."

Was die ostafrikanischen Seeenmissionen betrifft, so laufen aus Livingstonia und Blantyre (in der Nähe des Nyassa) fortgehend die erfreulichsten Nachrichten ein und man denkt bereits an die Anlage von Außenstationen. Die Zahl der Schüler wächst — was uns aber gar nicht gefällt, ist, daß die Missionare denselben englische Namen geben und wie es scheint auch englischen Sprachunterricht erteilen wollen. Hoffentlich schreitet die heimatliche Missionsleitung gegen diesen Mißgriff ein, der Anglikanisierung und Christianisierung verwechselt und nur der so verderblichen Entnationalisierung die Wege bahnt. Angeregt durch die schottische Missionsthätigkeit hat sich in England bereits eine Livingstonia Central African Company gebildet, eine Handelsgesellschaft, die mit 2 Dampfschiffen den Shiré befährt und die Besserung der Wasser- und Landwege mit Eifer betreibt (Illustr. M. News 80 S. 36).

Auch von Udschidschi ist endlich gute Kunde in die Heimat gelangt. Die Be-

gleiter des auf dem Wege gestorbenen Dr. Mullens sind glücklich am See angekommen, so daß sich jetzt 4 Londoner Missionare am Tanganyika befinden. Untersuchungsreisen jenseit des Sees sind gemacht und bereits 3 Stationen in Aussicht genommen: eine am westlichen Ufer des See's und eine bei Mirambo, der in Folge einer glücklichen Operation eines Arztmissionars sehr günstig gestimmt wurde, so daß er selbst die geraubten Güter wieder herausrückte (Chron. 80 S. 7 ff. 35 ff.).

Vom Hofe Mtesas nichts Neues, nur zeigen die jetzt in extenso vorliegenden Berichte Mackays die ganze in der bisherigen Missionsgeschichte unerhörte, alle Rücksichten gewöhnlicher Höflichkeit verletzende jesuitische Rivalität, der jedes Mittel erlaubt scheint, die protestantischen Missionare bei dem launischen Könige zu verdächtigen (Int. 80 S. 151 ff). Wohl aber sind Briefe von den beiden den Nil hinab gegangenen Missionaren eingetroffen, welche die Ankunft derselben in Khartum melden, wo sie mit Gessi Pascha (diese Zeitschr. 80 S. 28 f.) zusammentreffen werden. Mittlerweile ist Oberst Gordon in England angekommen, wie es fast scheint, um nicht wieder auf seinen Posten zurückzukehren (Int. 80 S. 191). Damit wäre der Nilweg für die nächste Zukunft unpassierbar geworden und der so tötlich getroffene Sklavenhandel dürfte sich bald wieder erholt haben. Denn wesentlich war es Gordons Energie, die in jenen anarchischen Regionen einige Ordnung und Sicherheit geschafft hatte.

In Madagaskar hat eine Visitation der 3 in den Südosten der Insel entsandten eingebornen Evangelisten und Lehrer durch einen europäischen Missionar stattgefunden, die im ganzen ein befriedigendes Resultat ergeben und den Beweis geliefert hat, daß unter der Superintendenz europ. Missionare die Madagassen durchaus qualifiziert sind, ihre noch heidnischen Landsleute zu christianisieren (Chron. 80 S. 28 ff.). (Schluß f.)

Literatur-Bericht.

1. **Dr. Warneck**: „Warum ist das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert?" (Halle, J. Fricke. 25 Pf. 100 Expl. 20 Mk.). Eine zweite im Auftrage der „Missionskonferenz in der Prov. Sachsen" herausgegebene Flugschrift — zu deren Verbreitung mitzuhelfen auch die Leser dieser Zeitschrift herzlich gebeten sind. Kenntnis über die Mission zu verbreiten ist auch ein Missionsdienst und wer sich selbst für die Mission interessiert, der ist auch berufen, bei andern solches Interesse wecken zu helfen. Wie immer bei der Anzeige der Schriften des Herausgebers begnügen wir uns auch diesmal mit der Inhaltsangabe.

Kap. I. Warum treiben wir überhaupt Mission? Aus Gehorsam gegen Gottes Befehl, aus Mitleid mit dem Elend der Heiden und aus Dankbarkeit für das selbst empfangene Heil.

Kap. II. Das Glaubensleben der Kirche zu allen Zeiten die innerste Quelle des Missionslebens. Die heutige Mission aus einem Senfkorn ein Baum geworden. Daß unser Jahrhundert ein Missionsjahrhundert ist.

Kap. III. Warum ist das 19. Jahrh. ein Missionsjahrhundert? Vorläufige allgemeine Antwort: weil die Stunde Gottes gekommen und vor uns gegeben ist eine offene Thür.

Kap. IV. Die geographischen Entdeckungen. Die Erleichterung des Weltverkehrs durch die Erfindung der neuen Kommunikationsmittel. Der Kolonialbesitz der protestantischen Staaten. Die Anti-Sklaverei-Bewegung.

Kap. V. Eine kurze Weltumschau. Die Südsee. Englisch und niederländisch Indien. China. Japan. Afrika.

Kap. VI. Folgerungen. Eine erbauliche Betrachtung. Eine Glaubensstärkung. Die Mission nicht nur schrift- sondern auch zeitgemäß. Aufforderung zur Mitarbeit.

2. **Dr. Christlieb**: „Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission. Eine Weltüberschau" (Gütersloh). Unsre Leser kennen diesen trefflichen Allianzvortrag bereits aus dem Abdruck in der vorjährigen Nov.- und Dezembernummer dieser Zeitschrift, und es bedarf gewiß nur der Anzeige von der Erscheinung dieser Separatausgabe, um sie zu bewegen, auch zur Verbreitung dieser Schrift vornämlich unter den gebildeten Kreisen der Freunde wie Gegner der Mission treulich das Ihrige zu thun.

Vom Erfolg in der Mission.

Zugleich ein Beitrag zur Beantwortung der Frage: Einzelbekehrung oder Völkerchristianisierung

von C. G. Büttner,[1])
Missionar in Otyimbingue (Damaraland).

Als man in die neuere Missionsarbeit eintrat, dachte man sich das Werk der Heidenbekehrung nicht viel anders als die Bekehrung der Verwahrlosten und Ungläubigen daheim. Wie man etwa den vornehmen Schlemmer und Spötter und den verkommenen Bettler und Vagabunden in Deutschland zu bekehren versuchte und oft genug auch wirklich bekehrte, wie man die Kraft der Liebe und des Geistes Christi in den Hospitälern, den Gefängnissen und Rettungsanstalten, an den Sterbebetten Kranker und in den Höhlen des Verbrechens sich immer wieder mächtig erweisen sah, ähnliche, ja dieselben Vorgänge und Erfahrungen hoffte man auch in den wilden Heidenlanden zu machen.

---

[1]) Schreiber folgender Zeilen, in einem Winkel Südafrikas arbeitend, ist weit davon entfernt, zu meinen, daß er wirklich einen vollen Überblick über die gesamte Missionsarbeit der neuern Zeit gewonnen hätte. Was er so ziemlich zu übersehen glaubt, ist die Arbeit auf den Gebieten der rheinischen Mission in Afrika, und ihm scheinen die Verhältnisse daselbst von denen des übrigen Südafrika (südlich vom Äquator) nicht sehr wesentlich verschieden zu sein. Wenn er sich dennoch berechtigt glaubt, von dem Erfolge der Missionsarbeit im allgemeinen sprechen zu dürfen, so ist es weniger aus eigener Anschauung des Details, als weil er Gründe genug hat, a priori ähnliches, wie er es selbst auf seinem Gebiet vor Augen hat, auch auf den andern Arbeitsfeldern der neuern Mission annehmen zu dürfen.

In den civilisierteren Gegenden Indiens und Chinas mag durch den Einfluß der von Alters her überlieferten Kultur und der Ceremonien der ausgebildeten Religionen, sowie durch das Einwirken der Europäer sich manches anders gestaltet haben. Und wenn daher jemand von dort aus sich berechtigt glaubt, nach seinen Erfahrungen wesentlich anderes über den Erfolg der Mission aussagen zu dürfen, so wird er gut thun, nicht des Schreibers Erfahrungen nur einfach anzuzweifeln, sondern auch seinerseits dazu beizutragen, daß in der Kirche der Heimat die Kenntnis der Verschiedenartigkeit der Missionsgebiete zunehme, damit es auch leichter werde, die für jedes Gebiet besonders passenden Maßregeln zu treffen und der Erfolg der Missionsarbeit auch je länger je größer und fester werde.

In Damaraland hat man Gelegenheit, die Wirkungen der Mission auf ein wildes, heidnisches Volk recht rein beobachten zu können, da die sonstigen Kräfte, welche an der bloßen Civilisation eines unkultivierten Volkes mitzuarbeiten pflegen, Handelsverkehr,

Und allerdings konnten die ausgesandten Boten bald ähnliche Bekehrungsgeschichten, wie die daheim erlebten, berichten. Nur daß sich in den Worten der aus den Heiden neu Bekehrten in noch naiverer und darum desto ergreifenderer Weise die Freude an dem neuen Leben und die Seligkeit in dem Herrn Jesu aussprach, als in den Bekehrungsgeschichten daheim. Noch viel besser schienen die Eskimos, die Negersklaven, die Menschenfresser der Südsee, die Erfahrungen des Pietismus durchzumachen, noch inniger sie auszusprechen, als viele der zu Bekehrenden und Bekehrten daheim. Was man bei den Kirchenvätern von der Vortrefflichkeit der ersten Gemeinden zu lesen vermeinte, dasselbe schien sich nun auch in unsern Tagen zu wiederholen.

Nun aber wollten die Gegner jene Geschichten zunächst durchaus nicht glauben, viel weniger sich durch dieselben überzeugen lassen, da man von anderer Seite ganz etwas anderes über dieselben Bekehrungen vernahm. Denn auch die übrigen Kreise Europas fingen an, sich um die fernen Heidenländer zu kümmern. Neben den Missionaren suchten auch Kaufleute, Gelehrte, Entdeckungsreisende jene fernen und bis dahin unbekannten Gegenden auf und publizierten ihre Erlebnisse und Erfahrungen. Dabei konnten sie je länger je weniger umhin, auch der Missionare, der Missionsarbeit und der Bekehrten zu erwähnen. Und in den Augen dieser Berichterstatter lösten sich alle jene gerühmten Bekehrungen zu einem bloßen Nebel auf!

Wenn es nun auch deutlich zu sehen war, daß einige jener Berichterstatter der Missionsarbeit einfach darum so feindlich gesinnt waren und auch vor offenbaren Lügen nicht zurückschraken, weil sie in der Nähe der Missionsstationen nicht mehr ungehindert der Unzucht fröhnen oder durch Branntweinhandel die Eingebornen übertölpeln konnten,

---

europäische Kolonialpolitik, erst in der letzten Zeit stärker in die Entwicklung des Volkes einzugreifen angefangen haben, während von seiten der Mission dies Arbeitsgebiet seit mehr als 35 Jahren bearbeitet ist. B.

Dieser Vorbemerkung des Verf. füge ich meinerseits nur noch hinzu, daß Generalisierungen bei einem so umfassenden und so verschiedene Gebiete bearbeitenden Werke wie die neuere Mission es ist, stets zu schiefen und ungerechten Urteilen führen müssen. In seiner Beschränkung auf gänzlich uncivilisierte Völker wird der Aufsatz Büttners wesentlich das Richtige treffen. Meines Wissens ist es das erste mal, daß den Missionsfreunden der Heimat in ebenso nüchterner wie lichtvoller Weise aus der Feder eines Missionars anschaulich gemacht wird, wo der Missionserfolg der Gegenwart in Wirklichkeit zu suchen ist, und empfehle ich daher diesen Aufsatz ganz speziell der sorgfältigen Beachtung der Leser, obgleich ich nicht in allen Einzelheiten meine Anschauungen mit denen des Verf. identifiziere. D. H.

wenn so auch einige solcher Angriffe, näher besehen, für jeden aufrichtigen Leser zu Ehrenerklärungen für die Mission werden mußten, so blieben doch noch viele offenbar aufrichtige, besonnene, klare Beobachter übrig, die trotz alledem von der Mission wenig oder gar nichts günstiges zu wissen schienen. Die oft recht ergötzlichen Anekdoten von dem Unverstande der Neubekehrten und ihrer völligen Unkenntnis des wirklichen Christentums, die sie berichteten, waren zu originell, als daß man sie für erfunden halten konnte. Überdies beriefen sich diese Berichterstatter den Erzählungen der Missionare gegenüber auch wohl darauf, daß diese durchaus nicht mit der wirklichen Beschaffenheit ihrer Neubekehrten bekannt seien und nicht bekannt sein könnten, weil sie dieselben immer nur im Sonntagskleide sähen, daß, wenn auch die Missionare selbst nicht gerade Heuchler seien, dafür die Glieder ihrer Gemeinden in den Künsten des Lügens und Heuchelns desto besser geübt seien; sie machten ferner geltend, daß nach der Natur der Sache der Missionar nie so gute Gelegenheit hätte, die Leute, welche er unterrichtete, kennen zu lernen, als der Geschäftsmann, an dem sie ihre bösen Künste ungehindert erprobten, als der Entdeckungsreisende, dem sie, ohne sich zu schämen, ihr ganzes Wesen offenbarten.

So steht Bericht gegen Bericht und dem unbefangnen Zuschauer wird es schwer, zu entscheiden, wo die Wahrheit liegt, und ich glaube, mancher wird an dem Missionswerke selbst irre, weil er aus diesen verschiedenen Stimmen über den Erfolg der Mission sich nicht zu einer wirklichen Einsicht über den Stand des Werkes hindurcharbeiten kann. Und auch derjenige, dem die Mission um Christi willen am Herzen liegt, der Laie, der seinen Beitrag zur Mission zahlt, der Geistliche, der Missionsstunden hält, die Komités, die die Leitung der Missionsarbeit übernommen haben, der Missionar selbst, der unter den Heiden das Kommen des Reiches Gottes vorbereitet, sie werden sicher gut thun, keine dieser Stimmen zu überhören, sondern immer werden sie zu prüfen haben, was an allem wahr ist. Denn wenn auch der Gläubige in dem zur Rechten Gottes erhöhten Herrn die Gewißheit des endlichen Sieges schon jetzt gegenwärtig hat, die richtigen Mittel, diesen endlichen Sieg zu erringen, werden sich doch erst anwenden lassen, wenn durch den thatsächlichen Erfolg die Richtigkeit des erwählten Mittels, des eingeschlagenen Weges erprobt ist.

Es hat sich freilich, wenn man genauer zusieht, in der letzten Zeit in diesen Berichten über den Erfolg der Mission auf beiden Seiten manches geändert. Die „Bekehrungsgeschichten“ in den Missionsberichten werden seltener, die Missionare scheinen sich je länger desto vorsichtiger auszudrücken;

auf der andern Seite sprechen die Reisenden immer freundlicher von der Mission und lassen doch merken, daß die Arbeit nicht vergeblich gewesen ist. Immerhin bleibt bei denen, die mit den wirklichen Verhältnissen unbekannter sind, noch viel von dem schroffen Gegensatze bestehen und in den allermeisten Fällen fassen die Leute, zumal in Deutschland, noch immer die Neubekehrten aus den Heiden, je nach dem eigenen Standpunkt, nur entweder als recht „liebe Brüder und Schwestern“ oder als recht „räudige Schafe“ auf.

Wo liegt nun die Wahrheit? Wo dergleichen Gegensätze schroff und starr ausgesprochen werden, wird ein jeder gut thun, daran zu gedenken, daß irren menschlich ist und daß wir alle mannigfach irren, und daß nur aus dem Widerstreit der Meinungen und der Anerkennung auch der Ehrlichkeit des Gegners heraus die Erkenntnis der Wahrheit geboren wird. Auch über den wirklichen Erfolg der Missionsarbeit unter den Heiden werden wir nur dann die richtige Meinung haben, wenn dieselbe das Wahre in den Berichten von allen Standpunkten aus in sich vereinigt.

Dabei ist es außer Zweifel, daß es die Natur der Sache mit sich bringt, daß der Missionar die Zustände in seiner Gemeinde in einem andern Lichte und von einem andern Standpunkte aus ansieht (und zunächst nicht umhin kann, es zu thun) als einer, der Geschäftsmann oder Forschungsreisender oder beides zugleich ist, ohne daß jeder von seinem Standpunkt durchaus etwas falsches erfährt.[1])

Denn der Kaufmann und Entdecker bleibt dem wilden Eingebornen ein Fremder, von dem dieser annimmt, daß er ihn nur auszubeuten sucht und dem gegenüber er auch nicht glaubt Rücksicht nehmen zu müssen, bei dem er meint ein Recht zu haben, wenn er ihn betrügt oder ihm wenigstens einige Hindernisse in den Weg legt. Dagegen wird der Missionar bald als eine Art Verwandter angesehen, dessen Gutmütigkeit unter Umständen recht nützlich sein kann, der deshalb auch eine Art von Autorität besitzt und dem man einigen Respekt schuldig ist, er wird bald als ein Vater oder wenigstens als eine Art Onkel betrachtet. So wird es dem Missionar leicht, sei es durch seine eigene Autorität, sei es, daß er auch noch andere für sich zu interessieren weiß, manchen Streit gütlich beizulegen, wobei andere schweren Schaden und Unrecht hätten leiden müssen.

Der Missionar weiß ferner meistens sehr wohl, daß nicht alle Glieder seiner Gemeinde durchaus so beschaffen sind, wie sie sein sollten. Je länger

---

[1]) Cf. diese Zeitschrift 1878 S. 29 ff.

er sich unter den Heiden befindet, je genauer er die Leute, die ihn umgeben, im Laufe der Zeit kennen lernt, desto mehr Erfahrungen macht auch er teils selbst von der Schlechtigkeit dieser heidnischen Leute, teils schütten auch die Reisenden und Kaufleute ihre Herzen gegen ihn aus. Es ist meist nur ein Märchen, daß der Missionar die Leute seiner Station nur von der Sonntagsseite kennen lernt. Aber er sieht und erfährt dafür auch manches aus dem verborgenen, geistlichen Leben seiner Gemeindeglieder, was sicher um so wertvoller ist, je weniger es von ihnen selbst an die große Glocke gehängt wird. Und wie anderswo in der Christenheit, so ist es auch unter den Neubekehrten aus den Heiden: da giebt es manch eine in der Verborgenheit und Stille lebende Seele, eine stille Frau, einen geringen Armen, die zu den besten in der Gemeinde gehören und in denen wirklich ein neues Leben offenbar wird, und um deretwillen der Missionar trotz allem der Wahrheit gemäß seinen Freunden in der Heimat berichten kann, daß seine Arbeit nicht vergeblich gewesen ist. Und solche Leute bleiben natürlich gerade den weniger in die Tiefe Dringenden unbekannt.

Andererseits ist es selbstverständlich, daß diejenigen der wilden Heiden, mit denen der Reisende und der Kaufmann zu thun hat, durch deren Vermittelung er seine Geschäfte besorgt, die sich an ihn heranwagen, im allgemeinen zu den geriebensten unter den Eingeborenen gehören. Denn da der Farbige seine Scheu vor dem Weißen nie ganz unterdrücken kann, er sich auch der geistigen Überlegenheit desselben bewußt ist, so sind nur die wenigsten so kühn, daß sie sich an den Fremden von selbst heranwagen, mit ihm zu handeln versuchen, seine Diener werden; und ihre Landsleute gebrauchen dann diese kühneren, unverschämteren, gewitzteren als Vermittler, wenn sie etwas von dem Fremden nötig haben. Und wenn nun so ein Entdeckungsreisender völlig fremd in ein wildes Land hineinkommt und er vielleicht absichtlich den guten Rat anderer, mit den Verhältnissen bekannterer Leute, z. B. der Missionare verschmähen zu können glaubt, so lernt er sehr bald die schlechtesten Subjekte des Landes kennen und geht vielleicht fort, ehe er Gelegenheit gehabt hat, auch etwas anderes zu erleben. Viel öfter als die Missionare werden gerade solche eilige und kluge Entdeckungsreisende ein Opfer der Heuchelei einzelner Eingebornen. Oft genug passiert es ihnen, daß sie auf Leute ein besonderes Vertrauen setzen, welche sie für besonders gute Christen halten, weil dieselben möglichst viel geistliche Lieder singen, etliche Bibelsprüche kennen und vor allem den Teufel recht häufig im Munde führen. Wenn sie sich dann von solchen Gesellen hintergangen, betrogen und bestohlen sehen, so muß die Schuld an den Missionaren

liegen, während sich doch der Entdecker hätte leicht vor Schaden bewahren können, wenn er sich bei einem Missionar nach ihren Antecedenzien erkundigt hätte. Er würde alsdann gehört haben, daß der gute Heilige, der ihm umständlich beschrieben, wie man in der Kirche ihm Wasser auf seinen Kopf gegossen, vielleicht noch gar nicht getauft oder, wenn getauft, schon längst wegen allerlei Sünden ausgeschlossen sei. Wäre es meine Absicht, hier Anekdoten zu erzählen, so könnte ich manchen interessanten Zug hierzu beibringen.

Aber wenn die hier erwähnten Thatsachen auch einiges Licht auf die Quellen werfen, aus denen die Verschiedenartigkeit der Berichte stammt, so läßt sich doch noch lange nicht alles auf diese rein äußerliche Weise wegerklären. Wenn auch einzelne Mißverständnisse nachgewiesen werden können, damit kommt man der Sache noch lange nicht auf den Grund.

Denn wenn man ein wenig genauer zusieht, so findet man, daß die ersten (wesentlich pietistischen)[1]) Missionare und Missionsfreunde in falschen Vorstellungen über das ihnen vorliegende Werk befangen waren. Sie fingen ihre Arbeit an, ohne eine Ahnung von dem wahren Wesen des Heidentums zu haben und konnten deshalb auch nicht sogleich zu einer richtigen Vorstellung von der wahren Beschaffenheit der neu eben aus dem Heidentum bekehrten Christen kommen und ebensowenig konnten sie eine richtige Ansicht von den Wegen haben, welche unter den gegebenen Verhältnissen zum wirklichen Erfolg, zu immer völligerer Überwindung des Heidentums führen müssen.

Freilich wenn man jetzt hinterher das ganze Arbeitsgebiet der vielen Missionsgesellschaften übersieht, so merkt man, daß eine höhere Hand das scheinbar Ungeordnete und Zufällige regierte, daß allerdings ungewöhnliche Wege gegangen werden mußten, wenn ein ungewöhnlicher Zweck erreicht werden sollte. Wenn es für jeden, der die Missionsarbeit unter den Heiden, wie sie jetzt ist, übersieht, ohne Zweifel ist, daß Gott dieselbe heutzutage nicht für die Bekehrung eines einzelnen Stammes, sondern für die Bekehrung der ganzen Welt angelegt hat, so wird es offenbar, daß jenen ersten Missionsfreunden, die sich ihrer Schwäche und geringen Zahl wohl bewußt waren, sehr rasch der Mut gesunken wäre, wenn sie wirklich eine richtige Vorstellung davon gehabt hätten, ein wie großes Werk anzufangen sie berufen waren. Verlieren doch auch heute viele den Mut, wenn es

[1]) Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, daß ich das Wort: *pietistisch* hier oder sonst im tadelnden Sinne gebrauche. Es ist mir, wie auch jeder Verständige sehen wird, nur der gebräuchliche Name einer historisch gegebenen Richtung in der Christenheit.

ihnen einmal klar wird, was es eigentlich mit der Mission auf sich hat, und welche ungeheuren Opfer und Anstrengungen der ungeheure Zweck erheischt.

Aber all solche Betrachtungen lagen damals fern, und wer nur die menschliche Seite der Sache ansah, hätte sich nicht genug über die Unverständigkeit und Planlosigkeit wundern können, mit denen die in Geographie und Volkskunde so schlecht bewanderten Leute das Werk anfingen, von wie zufälligen Beweggründen geleitet, zumal die deutschen Missionsgesellschaften ihre Arbeitsgebiete wählten, wie es im Anfang Mode zu werden schien, daß jede Missionsgesellschaft doch ja auf recht vielen, möglichst von einander innerlich und äußerlich geschiedenen Gebieten ihre geringen Kräfte zersplittere, mit welcher Absichtlichkeit, könnte man fast sagen, das nächste übergangen und das fernste aufgesucht, wie die großen Verkehrscentra vermieden wurden, die doch die Apostel mit sicherm Griff zum Mittelpunkt ihrer Thätigkeit gemacht, und wie so gerne auf kleinen Dörfern in ganz unbekannten Gegenden das Werk angefangen wurde u. s. w.

Aber so kam es auch, daß, während in der apostolischen Zeit das Evangelium zunächst nur auf Gebiete getragen wurde, die für die Aufnahme desselben schon vorbereitet waren, die neuere Mission meist auf gänzlich neuem Grunde ihre Arbeit begann. Was heutzutage zunächst die Hauptarbeit des Missionars auszumachen pflegt: Erlernung einer neuen Sprache, für die wohl der Missionar erst selbst Lexikon und Grammatik ausarbeiten muß, Schule halten, wobei natürlich das Lehren des ABC viel Kraft und Zeit wegnimmt, das Übersetzen von allerlei Büchern, das Ausarbeiten von allerlei religiösen und nichtreligiösen Schriften, endlose Verhandlungen mit allerhand wilden Häuptlingen wilder Stämme, um doch zu einiger Sicherheit des Lebens und Eigentums zu kommen, das Bauen menschenwürdiger Häuser, nicht zu vergessen das fleißige Schreiben von Berichten und Briefen mit möglichst sorgfältig ausgeführten Statistiken, von Karten, Plänen, Rechnungen 2c. 2c. begleitet, das sind alles Dinge, die bei der heutigen Manier, Mission zu treiben, zwar unumgänglich nötig sind, von denen aber Paulus und die übrigen Apostel sich sicher nicht viel haben träumen lassen.

Der Missionar der neuern Zeit fängt also seine Arbeit nicht auf einem so wie ein guter, wohlbearbeiteter Acker vorbereiteten Gebiete an. Er hat es zu versuchen, ob es nicht auch möglich wäre, auf steinigem, von Dornengestrüpp überwachsenen Grunde, ja auf hartgetretenem Wege eine Frucht zu erzielen, ohne Zweifel ein Versuch, der, wenn er Erfolg hat,

noch viel mehr die Kraft des Evangeliums beweist, als die Erfolge, welche einst die Apostel errangen.

Aber einer, der Urwald auszuroden hat und aus ihm gute Frucht ziehen will, hat das Werk sicher etwas anders anzufassen, als wer nur den Samen in die Furchen gut beackerten Landes streut, und trotz schwerer mühevoller Arbeit wird er kaum hoffen können, gleich zu Anfang die Früchte ernten zu dürfen, die dieser mit viel leichterer Mühe zieht.

Sonach war es von vornherein Unverstand, wenn jemand voraussetzte, daß sich in der neuern Mission einfach jene ersten Zeiten wiederholen würden, daß die Bekehrungen jetzt den Bekehrungen damals gleichen sollten; und ebenso unverständig ist es, wenn jemand die Missionare heutzutage tadelt, weil sie die Leute so lange im Taufunterricht behalten, da doch Paulus den Kerkermeister und Philippus den Kämmerer so schnell getauft. Aber auch außerdem waren jene Pietisten, die sich das Missionswerk zuerst angelegen sein ließen, in dem Irrtum ihrer ganzen Zeit über die natürlichen Anlagen und die natürliche Beschaffenheit des Menschen befangen. Wie die Rationalisten und Philantropen es verkannten, was der Geist Christi in den Jahrhunderten an den Völkern Europas gearbeitet hatte, wie Sitte und Gedankenkreis, Gesetz und Recht der europäischen Völker bis in die kleinsten Einzelheiten hinein durch das Wehen des neuen Geistes Gottes zum mindesten alteriert und auf eine höhere Stufe (sei es des Lebens, sei es des Verderbens) gehoben war, ebenso erwarteten jene Missionare und Missionsfreunde bei den wilden Heiden draußen in der Ferne einfach nur denselben Zustand zu finden, wie etwa bei den Ungläubigen und Verwahrlosten in Deutschland oder England.

Bis auf diesen Tag streiten sich Dogmatiker und Philosophen über das natürliche Wesen des Menschen und je weniger ein Gelehrter wirkliche Menschenkenntnis aus eigener Erfahrung hat, desto leichter wird es ihm, nach einigen vorgefaßten Meinungen bestimmt seinen Lehrsatz auszusprechen. Die hart klingenden Worte, mit welchen die Konkordienformel auf Grund der Schrift das Verderben des natürlichen Menschen beschreibt: Sacrae litterae hominis non renati cor duro lapidi, qui ad tactum non cedat sed resistat, item rudi trunco, interdum etiam ferae indomitae comparant (pag. 661), werden von den meisten Anthropologen aller Richtungen verworfen. In der Regel haben sie von dem natürlichen Menschen, wenn auch nicht immer theoretisch, so doch praktisch eine andere und bessere Meinung.

Es ist nun nicht des Schreibers Absicht, hier als Dogmatiker auf-

zutreten und über die Dogmen vom natürlichen Menschen und von der Wiedergeburt zu spekulieren. Er möchte nur, wie beiläufig, die Sachverständigen auf das Thatsächliche hinweisen. Denn je länger er Gelegenheit gehabt hat, unter den Heiden zu arbeiten, desto deutlicher wird ihm, wie himmelweit die Beschaffenheit eines innerhalb der Christenheit geborenen und lebenden Menschen von der eines in der Heidenwelt geborenen verschieden ist. Es mag der Unterschied der Nationalität viel dazu beitragen, der natürliche Germane schon an sich von dem natürlichen Kaffer verschieden sein. Aber das allein macht es noch nicht aus, und oft scheinen die edelsten unter den Heiden, denen er zu begegnen Gelegenheit gehabt, geistlich noch unter den verkommensten unserer Großstädte zu stehen, obwohl es ihnen für ihre weltlichen Sachen durchaus nicht an Verstand, List und Verschlagenheit fehlt.

Und wie sollte es auch anders sein können! In Europa hat sich nichts dem Einfluß des heiligen Geistes entziehen können, selbst der Krieg verliert seine bittersten und schlimmsten Eigenschaften in der Christenheit, und das rote Kreuz auf dem Schlachtfelde zeigt von dem Siege der Barmherzigkeit und giebt Zeugnis davon, daß die Feindesliebe nicht eine bloße Phrase bei der Christenheit geblieben ist. Die christliche Liebe, das geschärfte Gewissen, Zucht und Sitte im häuslichen und bürgerlichen Leben, christliches Recht- und Schamgefühl, alles das macht sich in allen Kreisen innerhalb der Christenheit geltend und durchdringt und vergeistigt alles, und auch die, die aus irgend einem Grunde einige oder auch viele Dogmen des christlichen Glaubens nicht annehmen zu können vermeinen, können sich der Allgewalt des heiligen Geistes, der in der Christenheit herrscht, nicht entziehen. Darum kann ein Mensch in der Christenheit allerdings auch viel tiefer sinken als ein natürlicher Heide, und die Verwilderung in Europa kann leicht eine höhere Stufe erreichen als die der sogenannten Wilden; aber ein jeder, der diesen christianisierten Kreisen angehört, ist irgendwie schon zum Leben wiedergeboren und reagiert auf die geistigen Einflüsse, die ihn treffen, nicht mehr wie ein bloßer Klotz und Stein, sondern als wie ein wirklich lebendiges Wesen. Und es wird demjenigen, der bei dem natürlichen Menschen nur an einen sogenannten „unwiedergeborenen“ Menschen in Europa denkt, allerdings nie recht einleuchten können, jenen Satz der Konkordienformel zu unterschreiben.

Ich glaube, es ist nicht allzuschwer, wenn man sich diesen Thatbestand überlegt, einzugestehen, daß der wirklich natürliche Mensch, das Glied eines heidnischen Volkes, welches Gott seit Jahrtausenden hat seine eigenen Wege

gehen lassen, durchaus anders beschaffen sein muß, als das unter christlichem Einfluß, unter Zucht nnd Sitte aufgewachsene Kind, aus dem der Sokratiker mit nicht zu großer Mühe eine sogenannte natürliche Religion herauslocken kann, und daß die Bekehrung eines solchen natürlichen Heiden etwas anderes sein muß als etwa das Zurückrufen des verlorenen Sohnes, der sich seines Vaters und seiner Liebe und Treue, der sich der Seligkeit und Fülle im Vaterhause noch wohl erinnert.

Auch in Europa kann man freilich das Wesen des natürlichen Menschen studieren, und man wird, wenn man aufrichtig und umsichtig zu Werke geht, erkennen, daß an meiner Darstellung etwas wahres ist. In den Schriften der Griechen und Römer ist uns ein Bild des natürlichen Menschen enthalten und ohne Zweifel nicht ein in böser Absicht entstelltes, sondern eher muß man annehmen, daß die besten Züge des Bildes der alten Welt uns überliefert sind. Aber man lese sie nur ohne die Voraussetzung, dort eine ideale Welt vor sich zu haben, nicht mit der Unreife eines Gymnasiasten, sondern mit dem offenen Auge eines Mannes, nicht nur in einer Auswahl, wie man sie aus guten Gründen für die reifere Jugend zu machen pflegt. Man vergegenwärtige sich jene Alten und stelle sich die besten und edelsten unter ihnen in das Licht unserer Tage, unserer Sitten. Das wird freilich niemand leugnen, daß alles menschliche bei diesen Griechen und Römern auf das Großartigste ausgebildet ist, daß wir mit Staunen uns vor diesen übergewaltigen Charakteren klein und schwächlich fühlen, daß wir die Festigkeit ihres Entschlusses, das Feuer ihrer Liebe, die Glut ihres Hasses, die Strenge ihrer Gerechtigkeit, die Konsequenz ihrer Gedanken bewundern müssen. Und doch, glaube ich, würden wir uns mit Grauen und Schaudern, ja oft mit Abscheu und Entrüstung von ihnen abwenden, wenn wir heute solchen Menschen, solchen Charakteren begegnen würden. Ich für meine Person kann nicht anders als bekennen, daß, als ich hier unter den Heiden die alten Klassiker wieder zu studieren begann, nicht um des Latein und Griechisch willen, sondern um der Menschen willen, die sie schildern, und um ihrer eigenen Weltanschauung willen, daß ich da fand, daß, so verschieden auch die Anlagen des Römers und Griechen von denen des Kaffers und Hottentotten sein mögen, doch die natürliche Menschennatur unter allen Himmelsstrichen ganz dieselbe ist, und zwar wirklich genau so, wie es Paulus in den Briefen an die Römer und Epheser schildert, und wie die Konkordienformel ihr Wesen beschreibt.

Und wenn man annehmen darf, daß in dieser Verstocktheit und in diesem Verderben des natürlichen Menschen wiederum noch Unterschiede

oder Stufen vorhanden sind, so waren jedenfalls diejenigen, welche Paulus mit so starken Worten schildert, noch die besten unter den natürlichen Menschen. Wie tief muß dann das Verderben derjenigen Völker sein, welche an sich viel weniger begabt als jene, die Paulus vor Augen hat, noch Jahrhunderte, ja fast zwei Jahrtausende hindurch nach jener Zeit, da Christus geboren wurde, sich immer tiefer in den Sumpf der Gottesentfremdung und der Sünde versenkt haben. Da ist fast nichts mehr von der anima naturaliter christiana, von welcher Tertullian so schön schreibt, da ist keine Erinnerung, keine Sehnsucht nach einer entschwundenen goldenen Zeit, da die Götter noch auf Erden wandelten, da ist nichts mehr von jenem Suchen und Ringen nach Preis und Ehre und unvergänglichem Wesen in guten Werken, das des ewigen Lebens wert ist, sondern nur Thaten, die zu vermelden keine Geschichte für wert gehalten, nur noch ein Wohlgefallen an Schmutz und Unreinigkeit, und die einzigen Götter, die noch herrschen, sind der Bauch und der Mammon. Für alles andere ist, wie bei einem in allen Lastern und Sünden ergrauten Verbrecher, auch nicht das geringste Interesse mehr.

So beschaffen also ist das Feld, das die neuere evangelische Mission aufgesucht hat und auf dem sie nach Erfolgen ringt. Und dabei handelt es sich nicht mehr um ein Volk, eine Provinz, ein Land, sondern die vielen hundert Millionen Heiden sind es, unter die sich eine kleine Schar zerstreut, an welchen sie versucht, ob das Wort, das im Anfang das Leben und das Licht der Menschen war, auch hier aus diesen Klötzen und Steinen lebendige Kinder Gottes schaffen könnte.

Die neuere evangelische Mission liegt wesentlich in den Händen germanischer Männer, und in gut germanischer Weise hat man den Feind gepackt, wo man ihn gefunden hat, und erst im Laufe des Kampfes stellte es sich allmählich heraus, wie stark seine Stellung, wie groß seine Macht; erst jetzt lernt man allmählich übersehen, wie sehr noch alle Kräfte anzuspannen sind. Denn das wird je länger je mehr offenbar, wie viel zu gering im Verhältnis zur vorliegenden Aufgabe die bisher angewandten Mittel sind, wenn auch das Schwert des Geistes seine Schneidigkeit aufs neue erprobt hat. So ist denn auch der Erfolg groß und klein, wie man es nehmen will, groß der Schwierigkeit der Aufgabe gegenüber; klein, gemessen mit dem noch zu vollbringenden. Da wird man an das erinnert, was die alte Sage von Thor erzählt, als er nach Riesenheim fuhr. Da bot man ihm das Trinkhorn in Riesenheim und lachte ihn aus, daß er nur so wenig getrunken, daß er es nicht bis auf den Grund hätte leeren

können, obwohl er sich sehr angestrengt. Aber im Herzen erbebten die Riesen, denn jenes Trinkhorn war das Weltmeer, wovon Thor doch etwas erkleckliches abtrinken gekonnt.

Die Hauptsache ist aber, daß der wahre Erfolg, den die neuere Mission bisher errungen, allerdings ganz wo anders liegt, als wo ihn die ersten Missionare zu finden glaubten. Man wird allerdings zugeben müssen, daß sie sich in vielen Stücken getäuscht haben, daß viele von den glänzenden Berichten mehr der Überschwenglichkeit der Berichterstatter als der Großartigkeit der berichteten Erfolge zuzuschreiben ist. Aber darum dürfen die Feinde nicht frohlocken. Näher zugesehen stellt sich der Erfolg an einer Stelle heraus, wo man ihn gar nicht zu erwarten gewagt, zumal bei den geringen Kräften, die für die Mission in Bewegung gesetzt worden sind. Die Kraft Christi bewährt sich allerdings, und wenn auch der letzte Sieg noch nicht erfochten, der letzte Feind noch lange nicht überwunden ist, so läßt sich doch alles darauf an, daß diese Überwindung viel gründlicher, wenn auch vielleicht viel langsamer und mühevoller, als man gedacht, geschehen wird, wenn nur die Kämpfer selbst nicht zu früh des Kampfes ermüden und nur die nötigen Kräfte in Bewegung gesetzt werden.

Denn wir leben nicht mehr im homerischen Zeitalter, wo durch Einzelkämpfe der Streit entschieden wird; wir wissen heutzutage, daß Volkskraft nur durch Volkskraft zu brechen ist, alles was nach Einzelgefecht aussieht, ist wesentlich nur Patrouillendienst und Rekognoszierung. Es wäre mit dem Erfolge der neuern Mission schlecht bestellt, wenn nur Bekehrungen einzelner zu vermelden wären, da doch auch der Herr sagt: Lehret alle Völker und taufet sie. Aber so ist es nicht. Es stellt sich je länger je mehr heraus, daß vorläufig eine „Bekehrung" unter den Heiden ganz etwas andres bedeutet, als man in Deutschland darunter zu verstehen gewöhnt ist. Aber durch der Missionare Arbeit an den einzelnen wird die Christianisierung der ganzen Völker eingeleitet, oder wie andere es ausgedrückt haben: an der ersten Generation scheint die Arbeit ziemlich vergeblich, erst in der vierten und fünften ist die volle Frucht zu spüren.

Die Einzelbekehrungen verlaufen hier zu Lande etwa in folgender Weise. Anderswo mag ja manches anders, aber doch meist in der Hauptsache ähnlich sein. Aus irgend einem Grunde trennt sich einer in einigen Stücken von der Sitte und der Lebensweise seiner heidnischen Volksgenossen. Oft erscheint uns der Grund äußerlich genug. Dieselben Sachen, von denen wir bei der Mission unter Deutschen und Slawen im Mittelalter hören, wiederholen sich auch hier, und aus dem, was man noch heutzutage

erleben kann, fällt Licht auf das, was aus der frühern Zeit erzählt wird. Wie von jenen berichtet wird, wie sie um des schönen weißen Abendmahlsbrotes oder um der neuen Taufkleider willen sich taufen ließen, so mögen auch heute manche nur ein gewisses Ding im Auge haben, wenn sie die Taufe begehren. Vielleicht wollen sie Genesung von irgend einer Krankheit erlangen, vielleicht nur eine freiere Stellung ihren heidnischen Kapitänen gegenüber haben, vielleicht gefällt es ihnen, am Sonntag mit den Christen vornean in der Kirche zu sitzen, vielleicht hoffen sie dann von dem Missionar günstiger beurteilt zu werden, oder wie es nun gerade bei einem jeden einzelnen sein mag. Es hat sich freilich hier zu Lande eingebürgert, daß, wenn einer beim Missionar sich zur Taufe anmeldet, er zu sagen pflegt: Ich bin der Welt müde und ich bringe meine Sünden vor Gott und den Lehrer. Aber fast immer stellt sich bei näherm Examinieren heraus, daß der Spruch nur eine eingelernte Phrase ist, und daß der Betreffende jedenfalls von keiner einzelnen Sünde sich allzusehr gedrückt fühlt, und daß er vielmehr von sich den Eindruck hat, ein ziemlich rechtschaffener Mensch zu sein, jedenfalls viel besser als viele andere seiner Genossen.

Man würde aber Unrecht thun, wenn man den Heiden, der aus solchen Gründen und aus solcher Gemütsverfassung die Taufe begehrt, für einen Heuchler halten würde. Vielmehr offenbart sich schon hier am Anfang die Beschaffenheit des natürlichen Menschen. Was in unsern Augen kleinlich und äußerlich erscheint, hat bei diesen Heiden einen großen Wert. Denn sie scheuen sich nicht, bei ihrer äußerlichen Auffassung vom Christwerden verhältnismäßig große Opfer für die Annahme zur Gemeinde zu bringen und verhältnismäßig große Beschwerden zu übernehmen. Denn sie entsagen nun als Katechumenen allerlei Ceremonien, von denen sie früher besonderen Segen für das Gedeihen ihrer Herden und ihrer Familien hofften; die Frauen müssen bis auf eine entlassen werden, womit zugleich viel Einfluß unter den Verwandten verloren geht. Der Katechumene kann nicht mehr so grob und ungescheut fortsündigen, wie er es von früher her gewohnt war; jedenfalls müßte er suchen, wie vor dem Missionar, so auch vor den meisten seiner Volksgenossen dabei sich zu verbergen, da er doch beständig fürchten muß, einmal von irgend jemand aus irgend einem Grunde verraten zu werden. Auch bekommt er wohl nun, wenn er einmal etwas Unrechtes versuchen wollte, von dem Heiden, der doch früher sein Genosse gewesen, es zu hören: Du willst ein Christ sein und doch dies und das thun? Daneben wird er sich bemühen, in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens hineinzudringen, den Katechismus, und was sonst noch für

nötig gehalten wird, zu lernen. Und man wird den Katechumenen kaum anders als mit dem Buch in der Hand sehen; das Buch muß ihn bei allen Arbeiten begleiten. Das Buch begleitet den Reisenden auf den Weg, den Müssiggänger bei seinem Herumschlendern; bei der Arbeit liegt es wohl irgendwo in der Nähe aufgeschlagen und die Blicke gehen zwischen der Arbeit und dem Buche hin und her. Das sieht nun natürlich recht eifrig aus, aber es läßt sich leicht denken, was bei solchem Eifer aus der wirklichen Arbeit wird. So behaupten dann böse Zungen bald, daß das Buch nur einen willkommenen Vorwand zum Faullenzeu bieten müsse, und man fängt an, über diese ewige Lernerei, bei der doch nichts rechtes herauskommt, loszufahren. Dann wundert sich der gute Katechumen oder Konfirmand, warum man es nicht haben will, daß er sich den ganzen Tag mit Gottes Wort beschäftige und daß man auch noch gar von ihm andere Arbeit verlangt. Dabei ist es dann oft genug der Fall, daß das Wort Gottes, d. h. das Papier, worauf es gedruckt ist, tiefere und dauerndere Eindrücke von den Fingern des Lernenden empfängt, als sein Gemüt von den Worten.

Natürlich kommt er auch fleißig zur Kirche, zu allen Gottesdiensten. Reinlich angezogen hört er mit ernstem, würdigen Wesen der Predigt zu und oft genug bemerkt man auf den Gesichtern, mit welcher innern Anstrengung die fremdartigen Dinge, welche auszusprechen der fremde Mann die heidnische Sprache zwingt, innerlich verarbeitet werden. Dennoch wird von den meisten Predigten auffallend wenig behalten, es sei denn, wenn der Prediger irgend einer bestimmten Person recht deutlich auf den Leib gegangen ist. Dagegen ist es merkwürdig, wie sich trotz alledem das wenige, was aus den Predigten behalten wird, in den Gebeten und Aussprachen der Neubekehrten wiederspiegelt. Es ist hier zu Lande öfters Gebrauch, daß am Sonntag Abend einer der eingebornen Ältesten eine Ansprache hält. Dabei kommt er dann natürlich oft genug auf die Vormittagspredigt des Missionars zu sprechen und citiert dann wohl: habt ihr heute nicht dies und jenes gehört? Oft ist nun das, was der Mann verstanden hat, recht weit von den Gedanken entfernt, die der Missionar in seine Worte hat hineinlegen wollen, aber ich wüßte mich nicht eines Falles zu erinnern, daß durch ein solches Mißverständnis ein wirklich falscher, dem Christentume widersprechender Gedanke zu Tage gefördert wäre.

Und das ist nicht blos vor den Augen fremder Menschen oder des Missionars der Fall, sondern auch wenn diese neue Christen für sich allein oder nur in ihren Familien sind und wo aller Verdacht bloßer Heuchelei

fortfallen muß. Was soll ich z. B. sagen, wenn ich vielleicht am späten Abend in der Dunkelheit zufällig bei einem Hause vorübergehe, die Leute bei der Abendandacht finde und den Hausvater auf das eindringlichste und brünstigste beten höre. Ich kenne den Mann recht gut und weiß, daß ihn sein Christentum im Verkehr des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens noch nicht sehr skrupulös macht und nun dies Gebet, das von tiefer Sünden- und Selbsterkenntnis, von schmerzlicher Reue und großem Leid zeugt. Und doch weiß niemand, daß der Missionar draußen zuhört. Und dabei muß man sich wohl erinnern, daß es nicht blos äußerlich eingelernte Phrasen sind, die solche Gebete zusammensetzen. Denn es ist wohl unmöglich, daß ein Missionar die fremde Sprache vollkommen zwingen kann, alle seine innersten Gefühle auszudrücken, es bleibt immer etwas fremdartiges, unverarbeitetes zurück, während diese Ansprachen und Gebete der Eingebornen selbst durchaus originell sind und davon Zeugnis ablegen, daß der Gedanke wirklich im innersten Herzen verarbeitet ist.

Ähnliche Geschichten werden öfters erlebt und von vielen Seiten bestätigt: eine wunderbare Mischung von recht äußerlichem Wesen und tiefem Ergriffensein.[1])

Wenn nun die Neubekehrten sich für die Regelung ihres Wandels viel weniger um das Wesentliche des Christentums als um gewisse, ihnen besonders in die Augen fallende Äußerlichkeiten zu kümmern scheinen und auf deren Beobachtung großes Gewicht legen, so kann es leicht kommen, daß die Leute einer Station bald und mit großem Ernst einzelne Absonderlichkeiten des Missionars, der unter ihnen arbeitet, beim Beten, Singen, Sprechen u. s. w. als besonders wichtige Stücke des Christentums annehmen und zur Karrikatur verarbeiten. Und da es bekannt ist, wie einzelne christliche Kreise in Europa in gewissen Besonderheiten der Kleidung, des Sprechens, in gewissen Gebärden sich auszuzeichnen versuchen, so kann man sich leicht vorstellen, welche hämische und spöttische Bemerkungen es hervorrufen muß, wenn ein Fremder dergleichen nun in rein äußerlicher Weise von den Wilden nachgemacht sieht, welche in solchen Gebärden das Wesen und die Wahrheit des Christentums erfaßt zu haben glauben.

Wenn man aber genauer zusieht, so wird man bald finden, wie diese Art, das Wesen des Christentums nur in gewissen oberflächlichen Äußerlichkeiten zu finden, nicht allein in der tiefen Versunkenheit, der Oberfläch-

[1]) Schon ein solcher einzelner Fall zeigt, wie die Sache nicht so einfach und leicht ist, die verschiedenen Berichte über den Wert der Bekehrungen zu vereinigen.

lichkeit und Stumpfheit oder der Heuchelei der einzelnen Individuen, die sich bekehren wollen, seinen Grund hat, sondern es tritt eben hier das allgemeine Wesen des natürlichen Menschen zu Tage, der sich zunächst gar nicht auf andere Weise bekehren kann! Denn im Verlaufe der Jahrhunderte und Jahrtausende der Gottentfremdung sind aus dem Gedankenkreise der heidnischen Völker die geistigen Interessen verschwunden, und wenn die Sprachen nun auch wohl noch im stande sind, über alle im Volke vorhandenen irdischen Dinge reichlich zu sprechen, für alles höher gehende fehlen entweder die Ausdrücke ganz, oder die Worte bezeichnen nur die allerniedrigste Stufe des Gefühls.[1])

Es ist also nicht nur die Aufgabe der Missionare, fremde, noch unbearbeitete Sprachen zu erlernen, um dann flugs in ihnen predigen zu können, wie ein Deutscher wohl littauisch und polnisch predigt. Sondern sofern sie in der heidnischen Sprache nicht bloß von Ochsen und Schafen, von Geld und Gut, von Morden und Stehlen sprechen, vielmehr das Gesetz und das Evangelium verkündigen wollen, sehen sie sich auch sogleich gezwungen, an der Sprache herumzuarbeiten und zu versuchen, in ihr früher unerhörte Dinge auszusprechen; und wie vieles, was doch durchaus gesagt werden muß, wenn die wahre Bedeutung und das wahre Wesen des Christentums ans Herz gelegt werden soll, sieht man sich gezwungen zu verschweigen, weil es zunächst ganz unmöglich scheint, es in dieser Sprache auch nur annähernd auszudrücken. Nur wer es selbst probiert hat, in so ungefügen Sprachen über die Geheimnisse des Himmelreichs zu sprechen, kann begreifen, wie seiner Zeit die römischen Missionare unter den Barbaren nur in lateinischer Sprache glaubten von christlichen Dingen reden zu dürfen.

Natürlich sucht man sich da soviel wie möglich mit Metaphern und Gleichnissen zu helfen. Aber die Gleichnisse wirken nicht immer gleich. Dem, der schon etwas von der Sache versteht, dienen sie zur Aufklärung, aber für die Unverständigen erfüllen sie nur die Worte des Propheten, „daß sie mit hörenden Ohren hören und doch nicht verstehen". Und es ist recht niederschlagend, wenn man sich in der Predigt redlich bemüht hat, durch irgend ein Gleichnis eine Sache recht deutlich zu machen, und dann hinterher beim Nachfragen hört, wie von den meisten nur das verstanden ist: Die Christen müssen jetzt nächstens Korn säen, oder es ist die Pflicht der Christen, alle Löwen auszurotten.

[1]) An dieser Stelle liegt wohl ein Hauptunterschied in der Mission an gebildeten und ungebildeten Völkern.

Denn der im wilden Heidentum Aufgewachsene hört von dem Missionar so viel kurioses Zeug, daß er meint kein Unrecht zu thun, wenn er nicht weiter darüber nachdenkt, was das Gesagte wohl eigentlich bedeuten mag, und erst ganz allmählich gewöhnt er sich daran, in den Worten des Missionars etwas anderes als bloße Worte zu sehen, in die Gleichnisse und Metaphern eine neue übertragene Bedeutung hineinzulegen. Ebenso wie ein rechter Wilder, wenn man ihm ein Bild, eine Zeichnung vorlegt, zunächst gar nichts anderes als bloße Striche und Klexe sieht. Erst wenn man ihn auf die Einzelheiten aufmerksam macht, entdeckt er zu seinem größten Erstaunen, daß hier Augen und da der Mund und da die Ohren und die Nase und die Haare wirklich vorhanden sind. Dann ist das Bild zuletzt wohl so wahrhaftig vor ihm, daß er sich nicht enthalten kann: gu morro (guten Morgen) zu sagen und das Bild um etwas Tabak und ein Messer zu bitten.

Wo nun gar, wie leider an vielen Orten, die Missionare nicht selbst der heidnischen Sprache mächtig sind, auch nicht mächtig zu werden sich bemühen, sondern nur durch, meist doch recht ungebildete, Dolmetscher zu wirken suchen, werden die Schwierigkeiten und Mißverständnisse noch viel größer. Und nirgends ist die Diskrepanz zwischen den lieblichen Geschichten der Missionsberichte und den spöttischen Bemerkungen der ungläubigen Reisenden größer, als auf solchen Gebieten, wo das Dolmetschen der Missionspredigt so recht im Schwange ist. Denn so lange die Heidensprache nicht zum Dienste des Evangeliums zubereitet ist, werden auch die Erfolge an den Seelen nicht sehr groß sein. Aber wer kannte im Anfange die Sachlage, und jetzt freilich ist es nicht schwer über die ersten Missionare zu lächeln, welche selbst feurig erregt und, wenn auch nur durch einen Dolmetscher, von der Liebe Christi predigend glaubten eilend das Feuer der Liebe Christi in den Herzen der Heiden anzünden zu können. Aber Erfolge lassen sich nicht improvisieren, und wie kann das Wort in die Herzen eindringen, wenn es nicht verstanden wird?

Dennoch ist es eingedrungen, wenn auch natürlich zunächst nur oberflächlich. Wie selbst der harte Stein auf die Dauer nicht dem verwitternden Einfluß des Regenwassers widerstehen kann, sondern allmählich, wenn auch zunächst nur in einigen Ritzen, einigen Pflänzchen einzudringen gestatten muß, also ergeht es auch mit den erstarrten Heidenvölkern. Und wenn irgend etwas von der wirklichen Mitarbeit des heiligen Geistes an den Menschen, die das Evangelium hören, zeugt, so ist es dies, daß trotz alledem und alledem die Heiden das Wort Gottes doch noch zu verstehen

anfangen. Allmählich, ganz allmählich öffnet sich das Verständnis, allmählich, ganz allmählich finden sich die richtigen Ausdrücke für das neue Wesen, und damit wird der Eindruck, den das Wort macht, immer tiefer und die Bekehrung immer wahrer und wirklicher. (Schluß fogt.)

Der Buddhismus.

Von P. Wurm.

2. Entwicklung und Ausbreitung des Buddhismus.

Was war beim Tode des Stifters von buddhistischer Religion vorhanden? Diese Frage läßt sich nicht so leicht beantworten, da uns geschichtliche Dokumente fehlen. Hatte Sakyamuni nur eine neue indische Philosophie gestiftet oder einen neuen Mönchsorden, oder waren schon die Anfänge einer neuen Volksreligion zu bemerken? Wir werden uns aus inneren Gründen für das letztere entscheiden müssen, denn der Universalismus, das Bestreben, der ganzen Menschheit die Erlösung zu bringen, klingt so deutlich durch das ganze Leben des Buddha hindurch, daß wir darin nicht wol einen späteren Zusatz finden können. Dieser Gedanke einer Erlösung der ganzen Menschheit durch eine bestimmte Person war einerseits so neu, andrerseits so groß und dem Sehnen des menschlichen Herzens so entsprechend, daß wir wohl begreifen können, wie tausende auf die Predigt des Sakyamuni und seiner Jünger begierig lauschten. Der Brahmanismus hatte nur für wenige Auserwählte den Weg der Befreiung von den Schmerzen der Seelenwanderung gezeigt; die Asketen mußten von den 3 höheren Kasten abstammen, und ihre Selbstpeinigungen waren so schwer, ihr Opferritual so verwickelt, daß nur wenige das Ziel erreichen konnten; und diese wenigen fanden nur für sich eine Erlösung, nicht für andere Menschen. Jeder Mensch war ganz auf seine eigene Kraft und sein Tugendverdienst angewiesen. Letzteres ist zwar auch im Buddhismus noch der Fall, aber es ist hier doch eine menschliche Person als der Erlöser aller Welt gegeben, dessen Vorbild die übrigen Menschen einfach nachfolgen, in dessen Lehre sie nur bleiben dürfen, um das gewünschte Ziel zu erreichen. Wir sehen: das Kreuz Christi hat keine Analogie im Buddhismus, so wenig als im Islam oder in irgend einer andern Religion; aber das, was der Rationalismus im Christentum noch [illegible]lten will, finden wir im Wesentlichen schon als Vorzug des Budd-

hismus vor dem Brahmanismus und wir können uns denken, welche mächtige Wirkung die Predigt von der allgemeinen Menschenliebe unter dem Druck des indischen Kastensystems ausübte, und wie dadurch der Religion des Buddha der Weg zu den unterdrückten nichtarischen Völkern in Indien und über Indien hinaus in ganz Ostasien gebahnt wurde.

Daß die Persönlichkeit des Lehrers im Buddhismus eine ganz andere Rolle spielt als bei den brahmanischen Philosophenschulen, geht schon daraus hervor, daß die Anhänger des Buddha nach seinem Tode so großen Wert legen auf die Reliquien desselben. Es tritt dabei auch die Armseligkeit des Buddhismus gegenüber dem Christentum sogleich hervor. Denn im Buddhismus ist der Reliquiendienst keine Entartung einer ursprünglich geistigeren Religionsform. Mögen auch die Erzählungen über die Streitigkeiten um die sterblichen Ueberreste des Erleuchteten, die Beilegung desselben durch eine Zerlegung in 8 Teile und die Wiedervereinigung in einem Stupa bei Radschagriha nur spätere Sagen sein; so viel ist gewiß: es existiert kein Buddhismus ohne Reliquiendienst. Der Mangel eines realen Jenseits, wo die gefeierte Person fortlebte, und von dem aus sie wirken könnte, soll durch dieses grob sinnliche Mittel der Verbindung mit derselben ersetzt werden. Wie wenig dasselbe für die Dauer genügen konnte, das zeigt sich bei der Lehre von den Buddhas.

Noch älter als der Reliquiendienst ist, wie wir gesehen haben, das Mönchtum des Buddhismus. Nur auf dem Weg, auf welchem Buddha das Ziel der Erlösung erreichte, kann dasselbe auch von andern Menschen erreicht werden, darum müssen seine Nachfolger das gelbe Gewand erwählen, das er getragen und auch äußerlich genau in seinen Regeln wandeln. Wo reale Kräfte aus dem Jenseits, wirkliche Geisteskräfte fehlen, da muß das Gesetz desto strenger gehandhabt werden. So kommt der Buddhismus nicht über das Gesetz hinaus, und seine Kirche besteht nur aus Mönchen. Sie kann allerdings die Laien nicht entbehren, denn woher sollten die Bettelmönche ihre Almosen bekommen, wenn es nicht auch unter den Laien Verehrer des Buddha gäbe? Aber eine selbständige Stellung können die letzteren in der religiösen Gemeinschaft nie bekommen, da sie mit der größten Freigebigkeit gegen die buddhistischen Mönche und mit der genauesten Befolgung aller buddhistischen Gebote nur so viel erreichen können, daß sie bei ihrer nächsten Geburt Mönche und Heilige werden. Das Bekenntnis, mit welchem die Laien ihre Zugehörigkeit zum Buddhismus aussprechen, so oft sie zu ihren Heiligtümern kommen, lautet daher: „Ich bekenne mich zum Buddha, ich bekenne mich zum Dharma

(zum buddhistischen Gesetz, zur buddhistischen Lehre), ich bekenne mich zum Samgha (zu der Versammlung der buddhistischen Mönche)." Mit diesem ohne Zweifel aus der ältesten Zeit des Buddhismus stammenden trinitarischen Bekenntnis erklärt jeder Laie seine vollständige Unterordnung unter die Hierarchie. Die Hauptgebote, welche auch die Laien befolgen müssen um sich ein Verdienst zu erwerben, haben eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der zweiten Tafel der 10 Gebote. Die Buddhisten dürfen 1) nicht tödten; 2) nicht stehlen; 3) keine Unkeuschheit begehen; 4) nicht lügen; 5) nichts Berauschendes trinken. Allein wir brauchen auch hier keinen äußeren Zusammenhang mit dem israelitischen Volk anzunehmen; die Uebereinstimmung ist nur ein Zeugnis dafür, wie wenig die 10 Gebote willkürlich auferlegt sind, wie sehr sie vielmehr der Stimme des Gewissens entsprechen. Von den Geboten der ersten Tafel findet sich dagegen im Buddhismus nicht die mindeste Spur.

Denken wir uns zurück in das fünfte Jahrhundert vor Christo, so werden wir annehmen müssen, daß eine Anzahl von Mönchen und Laien im mittleren Gangesland, von einzelnen Fürsten beschützt, die Vedas verworfen, von den altindischen Opfern sich zurückgezogen, und den Buddha als ihren Erlöser aus dem Kreislauf der Seelenwanderung verehrt haben, in dem zuversichtlichen Glauben, daß dies der einzig richtige Weg für alle Menschen sei. Allein es ging noch durch manche Schwierigkeiten nicht nur von außen, sondern auch innerhalb des Samgha. Es traten häretische Ansichten auf, weniger auf didaktischem als auf praktischem Gebiet; es wollten einzelne Brüder den strengen Klosterregeln sich nicht unterwerfen, erlaubten sich den Genuß von berauschenden Getränken, die Annahme von Gold und Silber u. dgl. und behaupteten, die Forderungen der strengeren Partei gründe sich nicht auf das Gebot des Buddha selbst. Daher wurden Konzilien gehalten wie in der christlichen Kirche, nur nicht so viele, da der Organismus weniger mannigfaltig war und die eigentlichen Lehrstreitigkeiten keine solche Rolle spielten. Diese Konzilien, von denen das erste bald nach dem Tode des Buddha zu Radschagriha, das zweite 100 Jahre später zu Vaisâli gehalten wurde, hatten die Häretiker auszuschließen, aber auch die echte Lehre des Buddha festzustellen und darum für die Sammlung der buddhistischen Schriften Sorge zu tragen. Nach der Sage hätte bereits das erste den buddhistischen Kanon mit seinen 3 Teilen: Disciplin (vinaya), Lehre (sûtras oder dharma), und Metaphysik (abhidharma), den sogenannten Dreikorb (tripitaka), festgestellt. Dagegen nahmen einzelne neuere Forscher wie Wassiljew an, zur Zeit von Buddhas

Tod sei noch nicht einmal die Schreibekunst in Indien bekannt gewesen. Wäre letzteres richtig, so müßten wir den Hindus eine Treue in der Tradition von der Abfassung der umfangreichen Veda-Literatur bis zur schriftlichen Fixierung derselben zutrauen, gegen welche die biblische Tradition von Noah bis auf David eine Kleinigkeit wäre. Nähere Anhaltspunkte für den Anfang der buddhistischen Literatur haben wir keine. Die buddhistischen Inschriften und Bilder auf Steindenkmälern werden allerdings nicht weiter zurückreichen als in das dritte Jahrhundert vor Christo. Allein so wenig als die Bilder und Inschriften in den römischen Katakomben die ältesten schriftlichen Denkmäler des Christentums sind, ebenso wenig wird man beweisen können, daß die buddhistischen Inschriften das Erste seien, was Buddhisten geschrieben haben. Die Kritik geht hier nach selbstgemachten Schablonen, die sich im Lichte der wirklichen Geschichte keineswegs als richtig erweisen, und was dann einmal ein angesehener Gelehrter behauptet hat, das muß das Publikum als sicheres Resultat der wissenschaftlichen Untersuchung annehmen. Diese „sicheren“ Resultate aus dem Gebiet anderer Religionen werden dann wo möglich für die Kritik des Christentums und der Bibel weiter verwertet. Es könnte uns Christen an sich ganz gleichgültig sein, ob die buddhistischen Schriften früheren oder späteren Ursprungs sind, ja Eitel glaubt im Interesse des Christentums denjenigen Kritikern beistimmen zu müssen, welche sie möglichst weit herabsetzen, weil dabei eine Entlehnung von buddhistischen Sagen aus dem Christentum möglich wäre. Allein wir haben gesehen, wie die Übereinstimmung in der That nicht so groß ist, daß man sie aus einer äußeren Berührung beider Religionen erklären müßte; und die Wahrheit muß uns doch über alles gehen, und diese wird auch dem Christentum zu statten kommen.

Der Einfall Alexanders des Großen hat das abgeschlossene Indien zuerst wieder in Berührung gebracht mit den westlichen Völkern. Wir hören aus griechischen Berichten von einem indischen König Sandrakottos, welcher das von Alexander eroberte Fünfstromland wieder unter indische Herschaft brachte und sein Reich bis zur Mündung des Ganges ausdehnte, worauf der syrische König Seleukos es für gut fand, mit diesem mächtigen Nachbar Freundschaft zu schließen und den Megasthenes als Gesandten in seine Residenz Palibothra (Pataliputra) am Ganges zu schicken. Diesen Sandrakottos, von welchem Justin sagt, er sei von niedriger Herkunft gewesen, finden wir in den buddhistischen Berichten wieder unter dem Namen Tschandragupta als Gründer einer neuen

Dynastie, der Maurya, die ohne Zweifel um ihrer niedrigen Abkunft willen von den Brahmanen verabscheut, desto mehr auf die Buddhisten sich stützen mußte. Aus dieser Dynastie ging der buddhistische Konstantin, der König Asôka hervor, der förmlich zum Buddhismus übertrat, nach der Sage täglich 60000 buddhistische Bettler speiste, dreimal sein ganzes Reich den Mönchen schenkte und es aus seinem Schatz wieder abkaufte, so daß er es nur als Lehen der Kirche betrachtete. Dieser Asôka soll 84000 Heiligtümer errichtet haben. Nun begannen jene mächtigen Bauten, die Türme, unter welchen Reliquien aufbewahrt sind (stûpas), welche noch jetzt in Indien alle brahmanischen Bauten an Schönheit und Dauerhaftigkeit übertreffen. Es stammen ohne Zweifel von ihm die vielen Inschriften mit dem Bilde eines sitzenden Löwen (Sâkya-Sinha d. h. der Löwe aus dem Geschlecht der Sakya, ein Beiname des Buddha) und dem Namen eines Königs Piyadasi d. h. der Liebevolle. Mit Klöstern wurde namentlich die Landschaft Magadha so übersät, daß sie davon den Namen Behar (vihâra) bekommen haben soll. Asôka berief um das Jahr 246 oder 243 v. Chr. das dritte buddhistische Konzil nach seiner Hauptstadt Pataliputra. Es war nicht andres zu erwarten, als daß mit dem Übertritt Asôkas zum Buddhismus auch Leute sich zu dieser Religion herandrängten, denen der Ernst der alten Sramanas durchaus fehlte, daß deswegen in vielen Klöstern die Zucht erlahmte und ketzerische Ansichten um sich griffen. Der König hatte in seiner Hauptstadt ein großes Kloster Asokarama gegründet. Aber der ernst gesinnte Vorsteher desselben, Tisso Moggaliputto oder Maudgaliputra, verzweifelte daran, die Ordnung in demselben zu erhalten, und flüchtete sich in die Einsamkeit. Dies veranlaßte den König zur Berufung des Konzils, und es gelang nicht nur unreine Elemente auszustoßen, sondern die Schule der Mahasamghikas, welche auf dem zweiten Konzil ausgeschlossen worden war und seitdem sich als Sekte forterhalten hatte, wurde mit der herrschenden Partei der Sthaviras wieder vereinigt. In einer Inschrift, welche sich ohne Zweifel auf dies Konzil bezieht, verlangt Asôka, daß „die Sprüche des Buddha und die Sutra des Buddha, die Forschung Sariputras und die Instruktionen Rahulas von den geweihten Männern und Frauen wie von den Gläubigen beider Geschlechter gehört und erwogen werden sollen“. Wir haben also hier eine Spur von buddhistischen Schriften, welche für kanonisch erklärt wurden, und zwar nicht von bloßen Moralvorschriften, sondern auch von solchen mit spekulativem Inhalt. Die Sprache, in welcher diese Schriften abgefaßt wurden, ist nicht das Sanskrit, die Gelehrtensprache,

sondern die damalige Volkssprache jener Gegend, das Pali. Denn durch die Predigt in der Volkssprache hatte der Buddhismus seine Anhänger unter Männern und Frauen bekommen. Später ist natürlich das Pali dem Volk ebenso unverständlich geworden wie das Sanskrit, und in andern Gegenden war es ohnehin eine fremde Sprache.

Das dritte Konzil hat aber nicht nur die inneren Angelegenheiten des Buddhismus geordnet, sondern auch zur Ausbreitung der neuen Religion den mächtigsten Anstoß gegeben. Maudgaliputra soll beim Schluß desselben erkannt haben, daß nun die Zeit gekommen sei, die Religion des Erleuchteten in fremde Länder zu verbreiten. So entwickelte sich eine Missionsthätigkeit, wie die vorchristliche Zeit sie nie erlebt hatte, denn die Bekehrung der dravidischen Völker zum Brahmanismus wird jedenfalls in derselben Zeit nicht einen solchen Umfang erreicht haben. Der universalistische Zug, welcher von Anfang an im Buddhismus lag, konnte jetzt, da ein mächtiger König dieser Religion von ganzem Herzen zugethan war, sich stärker geltend machen. Nach allen 4 Himmelsgegenden wurden Apostel der neuen Lehre ausgesandt. Kaschmir wurde durch den Sthavira Madhjantika vom Schlangendienst zum Buddhismus bekehrt, und es erhoben sich dort Klöster und Reliquientürme. Jenseits des Indus predigte Maharakschita das gute Gesetz, und 100 Jahre später steht in Alasanda d. h. Alexandria, dem heutigen Kandahar, der Buddhismus in Blüte. Zu den Himalayavölkern gingen Madhyama und Kasyapa, und um die Mitte des zweiten Jahrhunderts soll in Kailâsa, der heiligen Stätte des Sivadienstes, ein buddhistisches Kloster gestanden sein. Die festeste Burg des Buddhismus aber wurde im Süden aufgerichtet auf der Insel Ceylon, wohin der eigene Sohn des Asôka, Mahendra, die neue Religion brachte, nachdem er die Statthalterschaft mit dem gelben Mönchsgewande vertauscht hatte. Sein Vater sandte ihm auf seine Bitte den Almosentopf des Buddha und sein rechtes Schulterbein als kostbare Reliquien nach der Insel. Erst im vierten Jahrhundert nach Christo kam dahin auch der berühmte linke obere Augenzahn des Buddha, von einer Königstochter vor den Verfolgungen der Feinde geflüchtet. Während Mahendra 500 Kschatriyas auf Ceylon in den geistlichen Stand aufnahm, gewann seine Schwester Sanghamitra 500 Jungfrauen und 500 Frauen des Königspalastes für das ascetische Leben nach Buddhas Vorschrift. Sie hatte einen Zweig des heiligen Feigenbaums mitgebracht, unter welchem Sakyamuni zur Erkenntnis gekommen war und pflanzte ihn in der Nähe der Hauptstadt, wo er ausschlug, so daß seitdem jedes buddhistische Kloster

seinen Bodhibaum haben muß. Auch auf dem Festlande des Dekhan und in Hinterindien wurde das gute Gesetz gepredigt. Selbst China soll schon 250 v. Chr. von 18 buddhistischen Mönchen erreicht worden sein, aber vor der Hand ohne bedeutenden Erfolg.

Diese Missionen des Buddhismus hatten wol in Asôkas politischer Macht einen Rückhalt, aber sie geschahen durchaus ohne Waffengewalt, denn sie verkündigten als erstes Gebot der neuen Lehre: Du sollst nicht töten! In der Niedrigkeit als Bettler, gingen die Missionare einher, und diese freiwillige Armut, diese Lossagung von allen Begierden, welche das Herz des Menschen beschweren, diese Verkündigung eines Erlösers, welcher der Menschheit zu lieb vom Himmel herabgekommen und die Überfahrt vom stürmischen Meere der Welt zur ewigen Ruhe gezeigt, und welcher die ganze Menschheit zu gegenseitiger Liebe und Wohlthätigkeit vereinigen wollte, machte auf die Völker einen Eindruck. In Indien war man schon gewohnt, die Brahmanen höher zu achten als die Könige, und die frommen Büßer als Heilige zu verehren. Die neuen Heiligen aber brachten eine Religion der Liebe, welche den Brahmanismus übertraf. Doch auch nicht-brahmanische Völker waren des Tötens und Kriegens müde und sehnten sich nach einer Religion der Erlösung. Allein wir haben gesehen, welch eine starke Dosis von Aberglauben schon damals diesen Völkern mitgebracht wurde, und wie sie auch jetzt nicht die ächte Perle bekamen.[1])

Wenn wir Asôka den buddhistischen Konstantin genannt haben, so wollten wir damit nicht sagen, sein Übertritt sei nur ein Akt der Politik gewesen. Nicht nur die buddhistischen Sagen lassen ihn, nach der einen Erzählung durch das kühne Auftreten eines Bettelmönchs, nach der andern durch die Rettung und die Wunderthaten eines solchen, den er in einen siedenden Kessel hatte werfen lassen, wirklich zum Buddhismus bekehrt werden: auch eine Inschrift auf der Halbinsel Gudscharat spricht davon daß er im zehnten Jahr nach seiner Krönung, im dreizehnten seiner Regierung zur wahren Erkenntnis gekommen sei. Er entsagte der Jagd, ließ nicht mehr tausende von Tieren für seine Küche schlachten, führte „die beiden Heilungen" ein, d. h. errichtete Hospitäler für Menschen und Tiere

---

[1]) Es wurden wol tiefer gehende und umfassendere religiöse Ideen durch den Buddhismus angeregt, aber zur Durchführung derselben fehlte ihm der Geist. Der religiöse Mechanismus hatte nur eine andere Form bekommen als im Brahmanismus. Über den Standpunkt des Gesetzes kamen Sakyamuni und seine Anhänger nie hinaus. Der stehende Ausdruck zur Bezeichnung der buddhistischen Religion ist nicht „das Evangelium", sondern: „das Gesetz" (dharma).

bepflanzte die Straßen mit Mango- und Feigenbäumen und versah sie mit Ruheplätzen und Brunnen, zum Genuß der Menschen und Tiere. Die harten Strafen, welche das altindische Gesetzbuch des Manu vorschreibt, milderte er. In allen Teilen seines Reiches setzte er Gesetzesobere (dharma mahamatra) ein, welche für die wirkliche Beobachtung der Vorschriften des Buddha Sorge tragen sollten. In jedem fünften Jahr sollten allgemeine Versammlungen von Mönchen und Laien gehalten werden zur Einschärfung der buddhistischen Moral. Mit diesen Predigten sollte auch die Beichte der begangenen Sünden verbunden sein. Dabei sollten aber die Brahmanen nicht verfolgt werden, sondern der König Piyadasi erklärt in einer Inschrift, er ehre alle Religionen; man dürfe den Glauben des andern nicht schelten.

Es erscheint uns als etwas Großes, daß Asôka alle weltlichen Mittel verschmähte, um seine Unterthanen zur Annahme des Buddhismus zu bewegen, aber wir dürfen auch die Kehrseite in der weltgeschichtlichen Entwicklung nicht übersehen: durch diese Toleranz wurde der Brahmanismus so wenig erschüttert, daß 50 Jahre nach Asôkas Tod eine dem Buddhismus feindliche Dynastie aufkommen konnte. Durch das Kastensystem war der Brahmanismus so fest geschlossen, daß der Buddhismus wol niemals die Religion der großen Mehrzahl in Vorderindien wurde, und nachdem im Lauf der Jahrhunderte die erste Frische verloren gegangen war, gelang es dem Brahmanismus, diesen Nebenbuhler ganz aus seinem Heimatlande zu vertreiben.

Aber vorher sollte noch einmal eine Zeit kommen, wo Sakyamunis Nachfolger die politische Macht für sich hatten. Um die Zeit von Christi Geburt drang ein mit den Hunnen verwandtes turanisches Nomadenvolk, welches dem griechisch-baktrischen Reich ein Ende gemacht hatte, die Yuetschi oder Indo-Skythen, in Vorderindien ein und eroberte das Gangesland. Dieses Volk soll durch den Anblick von Bildern des Buddha in einer früheren Geburt, wo er als Fürst Vessantara alle seine Habe, seine Kinder und seine Frau hergibt und unsägliche Leiden erduldet, zu Thränen gerührt worden sein. Es bekehrte sich zum Buddhismus, brachte aber auch allerlei andern Glauben und Aberglauben mit, und auf den Münzen dieser Yuetschi hat man die ersten Spuren von den bekannten buddhistischen Gebetsrädern.

Es war offenbar in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt auch in Ostasien ein Verlangen nach einer neuen Religion. Denn es kam im J. 61 n. Chr. eine Gesandschaft vom chinesischen Kaiser Ming-ti

nach Indien. Dieser hatte von dem großen indischen Heiligen gehört und ließ nun, durch einen Traum angetrieben, ein Bild desselben, einen Priester und ein heiliges Buch nach China holen. Wahrlich eine nicht weniger wunderbare Geschichte als die von den Weisen aus Morgenland! Und doch wird ihre Wahrheit von keinem Geschichtsforscher bezweifelt. Wären die Apostel des Christentums ebenso schnell nach Osten gekommen wie Paulus nach Westen, wer weiß, ob nicht in wenigen Jahrhunderten ganz Asien mit dem Schall des Evangeliums Christi erfüllt gewesen wäre! Nun aber mußten die Völker des Ostens mit dem Evangelium des Buddha sich begnügen, das sie gegen das Christentum desto mehr verschloß.

Der Yuetschi-König Kanischka oder Kanerkes berief ein viertes buddhistisches Konzil nach dem Kloster Dschalandhara in Kaschmir, durch welches neue Schriften in den Kanon aufgenommen wurden. Allein die fremden Eroberer hatten Elemente in den Buddhismus gebracht, welche auf Ceylon nicht als ächt anerkannt wurden. Es vollzog sich jetzt eine ähnliche Trennung wie zwischen der griechischen und der römischen Kirche zwischen den südlichen und den nördlichen Buddhisten. Diese Trennung wurde auch sprachlich fixiert. Das Sanskrit ist in Indien bis auf den heutigen Tag die Gelehrtensprache. Die Sramanas konnten sie nicht entbehren, wenn sie mit den Brahmanen konkurrieren wollten. Daher wurde der Kanon auf dem vierten Konzil in Sanskrit anerkannt, während die südlichen Buddhisten ihre heiligen Schriften und ihren Gottesdienst in Pali beibehielten, das inzwischen als Volkssprache ebenfalls ausgestorben war. Bald nach dem vierten Konzil soll der gefeierte Nâgârdschuna die Schule der großen Überfahrt (mahâyana) gegründet haben, welche man als die Scholastik des nördlichen Buddhismus bezeichnen kann, während die früheren Schriften die Schule der kleinen Überfahrt (hinâyana) genannt werden. Dazu kam noch im nördlichen Buddhismus die Mystik des Rahulabhadra und seiner Nachfolger, durch welche der Atheismus und Nihilismus immer mehr abgestreift und an die Stelle des Nirvâna ein westliches Paradies als höchstes Ideal eines Buddhisten gesetzt wurde.

Der südliche Buddhismus blieb dieser späteren Entwicklung der Lehre fern, verknöcherte aber nicht weniger in seinen Satzungen und machte keine so große Eroberungen in fremden Ländern. Nur Birma und Siam schloßen sich an Ceylon an, eine Zeitlang auch einige Inseln des indischen Archipels, namentlich Java und Borneo. Aber dort konnte sich der Buddhismus nicht in die Länge behaupten.

Dem nördlichen Buddhismus blieb in Vorderindien nur Nepal zugethan, denn im dritten Jahrhundert mußte die Yuetschi-Herrschaft wieder einer einheimischen Dynastie weichen, welche sich zum Brahmanismus bekannte, und nun ging es im Heimatlande des Sakyamuni mit seiner Religion von Stufe zu Stufe abwärts. Vom siebenten bis zum elften Jahrhundert wurde sie teils durch Verfolgungen teils durch eine Restauration des Brahmanismus in der Purâna-Literatur immer mehr verdrängt, und wer im Brahmanismus keine Befriedigung fand, konnte sie in dem mit dem Schwert hereinbrechenden Islam suchen. Welche Rolle die Dschainas, eine dem Buddhismus ähnliche Sekte, bei den Verfolgungen gespielt haben, überhaupt über die näheren Umstände der Vertreibung des Buddhismus aus Vorderindien hat man gar keine Nachrichten.

Inzwischen hatte der nördliche Buddhismus in China, Korea und Japan sich festgesetzt, ohne jedoch die einheimischen Religionen verdrängen zu können. Er ging mit denselben eine solche Verbindung ein, daß man bei Laien in China nicht wol angeben kann, wie viele Buddhisten und wie viele nicht Buddhisten seien. Von China aus wurde auch der östliche Teil von Hinterindien für den Buddhismus gewonnen.

Verhältnismäßig spät, erst im siebenten Jahrhundert, als die Verfolgungen in Indien begonnen hatten, wurde das Land für die Religion des Buddha gewonnen, welches für die nördliche Gruppe das heilige Land werden sollte, Tibet. Flüchtlinge aus Indien kamen über die Pässe des Himalaya, brachten die neue Lehre mit und schufen eine tibetanische Literatur. Bald war hier diese Religion zur Herrschaft gelangt. Wir werden überhaupt in der buddhistischen Missionsgeschichte im wesentlichen denselben Gang beobachten können wie in der christlichen: da wo die neue Religion eine alte Kultur und Literatur antrifft, ist die Arbeit viel schwieriger, und gelingt es viel weniger, ein ganzes Volk zu gewinnen als auf dem empfänglicheren Boden eines bisher unkultivierten Volkes; und wenn auch der Buddhismus durch indische, chinesische und japanische Kultur geschult werden mußte, wie das Christentum durch griechische und römische, so konnte doch die Eigentümlichkeit der neuen Religion dort in Tibet und Ceylon, hier unter den germanischen Völkern freier sich entfalten.

Aber was hat der Buddhismus aus Tibet und Ceylon gemacht? — Hier tritt seine Unfähigkeit zu einer wirklichen Erziehung der Völker zu einer geistigen Aktivität im Unterschied vom Christentum am deutlichsten zu Tage. Diese Länder sind mit Klöstern übersät, namentlich Tibet. Die Mönche, in Tibet Lamas genannt, haben das Volk in ihrer Gewalt.



Aberglaube und religiöser Formalismus ist die Stütze der Hierarchie, und kein Versuch einer Reformation in irgend einem buddhistischen Land ist im Lauf der Jahrhunderte bekannt geworden, denn das Mönchtum gehört hier zu den wirklichen Grundlagen der Religion. Je weniger der Glaube im Jenseits an einem persönlichen, allmächtigen und barmherzigen Gott seinen Halt hat, desto mehr ist er auf die geistliche Autorität im Diesseits angewiesen. Wie der indische Pantheismus in einem so religiösen Volke, wie die Hindus wirklich sind, die Brahmanen zu Göttern der Erde gemacht hat, so hat der buddhistische Atheismus die Sramanas an ihre Stelle gesetzt; und aus dem Wort Sramana ist ohne Zweifel der Name Schamane herzuleiten, den wir für die asiatischen Zauberer und ihre Religionen gebrauchen. Damit ist der religiöse Verfall des Buddhismus deutlich genug bezeichnet. In sittlicher Beziehung ist namentlich hervorzuheben, daß in den beiden heiligen Ländern, Tibet und Ceylon, die Vielmännerei herrscht, so daß Brüder wegen Mangels an Weibern zusammen ein Weib haben.

In Tibet hat bekanntlich der nördliche Buddhismus auch eine Art von Papsttum bekommen. Dasselbe datiert erst aus dem 13. Jahrhundert, da der mongolische Khan Kublai den Vorsteher des Klosters Ssa-Kya bei Lhassa als Oberhaupt der Lamas und zugleich als tributären Beherrscher von Tibet anerkannte. Dieser oberste Priester, — der Name Dalai Lama bedeutet Priester-Ocean — wird nicht nur als Statthalter, sondern als Inkarnation eines Buddha oder Bodhisattva betrachtet. Nach der Theorie des tibetanisch-mongolischen Buddhismus kann nämlich die Seele eines Lama von großer Heiligkeit, wenn sie den Leib verlassen hat, nach 9 Monaten oder doch im zweiten, dritten Jahr in Kindern dieses Alters, deren Leib sie bei der Empfängnis bezogen, wieder erscheinen, nicht als ob sie noch zu einer Seelenwanderung verpflichtet wäre, sondern zum Heil der Menschheit, wie bei der Menschwerdung eines Buddha. So muß der Dalai Lama von Kind auf seine Stellung einnehmen, und es läßt sich denken, daß nicht immer große Geister zu derselben berufen sind, daß die ganze Einrichtung überhaupt mehr einem Popanz, einem in geheimnisvollem Dunkel gehaltenen Götzendienst, als der Herrscherstellung eines Papstes entspricht. Auch hat sich teils durch den Einfluß der chinesischen Kaiser, teils durch Sektenbildungen neben der ersten noch eine zweite Buddha-Inkarnation an einem andern Ort von Tibet gebildet, welche Tescho Lama oder Bogdo Lama genannt wird. Die ganze tibetanische Hierarchie hat übrigens außer Tibet nur unter den

Mongolen ihre Anhänger, welche erst im 16. Jahrhundert dem Buddha huldigten.

In neuerer Zeit hört man von weiterer Ausbreitung des Buddhismus nur noch bei den Karenen in Hinterindien; in den Ländern westlich vom Indus, und auf den ostindischen Inseln ist er vom Islam zurückgedrängt worden. Bei den schamanischen Völkern des asiatischen Rußlands scheint er am längsten im Fortschritt begriffen gewesen zu sein, aber auch dort ist wol keine weitere Ausbreitung zu erwarten. Dagegen setzt er mit seinem hierarchischen Gefüge der christlichen Mission bis jetzt eine fast ebenso starke Widerstandskraft entgegen, wie der Islam. Man schätzt die Zahl der Buddhisten heutzutage auf etwa 400 Millionen; aber es lassen sich, wie gesagt, in China und Japan die Buddhisten nicht allenthalben von den Anhängern der nationalen Religion unterscheiden.

Dreißig Jahre unter den Heiden.

IV. (Schluß.)

Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ist auch das reine Evangelium unter den Draviden erklungen. Über ein ganzes Jahrhundert ward es nur von deutschen Missionaren verkündigt, die von der alten dänisch-halleschen Mission gesandt waren. Sie beschränkten sich aber nicht auf das kleine dänische Gebiet von Tranquebar, sondern dehnten ihre Wirksamkeit auch auf Madras, Cuddalore, Tanjore, Trichinopoly, ja bis Tinnevelly hin aus. „Gewaltige Leute,“ wie Xaverius und de Nobili waren nicht unter ihnen und der Kirchenpolitik waren sie fremd. Sie blieben auf dem einigen Grunde, der gelegt ist, und bauten auch keine Stoppeln darauf. Nicht die Kirche suchten sie auszubreiten oder irgend wem Anhänger zu sammeln, aber dem HErrn Seelen zu gewinnen, das suchten sie. Und darum gruben sie tief und legten den Grund auf den Felsen. Wohl an 40,000 Seelen sammelten sie aus den Heiden, und durch ihre Schriften und herzgewinnenden Lieder reden sie noch, wiewohl sie gestorben sind. Als ich in Tinnevelly den englischen Missionar D. besuchte, ließ er von seinen braunen Kostschülern zum Morgensegen ein deutsches, von unsern alten Missionaren ins Tamulische übersetztes Lied nach deutscher Melodie anstimmen. Als ich nun sagte: „Ich sehe, Sie können doch nicht ohne uns auskommen,“ antwortete er: „Das wollen wir auch nicht, und es

wäre ein böses Zeichen, wenn wirs wollten." So zehren nicht bloß wir, sondern auch die englischen Missionen von der treuen Arbeit unsrer alten Väter.

Erst im zweiten Dezennium dieses Jahrhunderts ward es englischen Missionaren erlaubt, nach Indien zu kommen, wo unsre deutschen Väter ungehindert schon über ein Jahrhundert gearbeitet hatten. Seitdem ist es in der Mission viel anders geworden, und vieles besser. Aber nicht alles. Im vorigen Jahrhundert hatten die Heiden bloß zwischen Papisten und Protestanten zu wählen. Wer Christ werden und nicht auf halbem Wege stehen bleiben und seine steinernen Götzen mit hölzernen Nothelfern vertauschen wollte, der mußte Protestant werden, d. h. Lutheraner. So war die Wahl ihm leicht. Wie so anders ist es aber jetzt? Fast alle protestantischen Denominationen haben ihre Missionen hier und nicht nur im Lande überhaupt, sondern in fast jeder größern Stadt sind ihrer mehrere. Das erschwert natürlich den Heiden die Wahl gar sehr, es verwirrt sie und hält sie auf. Und nicht nur das; es bringt auch für die Christen viele Nachteile, es erschwert die Kirchenzucht und hält das Selbständigwerden der Gemeinden auf. Denn wie es nun einmal ist, fehlt es weder an Überläufern noch an offnen Armen, sie aufzunehmen. Keine Mission hat feste Regeln darüber, wie wir sie haben. Die Papisten nehmen natürlich alles auf und taufen wieder, was sie bekommen können. Die Anglikaner, namentlich die hochkirchliche Ausbreitungsgesellschaft, teilt die papistische Ansicht, daß alle Christen in ihrem Sprengel von Rechtswegen ihr zugehören. Die Baptisten halten Papisten und Protestanten gleichsehr für ungetauft, bis sie sie untergetaucht haben. Die Methodisten aber betrachten die ganze Welt für ihre Parochie und fischen gern in der Nachbarn Teiche. So kann es an Überläufern nicht fehlen. Dazu kommt noch, daß in dieser beweglichen Zeit Christen oft an Orte hinkommen, wo sie ihre Kirche nicht finden und so halb gezwungen sind, sich zu einer andern zu halten. Kurz, auch beim besten Willen von allen Seiten gibt es der Unzuträglichkeiten gar viele. Durch die Zahl der Arbeiter, wie durch ihre Erfolge ist die protestantische Mission viel mächtiger geworden, als sie im vorigen Jahrhundert war. Durch die Menge der Gesellschaften aber ist sie auch wieder schwächer geworden, weil ihr nicht nur die Einheit fehlt, sondern manchmal auch die Einigkeit.

Auch mit dem Volke sind bedeutende Veränderungen vorgegangen. Unter der alten ostindischen Handelskompanie, welche Indien bis 1858 regierte, blieb zwar manches zu wünschen übrig, aber das Volk blickte mit

Vertrauen zu den Europäern hinauf. Das ist nun seit der Zeit sehr anders geworden. Ein Geist der Erbitterung und des übelverhüllten Hasses greift immer mehr Platz, namentlich unter Jungindien, das durch die neuern Schulen gegangen ist. Schulmänner in Deutschland möchten das vielleicht belächeln, indessen würde das der Wahrheit des Gesagten nichts benehmen. Selbst Heiden haben schon längst dasselbe gesehen, ausgesprochen und beklagt. Und erst in diesen Tagen hat ein hochgestellter Heide seine Meinung dahin ausgesprochen, daß, da ihre Religion in den Regierungsschulen nun einmal nicht gelehrt würde, es besser wäre, lieber die Religion der Bibel zu lehren, als gar keine, da die Jugend sonst ganz gottlos werde.

Aber auch die niedern Klassen und die, welche gar keine Schule besucht haben, sind von diesem Geiste nicht ganz frei. Dazu trägt gar vieles bei; ich wollte aber nur die Thatsache konstatieren. Es ist nicht alles besser geworden im Lande der Draviden.

Als Paulus einsam in Athen war, ergrimmte sein Geist in ihm, da er die Stadt so voller Götzen sahe. So geht es noch wohl jedem Missionar, der in das Land der Draviden kommt. In Städten und Dörfern, auf Höhen der Berge, im Schatten der Haine: überall sieht er Götzen und Tempel der Götzen. Ja selbst an den Stirnen fast aller Männer sieht er es mit grellen Farben verzeichnet, daß sie den Götzen gehören, daß sie die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild verwandelt haben, gleich dem vergänglichen Menschen. Da ergrimmt denn auch sein Geist in ihm und er möchte einen jeden auf der Straße anhalten und ihm zurufen: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selber — so bitte ich dich an Christi Statt: laß dich versöhnen mit Gott! Aber seine Zunge ist gebunden und seufzend muß er schweigen, in die Stille gehen und eine fremde, so sehr fremde Sprache erlernen. Der Eifer zwingt ihn, alles andre hintanzusetzen, was er sonst zu treiben gewohnt war und alle seine Zeit und Kraft auf die Sprache zu wenden. Endlich fängt er an zu stammeln und versucht auch alsbald, die Heiden anzureden. Er kann ihnen schon das Allernötigste deutlich machen, denn er hat es sich zuvor reiflich überlegt. Aber wenn sie nun mit Einwendungen kommen, und sie so schnell heraussprudeln, so kann er fast nichts davon verstehen, geschweige denn darauf antworten. Doch nach und nach wird auch das besser, aber welche Kluft merkt er nun erst, die zwischen ihm liegt und einer volkstümlichen, indischen Anschauungen angemessenen Rede. Auf der Kanzel geht es noch am ersten, da alles vorherbedacht und einstudiert ist und zumal

er dort von niemand unterbrochen wird. Aber auf der Straße, wo Einwürfe der allerverschiedensten Art ihm von allen Seiten entgegengeschrien werden — wie stümperhaft erscheint er sich da in seinen Augen! Der selige Goßner pflegte seine Predigten auf den Knieen zu studieren; und nur nach einer Vorbereitung auf den Knieen kehrte ich befriedigt von der Heidenpredigt zurück; sonst nie.

Straßenpredigt in Bazaren hat das Gute, daß dort große Mengen das Wort hören können. Dagegen hat sie den Nachteil, daß die Menge nicht in der Stimmung ist, etwas zu hören, was über das Alltagsleben hinausgeht. „Zeigen Sie mir Ihren Gott, so will ich an ihn glauben;“ ist gewöhnlich das erste Geschrei, das einem entgegenkommt. „Zeigen Sie mir Ihren Verstand, so will ich glauben, daß Sie vernünftig sind,“ beruhigt gewöhnlich den Schreier.

„Den Schöpfer und Erhalter aller Dinge sollen wir anbeten?“ schreit ein Andrer. „Hat Gott wirklich alles geschaffen?“

„Gewiß.“

„Giebt es gar nichts, das er nicht erschaffen hat?“

„Nein!“

„Nun dann hat er auch den Teufel geschaffen. Hat er den nicht geschaffen, so hat er eben nicht alles geschaffen. Hat er ihn aber geschaffen, so ist er auch die Ursache der Sünde. Nun antworten Sie!“ Schon jubelt die Menge im Voraus über die Niederlage des Missionars. Doch ruhig antwortet der:

„Wer hat den Dieb geschaffen? Ist er als Dieb geboren?“

„Nein!“ schreits von allen Seiten.

„Wie ist er denn zum Diebe geworden?“

„Dadurch, daß er gestohlen hat,“ ruft es aus der Menge.

„Ganz recht. Und so verhält es sich auch mit dem Teufel. Als Gott ihn schuf, war er ein Engel. Dadurch, daß er sündigte, ward er zum Teufel.“ Die Menge ist beruhigt und der Frager macht sich aus dem Staube. So und ähnlich geht es bei den Predigten in den Bazars zu. Es werden wohl Gedanken in die Menge hineingeworfen, aber zur ruhigen Verkündigung des Evangeliums kommt es nur selten.

Etwas anständiger geht es in entlegneren Straßen zu oder in den Vorhallen der großen Tempel. Dort sind auch oft Brahminen aus dem Orte und der Umgegend beisammen und tauschen ihre Weisheit aus.

„Wir sind nicht hier zum Hören,“ rief mir einer dieser Halbgötter entgegen, als ich sie anredete. „Wir sind nicht hier zum Hören; wir sind die Lehrer des Volkes!“

„Ist mir sehr lieb zu hören," war die Antwort. „Ich will gern Euer Schüler sein; lehret mich! Was ich nun aber besonders von Euch lernen möchte, ist dieses: Ich lebe und weiß nicht wie lange; aber daß ich sterben muß, das weiß ich gewiß. Wenn ich nun sterben und vor Gottes Gericht erscheinen muß, so weiß ich nicht, wie ich da bestehen soll. Denn in meinen Leben, im Thun und Lassen, im Reden und Gedanken ist gar viel, was ich selbst verdammen muß, wie vielmehr der heilige und gerechte Gott. Nun bitte ich Euch, mich darüber zu belehren, wie ich vor Gott bestehen soll."

Die Brahminen schauten einander an, denn die Worte waren mit großem Ernste gesprochen. Dann sagte einer von ihnen:

„Da möchten wir doch erst Ihre Meinung darüber hören." Und nun hörten sie gern, was sie zuvor nicht hören wollten, den Weg zu Gott durch Christum, und mußten zuletzt selbst zugeben, daß dies der rechte Weg zu Gott sei.

Ein ander mal frug ich die Leute, wem dieser Tempel gehöre, vor dem wir standen.

„Dem Siva," sprachen sie.

„Was hat Euch denn Siva für eine Wohlthat erzeigt, daß Ihr ihm einen so großen Tempel erbaut habt?"

„Das müssen bessre Leute als wir beantworten," riefen sie und holten einen Brahminen herbei.

Der aber grüßte höflich, entschuldigte sich und eilte vorüber. Indessen brachten die Leute bald einen andern Brahminen herbei und nach der Begrüßung trug ich ihm die Sache also vor:

„Ich sehe hier einen großen Tempel und die Leute sagen, er gehöre dem Siva, und daß ihm täglich Opfer gebracht werden. Nun möchte ich gern wissen, welches die große Wohlthat sei, die er Euch erwiesen, weswegen Ihr ihm das alles thut?"

Der Brahmine war aber nicht weniger um eine Antwort verlegen, als die auf seine Rede harrende Menge. Und so konnte ich ihnen ohne Hindernis den verkündigen, dem sie keinen Tempel erbaut hatten, obwohl er ihnen Leben und Odem und alles gegeben. Sie hörten alle aufmerksam zu, und wenn einige lärmen wollten, so wies sie ein alter Mann mit weißem Barte wieder zurecht und rief ihnen zu: „Lärmen könnt ihr alle Tage, aber hören könnt ihr nicht wieder, was ihr jetzt hören könnt; drum seid still und merket auf."

Zuletzt kam auch der Oberpriester des Ortes und war einer der

besten Zuhörer. Endlich sagte er: „Das ist alles recht und gut, aber das ist doch nur so eine Krähenversammlung.“ Und als er gefragt ward, was er damit meine, sagte er: „Ja sehen Sie, des Abends kommen oft viele Krähen zusammen und machen ein groß Geschrei. Bald darauf aber fliegen sie nach allen Seiten auseinander, und ich weiß nicht, ob sie je wieder so zusammen kommen.“ — Freilich war das nur so eine Krähenversammlung. Wir sind nie wieder so zusammengekommen. Weder diesen Oberpriester noch den Alten mit dem weißen Barte sah ich je wieder.

Am Eingehendsten kann man mit ihnen reden, wenn man einige wenige Männer im Hause hat. Denn vor der großen Menge spricht der Hindu nicht gern über seinen Seelenzustand, und andre auch wohl nicht. So hatte ich einst eine interessante kleine Versammlung in dem Rasthause zu Villapuram, wo wir jetzt eine neue Station gründen wollen. Da ich über die Thorheit und Sünde des Götzendienstes gesprochen hatte, so sagte einer der Brahminen, die mir in das Rasthaus gefolgt waren:

„Wir beten nicht die Steine an; wer würde auch so thöricht sein. Aber da Gott der allgegenwärtige ist, so ist er auch von dem Steine nicht abwesend. Wenn wir also einen Stein absondern und Gott bitten, daß er den Dienst, den wir dem Steine erweisen, als ihm erwiesen annehmen möchte, so beten wir doch nur Gott im Steine an. Übrigens ist das auch nur für das gemeine Volk, denn wenn das nichts vor Augen hat, so wird es auch nichts anbeten und also ganz wild und ohne Gottesdienst sein. Unterrichtete Leute dienen Gott mit heiligen Werken, indem sie Almosen geben, für die Reisenden sorgen &c. Der höchste Gottesdienst aber ist die heilige Tianam, daß man das Gemüt ganz von der Welt abzieht und in Gott versenkt. Dazu bedarf es keiner Götzen, aber nicht ein Jeder ist dazu geschickt.“

„Und meinen Sie“, frug ich, „oder kennen Sie einen Menschen, der es auf diesem Wege dahin gebracht hätte, ohne Sünde und Schuld zu sein?“

„Ich kenne wohl Keinen, aber es mag wohl irgendwo in der Welt zwei oder einen solchen Menschen geben.“

„Und was könnte uns das helfen? Sagen Sie mir lieber, ob Sie es so weit gebracht haben, ohne Sünde zu sein. Ob Haß und Neid und böse Lust Ihnen ganz fremd ist?“

„O nein, das kann ich von mir durchaus nicht sagen; denn viel derlei ist noch in mir.“

„Wie also gedenken Sie, durch die Sünde verunreinigt, vor dem heil. Gott zu bestehen?“

„Ich muß eben bitten, daß er mir meine Sünde vergeben möchte."

„Würden Sie den Richter loben, der die Diebe ungestraft und die Mörder ungefangen ließe?"

„Nein, denn die Gerechtigkeit erfordert, daß sie gestraft werden."

„Und meinen Sie Gott sei weniger gerecht, als die Menschen?"

„O nein, seine Gerechtigkeit ist gewiß viel vollkommener als die der besten Menschen."

Wie kann er also nach seiner Gerechtigkeit die Sünde ungestraft lassen?"

„Das ist allerdings unmöglich."

„So frage ich Sie noch einmal, wie gedenken Sie vor Gott zu bestehen?"

„Ich muß allerdings bekennen, daß wenn ich jetzt sterben sollte, so wäre ich ohne Hoffnung der Seligkeit."

„So verläßt Sie also Ihre Religion gerade da, wo Sie dieselbe am allernötigsten haben. Denn die Religion soll uns doch mit Gott verbinden, die Ihre aber tritt da ohnmächtig zurück, wo diese Verbindung beginnen soll. Sie läßt den Sünder durch die Sünde von Gott geschieden und seiner Gerechtigkeit verfallen, erweist sich also zur Zeit der höchsten Not als ohnmächtig und nutzlos."

„Aber was sagt denn Ihre Religion darüber? Gern will ich hören, was das Christentum über diesen schweren Punkt sagt."

Und nun hörten sie alle mit großer Aufmerksamkeit von dem einzigen Wege zu Gott, der zugleich die Wahrheit und das Leben ist.

Daß es aber auch bei der allerernstesten Predigt sofort zur Bekehrung gekommen wäre, ist mir nicht bekannt. Die Hindus sind langsam und apathisch. Manche sind Jahre lang von der Wahrheit des Christentums überzeugt, ohne den Mut zu haben, es offen zu bekennen. Die Hindernisse sind auch sehr groß, namentlich bei den bessern und weit verzweigten Familien. Nur wenn die Hand Gottes mächtig darein greift, kommt es zur Bekehrung. Doch sind die Verkündigungen des Evangeliums an größere Haufen wie an einzelne um deswillen nicht vergeblich. Es werden dadurch doch neue Ideen in die Welt der Hindugedanken hineingeworfen, der Name des Heilandes wird bekannt, und oft wirkt nach Jahren doch nach, was zur Zeit vergeblich erschien. Schon mancher hat bekannt, wenn er endlich zum Christentum kam, daß er vor vielen Jahren irgendwo und wie das Wort des Heils gehört habe, und daß es von Zeit zu Zeit immer wieder in ihm lebendig geworden sei, bis es endlich zur

Entscheidung gekommen ist. Je mehr nun das Evangelium bekannt wird, je öfter werden solche Fälle vorkommen, bis auch die Zeit für die höhern Klassen kommen wird. Die Ersten sind ja immer die Letzten bei jedem Umschwung der Dinge, und das Evangelium hat noch immer von unten anfangen müssen. Nur bei politischen Bekehrungen, wie im Mittelalter, war es anders.

Übrigens soll man nicht meinen, daß die Heiden nur gleichsam drauf warten, daß ihnen das Evangelium gepredigt werde. Im Gegenteil, sie wollen nichts davon wissen; ihr fleischlicher Sinn trachtet nach dem, das vor Augen ist, das ihre Hände greifen können. Kaum daß jemand für den morgenden Tag sorgte, wie sollten sie denn für die Zukunft nach dem Tode sorgen! Es hält oft außerordentlich schwer, Hörer für die gute Botschaft zu bekommen. Und ist endlich eine Zahl beisammen, so hören sie noch wohl von Gott und Götzen reden, aber der Heiland der Sünder hat auch für diese Sünder keine Gestalt noch Schöne. Vielen ward Er vor die Augen gemalet, aber da war keine Gestalt, die ihnen gefallen hätte. Jüngst setzte ich mich zu einer Anzahl anständiger Männer in die Veranda eines Hauses an der Straße. Die Männer waren sehr höflich, machten mir bereitwillig Platz und erwiderten meine freundlichen Grüße mit großer Freundlichkeit. Und als ich von dem Tode sprach, und daß wir hier keine bleibende Statt haben, sondern davon müssen, wie wir gekommen sind: mit leeren Händen, in eine lange dunkle Ewigkeit hinein, da unser Schicksal bleibend sein wird, es sei nun gut oder böse ꝛc., da waren sie alle ganz Ohr, und alle hatten Zeit zu hören. Als ich aber von dem einzigen Heilande sprach, der unsre Sünde hinwegnehmen und uns eine selige Ewigkeit bereiten kann: da hatte keiner mehr Zeit. Der eine wandte sein Angesicht hier hin der andre dort hin, stand eilend auf und ging davon, einer nach dem andern bis ich allein war. So ging auch ich davon und klagte mit Jesaias:

„Wer glaubt unsrer Predigt?
Und wem ist der Arm des Herrn geoffenbart?“

Nur daß es auch Ihm so ging, der doch so viele Wunder vor ihnen that (Joh. 12, 37) kann seine armen Boten trösten.

Durch Gottes große Gnade sind nun viele Christenhäuflein im Lande zerstreut, in größerer und kleinerer Zahl bei einander. Es ist natürlich, wie auch durch die Not geboten, daß der Missionar, der sie gesammelt

hat, sie auch zunächst pastoriert. Ist das nun aber einmal im Gange, und weil doch auch immer noch Heiden dazukommen, so bleibt es auch leider nur zu lange so. Das ist ein ganz großes Übel. Denn daß eine indische Gemeinde mit einem europäischen Pastor selbständig werden sollte, ist für jetzt ganz unmöglich. Die meisten Gemeinden haben freilich lieber einen Europäer zum Pastor als einen ihrer Landsleute, ganz so wie das Volk überhaupt auch einen europäischen Richter lieber hat, als einen eingebornen. Sie fühlen sich in den Händen des Europäers viel geborgener. Das hängt mit der Unselbständigkeit des indischen Charakters zusammen. In der letzten Zeit sind nun freilich auch schon eine Anzahl eingeborner Pastoren angestellt worden. Nicht alle sind, was sie sein könnten. Gleichwohl ist das ein großer Fortschritt, und es sollte keine Gemeinde, die über 200 Seelen zählt, ohne eingebornen Pastor sein. Der Missionar muß freilich noch für längere Zeit die Aufsicht behalten, aber das Pastorat sollte er nicht mehr haben.

Das Material aber zu tüchtigen Landpastoren ist schwer zu haben. In der Not der Zeiten ist es nur zu natürlich, daß wo Eltern einen begabten Sohn haben, sie auch eine Stütze an ihm haben wollen, und ihn darum für ein weltliches Amt bestimmen. Das trägt, wenn es glückt, freilich leicht 5—10 mal so viel ein, als ein Pastorenamt. So kommen zumeist nur die weniger Begabten, und von denen sind ja auch noch aus den verschiedensten Gründen nicht alle zu gebrauchen. So wird die Zahl der Vorhandenen wohl noch lange hinter dem Bedürfnis zurückstehen.

In Ermangelung von Pastoren werden überall die eigentlich für die Arbeit an den Heiden bestimmten Katecheten mit zur Gemeindearbeit verwandt. Das ist ein notwendiges Übel. Sie gleichen oft nur zu sehr dem „heiligen“ Bricius, jenem Diaconus des heiligen Martin von Tours, der dem Bischof ein Pfahl im Fleisch war, ihn bei den Christen verhöhnte, gegen die Armen ungerecht war, und ein weltliches Leben führte. Der gute Bischof erbat ihm dafür, daß er sein Nachfolger werden möchte, und wurde auch erhört. Aber wenn auch unsre Bitte erhört würde, das Pastorenamt würden wir doch kaum für einen unsrer Katecheten erbitten. Wir beten und weinen aber auch wohl nicht soviel für sie, wie der gute Bischof that. Dazu machen wir wohl zu große Ansprüche an unsre Landpastoren, und haben dabei viel zu sehr deutsche Verhältnisse vor Augen. Etwas gelernt aber haben wir schon; denn wir haben ihnen nun das Griechische erspart, das wir früher von ihnen verlangten. In Tinnevelly wird ihnen sogar das Englische erspart.

Erst wenn eine Gemeinde ihren eigenen Pastor hat, lassen sich auch ihre übrigen Verhältnisse ordnen. Und erst wenn die Gemeinde selbst Rechte hat, und ihre Gaben selbst verwaltet, wird sie auch opferwillig. So lange ihre Gaben in einen allgemeinen von Fremden verwalteten Seckel gehen, fehlt der rechte Trieb dazu. Wie es zur Zeit ist, besitzen die meisten Gemeinden weder Kirchen noch Schulhäuser. Alles gehört den Missionsgesellschaften, und von Rechtswegen, da sie es erbauten. In diesem einen Punkte liegen viel mehr Schwierigkeiten, als sich ein Fernstehender denken kann.

Wiewohl es gewiß ist, daß Geben seliger ist als Nehmen, so giebt doch keiner so gern als er nimmt. Die Armen in unsern Gemeinden, und daran fehlt es in keiner, sehen auf den Missionar, als auf ihren Vater. Durch ihn haben sie die Freundschaft der Heiden verloren und müssen nun von ihnen nicht nur bittern Hohn, sondern in der verschiedensten Weise selbst Bedrückung leiden. Sogar der christliche Tagelöhner wird von den Heiden zurückgesetzt, wenn heidnische Arbeiter zu haben sind. So haben die Armen einen gewissen Anspruch an den Missionar. Und wenn sie auch mit wenigem zufrieden sind, so ist doch ihre Zahl, namentlich in neu gesammelten Gemeinden, oft sehr groß. Die aber ihr leidliches Auskommen haben, sind auch in der Regel nicht unwillig ihre Gemeindebeiträge zu geben. Wenn nun die Christen in einer Stadt alle zu einer Kirche gehörten, und somit ihre Beiträge alle zusammenflössen, so würde es ihnen oft leicht genug sein, ihren Pastor und Lehrer zu erhalten. Sind sie aber verschiedenen Kirchen angehörig, so wird ihnen das auf lange hinaus unmöglich. Hier in Bangalore sind z. B. über 1100 prot. tamulische Christen, aber sie gehören vier verschiedenen Missionen an. Es wird also noch lange dauern ehe sie selbständig werden und vier Pastoren unterhalten können; für einen reichte es schon längst. Wenn also in manchen Gegenden, wie in der Südsee und auch in Tinnevelly, wo die eingebornen Christen nur einer Kirche angehören, es mit der Gemeindeorganisation und Selbständigmachung schneller geht als an andern Orten, so muß man die besondern Verhältnisse erst genau kennen, ehe man bündig darüber urteilen kann.

Es ist zwar schon viel darüber geredet und geschrieben worden, daß den Heiden nur das reine Evangelium gepredigt werden soll, ohne Form und Kirchentum, wie es sich in Europa gebildet hat. Und das sind recht schöne Gedanken, so lange sie in der Luft schweben; doch bei der nächsten Berührung mit der Wirklichkeit zerplatzen sie. Es ist wohl keiner unter

den protestantischen Missionaren, der es sich nicht angelegen sein ließe, den Heiden nichts als das reine Evangelium zu predigen, ohne alle heimische Zuthat, so einfach wie möglich. Steht doch an den dreien unsrer Kirchen, zu Sadras, Cuddalore und Bangalore, außen eingraviert, was der Hauptinhalt unsrer Predigt ist, nämlich Marc. 1, 15: „Die Zeit ist erfüllet, das Reich Gottes ist herbeigekommen: thut Buße und glaubet an das Evangelium!" Den Heiden gegenüber ist auch zwischen uns und andern protestantischen Missionaren kein Unterschied. Jeder trachtet darnach, die armen Seelen aus den Banden der Finsternis, der Abgötterei und der Sünde zu befreien, und sie dem Herrn Jesu zuzuführen, der allein sie recht frei machen kann und ewig selig. Wenn es sich nun aber darum handelt, Gemeinden zu sammeln, so wird das gleich anders. Der Episkopale verfaßt sie in seiner Weise und läßt die Kommunikanten dann vom Bischof konfirmieren, und muß das thun. Der Methodist ist selbst Bischof genug; er verfaßt seine Bekehrten in Klassen, nicht nach dem Alter, oder nach dem Geschlecht, sondern nach der geistlichen Reife, und läßt sie immer wieder ihre geistliche „Erfahrungen" hererzählen — eine Art öffentliche Ohrenbeichte u. s. w.!

Man trägt sich nun freilich mit der Hoffnung, daß wenn die europäischen Missionare einst Indien verlassen, oder die Gemeinden sonst zur Reife kommen, sie zusammen eine neue Kirche bilden werden, nach keinem europäischen Muster, sondern wie es ihrer Volkstümlichkeit gemäß ist. Es wäre ja auch möglich, daß so etwas wenigstens versucht würde. Ich aber meine, daß vielmehr die stärkeren Gemeinden die andern absorbieren werden, wenn die Gesellschaften zurücktreten. Die vorhandenen Gegensätze und Verschiedenheiten der Gemeinden würden bleiben, nur daß sie weniger bunt durch einander geworfen sein würden. Denn durch Gewohnheit ist eben den Gemeinden auch ihre Verfassung lieb geworden, und keine Nation hält fester an dem Hergebrachten als die indische. Und von den konservativen Indiern sind wieder die Draviden die allerkonservativsten, weil sie nicht so wie der Norden von allerlei Stürmen durcheinandergewürfelt wurden. Dazu ist es ja auch nicht die Gewohnheit allein. Nicht wenige haben doch auch die Lehrunterschiede begriffen, und halten an dem, was sie für Wahrheit erkennen, mit indischer Zähigkeit fest. Wenn also auch einige Dissenter-Gemeinden in einander fließen könnten, die Episkopalen, die Lutheraner, und die Dissenter werden immer drei verschiedene Kirchen bilden.

Es ist freilich höchst wünschenswert, daß die Gemeinden in Indien

selbständig werden und die immer höher steigenden Anforderungen an heimatliche Hilfe sich verringere und aufhöre. Die Anfänge dazu sind nun auch überall geschehen. Während in der vorigen Generation noch kaum an die Selbständigmachung der Gemeinden gedacht ward, wird die nächste Generation die jetzt gemachten Anfänge an vielen Orten zu Ende führen können. Es kann aber nicht nach Schablonen gearbeitet werden, noch alle Gemeinden über einen Kamm geschoren. Ältere Gemeinden, die etwas wohlhabender sind, müssen zuerst herzugezogen werden. Neugesammelte und ärmere Gemeinden erfordern mehr Geduld. Alles will seine Zeit haben und erzwingen läßt sich im Reiche der Geister nichts.

In den letzten Jahren sind in der lutherischen (Leipziger) Mission über 8000 Heiden getauft worden,[1]) lauter Draviden tamulischer Zunge. Die Zahl der vorhandenen Christen beträgt in runden Zahlen 10000 Seelen, die in mehr als 400 Orten zerstreut wohnen. Zehn eingeborne Pastoren und 58 Katecheten arbeiten unter ihnen. Die Beiträge aus diesen Gemeinden betrugen im Jahre 1877 5530 Mark. — In über hundert Schulen werden 2200 Kinder unterrichtet. Diese Schulen sind Christenschulen, nur für Christenkinder errichtet, doch werden sie von über 700 Heidenkindern besucht.

Die Zahl der seit 1840 ausgesandten Missionare ist 38, von denen einige in Indien gestorben, andre zurückgekehrt sind. In Arbeit stehen zur Zeit 20, und von diesen sind drei die über 32 Jahre, und einer der über 35 Jahre des Tages Last und Hitze tragen.

Die lutherische Mission in Indien, die über ein Jahrhundert lang allein gearbeitet hat, ist nun eine unter vielen Missionen geworden, und unter den vielen keine der größten. Manche der reichen englischen Missionen haben sie weit überflügelt. Gleichwohl hat sie eine kleine Kraft, die ihr der Herr bewahren wolle. Unter all' den Schattierungen der protestantischen Missionen (von den ritualistischen, das Äußere überschätzenden, mit Rom kokettierenden Ausbreitungsgesellschaft bis zu der letzten, Wort und Sacramente gering achtenden Dissentern) bildet sie die rechte evangelische Mitte. Gott erhalte sie bei dem reinen Evangelium und schenke allen ihren Boten Treue bis in den Tod!

[1]) ohne die 1600 Heiden die 1878 getauft wurden.

Quartal=Bericht.

(Schluß.)

Zuerst noch 2 Nachträge zum ersten Teile dieses Berichtes.

Das Missionswerk der Brüdergemeine in Suriname ist, wie wir eben durch Privatmitteilungen erfahren, seit einigen Monaten auf eigentümliche Weise gefährdet worden. Einer der in Paramaribo (der Hauptstadt des Landes) angestellten Missionare, Heide, hat nämlich schon seit Jahr und Tag seine, von der seiner Kollegen abweichende Ansicht über die Ausübung der Kirchenzucht, auch häufig vor den eingebornen Christen, kund gegeben, und dieselbe namentlich auch in mehreren öffentlichen Vorträgen ausgesprochen. Die ungefähr 7000 Mitglieder der dortigen großen Gemeine sind seit der Sklaven-Emanzipation überhaupt in leicht erregbarer Stimmung, und als sie nun merkten, daß einer ihrer Lehrer ihnen größere Freiheit verschaffen und die lästigen Fesseln der Kirchenzucht abnehmen wolle, waren die meisten bald für diesen ihren Freund und Befreier begeistert und kamen in eine feindselige Stimmung gegen die anderen Missionare. Heide hatte zwar nur einzelne Punkte ändern wollen (wie es scheint, besonders in bezug auf die mildere Behandlung der dort sehr häufigen wilden Ehen), aber die Leute faßten es wohl meistens so auf, als ob nun alle Kirchenzucht und lästige Aufsicht abgeschafft werden solle, was der Mehrzahl ganz recht war.

Heide wurde nun von seinen Kollegen und Vorgesetzten ermahnt, seine abweichenden Ansichten nicht öffentlich vorzutragen, sondern dieselben mit seinen Mitarbeitern zu besprechen und im Konferenzkreise auf Abänderungen anzutragen. Er erklärte aber, er müsse um seines Gewissens und seiner Seligkeit willen so handeln wie er gehandelt habe, und werde auch fernerhin darin so weiter fortfahren. Verschiedene Zuschriften der Missions-Direktion in Berthelsdorf ließ er gänzlich unbeantwortet. Da blieb nichts übrig als ihn abzuberufen, und am 3. Februar dieses Jahres wurde seine Amtsentsetzung und Abberufung den Negern in der Abendversammlung mitgeteilt. Das rief aber einen furchtbaren Sturm hervor und setzte die seit lange aufgehetzten Leute so in Wut, daß die Missionare nur schnell flüchten mußten, um ihr Leben zu retten. Die zwei an der Spitze stehenden Brüder mußten sogar aus der Stadt fliehen, und auch das sehr bedeutende Missionseigentum war einige Tage lang drohender Zerstörung ausgesetzt, da die 50 der Obrigkeit zu Gebote stehenden Polizeisoldaten gegen die große aufgeregte Menge nichts auszurichten vermochte.

Da glaubten dann die bedrängten Missionare den Aufrührern insofern nachgeben zu müssen, als sie erklärten, Heide solle, bis eine weitere Entscheidung der Oberbehörde eingetroffen sei, in seiner Stellung verbleiben. Seit diesem einstweilen anerkannten Siege der Rebellion sind dann weiter keine öffentlichen Ruhestörungen vorgekommen. Wie die Sache aber noch werden wird, ist gänzlich dunkel, und eine Wendung zum besseren ist bis jetzt noch durchaus nicht eingetreten, denn der, wie es scheint, mit Fanatismus erfüllte Heide soll immer weiter agitieren, und es ist sehr leicht möglich, daß auch die vielen außerhalb der Stadt wohnenden Heidenchristen von dem bösen Geiste angesteckt werden, und das ganze große Missionswerk der Brüdergemeine in Suriname (wo 25 000 Seelen in Pflege der Missionare sind, oder waren) kann dann gefährdet werden.

Im April sind nun zwei Mitglieder der Unitäts-Direktion nach Paramaribo abgereist, um die traurige Angelegenheit wo möglich wieder in Ordnung zu bringen. Ihre

Aufgabe ist aber eine äußerst schwierige, und alle diejenigen, denen das Missionswerk der Brüdergemeine, und die Mission überhaupt am Herzen liegt, mögen für die Abgeordneten den Beistand des Herrn erflehen helfen, um dessen Ehre es sich auch in diesem Falle handelt.

Zum andern sind uns mitlerweile Nachrichten über die für die Mission sehr günstigen Aussichten in folge der Gefangennehmung Sekukunis zugegangen, die für die deutschen Missionsfreunde von besonderem Interesse sind. General Wolseley benachrichtigte sofort den Miss. Superint. Merensky in Botschabelo von der glücklichen Beendigung des Feldzuges und forderte ihn auf, eilends nach Pretoria zu kommen und durch seinen Einfluß Ordnung und friedliche Zustände im Lande herbeiführen helfen. Sogleich begab sich Merensky auf die Reise und traf den Zug der Engländer noch eine Strecke vor Pretoria unterwegs. Als um zwei Uhr morgens die Pferdeknechte aufstanden und ihr Geschäft begannen, da erhob sich auch Merensky und bat Oberst Brackenburg, ihm beim General Wolseley die Erlaubnis zu verschaffen, in Sekukunis Zelt einzutreten. Das wurde ihm auch sofort gestattet. Das Zelt war durch eine Laterne schwach erhellt. Sekukuni saß in der Mitte desselben, vor ihm stand eine Wache, mit aufgepflanztem Bajonett. Zwei seiner früheren Ratgeber hatte er bei sich, ebenso ein Weib. Zuerst erkannte er Merensky nicht und erkundigte sich bei seinen Begleitern, wer der Eingetretene sei. „Sieh mich doch an, Sekukuni," rief Merensky, ich bin es ja, dein früherer Freund." Da riß der Gefangene die Augen vor Erstaunen weit auf, streichelte liebkosend den Bart Merenskys und fragte ihn, wie er denn herkäme. „O, ich wollte so gern über Botschabelo reisen, dich zu sehen und von dir Reisekost zu empfangen," sagte er, „aber man führte mich durch das Buschfeld nach Pretoria. Wie gut ist es, daß du zu mir kommst, um mich zu sehen." „Sekukuni," sagte Merensky, „denkst du auch noch meines letzten Besuches bei dir im Jahre 1864? Damals sagte ich es dir voraus, daß dein Land durch die Hartnäckigkeit, womit du die Gläubigen verfolgtest, vernichtet werden würde. Du wolltest aber nicht hören; jetzt ist es gekommen, wie ich dir gesagt habe. Du streitest wider Gott, aber Gott läßt sein nicht spotten." — „Ja," sagte Sekukuni," du hast recht; was du mir gesagt, ist die Wahrheit, ich hätte dir folgen müssen." —

Der General empfing Merensky sehr freundlich, erzählte ihm den ganzen Verlauf des Krieges und war sehr erfreut darüber, daß er mithelfen wollte, Frieden im Lande herzustellen, Major Clarke würde mit ihm ein Näheres sprechen. Dann eröffnete der General dem Missionar, daß er der Berliner Missionsgesellschaft gern Grund und Boden zu Missionsstationen in Sekukuni's Lande schenken wolle, Merensky möge nur dafür sorgen, daß diese Stationen sofort besetzt würden. 4000 Acker (das sind etwa 9000 magdeb. Morgen) wurden in der Nähe von Sekukunis Felsberg zur Anlegung einer Missionsstation sofort angewiesen.

Auch die Leute aus Botschabelo, welche beim englischen Heere dienten, suchte Merensky auf. Dieselben waren nicht mit den Waffen in der Hand gegen ihren frühern König gezogen, sondern um als Krankenpfleger Liebesdienste zu verrichten und die Wunden des Krieges zu heilen. Dazu hatte der General Wolseley sich etwa 100 Mann von der Missionsstation erbeten. Sie hatten ihren Dienst mit Hingebung und kühner Todesverachtung ausgeführt; mitten aus dem Kampfgewühl hatten sie die Verwundeten herausgeholt; ganz in der Nähe des Platzes, wo die Christen einst blutig geschlagen wa-

ren, war der Verbandplatz, auf dem sie in hingebendem Liebesdienst wahrhaft christliche Vergeltung übten für das Böse, das ihnen die Heiden angethan hatten. Darum war General Wolseley ihres Lobes voll. („Hosianna." 80 N. 4.)

In Pretoria herrschte großer Jubel als der gefürchtete Sekukuni gefangen eingebracht wurde. Die Geschichte seiner Gefangennehmung siehe in den „Berl. M. B." (80 S. 99 ff.).

Asien. Eins der gesegnetsten Missionsgebiete der Neuzeit, die **Minahassa** auf **Celebes**, über welche außer in einem ausführlichen Artikel im „Ev. Miss.-Magazin" (1869 S. 3. ff.) bei **Grundemann** in seiner Biographie **Riedels** (Lebensbilder aus der Heidenmission" 2. Bd.; Gütersloh 1873) die nötige Orientierung zu finden ist — ist in der letzten Zeit in eine Krise eingetreten, welche die Missionsfreunde mit Besorgnis erfüllen muß. Schon Jahre lang laborierte die Niederländische (Rotterdamer) M.-G., „die am Ausgange des vor. Jahrh. gegründet wurde und während einer langen Reihe von Jahren als interkonfessionelle Anstalt ein gewisses Einheitsband mit reformiertem Gepräge zwischen den Missionsfreunden der verschiedenen protestantischen Kirchengemeinschaften bildete" an einer drückenden finanziellen Notlage, infolge deren sie je länger je mehr sich außer stande sah, die vielen eingebornen Lehrer an den Missionsschulen und zuletzt selbst ihre eigenen Missionare genügend zu unterhalten. Es waren durch den Dienst dieser Gesellschaft etwa 70000 heidnische Alifuren in c. 200 christliche Gemeinden gesammelt und 117 Missionsschulen gegründet worden, in denen gegen 10000 Schüler Unterricht empfingen. Die Gesamtbevölkerung der Minahassa beläuft sich etwa auf 120000 Seelen; auch bei den Nichtchristen ist aber das ursprüngliche Heidentum unter dem Einflusse der christlichen Luft ganz wesentlich modifiziert.

In ihrer Verlegenheit suchte nun die genannte Gesellschaft, die durch eine gewisse Liirung mit liberalen — oder wie man in Holland sagt: modernen — Elementen seit geraumer Zeit nicht mehr das volle Vertrauen der entschiednen Missionskreise besaß, Hilfe bei dem religionslosen Staate. Von Anfang an hatte die Missionsleitung nicht mit der nötigen Weisheit und Energie auf die Selbstunterhaltung der sich mehrenden Gemeinden hingearbeitet und diese Versäumnis rächte sich jetzt bitter. Man trug also die **Schulen** der Regierung an; aber diese, prinzipiell religionslos, wollte sie nur unter der Bedingung übernehmen, daß der Religionsunterricht aus ihnen entfernt würde. Mittlerweile errichtete die Regierung selbst nicht nur ihre eignen religionslosen Schulen, sondern auch ein Lehrerseminar, mit dem das der M.-G. zu Tanawangko auf die Dauer nicht zu konkurrieren vermag. Zwar besteht dasselbe noch, aber der Vorsteher Graafeld schreibt 1879: „Der gute Name unserer Schulen ist verloren gegangen. Das Auftreten der Regierung mit ihrem Seminar, die vermehrte Zahl ihrer Schulen, die Lehrerexamina, die hohen Gehälter geben unsern Schulen den Todesstoß. Auf eine religiöse Erziehung des Volks durch die Lehrer ist nicht mehr zu rechnen." Nun ist in der letzten Zeit infolge eines energischen Aufrufs allerdings noch einmal eine Summe von 56000 Mk. eingekommen, aber auch diese Subvention wird die Missionsschulen auf die Dauer nicht zu halten vermögen, zumal die Lehrer sich lieber an den Regierungsschulen anstellen lassen, wo sie ein viel höheres Gehalt beziehen.

Noch schlimmer steht es mit der Selbständigkeit der **christlichen Gemeinden**, über deren Zustand Miss. Wilken schreibt: „Blickt man zurück auf das, was die Minahassa war, so übertrifft der Einfluß des Christentums die kühnsten Erwartungen. Beur-

teilt man jedoch unsre Christen nach dem Maßstab von Gläubigen aus Europa, so läßt ihre Erkenntnis, ihr Eifer, ihre Wahrheitsliebe, ihr Glaube und ihre Gottes- und Nächstenliebe noch viel zu wünschen übrig.“ Allmählich hat die Gesellschaft fast alle ihre Missionare in den Dienst „der protestantischen Kirche in Niederländisch Indien“ müssen übergehen lassen, so daß sie jetzt Staatsdiener geworden sind und selbstverständlich von einem weiteren Einfluß der Missionsleitung auf die Gemeinden keine Rede mehr ist. Noch sind es allerdings die alten Missionare, die in der Arbeit stehen, aber hinfort besetzt die religiös neutrale Regierung die Stellen und es ist keinerlei Garantie vorhanden, daß die einstigen Missionsgemeinden nicht durch „moderne Prediger“ in ihrem Glauben verwirrt werden. Hört man doch schon jetzt solche Klagen. Dazu hat die Gesellschaft die bisherige „Gehilfenschule“ eingehen lassen müssen; zur Zeit stehen nur noch 30 Nationalgehilfen in ihrem Dienste und wenn diese gestorben, fehlt der Nachwuchs. Allerdings sind die Regierungsprediger verpflichtet, sich Gehilfen heranzuziehen; aber ob das immer im Geiste der Mission geschehen wird, das ist sehr die Frage. Im Misionshause zu Rotterdam befinden sich nur noch 3 Zöglinge, neue hat man nicht aufgenommen.

So kann der Missionsfreund heut nur mit Wehmut auf dieses einst so gesegnete Missionsfeld blicken. Denn daß man sich damit tröstet: mit dem Übertritt der Missionare in den Staatsdienst habe man die Gemeinden selbständig gemacht und mit der Selbständigkeit der Gemeinden endige jede Mission — das ist doch eine Selbsttäuschung. Von einer Selbständigkeit der Missionsgemeinden in der Minahassa kann in Wirklichkeit unter diesen Umständen doch gar keine Rede sein. Die Oberleitung und Unterhaltung ist nur in andre Hände und zwar in die Hände einer religionslosen Regierung übergegangen, von der, wie die bisherige Geschichte zeigt, die evangelische Mission leider nicht viel positive Förderung zu erwarten hat. Möchten alle unsere Missionsleitungen aus diesem traurigen Verlaufe der Minahassa-Mission lernen, auf wirkliche Selbstunterhaltung hinzuwirken, ehe es zu spät ist, damit wenn die Krisen kommen, es an Halt nicht fehle („Allg. Ev.-luth. K.-Z.“ 80 S. 126 f. und Privatmitteilungen).

Erfreuliche Nachrichten treffen dagegen von dem benachbarten Sumatra ein. „Wenn wir auch — heißt es in den „Berichten der Rh. M.-G.“ 80 S. 18 — auf Sumatra schon früher wohl frohe Zeiten erlebt haben, in denen es mit unsrer Arbeit frisch voran ging, solch ein Jahr wie das vom August 1878 bis August 1879, haben wir doch noch nicht erlebt; ein Jahr, in welchem sich die Seelenzahl auf 4 Stationen vollständig und auf 3 weiteren fast verdoppelt hat und in welchem im ganzen auf Sumatra 1326 Seelen in unsre Gemeinden aufgenommen sind, so daß dieselben nun fast 3500 Glieder zählen. Und zwar handelt es sich dabei durchaus nicht etwa um eine augenblickliche, schnell vorübergehende, sondern um eine tiefgreifende, anhaltende Bewegung zum Christentum hin; das beweisen einmal die weiteren c. 2000 Seelen, die sich auf den verschiedenen Stationen noch im Taufunterricht befinden, und mehr noch der unverkennbare innere Fortschritt, der sich auf fast allen Stationen kund giebt. Freilich, daß auch hier unter dem großen Haufen derer, die sich jetzt in die Gemeinden drängen, viele mitlaufen, die noch keine Ahnung davon haben, um was es sich handelt, oder die auch mitunter Nebenabsichten haben, das kann ja niemand leugnen, ist auch nicht im mindesten zu verwundern. Aber wunderbar ist es, wie Gott fast überall durch besondere Gerichte und Heimsuchungen eine ernste Sprache geredet hat mit den Christen und Katechumenen ebenso gut als mit den Heiden. Dadurch sind viele Laue und Träge auf-

geschreckt u. s. w. — Die Gemeinden sind fast allerorts williger und freudiger geworden zu den Bedürfnissen von Schule und Kirche reichlicher als bisher beizusteuern, auch zeigt sich sonst mehr Selbständigkeit und Leben z. B. in den aus eignem Antrieb entstandnen Bibel- und Erbauungsstunden der Leute unter sich; und endlich ist doch auch das ein wesentlicher Fortschritt, daß die Leute nun überall Gottes Wort in ihrer Sprache in Händen haben — im Laufe dieses Jahres kamen die beiden neuen Übersetzungen des neuen Testaments auf Sumatra an und fanden viele willige Käufer — und daß zu den 15 vorhandenen eingebornen Lehrern noch 12 neue angestellt werden konnten. — Was endlich die Wirkung des holländischen Gouvernements betrifft, das ja erst seit diesem Jahre von unsern 11 Stationen 7, die in früher unabhängigem Gebiete lagen, mit unter seine Fittige genommen hat, so hat unsre Mission bis jetzt keinen Grund sich zu beklagen. Ruhe und Ordnung sind überall eingekehrt. Wege werden angelegt; ja in der Landschaft Sigompulan hat das holländische Regiment die Leute zu einer vernünftigen, einheitlichen Bestellung ihrer Felder gezwungen und ihnen dadurch zum ersten male zu einer erträglichen Ernte verholfen. Was aber die gefürchtete Kehrseite des neu errichteten Gouvernements betrifft, daß mit ihm auch der Islam in diese Landschaften kommen würde, so hat es freilich nicht ganz an meist geheimen Versuchen gefehlt, ihn einzuführen; aber bis jetzt haben dieselben noch wenig oder keinen Erfolg gehabt." —

Im Oktober des v. J. fand zu Kalkutta eine von c. 1000 Personen besuchte 6tägige Konferenz der Bengalischen Christen aller protestantischen Denominationen abwechselnd in den Lokalitäten der freischottischen, der baptistischen, der Londoner und der Kirchlichen Mission statt, die die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich zog. Unter den diskutierten Gegenständen nahmen die auf die Selbständigkeit der indischen Kirche bezüglichen einen hervorragenden Raum ein. Die Eingebornen drückten sämtlich den Wunsch aus, bald unabhängig zu werden von der Hilfe der Missionsgesellschaften. Ferner verhandelte man über „die besten Mittel, ein besseres Verständnis zwischen den europäischen Missionaten und den eingebornen Christen herzustellen" und über „die Missionsarbeit der Gegenwart", bei welch letzterem Thema mit besonderem Nachdruck betont wurde, daß jedes Mitglied der christlichen Kirche Indiens ein Missionar für seine Landsleute werden müsse. Zum Schlusse feierte man zusammen das heilige Abendmahl. Begleitet von einer großen Anzahl Sänger, von denen über 50 von auswärts gekommen waren, zog dann ein großer Teil der Versammelten aus allen Schichten der Bevölkerung in Prozession durch die Straßen unter Anführung der beiden gelehrten Hindugeistlichen Bannerjea. Auch ein gemeinschaftliches „Liebesmahl" vereinigte die 1000 Feiernden, ein mächtiges Thatzeugnis gegen den indischen Kastengeist (Free Ch. Rec. 80 S. 11 f. Bapt. Her. 80 S. 43 f.). — Zugleich erfahren wir bei dieser Gelegenheit aus einem offiziellen Bericht des englischen Gouverneurs in der Calcutta Gazette, daß jetzt 1639 Hindufrauen und Mädchen in und um Kalkutta den Unterricht christlicher Zenanalehrerinnen genießen. —

Wir gedachten neulich des anerkennenden Urteils, welches der bekannte Leiter des Brahma Samadsch, Keshab Tschander Sen, über die europäischen Missionare im allgemeinen gefällt. Heut sind wir in der Lage, das spezielle Urteil eines hochgestellten heidnischen Hindu, des Richters Rao Bahadoor Tirmal Venkulish, über einen einzelnen Missionar, den berühmten Freischotten Dr. Wilson mitzuteilen, als einen neuen Beweis, in wie hoher Achtung selbst bei den Heiden die Boten des Evangelii Christi stehen. Der Hindu

sagte: „Dr. Wilson kam nach Indien 1829. Von da ab bis zu seinem Tode 1875 regierten nicht weniger als 18 Gouverneure über die Westprovinzen. Jeder that, was er konnte, zum besten des Landes. Aber sie alle waren bekleidet mit amtlicher Gewalt und verfügten über viel Geld und Menschen. Dr. Wilson dagegen war ein armer Mann, ohne Gewalt und Geld. Dennoch hat er mehr Gutes für Indien und speziell für die Präsidentschaft Bombay gethan als alle diese 18 Gouverneure zusammengenommen.[1]) Er ist der Vater verschiedener religiöser und Erziehungs-Institute. Ich kenne keinen Menschen, dem man mehr Achtung erwiesen als Dr. Wilson. Ich übertreibe weder seine Tugenden noch seinen Wert; tausende und abertausende von Europäern und Eingebornen würden mit Vergnügen meine Behauptungen bestätigen und ich fordere kühn jeden heraus, mir zu widersprechen, wenn er es vermag. Dr. Wilson war ein außerordentlicher Mann. Von seiner Gelehrsamkeit, seinen Reisen und seinen guten Werken lasse ich andre reden, die es besser verstehen; ich beschränke mich auf das, was ich gesehen und da muß ich erklären, daß es schwer sein wird, einen andern Mann zu finden, der ihm gleich gewesen wäre" (For. Miss. 79 S. 228).

Vom 14. bis 28. Januar cr. feierte der Brahma Samadsch zu Kalkutta das 50jährige Jubiläum seines Bestehens. 9 junge Leute traten bei dieser Gelegenheit dem Vereine bei unter Ablegung folgender Gelübde: 1) ich will nicht töten; 2) ich will nicht ehebrechen; 3) ich will keine berauschenden Getränke trinken; 4) ich will keine Gemeinschaft haben mit gottlosen Menschen; 5) ich will kein Lügner sein; 6) ich will kein Ungläubiger sein; 7) ich will kein Heuchler sein; 8) ich will kein Apostat werden. Zugleich versprachen sie: sich 2 Wochen lang täglich zu baden, die Morgenhymne zu singen, religiöse Bücher zu lesen, ihre Eltern zu ehren, einen Baum zu bewässern und zu pflegen, Vögel und Tiere zu füttern, der Meditation und dem Gebet obzuliegen und täglich ihre Tugenden und Laster kurz niederzuschreiben. Hymnen wurden gesungen, Reden gehalten, Berichte über die bisherige Tätigkeit erstattet — alles in dem üblichen rhetorischen Schmucke. „Der Samadsch wurde in seiner jetzigen Gestalt 1866 gegründet zu dem Zwecke der Welt einen allgemeinen Theismus zu geben, die verschiedenen theistischen Sekten Indiens zu vereinigen, religiöse Sitten und Gewohnheiten zu pflegen und Brahmaisten heranzubilden, deren Leben mit ihrem Glauben übereinstimmt. Ein theistisches Textbuch wurde herausgegeben, zusammengesetzt aus den Schriften aller Stationen mit Einschluß der Bibel und des Korans; eine systematische Propaganda organisiert" u. s. w. — Die Einnahmen pro 1879 betrugen 18220 Mk., von denen 5772 für Missionszwecke ausgegeben wurden. 64 Ehen, darunter 29 Zwischenheiraten sind innerhalb der Gemeinschaft geschlossen worden. — Die Anerkennung Jesu Christi als eines religiösen Propheten wurde ausdrücklich als offiziell angenommener Glaubenssatz proklamiert. Schließlich begrüßte man alle Theisten und Freidenker in Europa und Amerika als Bundesgenossen und sprach Max Müller für seine „Vergleichende Religionswissenschaft" den Dank der Versammlung aus (Indep. v. 4. März u. 11. März 80).

Einen neuen Beweis von den wichtigen Diensten, welche die Ärzte der Mission leisten, berichtet man neuerdings aus Tientsin in China. Der dortige General-

---

[1]) Eine überraschende Bestätigung des bekannten Ausspruches des Vicekönigs Lawrence: „Die Missionare haben mehr für das Wohl des Indiens gethan als alle andern Mächte zusammengenommen."

Gouverneur, Li hung chan, einer der einflußreichsten Männer Chinas, hatte dem Londoner Missionsarzt Dr. Mackenzie im Frühjahr des v. J. erlaubt, sich in Tientsin niederzulassen, um dort zu praktizieren. Bald darauf erkrankte seine Gemahlin lebensgefährlich und wurde von den chinesischen Ärzten aufgegeben. In seiner Bedrängnis rief die chinesische Excellenz den Missionsarzt zu Hilfe, und Gott segnete die Kur desselben. Zur Pflege der hohen Kranken wurde die medizinisch gebildete Missionarin Fräulein Howard herbeigerufen und in dem vicaköniglichen Palaste ihr Wohnung gegeben. Aus Dankbarkeit für die Wiederherstellung seiner Gemahlin hat nun der General-Gouverneur in einem von ihm selbst erbauten großen Tempel der Stadt für die Missionsärzte eine Art Klinik und Apotheke eröffnet, deren Kosten er selbst bestreitet. An Patienten fehlt es nicht, auch haben bereits eine Reihe glücklicher Operationen stattgefunden. Daß die Chinesen die Anwendung des Wassers an dem menschlichen Körper gestatten, wird als ein großer Sieg über die alten Vorurteile betrachtet. Sektionen menschlicher Leichname gehören noch in China zu den Unmöglichkeiten. — Neben ihrer medizinischen Praxis sind die Missionsärzte in Tientsin auch in der Verkündigung des Evangeliums völlig ungehindert und man hofft, daß durch die erstere der letzteren eine weite Thür aufgethan sei (Miss. Her. 80 S. 54 ff.).

Südsee. Die Hermannsburger Missionare haben ihre Niederlassung im Innern Australiens, der sie den Namen Hermannsburg gegeben haben, jetzt vollendet. Der reichliche Regen, dessen sie sich im verflossenen Jahre ausnahmsweise zu erfreuen hatten, hat die sonst so dürre Einöde als einen frischen Garten erscheinen und die Saaten nach vorher mißlungenen Versuchen hoffnungserweckend reifen lassen. Auch die Herden befinden sich in gutem Zustande. „Leider waren aber letztes Vierteljahr für längere Zeit keine Heiden auf der Station anwesend.“ Die Regierung stellt den Missionaren Lebensmittel, Kleidungsstücke und Gerätschaften für die Eingebornen zu und hofft nun, daß, wenn dieselben erst eingetroffen, auch die Leute sich einstellen werden. Dennoch hat einer der Missionare schon ein Manuskript in der Aldulingasprache zu einem Lesebüchlein eingeschickt — wir fürchten eine etwas verfrühte Arbeit. Überhaupt erscheint uns das ganze Unternehmen, so bewundrungswürdig auch der Mut und die Selbstverleugnung der Missionare ist, noch immer sehr ernsten Bedenken zu unterliegen. So sind, abgesehen von allen andern Schwierigkeiten, die in der Beschaffenheit des Terrains, der geringen Zahl und schwierigen Erreichbarkeit der Eingebornen und der großen Isolierung der Missionare liegen, wegen der ungeheuren Entfernung und dem Mangel aller Kommunikation die Transportkosten ganz enorm: „Z. B. 2000 Pfd. Mehl kosten an Ort und Stelle (natürlich in Australien) 220 bis 240 Mk.; die Fracht dagegen beträgt 1000 Mk. und darüber!“ (Hermsb. M.-Bl. 60 S. 6 ff.).

Nach den Mitteilungen eines Korrespondenten im New York Evangelist betrug laut Census vom Jahre 1875 die Gesamtbevölkerung der Samoainseln 34265 Seelen; von diesen gehörten zur Londoner M.-G. 26493, zur Wesleyanischen 4794, zur römischen Kirche 2852, zu den Mormonen 126 — Heiden wären demnach dort nicht mehr vorhanden. Dazu halten sich ungefähr 300 Europäer und Amerikaner und c. 2000 von andern Inseln importierte Arbeiter dort auf. „Der Zustand der Christen auf Samoa ist etwa derselbe wie auf Hawai. Die Leute gehen fleißig zur Kirche, beobachten streng alle äußeren religiösen Gebräuche, beten in ihren Häusern, lesen die Bibel und entrichten ihren Mitteln angemessen ziemlich reichliche Kirchenbeiträge“ (Miss. Her. 80 S. 64 f.).

Auf Hawaii nimmt die Einwanderung der Chinesen beständig zu; innerhalb 10 Monaten landeten deren nicht weniger als 3155! (Ebd. S. 66). Je mehr Kalifornien den Chinesen die Einwanderung erschwert, desto zahlreicher scheinen sich dieselben den Inseln der Südsee und speziell den Sandwichinseln zuzuwenden, so daß je länger je mehr eine [illegible] von den Chinesen in der fremde Bevölkerung wird. Übrigens befinden sich unter diesen gelben Einwanderern auch manche, die bereits Christen sind.

Ein richtiger — aber immer noch mangelhafter — Census seitens der französischen Kolonialbehörden von 1876 ergiebt für Neukaledonien eine eingeborne Bevölkerung von 21355, für die Fichteninseln von 635 und für die Loyalty-Gruppe von 15211 (Geogr. Mitt. [illegible] S. 12[illegible]). Doch scheinen bei diesem Census die [illegible] Verhältnisse nicht berücksichtigt worden zu sein.

Durch die [illegible] der Neu-Guinea-Mission [illegible] Berichte sind die jungen [illegible] Christen doch immer wieder [illegible], die [illegible] [illegible]. Auf den [illegible] [illegible] [illegible] zum Gebrauch für die eingebornen Evangelisten zu [illegible] und [illegible] zu dem [illegible] des Missionsdienst [illegible] (Indep. v. [illegible] März [illegible]).

Vom Erfolg in der Mission.

Zugleich
ein Beitrag zur Beantwortung der Frage: Einzelbekehrung oder Völkerchristianisierung

von C. G. Büttner,
Missionar in Otjimbingue (Damaraland).

(Schluß.)

Im scheinbaren Widerspruch mit dieser nur oberflächlichen Bekehrung scheint es zu stehen, wenn man sieht, wie diese neu aus den Heiden gesammelten Gemeinden zuweilen für Kollekten, Kirchbauten, Bücher und ähnliches trotz der kleinen Zahl der Gemeindeglieder verhältnismäßig große Summen aufbringen und sich überhaupt zuweilen ungewöhnlich willig zeigen, außergewöhnliches zu leisten. Dergleichen Thatsachen scheinen mit dem vorher Dargelegten nicht zu stimmen und werden oft ganz falsch gedeutet. Denn auch hier zeigt sich in Wirklichkeit wieder dieses verwunderliche Wesen, dieselbe Mischung von scheinbarer Willigkeit und scheinbarem Unvermögen, wie sonst auch bei diesen Neubekehrten. Denn da der Begriff der Dankbarkeit und der freiwilligen Darbringung eines Opfers, wenigstens in Afrika, den Heiden geschwunden zu sein scheint, so entspringen alle solche Leistungen nicht aus dem guten Herzen der Neubekehrten, sondern die Initiative fällt dem Missionar zu. Dieser sagt den Gemeindegliedern: es ist eure Christenpflicht, daß ihr zu dem oder dem Zwecke das und das aufbringt. Meist sind alle gleich bereit. Die Sache ist ihnen ganz verständlich, denn auch die heidnische Sitte fordert bei gewissen Gelegenheiten gewisse Opfer zu bringen. Und wenn der Missionar sagt, daß es in aller Welt christliche Sitte sei zu allerlei gemeinen kirchlichen Zwecken beizusteuern, welcher Christ wird sich davon ausschließen wollen?

Bei solchen einmaligen Kollekten geht es dann meist auch recht gut. Wenn der Missionar seine Leute zu behandeln weiß, kann wohl zuweilen ein wahrer Wetteifer des Gebens entstehen, und einzelne solcher außergewöhnlich großen Kollekten in südafrikanischen Gemeinden werden ja bei jeder Gelegenheit von den Missionsschriftstellern zitiert.[1]) Wo es sich aber

[1]) Freilich hat das Geld in Südafrika viel weniger Wert als in Deutschland.

um länger dauernde Leistungen handelt, um regelmäßige Abgaben für Kirche und Schule, zumal bei größern Bauten und dergl., da haben sich wohl schon am Anfang, als der Missionar die Sache in der Gemeindeversammlung anregte, einzelne Stimmen erhoben, welche darauf hinwiesen, daß man wohl gerne dergleichen Sachen unternehmen wolle, aber auch wohl wisse, wie die Länge die Last trage. Schließlich wird dann doch angefangen. Aber sehr bald erlahmt die Willigkeit. Einer nach dem andern sucht allerlei Ausflüchte, um seinen Anteil schuldig zu bleiben oder ihn auf die Schultern willigerer Genossen zu schieben. Da hängt dann der Erfolg zuletzt ganz von der Energie des Missionars ab. Wenn dieser im Stande ist, keine Versäumnis ungerügt durchzulassen, und scharf und streng darauf hält, daß ein jeder nach Kräften seine Pflicht erfüllt; wenn er sich nicht scheut von solcher gehörigen Leistung auch die Angehörigkeit zur Gemeinde abhängig zu machen, dann geht es doch alles allmählich weiter, und die Gemeindeglieder arbeiten desto williger, je mehr sie den Ernst der Sache, wenn auch nicht einsehen, so doch fühlen. Und zum Schluß, wenn das große Werk beendigt ist, sind alle, auch die wegen ihrer Säumigkeit hart gestraften, hoch erfreut über das Vollbrachte und williger wie je, etwas neues anzufangen und zu vollenden.

Aber die schlimmste Seite dieses halben, oberflächlichen Wesens der neu aus dem Heidentum Bekehrten offenbart sich wohl darin, daß sich die wenigsten nicht sobald und viele fast gar nicht von der Liebe zu den alten eingewurzelten Nationalsünden und Lastern trennen wollen und können. Es scheint fast unmöglich, daß die Leute sogleich einsehen können, wie dasjenige, was sie von Jugend auf selbst geübt und von allen ihren Genossen und ihren Eltern geübt gesehen, wirklich eine so große Sünde sei, als welche es der Missionar darzustellen scheint; also daß sie in Wahrheit kaum begreifen können, wie ein Mensch ohne in solche Sünde zu verfallen existieren könne, wenn sie auch selbst wenigstens einige Anläufe machen, um sich davon rein zu erhalten. Da hört man denn wohl öfters Erklärungen wie diese: Ja wenn wir weiße Leute wären, so würden wir wohl ohne Fehler sein können, aber jetzt sind wir Kinder Hams, und so darf man uns diese und jene Sünde nicht allzuhoch anrechnen. Und da der Missionar natürlich öfters Gelegenheit hat, von der Verderbtheit und Schwachheit der menschlichen Natur zu reden, so liegt es diesen Neubekehrten viel näher, sich mit diesem Dogma von der menschlichen Schwachheit zu entschuldigen, als sich dadurch zu ernsthafter und wirklicher Buße und Bekehrung treiben zu lassen.

So kommt es denn, daß hier in Afrika der Geiz, das Lügen, das **Stehlen**, der unendliche Schmutz und die unglaubliche Liebe an Unordnung, **Faulheit** und Zeitvergeudung[1]) auch von den Neubekehrten kaum als ein **Unrecht**, das wirklich im höchsten Grade zu verabscheuen und zu bestrafen sei, angesehen wird, wenn sie auch nicht umhin können, wenigstens in etwa dem beständigen Drängen des Missionars nachzugeben. Immer wieder wird als letzte Instanz und letzte Entschuldigung angeführt: Ja wir sind nun einmal so. Ja so groß ist die Macht des hier im Lande herrschenden Geistes, daß auch der Europäer sich dagegen zu wehren hat, daß er nicht den von Jugend auf angewöhnten sittlichen Maßstab verliert und gegen das Häßliche und Abscheuliche solcher Nationallaster nicht mehr in der rechten Weise reagiert. So hört man wohl in Südafrika auch von englischen Beamten und Richtern es aussprechen, daß man die Diebstähle und ähnliche Verbrechen der Afrikaner nicht so sehr hart bestrafen und als so große Verbrechen ansehen dürfe, denn die Leute wären es nun einmal nicht anders gewohnt und hielten es nicht für etwas besonders Böses. Was ist es da zu verwundern, wenn auch einzelne Missionare auf manche „unberechtigte" Eigentümlichkeit der Afrikaner zu reagieren aufhören und sich und ihre Gemeindeglieder damit entschuldigen, „daß es nun einmal in Afrika nicht anders wäre".

Viele suchen ihre alte Gewöhnung und die neue Lehre auch in der Weise mit einander zu versöhnen, daß sie sich für ihre Person vielleicht möglichst vor wirklicher, grober Sünde hüten, daß sie aber nicht viel dagegen haben, wenn ihre Verwandten, Freunde und Dienstleute auf allerlei schlechten Wegen zu etwas zu kommen suchen und scheuen sich wohl auch nicht, selbst von solchen Sünden ihrer Bekannten Vorteil zu ziehen und zu versuchen, sich vor ihrem Gewissen damit zu entschuldigen, daß sie doch selbst nichts Böses gethan. So hütet sich der christliche Herr sehr wohl, selbst zu stehlen; wenn aber seine Untergebenen, Dienstleute und Knechte auf diesem in Afrika nicht ungewöhnlichen Wege sich zu dem wenigen, was der Geiz des Herrn ihnen gönnt, ihre Kost und ihren Lohn aus der Herde und dem Garten des Nachbars holen, so kann er sich natürlich nicht im geringsten in seinem Gewissen über das beschwert fühlen, was diese bösen Heiden thun; und wenn der Nachbar zufälliger Weise der Missionar selber ist, so ist das Unrecht sicher nur desto geringer, da der Missionar als der geistliche Vater

---

[1]) In andern Gegenden gilt das hier Gesagte wohl von andern Nationallastern, dem Spielen, Trinken, Opiumrauchen ꝛc.

der Station doch eigentlich wenigstens etwas zum Unterhalte seiner Kinder beitragen müßte. Oder aber eine christliche Frau hat es recht wohl verstanden, daß sich für sie Ehebruch und Hurerei nicht mehr schickt. Nun kommt aber ein Händler mit allerlei begehrenswerten Sachen auf die Station, die man gerne hätte, für die man aber kein Geld ausgeben will. Kurz entschlossen putzt sie ihre Magd mit ihren besten Kleidern aus und schickt sie in ihrem Namen zu dem Fremden, um so oder so etwas zu verdienen. Hinterher sind dann alle wie aus den Wolken gefallen, daß dergleichen auch nicht recht sein soll, da doch nicht die Christin gesündigt, sondern die Heidin nur einfach der heidnischen Sitte gefolgt.

Natürlich habe ich mit dem allen nur den Durchschnitt zu zeichnen versucht. Wo einzelne aus den Heiden eine besondere Erziehung durchgemacht haben, werden auch besondere Resultate nicht ausbleiben, zumal bei solchen, welche vielleicht von klein auf im Hause von Europäern oder Missionaren aufgewachsen sind. Bei diesen ist dann das geistige Leben mehr entwickelt, das Verständnis mehr geöffnet, und die Bekehrung auch tiefer gehend als sonst, leider aber auch oft genug das Verderben und die Heuchelei größer als bei dem Durchschnittsheiden. Die besten aus den Neubekehrten sind aber meist diejenigen, auf welche die neue Lehre und das neue Leben zunächst einen solchen Eindruck machte, daß sie zum Widerstande und zu offener Feindschaft gegen dasselbe gereizt wurden. Wenn dann solche ihren ersten Widerwillen überwinden und sich doch noch zum Christentum kehren, scheinen sie in Wahrheit tiefer ergriffen zu sein.

Aber bei den meisten macht dem Missionar es das Herz besonders schwer, wenn er so wenig eigenen Trieb zum Guten und so wenig von einer wirklich lebendigen Liebe und Dankbarkeit bei seinen Gemeindegliedern sieht. Er kann vielleicht nicht darüber klagen, daß diese Christen ungehorsam sind, wo ihnen direkt etwas befohlen wird. Aber es ist ja leicht zu begreifen, wie die wenigsten Missionare Lust haben, immer wieder und immer wieder jede Kleinigkeit selbst anzuordnen, und wie sie ja alle wissen, daß etwas Geringes, aber freiwillig aus dankbarem Herzen dargebracht, viel mehr wert ist als etwas Großes, das geleistet wird, weil es befohlen ist. Und immer wieder überkommt den Missionar das Gefühl: ja so lange ich hier bin, geht es wohl alles gut, aber was wird hernach werden, wenn diese Gemeinde einmal sich selbst überlassen werden muß?

Sonach könnte allerdings auf vielen Missionsgebieten durchaus nicht davon gesprochen werden, daß die Neubekehrten sehr tief gegründet seien; die Bekehrung ist zunächst in den allermeisten Fällen nur oberflächlich.

Damit ist dann allerdings wenig gewonnen, werden viele sagen und vielleicht auch meine Worte als einen Beweis gegen den Erfolg der Missionsarbeit anzuführen versuchen. Aber ich betone, wenn der Erfolg auch nur oberflächlich erscheint, vorhanden ist er dennoch; ja man könnte vielleicht noch mehr sagen, das Gröbste ist schon gethan, an dem rauhen Felsblock sind schon die Schläge genug zu merken und schon genug hinuntergehauen, daß man wenigstens von ferne ahnen kann, was die weitere Arbeit wird leisten können.

Ein jeder, der zum ersten male von Europa kommend eine ältere Missionsstation besucht, ist sicher verwundert gewesen, alles so zu finden, wie es ihm nun vor Augen liegt. Je weniger man in Europa einen richtigen Begriff davon hat, worin eigentlich die Wildheit der „Wilden" besteht, desto mehr wird er erstaunen, wie civilisiert alles aussieht; er wundert sich, die schwarzen Leute so wohl gekleidet zu sehn; wie in dem Häuserbau, in der Anlage des Ganzen eine gewisse Ordnung herrscht, wie er von allen Seiten freundlich gegrüßt wird, wie alles dem europäischen Wesen und Treiben so sehr ähnlich ist, wie alle Verschiedenheit nur in dem Klima und den allgemeinen Landesverhältnissen begründet und alles so harmlos und gutmütig zu sein scheint.

Und wiederum derjenige, der von einer Missionsstation aus in die wirklich wilden Heidenländer reist, wird beim Zurückkehren auf die Station die Veränderungen zum Guten nie verkennen, und auch wenn sein Auge scharf genug ist, alle Schwachheiten einer solchen Station zu entdecken, er wird doch immer Gott danken, daß er wieder unter „Menschen" ist.

Was, glaube ich, besonders jedem auf der Missionsstation zunächst auffällt, ist die anständige Ruhe die dort herrscht. Während derjenige, der in einen heidnischen Ort kommt, bald von allen Seiten belagert und von allen Seiten um alles mögliche angelaufen wird, daß es ihm bald scheint, als hätten die Leute gar kein anderes Geschäft, als den Fremden zu plagen; während es dort fast unmöglich scheint, die Leute auf andere Gedanken zu bringen, als auf die, die sie gerade bewegen, kann der Fremde auf der Station viel ruhiger seines Geschäfts, seiner Sachen warten, und sollte das Getümmel um ihn einmal allzugroß zu werden drohen, so bringt leicht die Ankunft des Missionars wieder einigermaßen Ordnung in das Ganze, ohne daß dieser etwas besonderes zu sagen und zu thun nötig hat. Auf der Station haben die Leute eben einigermaßen gelernt ihre Leidenschaften zu zügeln, das merkt man überall. Wenn auch davon keine Rede

sein kann, daß die Leidenschaften zumal die wirklich bösen, etwa ganz verschwunden sind, so ist doch offenbar, daß alles Unanständige und Freche aus der Öffentlichkeit in die Heimlichkeit zurückgedrängt ist. Damit ist freilich der Einzelne noch wenig gebessert, wenn er sich gezwungen sieht, das was er bisher öffentlich und ohne alle Scheu getrieben, nun im Finstern und verstohlen zu thun. Wo wie in Europa die Gesetze des äußern Anstandes so ziemlich in Fleisch und Blut übergegangen sind, da wird der heimliche Sünder, der der angewöhnten Schranken im Innersten überdrüssig, Schleichwege sucht, um seiner Sünde fröhnen zu können, ohne doch äußerlich Anstoß zu erregen, als ein recht arger, verstockter Heuchler angesehen werden müssen. Aber hier unter den Heiden liegen die Verhältnisse anders, die Sitte verbot ja vor alters nicht Sünde und Schande. Man braucht ja nur die alten Briefe und Aufzeichnungen der ersten Missionare durchzusehen, um zu finden, wie wenig sich die „Wilden" genirten, angesichts der Missionare ihr innerstes Wesen und ihres Herzens Gedanken zu offenbaren, wie wenig sie sich scheuten, allen Schmutz ihrer Sprache vor seinen Ohren sich zuzuschreien. Aber jetzt ist das etwas anders geworden, und wie die Fledermäuse ohne gejagt zu werden vor dem Licht des Tages fliehen und ein Versteck aufsuchen, so hat sich ohne äußern Zwang im Lichte des Evangeliums eine neue Sitte gebildet.

Das ist doch ohne Zweifel ein Erfolg und gewiß kein geringer. Das neue unter der Zucht dieser neuen Sitte heranwachsende Geschlecht sündigt nicht mehr so naiv, wie seine heidnischen Väter und Mütter einst sündigten, sondern es fühlt mehr oder weniger und wird durch den Zwang der nun vorhandenen Sitte immer wieder daran erinnert, daß das in der Heimlichkeit und Finsternis vollbrachte wirklich ein Unrecht ist, und die Stimme des Gewissens beginnt anzuklagen und den Sünder zu wirklicher Buße zu reiben. Wenn auch vieles von der neuen Sitte sich auf bloße Äußerlichkeiten zu beziehen scheint, so ist dennoch nichts unwichtig. Die Sitte, am Sonntag in reinen und bessern Kleidern zu erscheinen, zwingt zur Ordnung und Reinlichkeit. Und so bequem auch Unordnung und Unreinlichkeit dem heidnischen Geschlecht zu sein schien, wer sich einmal an ein besseres Leben gewöhnt hat, lernt doch allmählich die Vorteile des neuen schätzen. Die Gewöhnung der Kinder zur Schule, der älteren an die Arbeit muß auch dahin wirken, daß der Gesichtskreis wenigstens etwas erweitert wird, und dient dazu, den Geist auf einzelne bestimmte Punkte zu richten. Der vorhin beschriebene Katechumen mit dem Buche in der Hand wird vielleicht zunächst nur wenig aus dem Buche selbst lernen, aber es wird doch dem

absoluten Müssiggang, dem sich diese Heiden gerne hingeben, wenigstens auf Stunden gewehrt, und die Lasterschule der Faulheit jeden Tag wenigstens um einige Stunden verkürzt. Und das alles muß dazu beitragen, um das verkommene Geschlecht wenigstens auf etwas Besseres vorzubereiten. Während vorher alle rechtlichen Streitigkeiten rein nach Willkür entschieden wurden, und es niemand einfiel, darin etwas Böses zu finden, so fängt nun je mehr und mehr durch den Einfluß des Missionars sich das Bewußtsein Bahn zu brechen an, daß doch eigentlich gewisse Dinge immer Recht und gewisse Dinge unter allen Umständen Unrecht seien. An dem Missionar sehen die Heiden zuerst, daß jemand nicht bloß nach augenblicklicher Erregung und nach augenblicklichen Vorteilen sein Handeln einrichtet, sondern sie sehen hier jemand konsequent nach bestimmten Prinzipien handeln. Es ist für den Europäer unglaublich, wie nagelneu und wie auffällig diese Sache den heidnischen Nationen ist, und wenn sie sich auch allmählich daran gewöhnen, ältere Missionare immer nach denselben Grundsätzen entscheiden zu sehen, so wird doch jeder neue Missionar auf eine harte Probe gestellt, ob er auch wirklich einer dieser wunderbaren Menschen ist, die nichts aus Gefälligkeit, sondern alles nach ihrem Gewissen thun; auf jede Weise wird er versucht und wird probiert, ob er nicht doch irgend wie zum Schwanken gebracht werden kann, und wehe dem, der sich irgend wie imponieren, beeinflussen oder ängstlich machen läßt, er wird es nie zu wirklicher Autorität bringen. Und der Volksmund teilt die Missionare sehr bald in gute d. h. solche, die mit sich reden lassen, und in böse d. h. solche, die fest auf ihrem Stück bestehen und denen man deshalb gehorchen muß. Wenn nun auch oft genug nur die Rücksicht auf den Missionar der Gerechtigkeit zum Siege verhilft, wenn auch andererseits oft genug gegen besseres Wissen entschieden wird, ein gewisses Rechtsgefühl bricht sich allmählich doch Bahn, und der Stachel im Herzen bleibt bei denen zurück, die beim Unrecht verharren.

Und daß dem so ist, daß es auf den Missionsstationen wesentlich anders zugeht, als unter den wüsten Heiden, wird man auch durch die Berichte der Reisenden, welche sonst der Mission feindlich gegenüber stehen, bestätigt finden. Man lese doch einmal diese Berichte genauer und man wird finden, daß viele dieser „Entdecker“ sich gar nicht weiter in das wüste, wilde Heidenland hinaus wagen, als so weit sie an den Stationen der verhaßten Missionare einen Stützpunkt finden. Und während ihre Tagebücher über die Ereignisse, die sie außerhalb der Stationen erlebten, meist voll von Klagen über das unverständige, unverschämte und

zudringliche Benehmen der Eingebornen sind, so hört man wenig oder nichts davon mehr, sobald sie auf einer Station Ruhe genug finden, um zu sich zu kommen und auch über das Thun und Treiben des Missionars und den geringen Erfolg seiner Arbeit und die Thorheit und Heuchelei seiner Bekehrten spotten zu können. So macht denn manch ein solcher „Entdecker", der für die Mission und das Christentum überhaupt nichts anderes als nur Spott übrig hat, gerne die Missionsstation zum Hauptquartier seiner Forschungen und muß damit, wenn auch wider Willen, Zeugnis für die alte Wahrheit ablegen, daß unter dem Krummstab gut wohnen sei.

Ähnlich der Händler. Auch derjenige, welcher so viel wie möglich dem Missionar entgegenarbeitet und auch wiederum ganz gut weiß, daß der Missionar ihm nicht freundlich gesinnt ist und nicht freundlich gesinnt sein kann, er legt doch sein Verkaufhaus und seine Packkammer nicht gern allzuweit von der Station selbst an, und legt sich lieber in der Nähe des Missionars selbst Beschränkungen auf, als daß er aus solcher schutzbringenden Nähe fortginge.

Man könnte den ganzen Erfolg so beschreiben. Das Gewissen und das innere Leben der einzelnen neu Bekehrten ist zwar noch nicht sehr entwickelt, aber der Missionar ist das Gewissen der Station, und wo er erscheint und soweit sein Auge reicht, ist allerdings Bekehrung vorhanden. Und je mehr er selbst der Phrase abhold und in der Wahrheit des neuen Lebens gefestigt ist, desto mehr wird es auch seine Gemeinde sein.

Der aufmerksame Leser wird einsehen, daß dieses Verhältnis, daß der Zustand der Gemeindeglieder wesentlich durch die Gegenwart des Missionars bedingt ist, zwar eine ziemliche äußerliche Ähnlichkeit mit Augendienerei hat, aber in Wahrheit ist es doch als ein Fortschritt anzusehen, denn es ist meist nicht ein bewußtes Zurückversinken in einen frühern schlechtern Zustand, sondern im Gegenteil ein wenn auch nur zeitweiliges sich Erheben in einen neuen, bessern. Und wenn es möglich ist, bei diesem Fortschreiten zu bleiben, besonders wenn die Missionare selbst niemals mit dem schon Erreichten sich zufrieden geben, sondern sich selbst anhalten und auch angehalten werden, immer noch mehr zu verlangen, dann wird sich die neue Sitte immer mehr bessern und befestigen, und mit der Schärfung der Gewissen wird auch eine immer wahrhaftere Reue und Buße, und eine immer tiefer gehende Bekehrung vorhanden sein.

Und dabei ist es wichtig, festzuhalten, daß die erwähnten Wirkungen der Missionsarbeit und diese erwähnten ersten Zeichen eines Erfolges sich

nicht nur auf die sogenannten Bekehrten, auf die in den Statistiken der Berichte gezählten Christen und Katechumenen beziehen. Die Bedeutung des Errungenen, dieses, wie gesagt, zunächst nur oberflächlich erscheinenden Erfolges, erstreckt sich ohne Zweifel weit über die eigentliche Gemeinde heraus. Auch die Heiden können sich der Einwirkung der Missionsarbeit nicht entziehen. Wenn auch viele aus einem oder dem andern Grunde von der Taufe sich zurückhalten, und ich glaube, man darf annehmen, daß es in den allermeisten Fällen noch keine bewußte Feindschaft gegen das Christentum, sondern nur ebenso äußerliche Gründe sind, wie die, die in einzelnen das Verlangen, getauft zu werden erwecken, wenn dem auch so ist, so kommen doch auch sie unvermerkt unter die Herrschaft der neuen Sitte, auch in ihren Gedankenkreis kommen neue Anschauungen hinein, und mögen sie wollen oder nicht, sie können sich dem neuen Geiste nicht verschließen. Und je länger je mehr kommt es zum Vorschein, daß wenn auch viele gerne als Heiden gelebt haben, so wollen sie doch wenigstens als Christen sterben und auf dem Sterbebette getauft sein. Es würde zu weit führen, wenn ich versuchen würde, alles im einzelnen darzulegen, worin sich manifestiert, daß auch die Heiden von der Missionsarbeit ergriffen sind, auch gestehe ich offen, daß es über meine Kräfte geht. Indem ich nur ganz kurz daran erinnere, wie auch in den Berichten indischer Missionare öfters darauf hingewiesen wird, wie unter dem Einfluß der Missionsarbeit sich nicht nur einzelne bekehren, sondern wie auch je länger je mehr das so feste Gebäude des Heidentums und des Kastenwesens zu zerbröckeln anfängt, will ich nur einige, Afrika besonders betreffende, Punkte hervorheben.

Da ist sicher einer der großartigsten Erfolge in dieser Hinsicht folgender. Zwar lehrt die allgemeine Religionsgeschichte: Kein Volk war je und ist noch ohne alle Erinnerung davon, daß es einen höchsten Gott giebt, neben und über den vielen Einzelgöttern. Auch bei den Bantuvölkern d. h. den schwarzen Einwohnern Südafrikas ist das Bewußtsein des einen unsterblichen Gottes wohl nie ganz erloschen, hat sich auch nie in der Weise, wie bei den Indogermanen und Chinesen mit dem Ahnen- und Dämonendienst vermischt. Aber was schon Strabo von den Äthiopen berichtet, daß sie einen unsterblichen Gott glauben, *aber sich nicht viel um ihn kümmern*, dasselbe gilt von allen Heiden wohl ziemlich allgemein bis auf diesen Tag. Keines der Bantuvölker hat seinen Namen des höchsten Gottes (Nyambi Kalunga) ganz vergessen, aber so wenig war davon mehr bekannt, daß die ersten Missionare, die zu den

Herero oder zu den Betschuanen kamen, lange, sehr lange nichts von diesem alten Gottesnamen hörten, und nur von den Alten, den verstorbenen Ahnen (Bakuru, Molimo) etwas vernahmen, und erst künstlich neue Worte für Gott sich ausdenken und einführen zu müssen glaubten. Aber als nun die Missionare sich abmühten, begreiflich zu machen, um was es sich handele, als sie immer wieder und wieder von dem einen, höchsten Gott sprachen, da tauchte auch der alte Gottesname wieder aus der Vergessenheit empor und die Missionare waren überrascht eines Tages zu hören: das, was ihr uns als etwas ganz neues erzählt, das haben wir schon vor alters von unsern Vätern und Großvätern gehört, und so unglaublich erschien vielen von ihnen die Sache, daß sie erst durch weitere historische und sprachliche Forschungen von der Wirklichkeit dieser Tradition überzeugt werden konnten. Jetzt wird es nun wieder je länger je mehr zum Gemeingut des ganzen Volkes, der Christen wie der Heiden, an den Einen Gott zu gedenken, der über alle wacht, der alles sieht, der alles weiß, der alles gemacht hat, vor dessen Leben alle verstorbenen Geister nur Gespenster, vor dessen Macht alle Zauberer, alle Toten- und Schlangenbeschwörer nur Lügner sind.

Daß das Gottesbewußtsein auf diese Weise im Volke wieder lebendig gemacht wird, ist ein Erfolg, der nicht um deswillen geringer wird, weil er nicht in Zahlen angegeben und in die Statistiken aufgenommen werden kann.

Ein anderes. Es ist niemand zweifelhaft, wie viel die Monogamie höher steht als die Polygamie. Auch der blindeste Heide merkt es, wenn er sieht, wie des Christen Werft voll von Kindern zumal von Söhnen wird, dem gegenüber er trotz seiner vielen Frauen wie ein dürrer Baum erscheint. Wenn nun auch zunächst nur die wenigsten geneigt sind, all den Schaden auf sich zu nehmen, den sie erleiden, wenn sie ihre Frauen entlassen, so wird es doch je länger je mehr unwiderleglich, daß die alte Sitte nur eine Unsitte ist, und die heilige, unverletzliche Einehe des Christentums muß als das einzig Berechtigte angesehen werden. Der alte Heide, der selbst das Opfer dem Christentum nicht bringen will, sieht es nicht ungern, wenn seine Söhne sich von den alten Fesseln freimachend, dem neuen Wesen sich hingeben. Wenn nun auch dadurch, daß die Monogamie als das höher Stehende anerkannt und angenommen wird, die Unsittlichkeit und der Ehebruch nicht aus der Welt geschafft wird, so kann sich doch jetzt erst ein wahrhaft menschliches Familienleben entwickeln, das auf Gatten und Kinder die verschiedenartigsten und eindringendsten erziehlichen Wir-

kungen ausübt. Viele neue Seiten des Geistes und Seelenlebens, der Liebe, der Treue, der Hingebung müssen sich auf dem Boden der monogamischen Familie wie von selbst entwickeln, während bei der Polygamie Rücksichtslosigkeit, Tyrannei, Streit, Eifersucht, Neid und Haß permanent das Familienleben zerrütten. Bei den Bantuvölkern war es so ziemlich zur feststehenden Sitte geworden, mit dem Vater- und Mutternamen nicht bloß Vater und Mutter, sondern auch deren Geschwister und Verwandte anzureden, daß auch Geschwisterkinder und entferntere Verwandte sich Brüder und Schwester nennen. Es ist nicht nötig, weiter auszuführen, welche sittliche Verwirrung einreißen muß, wenn so die auf Erden heiligsten Namen mißbräuchlich angewandt und ihres heiligen Inhalts beraubt sind. Erst durch den Einfluß der christlichen Sitte kommt der Name des Vaters, der Mutter, des Bruders, der Schwester wieder zu Ehren und fängt an, die vollere Bedeutung wieder zu erlangen.

Ein drittes. Es ist ja bekannt, wie geringen Wert für den natürlichen Menschen ein Menschenleben hat. Wenn auch die Familienbande ihn ab und zu hindern, der angebornen Grausamkeit freien Lauf zu lassen, so wird er, wenn die Laune ihn treibt, desto ärger gegen Fremde, Sklaven und Feinde wüten. Nun kommt ihm das Wort Gottes dazwischen und verkündet ihm die neue und unerhörte Lehre, daß alle Menschen vor Gott gleich und unter einander Brüder seien, daß ein jedes Menschenleben einen ungeheuren Wert hat. Das ist dem Schwarzen (welcher sich übrigens vielleicht noch viel höher über den Weißen erhaben dünkt, als dieser über ihn) etwas durchaus neues, aber doch fühlt auch er bald, daß an der Sache etwas wahres ist, und daß es unter Umständen sehr wünschenswert wäre, wenn alle nach dieser Lehre handelten. Denn ein jeder Mensch kommt doch ab und zu in die Lage, daß er von seinen Freunden und Volksgenossen verlassen und aufgegeben, wie jener Jude auch in einem feindseligen und bisher verachteten Samariter einen Freund und Bruder wünschen muß. So dringt die neue Lehre als wie von selbst in die Herzen ein, und auch dem wilden Heiden fängt sich eine neue Welt aufzuschließen an.

Alle diese allgemeinen Veränderungen der Sitte, des Gefühls, der Gedanken, mögen es nur Auffrischungen alter, fast ganz entschwundener Erinnerungen, mögen es Vertiefungen und Veredelungen des Bestehenden, mag es das Aufleuchten neuer göttlicher Liebesoffenbarungen sein, alles spiegelt sich in den Veränderungen wieder, die die alte verkommene heidnische Sprache durch die Arbeit der Missionare mit dem Worte Gottes

erfährt. Während es am Anfang den ersten Missionaren fast unmöglich schien, auch nur die zehn Gebote und die übrigen Hauptstücke des Katechismus zu übersetzen, wird es allmählich ihnen immer leichter sich auszudrücken, und eines Tages sind sie im stande, ihren Gemeinden auch die schwierigern Stücke der Bibel in ihrer eigenen Sprache darzubieten. Denn indem die Missionare von dem Sprachschatze, welchen ihnen der Tagesverkehr bietet, unbefriedigt bleiben und nach immer adäquateren Ausdrücken für ihre Gedanken suchen, wird manches von den meisten fast schon vergessene alte Wort wieder aufgespürt und in die Bücher, in die Sprache der Schule und der Kirche wieder eingeführt, andere Worte erhalten im Munde des Missionars, der wie von selbst sie nicht in dem schlechten, heidnischen, sondern im höhern christlichen Sinne gebraucht, eine ganz andere Bedeutung, und die Heiden, welche in dem Benehmen des Missionars diesen neuen Sinn bestätigt sehen, lernen das alte Wort ganz wohl in der neuen Bedeutung verstehen, und selbst gebrauchen; schließlich, wie ich schon oben bemerkt, fängt die Erregung, in welcher diejenigen kommen, welche sich nicht ganz unempfänglich für das Wirken des Geistes Gottes zeigen, auch an, sich in originellen Redewendungen und neuen Wortverbindungen zu äußern. Alles dies wirkt zusammen, um der Sprache einen neuen Charakter aufzudrücken, und verwundert merken die Heiden, wie es ihre Sprache und doch nicht ihre Sprache ist, die sie aus dem Munde des Missionars hören, in welcher sie das Wort Gottes, die Stimme der Propheten und Apostel vernehmen.

Damit erweist es sich, wie in der neuern Zeit die Mission nicht sogleich die Arbeit eines Apostels leisten und die Erfolge eines Apostels haben kann, sondern sie hat erst die Steine und Klötze in der wilden Wüste aus dem Wege zu wälzen, und das Feld für Buße und Bekehrung zuzubereiten, ehe es verstanden werden kann, wenn sie spricht: „siehe das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt", ehe sie einen so weit bringen kann, daß er selbst dem Herrn nachfolgen, selbst das Wirken des heiligen Geistes spüren kann.

Wenn wir nun von diesem allen die Summe zusammenfassen, so stellt sich das überraschende Resultat heraus, daß der Erfolg der Mission nicht nach dem Wert und der Zahl der einzelnen „Bekehrten" zu messen ist, sondern daß er hauptsächlich darin besteht, daß auf alle, die in das Bereich der Missionsarbeit kommen, ein erweckender und belebender Einfluß ausgeübt wird, und daß wenn auch nur allmählich doch mit großer Sicherheit sich eine Veränderung der Gedanken und Sitten im ganzen anbahnt.

Statt der gehofften und erwarteten Einzelbekehrungen stellt sich als Erfolg der Mission die Anbahnung der Christianisierung der ganzen Völker heraus.

Das ist doch sicher ein Resultat, das manche überraschen wird, zumal es ein Licht auf das Stück Arbeit wirft, das noch zu leisten übrig bleibt. Denn wenn man auch hoffen durfte, mit einer verhältnismäßig geringen Zahl von Missionaren eilend einzelne durch die ganze Heidenwelt hin hie und da zu bekehren und so das Wort des Herrn Matth. 24, 14 auf irgend eine Weise zu erfüllen, wer wird erwarten, daß mit den geringen Kräften der augenblicklich vorhandenen Missionsgesellschaften sobald etwas Erkleckliches in der Christianisierung der ganzen Heidenwelt geleistet werden würde?

Und doch wird es nach dem vorhin Gezeigten offenbar sein, daß es gar nicht anders kommen konnte, als wie es gekommen ist, daß auf dem noch unvorbereiteten Heidentume zunächst keine andere Resultate als die wirklich vorhandenen sich erzielen ließen.

Denn es ist ja sicher nicht Gottes Wille, nur einzelnen zu helfen, sondern er will zunächst immer für alle Mittel und Wege bahnen, auf denen sie zu dem ewigen Leben kommen können, und dazu dürfen wir Menschen nach unsern schwachen Kräften etwas beitragen; das Auswählen zu seinem Reich und das Richten ist sein Herrscherrecht, das er zu seiner Zeit ausüben wird. Noch aber sollen die Pforten der Gnade allen offen stehen.

Wenn dem nun so ist, so ergeben sich auch wichtige Resultate für die Theorie der Missionsarbeit, und die Missionsgesellschaft, der Missionar wird am erfolgreichsten wirken, die die in den vorliegenden Thatsachen ausgesprochenen Lehren sich gesagt sein lassen und darnach ihre Arbeit einrichten, nicht nach irgend einer vorgefaßten Theorie.

Da ist es denn die Hauptsache, daß man einsieht, daß solche Christianisierung nicht sowohl durch bloßes Predigen, als durch den Umständen angepaßtes Erziehen bewirkt werden kann. Wie es die Praxis lehrt, wirkt die Mission besonders durch die Schule, d. h. nicht die Kinderschule allein, sondern durch den beständigen Unterricht, durch welchen ein Missionar seine vergeßlichen, unaufmerksamen, faulen, unordentlichen Gemeindeglieder in das Christenleben hineinübt, dadurch daß er sie wie Kinder, welche zwar lernen wollen, aber noch nicht zu lernen verstehen, auf allerlei Weise und mit allerlei Schulmeisterkünsten anhält, das zu thun, was sie

thun sollen. Und damit wird ja wohl auch das μαθητεύσατε und διδάςκοντες Matth. 28, 19 so ziemlich stimmen.

Es ist zwar an sich eine schöne Sache, nur durchs Wort wirken wollen. Aber im Licht der Thatsachen zeigt es sich hier wie überall, wie gut es ist, nicht allzugeistlich sein zu wollen. Denn auf den wilden, natürlichen Heiden kann das Wort allein unmöglich allzuviel Wirkung haben. Er ist zu sehr gewohnt, das Wort als bloße Phrase, als Höflichkeitsformel, als Lüge anzusehen, als daß er bloßen Worten Glauben schenken und Bedeutung beilegen könnte. Damit daß den Heiden allgemeine Predigten gehalten werden, wird niemand in Wahrheit bekehrt werden. Schon im häuslichen Leben macht jeder im Heidenlande die Erfahrung, wie man dieselbe Sache demselben Menschen 100, ja 1000 mal befehlen kann, ehe man sicher ist, daß er es wirklich immer so thut, wie es zu thun nötig ist, wie viel mehr im geistlichen. Aber die Art und Weise, wie der Missionar seinen Haushalt einrichtet, wie er seine Kinder erzieht, wie er sich zu seinen Nächsten verhält, das giebt dem wilden Heiden ein deutlicheres Bild von dem neuen Leben als viele Predigten, wenn es nur alles in recht ordentlicher, christlicher Weise geschieht. Dadurch, daß der Missionar bei jedem eintretenden Ereignis, mag es sein, was es wolle, seine christliche Meinung in dem Gewirre der heidnischen Stimmen geltend macht, daß er keine Gelegenheit versäumt, auf die Unterschiede des alten und des neuen Lebens aufmerksam zu machen, wird er vielmehr als durch bloßen Katechismusunterricht den Vorstellungskreis der Heiden, unter denen er arbeitet, erweitern und so einen Boden zubereiten, der tüchtig ist, auch den Samen des Wortes Gottes aufzunehmen. Wenn er so als guter Schulmeister die Woche über die nötigen Beispiele gegeben und seine Schüler ein anschauliches Bild gewonnen haben, werden sie auch die Predigt am Sonntage viel leichter verstehen, wenn er ihnen hier die Theorieen und die Regeln des Christenlebens darlegt.

Von diesen Thatsachen aus ist es auch leicht einzusehen, warum oft Missionare, die man in Europa für sehr begabt und sehr eifrig gehalten, unter den Heiden viel weniger wirken, als manche trockenen, wenig geistreich und wenig begabt scheinenden Gesellen. Denn nicht der, der in Europa eine Gemeinde von Gläubigen am besten erbaut und in einem pietistischen Kreise am besten von seinen vielfachen, geistlichen Erfahrungen zu sprechen versteht, wird auch am besten unter den Heiden arbeiten, sondern derjenige, der mit fester Hand sich selbst und seine Umgebung zu christlicher Sitte und Ordnung anzuhalten weiß. Sonach würde es sich

auch empfehlen, die Missionare in den Missionshäusern nicht bloß zu Theologen und zu möglichst tiefsinnigen Dogmatikern und Mystikern, wozu doch die meisten nicht das Zeug haben, auszubilden, sondern viel wichtiger wäre es, sie auf tüchtigen deutschen Schullehrerseminarien zu wirklichen Schullehrern von Fach ausbilden zu lassen. Es ist genug, wenn in jedem Missionsgebiet nur einzelne linguistisch und theologisch (aber nicht bloß oberflächlich, sondern wirklich) durchgebildete Leute vorhanden sind, welche dann diese theoretischen Sachen für die übrigen verarbeiten und zurechtlegen. Für das, was ein jeder Missionar auf seiner Station zunächst zu thun hat, paßt ein wohleingeübter praktischer Schulmeister ohne Zweifel viel besser, als ein tiefsinniger Theosoph.

Sonach läßt sich auch leicht einsehen, wie wenig zweckentsprechend die Pläne derjenigen sind, welche größere und schnellere Fortschritte in der Mission davon erwarteten, daß die Gemeinden aus den Heiden möglichst rasch selbständig gemacht werden und dann der Leitung ihrer eigenen Ältesten überlassen werden möchten, damit die europäischen Missionare dann freie Hand bekämen, weitere neue Gebiete in Angriff zu nehmen. Man beruft sich für dieses System darauf, daß es die Handlungsweise der Apostel war. Aber es wird dabei vergessen, daß die Apostel gar nicht darauf auszugehen brauchten um Gemeinden zu organisieren. Sie konnten sich, wie die Apostelgeschichte deutlich lehrt, immer an die schon vor ihnen vorhandene Synagogen- und Proselytengemeinde wenden, und wenn diese auch nur zum Teil das neue Evangelium ergriff, so war es doch immer eine schon wenigstens teilweise organisierte Körperschaft, die sich zur christlichen Gemeinde umgestaltete, jedenfalls wußte ein jeder, was er an seiner Stelle für Verpflichtungen dem Ganzen gegenüber übernahm, und es bedurfte sicher nur weniger Bemerkungen des Apostels, um das specifisch christliche in diesen Gemeindeorganisationen zur Geltung zu bringen. Als dann je länger je mehr die Synagoge sich weigerte, die Ausbreitung des Evangeliums zu unterstützen, nahm die Organisation der Christengemeinden auch je länger je mehr die schiefe Richtung zur Hierarchie. Und das sich sobald erhebende Gezänk und die Ehrsucht der apostolischen Bischöfe bezeugt, wie groß der Unterschied gegen früher wurde, als das Christentum in die noch mehr unvorbereiteten rein heidnischen Massen hineinzudringen anfing.

Derselbe böse Rückschlag würde auch jetzt nicht ausbleiben, zumal jetzt niemand unter diesen Heiden eine Ahnung davon hat, wie man eine selbstständige Gemeinde einzurichten hat. Und gesetzt auch, man könnte den

„Ältesten“ der neuen Gemeinden rasch die nötige theologische und kirchenpolitische Weisheit eintrichtern, so kann man ihnen doch nicht ebenso par force die nötige innere Festigkeit des Christenlebens beibringen. So lehrt denn auch die Erfahrung der neuern Mission, daß Gemeinden, die sich selbst überlassen werden mußten, meist rasch zerfielen und in das alte Wesen zurücksanken; und erst, wenn wieder von neuem Missionare in ihnen zu arbeiten anfingen, zeigte es sich, daß das Alte doch nicht so ganz vergessen und erloschen war.[1])

Aber ein Hindernis scheint dazwischen zu kommen. Wenn man die Berichte der Missionsgesellschaften mit einander vergleicht, so stimmen sie alle darin überein, daß die Kräfte schon bis auf das äußerste Maß gesteigert seien und oft schon darüber. Und nun noch mehr Missionare?[2]) Gewiß! Wo es sich um Kämpfe ganzer Völker handelt, reichen die Kräfte von Privatpersonen nicht aus, und so lange nicht das ganze christliche Volk seine Kräfte in diesem heiligen Kriege entfaltet hat, werden auch die Erfolge der großartigsten aller Aufgaben gegenüber immer nur kleinlich erscheinen. Aber die Kraft des christlichen Volkes entfaltet sich nicht nur in den Kollekten; das Geld, das einer besitzt und für Missionszwecke verwenden kann, macht noch niemand zum wirklichen Mitarbeiter an der Mission. Gesetzt auch, daß z. B. Deutschland nicht mehr Geld für die Mission aufbringen kann, als es aufbringt, hat es damit alles mögliche gethan? Ich glaube nicht. Und so wenig ich mich vermesse, in allem das Richtige getroffen zu haben, so will ich doch versuchen, die Augen der Verständigen auf einige bisher ziemlich unbeachtet gebliebene Punkte zu richten, ob nicht vielleicht auch mit diesem und jenem Stück dazu beigetragen werden könnte, den Erfolg der Mission, die Christianisierung der heidnischen Völker, noch mehr zu vergrößern.

Ich frage, was könnte noch von Seiten der Kirche dazu geschehen? Es ist ja bekannt, wie die Anfänge der neuen Mission in eine Zeit fielen, wo die meisten der im Kirchenregiment sitzenden Männer die Mission, wenn nicht das Evangelium überhaupt für etwas recht Überflüssiges hielten. So ist es gekommen, daß die Missionsgesellschaften fast gar keinen organischen Zusammenhang mit den Landeskirchen haben. Darum aber haben

---

[1]) Absoluter Selbständigkeit wird unsres Wissens nirgends das Wort geredet, sondern immer an Superintendenz der Missionare gedacht. D. H.

[2]) Wir können im folgenden dem Verfasser meist nur sehr bedingungsweise, oft gar nicht zustimmen, wollten aber seine Vorschläge doch mitteilen. D. H.

auch die Missionsgemeinden draußen unter den Heiden keinen Zusammenhang mit der heimatlichen Kirche. Dies gilt vor allem für die deutsche Mission. So wenig es sich nun empfehlen möchte, sofort vorzuschlagen, daß die Landeskirchen auch die Leitung der Missionen übernehmen möchten, so bleiben doch wenigstens folgende Forderungen:

1) Die Kirche hat zunächst dafür zu sorgen, daß ihre Diener und Glieder mit der Mission immer näher bekannt werden.

Nun werden ja freilich kirchliche Missionsstunden und Missionsfeste an vielen Orten gehalten, und zumal heutzutage wird das Missionsinteresse wesentlich durch diese kirchlichen Missionsstunden wach gehalten. So wenig es sich nun empfehlen möchte, solche Missionsstunden zwangsweise einzuführen, wo sie noch nicht gehalten werden, so wenig ist es gegen die Freiheit, wenn die Theologiestudierenden amtlich auf den Universitäten dazu angehalten würden, sich wenigstens etwas um die Mission zu kümmern. Sicher würden dann die Geistlichen noch mehr im stande sein, immer bessere Missionsstunden zu halten, sicher würden noch mehr von ihnen anfangen, sich für die Mission ernstlich zu interessieren. Der Stoff, betreffend die neuere Mission, ist allerdings schon so weit angewachsen, daß eine eigene Professur für Völkerkunde, Religionsgeschichte und neuere Mission auf jeder Universität den Forderungen der modernen Wissenschaft ganz entsprechend wäre. Und wenn die staatlichen Mittel zur Fundierung einer eigenen Stelle nicht beschafft werden könnten, sollte nicht wenigstens in einigen Universitätsstädten jemand zu finden sein, der aus Liebe zur Mission einige Kollegien dieses Faches den Studenten anbietet, zumal wo, wie in Leipzig, Berlin, Basel, Missionsgesellschaften ihren Sitz in einer Universitätsstadt haben? Und wenn die Examinatoren aus Missionsinteresse, etwa in der Kirchengeschichte, die Examinanden regelmäßig auch etwas über die neuere Mission fragen würden, so würde sicher die Bekanntschaft mit ihr unter den Studenten und Kandidaten, die jetzt doch meist recht mangelhaft ist, rasch zunehmen.

Freilich wird in unserer Zeit niemand mehr glauben, daß er eine wirkliche Kenntnis in der Missionswissenschaft aus dem Studium der Berichte allein erlangen kann, wenn er nicht selbst etwas von der modernen Mission mit eigenen Augen gesehen hat. Aber ist es denn wirklich ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß wenn nicht aus allgemeinen Kirchenmitteln, so doch aus Privatfonds ein Reisestipendium gestiftet würde, damit auch ab und zu ein tüchtiger Theologe zu seiner nähern Instruktion wenigstens einige Missionsgebiete bereiste, wie man die Maler nach Rom

schickt und die Musiker nach Paris? Auf diese Weise würden nicht nur Leute ausgebildet werden, welche wirklich im stande sind, etwas Bedeutendes aus der Mission dem christlichen Publikum zu berichten, sondern sicher würde auch immer wieder neues Licht für die Missionsarbeit selbst aus solchen Forschungen gewonnen werden. Und auch die heimatliche Kirche selbst würde nicht ohne Segen dabei bleiben; denn auch viele Verhältnisse daheim lassen sich von den fernen Missionsgebieten aus in einem ganz neuen Lichte ansehen.

2) Es würde ferner für die Missionsarbeit von großem Nutzen sein, wenn die Missionsgesellschaften von der Kirche aus kontrolliert würden.

Für die Arbeit unter den Heiden wäre eine solche Kontrolle und Visitation von der größten Wichtigkeit. Wie es jetzt steht, ist in der Regierung der Missionsarbeit viel Willkür, es sind wenig wirkliche Vorschriften vorhanden,[1]) und das Meiste wird obendrein von der Heimat aus nur brieflich angeordnet. Und so gut und wichtig das, was geschieht, auch für die Missionare sein mag, die Gemeinde aus den Heiden sieht und merkt nichts davon, daß irgendwo eine höhere Instanz vorhanden ist. Wie vieles, was ein einzelner Missionar nur mit Mühe einrichten und durchführen kann, würde sehr leicht und schnell abgemacht sein, wenn ein Abgesandter der heimatlichen Kirche auch die volle Wucht des großen Körpers, dessen Wort zu überbringen er berufen ist, in die Wagschale legen möchte. Die Unkosten solcher Kommissionen und Visitationen würden sich leicht bezahlen, da die kirchlichen Beiträge aus den neuen Gemeinden rasch steigen würden, sobald sie sähen, daß sie es nicht nur mit dem Privatverlangen eines einzelnen Missionars, sondern mit den ernsten Forderungen einer großen Gemeinschaft zu thun haben. Und auch die Missionare selbst würden in Erwartung einer solchen unparteiischen Visitation und Kontrolle sicher sich noch mehr bemühen, ihr Bestes zu thun, sich selbst, ihre Familie, ihre Station in Ordnung zu halten. Und manche Schäden, über die bis dahin leicht hinweg gesehen wurde, würden rasch gebessert werden, wenn sie von einer höhern Autorität gerügt und als Schäden hingestellt würden.

3) Es kommen in den Heidengemeinden viele wichtige Fälle vor, betreffend kirchenpolitische und juristische schwierigere Fragen; öfters weiß sich der Missionar in Schul- und Kirchenangelegenheiten, zumal betreffs

[1]) Ist zu einseitig geurteilt. Hier scheint dem Verf. doch nicht Material genug zu einer gerechten Abwägung zu gebote gestanden zu haben. D. H.

Ehesachen nicht zu helfen, und er würde gerne um Rat fragen, wenn er nur wüßte, bei wem. Bis jetzt steht ihm offiziell nur eine Anfrage an die Missionsdeputation offen. Da möchte es sicher eine große Hilfe sein, wenn auch von der Kirche aus den Missionaren bestimmte Fachmänner genannt würden, an die sie sich in solchen Fällen zu wenden hätten, und welche offiziell befugt wären, ein endgiltiges, entscheidendes Wort in solchen Fällen zu sprechen. Aus der Not der Missionspraxis heraus mache ich solche Vorschläge, und derjenige Mann, der bereit wäre, einige Stunden in jedem Monat für solche Arbeit zu opfern, würde der Missionsarbeit viel nützen und den Missionaren manche Sorge und Angst abnehmen können, und auch er selbst würde, glaube ich, bei solcher Arbeit um manche wichtige Erfahrung reicher werden.[1])

Ebenso könnte von Sachverständigen in Europa den Missionaren große Hilfe in sprachlichen Arbeiten geleistet werden. So existiert ein schönes Zeugnis von der Treue, mit welcher Wallmann als Missionsinspektor seinem Werke vorstand, eine Grammatik der Namaquasprache, welche er, ohne je diese schwierige Sprache sprechen gehört zu haben, für die Namaqua-Missionare auszuarbeiten gewußt hat, und die noch heute, trotz allen Fortschritten in der Kenntnis dieser Sprache, den Forschungen zu grunde gelegt werden muß. Warum könnten dergleichen Fälle nicht häufiger vorkommen?

Eine solche offizielle Kontrolle der Missionsarbeit von Seiten der Kirchenbehörde würde aber auch sicher nicht verfehlen, die Liebe zur Mission in der heimatlichen Gemeinde immer mehr zu erwecken. Denn sicher würden durch solche Verhandlungen noch mehr Gläubige als bisher mit den Details der Arbeit näher bekannt, manches Bedürfnis würde offen aufgedeckt werden, und wer würde nicht gerne helfen, wo er wirklich ein Bedürfnis sieht. Während jetzt die Wahrheit der Missionsberichte nur durch die Subjektivität der Missionare bezeugt wird, würde mancher bisher Zweifelhafte durch die amtliche Kontrolle überwunden und dem Werke genähert werden.

In dieser Weise könnte noch manche Hilfe durch die Kirche der Mission geleistet werden, ohne daß es nötig wäre, von neuem allzuviel Geld aufzubringen, oder an der jetzigen Organisation der Kirche selbst etwas zu ändern. Ähnlich wird es sich auch machen lassen, daß der christliche Staat noch viel zum größern Erfolg der Mission beitragen kann, wenn

---

[1]) Abgesehen von allen sonstigen Bedenken, wo sollen diese fachkundigen Männer zu finden sein, wenn nicht in den Missionsdirektionen? D. H.

nur die Missionsfreunde sich die Mühe geben wollten, die vorhandenen Kräfte der Mission dienstbar zu machen.

Dies wird sicher vielen erstaunlich klingen. Aber niemand wird meinen, daß ich darin ein Heil für die Mission sehe, wenn etwa Deutschland seine Heere ausschicken wollte, um in mittelalterlicher oder mohamedanischer Weise die Heiden unter das Kreuz Christi zu zwingen. Das sei ferne. Auch das ist nicht gemeint, daß die Staatskasse etwa auf die eine oder die andere Weise dem Deficit in den Missionskassen aufhelfen solle, dergleichen gehört nur den Forderungen vergangener Zeiten an. Aber der christliche Staat wird es doch ohne Zweifel als seine Pflicht ansehen, überallhin zu sorgen, daß seine Angehörigen in Ruhe und Frieden leben können. Und wir können Gott nicht genug dafür danken, daß nun auch Deutschland Macht hat, um überallhin auf der Erde alle Deutschen zu beschützen. Und sicher hat doch der Missionar in Asien und Afrika dasselbe Anrecht, beschützt und berücksichtigt zu werden wie der Kaufmann und Entdeckungsreisende, zumal er oft genug mit seiner stillen Arbeit auch dem Handel und der Wissenschaft die Wege bahnt.

Ich bin weit entfernt, unsere Reichsregierung dafür verantwortlich zu machen, daß es an vielen Stellen auszusehen scheint, als ob der deutsche Missionar unter den Heiden rechtlos der Willkür irgend welcher Wilden in die Hände überliefert ist. Die frühere Zerrissenheit Deutschland hat es sicher mit verschuldet, daß in vielen dieser zerstreuten Reichsangehörigen das mutlose Gefühl der Verlassenheit und Hilflosigkeit noch immer herrscht. Es würde gut sein, wenn das anders würde. Denn so sicher als es für den Missionar Pflicht ist, daß er soviel wie möglich mit den Heiden, unter denen er lebt, im Frieden und auf gütlichem Wege auszukommen sucht, so sicher ist es auch, daß es Zeiten und Umstände giebt, wo auch der Missionar den Schutz seiner ihm von Gott geordneten Obrigkeit anzurufen das Recht und die Pflicht hat, wie auch Paulus sein: civis Romanus sum, zur rechten Zeit anzubringen wußte. Vielleicht daß auch diese Zeilen dazu gesegnet werden, um die Leiter des Staates und der Mission darauf aufmerksam zu machen, daß sie die Missionare wissen ließen, wo und wann sie ihr Recht als Angehörige ihres Staates geltend zu machen haben.

Dazu kommt noch ein anderes. Je länger je mehr wird es allen näher Beteiligten zur Gewißheit, daß, zumal unter uncivilisierten Völkern, wie hier in Afrika, nicht nur durch theologisch gebildete ordinierte Missionare missioniert werden kann und muß, sondern daß die Arbeit dieser Missionare desto wirksamer wird, je mehr auch Kolonisten, Hand-

werker, Ackerbauer, Kaufleute mit ihnen zusammen arbeiten. Denn mit jedem christlichen Europäer, der unter den Heiden arbeitet, wird ja die Verbindung des wilden Heidenlandes und der schon christianisierten Welt immer enger, der christliche Einfluß immer stärker und der Bestand der Mission immer gesicherter. Wenn auch dasjenige, was bis jetzt von Seiten der Missionsgesellschaften geschehen ist, nur als einzelne, zum Teil verunglückte Versuche angesehen werden müssen, so ist es doch ohne Zweifel, daß allmählich die rechten Formen werden gefunden werden. Jedenfalls ist eine richtig geleitete Auswanderung (wenn nun einmal ausgewandert werden muß) für die weitere Ausbreitung der Mission von der größten Bedeutung. Aber es wird schwierig, wenn nicht fast unmöglich sein, in viele der von der deutschen Mission besetzten Gebiete Auswanderer zu rufen, so lange nicht Ernst damit gemacht wird, denselben auch jeden möglichen staatlichen Schutz zu verschaffen, damit sie in Ruhe und Frieden ein geruhiges und stilles Leben führen können.

Und wenn nun das deutsche Reich nicht in egoistischer, habsüchtiger, doppelzüngiger Kolonialpolitik, sondern mit vollem Ernste und mit voller Ehrlichkeit zum Schutze seiner Angehörigen auch mit den wilden Völkern die nötigen Verträge schlösse, wenn es so diesen heidnischen Nationen ein großartiges Beispiel geben möchte, wie man Vertrag und Bund halten muß, wie man für das Recht seiner Angehörigen fest und sicher sorgen kann, ohne doch jede Ungerechtigkeit derselben in der Weise der Heiden gutzuheißen, so würde doch sicher vor den Heiden ein Bild entfaltet, wie es nie durch den Mund oder das Werk eines einzelnen Missionars geschehen kann. Dann erst würden diese Heiden und viel besser als durch irgend eine Predigt verstehen lernen, daß Gerechtigkeit ein Volk erhöht, daß auch sie vielleicht dürsten würden nach Gerechtigkeit.

Es wird erzählt, daß auch früher ein deutscher Kaiser es nicht verschmäht hat, das Weihnachtsevangelium dem Volke vorzusingen: Exiit edictum a Caesare Augusto —, hier ist Gelegenheit es zu thun, würdig des höchsten Herrschers auf Erden. Sollte dieser Traum eines deutschen Missionars nie in Erfüllung gehen?

Der Buddhismus.

Von P. Wurm.

(Schluß.)

III. Die Grundzüge der buddhistischen Lehre.

a. Das Weltübel und seine Ursache.

Die Existenz der ganzen Welt ist vom Übel, — diesen Grundgedanken, welchen der moderne Pessimismus in unserem Jahrhundert wieder aufgefrischt, hat der Buddhismus vom Brahmanismus herübergenommen; er wurzelt im indischen Pantheismus. Nach brahmanischer Lehre ist die Welt durch Emanation aus dem abstrakten Brahma wie die Fäden aus der Spinne entstanden und dazu bestimmt, wieder aufgelöst zu werden in dieses Brahma; denn durch die Emanation hat sich das Brahma verunreinigt, mit der Entstehung der Welt ist auch das Böse entstanden, und dieses kann nur durch Auflösung der Welt in das Brahma, durch Wiederauflösung der einzelnen Seelen in die Weltseele weggeschafft werden. Die indischen Philosophen haben aber erkannt, daß in der Emanationslehre ein logischer Widerspruch liegt, daß aus dem einen, reinen, unteilbaren Brahma nicht wohl die vielgestaltige, böse Welt entstehen kann, da dasselbe von außen nicht zu einer Veränderung genötigt werden kann und in sich selbst keine Persönlichkeit, also auch keine freie Bewegung hat. Darum ist das Vedanta-System zu der Behauptung fortgeschritten: nur das Brahma existiert wirklich, die Existenz der Welt und der einzelnen Seelen ist bloßer Schein. Auf diesen Akosmismus kam die brahmanische Philosophie im Lauf der Jahrhunderte, Sakyamuni dagegen suchte eine andere Lösung des Rätsels, durch Atheismus, indem er sagte: das Brahma existiert nicht; es existieren nur einzelne Seelen. Daß die Existenz der Welt vom Übel sei, hielt auch er fest, sowie, daß das Übel nicht weggeschafft werden könne ohne eine Auflösung der Welt, aber das Weltübel ist nicht ein Produkt des Brahma, sondern ein Produkt der einzelnen Seelen. So sehr uns der Atheismus abstoßen muß, so können wir doch hier schon ahnen, daß im Buddhismus gegenüber dem Brahmanismus die sittliche Verantwortlichkeit des einzelnen Menschen gesteigert, die Sorge für seine Seele ihm schärfer empfohlen werde, da er die Schuld an dem betrübten Zustand der Dinge weniger auf etwas außer oder über ihm befindliches schieben konnte.

Wir haben bei der Disputation des Buddha mit dem Brahmanen Alâra schon gesehen, wie der Buddhismus keine Lehre von der Entstehung

der Welt geben will. Er weicht der Frage aus, wer eigentlich die Welt geschaffen habe. Der indische Pantheismus lehrt eine Ewigkeit der Materie, sofern vor der Entstehung und nach der Vernichtung der Welt ein Urmeer bleibt, also doch noch etwas außer dem Brahma, ein Dualismus, den die pantheistische Anschauung nicht wegbringt. Dieses Urmeer finden wir auch in der Kosmographie des Buddhismus, aber das Brahma ist nicht vorhanden, sondern eine unzählige Menge von atmenden Wesen. Diese atmenden Wesen haben in einer untergegangenen Welt schon existiert und die Seelenwanderung durch Dämonen-, Tier-, Menschen und Götterleiber durchgemacht; sie sind aber noch immer von einem Verlangen nach dem Dasein beherrscht; darum entsteht für sie eine neue Welt. Also auf den eigentlichen Anfang der Welt kommt man in der buddhistischen Lehre niemals. Vor der jetzigen sind unzählige Welten dagewesen und wieder untergegangen, und nach dem Untergang der jetzigen werden unzählige entstehen und vergehen. In einem endlosen Kreislauf folgen einander die Welten; ein endloser Kreislauf ist auch das Schicksal der einzelnen Seele, wenn sie nicht das Mittel findet, aus dem Kreislauf herauszukommen, im Nirvâna.

Der Brahmanismus hatte schon die Entstehung der Welt aus dem Unbewußten (avidyâ) gelehrt. Der Buddhismus trägt auch hier das, was der Brahmanismus von der Weltseele sagt, auf die einzelnen Seelen über, weil er keine Weltseele kennt, und sagt: das Verlangen der einzelnen Seele nach dem Dasein geht aus einem Mangel an Erkenntnis hervor. Wüßte die Seele, was ihrer wartet, so würde sie nicht nach dem Dasein verlangen.

Es ist also konsequent, wenn das buddhistische System das Wissen, das Erkennen (bôdhi) als den einzigen Weg zur Erlösung betrachtet. Die Ursache der ursprünglichen Unwissenheit wird ebenso wenig angegeben wie im Brahmanismus. Aber als einen Fortschritt dürfen wir es immerhin betrachten, daß der Buddhismus nicht bei der äußeren That stehen bleibt, nicht diese mechanische Anschauung hat, als ob die Sünde in lauter äußeren Verunreinigungen bestünde, welche durch das opus operatum der Opfer abgethan werden könnten, sondern das Verlangen, die Begierde als Wurzel der Sünde im Menschen schärfer ins Auge faßt und für den ganzen Schaden verantwortlich macht. So wenig Buddha über den Pessimismus hinausgekommen ist, so steht er doch dem religiösen Formalismus und dem Materialismus aufs entschiedenste entgegen. Nur dürfen wir nicht erwarten, daß auch seine Anhänger noch heutzutage diese geistigere Auffassung haben.

Das Weltübel äußert sich im einzelnen Menschen in dem Übel der Geburt und des Todes, der Krankheit und des Alters, der Liebe zu dem was man nicht haben kann und des Hasses gegen das was man nicht wegthun kann. Das sind die Punkte, welche Buddha in seiner ersten Predigt besprochen hat um das Vorhandensein des Übels zu beweisen.

b. Die Verbreitung des Übels.

Die Begierde treibt die Seele, überall und bei jeder Gelegenheit neue Quellen der Lust zu suchen, aber statt größerer Lust entsteht vielmehr eine größere Unlust, ein ängstliches Sorgen und beständige Unruhe. Die Leidenschaften erzeugen immer neue Schmerzen; die Versündigungen haben neue Seelenwanderungen zur Folge, und auch die höchsten Verdienste um die Menschheit heben den Menschen noch nicht über den Kreislauf hinaus, so lang seine Begierde und sein Hang zum Dasein noch nicht abgestorben ist.

Die Verbreitung des Übels über die ganze Welt hängt mit der Entwicklung der Welt selbst zusammen. Es ist daher hier der Ort, die buddhistische Kosmographie oder die Lehre von den Welten und den Weltumwälzungen zu besprechen. Man weiß zwar nicht sicher, wie viel von dieser Kosmographie aus dem Brahmanismus entlehnt ist; allein der universalistische Zug, welcher dieses für das Altertum großartige System beherrscht, macht es wahrscheinlich, daß die Phantasie des Sakyamuni das Wesentliche der Lehre von den Welten und ihren Umwälzungen ausgedacht, wenn auch nicht den ganzen Schematismus, den wir sogleich betrachten werden, und daß der Brahmanismus sich dadurch erst seine Ziele hat weiter stecken lassen. Denn wir können uns nicht denken, daß Sakyamuni und seine Schüler durch bloße Moralpredigten so großen Anhang unter dem Volk gewonnen hätten. Sie mußten offenbar für die Phantasie etwas bieten, und dazu war diese Lehre von den Welten ganz geeignet. Sakyamuni war offenbar überzeugt, daß er in seiner Ekstase unter dem Bodhibaum dieses ganze Weltsystem überschaut hatte, und darauf gründete er seinen Erlöserberuf und seine Moralpredigt.

Vier Dinge, sagen die Buddhisten, sind unermeßlich: die Wissenschaft des Buddha, der Raum, die Menge der atmenden Wesen und die Zahl der Welten. Also im unermeßlichen Raum sind unzählige Welten neben einander. Der Atheismus drängte zu einer Ausdehnung der Welt ins Unermeßliche. Jede dieser Welten ist kreisförmig

oder eigentlich cylinderförmig, denn sie hat etliche Stockwerke, und ruht auf dem Urmeer. Der Mittelpunkt unsrer Welt ist der Berg Meru, 84,000 indische Ellen (yôdschanas) über das Meer hervorragend, das seine untere Hälfte bedeckt. Er ist der indische Götterberg. Oben auf seinen 10,000 Yôdschanas breiten Scheitelfläche wohnt Indra mit den 33 Veda-Göttern als Schutzgeist unsrer Welt, aber selbst noch dem Gesetz der Seelenwanderung unterworfen. Auf der obersten Stufe unterhalb dem Scheitel haben die 4 Mahârâdschas die Götterwelt gegen die anstürmenden Dämonen, die Asuras und Daityas, zu verteidigen. Von den 4 Seitenflächen des Meru besteht die eine aus Gold, die zweite aus Krystall, die dritte aus Silber, die vierte aus Saphir. Um den Götterberg herum sind 7 konzentrische Kreise von Felsgürteln, die Goldberge, immer das innere Gebirge um die Hälfte höher als das äußere, und jedes vom andern durch ein Meer getrennt. Außerhalb des siebenten beginnt das eigentliche Weltmeer, mit 4 großen Erdteilen, deren jeder 500 kleinere Inseln neben sich hat. Der östliche Erdteil bildet einen Halbkreis, der nördliche ein Quadrat, der westliche einen Kreis, der südliche, Dschambudvîpa (Indien), ein Dreieck. Die Bewohner der 4 Erdteile kommen aber nie zusammen; sie unterscheiden sich durch ihre Gesichtsform, welche der Form des Erdteils entspricht, durch ihre Farbe, Größe und Lebensdauer. Nur dieselbe Sonne und derselbe Mond scheint ihnen allen. Der Mittelpunkt des südlichen Erdteils ist der Thron der Intelligenz bei Gaya. Den Ozean umschließt ein ungeheurer Eisenwall (Tschakravâla). Jenseits desselben beginnt eine andere Welt von derselben Form mit einer andern Sonne, und so liegen die Tschakravâlas in unendlicher Reihe neben einander.

Unter der Erde sind die Höllen in mehreren Abstufungen. Der südliche Buddhismus hat überdies noch zwischenweltliche (lôkântarika) Höllen. Nämlich da wo drei Tschakravâlas zusammenstoßen, entsteht ein sphärisches Dreieck, welches von keiner Sonne beschienen wird und bis in das Urmeer hinabreicht. Dieser Raum, welcher durch keine Weltumwälzung verändert wird, soll den Ungläubigen und Skeptikern zur ewigen Pein angewiesen sein.

Der Meru enthält nur die zwei ersten Stufen der Himmesregionen. Über demselben erheben sich 4 Stockwerke, welche noch zur Welt des Gelüstes gehören: der Himmel der Yamas, der Kampflosen, welche nicht mehr an den Kämpfen mit den Dämonen teilnehmen müssen, der Tusita-Himmel, wo die Bodhisatvas ihren Sitz haben, ehe sie auf Erden als Buddhas erscheinen, und wo jetzt Maitrêya, der zukünftige Buddha

regiert, sodann der Himmel derjenigen, welche sich an ihren Verwandlungen ergötzen, und über diesem der Himmel derjenigen, welche über die Verwandlungen anderer Willkür ausüben. Dies ist der Sitz des Versuchers Mâre, welcher in der Lebensgeschichte des Buddha mehrmals vorkommt. Daß ein so schlimmes Wesen so weit oben seinen Sitz hat, erinnert uns daran, daß wir noch keineswegs am Ziel der Reinheit angekommen sind. Diese 6 Himmel sind dem Untergang unterworfen und die darin befindlichen Wesen können, wenn ihre Tugendverdienste erschöpft sind, wieder auf der Erde geboren werden. Über der Welt des Gelüstes erhebt sich die Welt der Formen, die 4 Dhyânas, in welche Buddha und seine Nachfolger durch Ekstase versetzt werden können. Aber auch hier ist die erste Stufe, die Region der Brahmas, noch nicht vor Zerstörung und Seelenwanderung gesichert. Wenn das vierte Dhyâna die Region der vollkommenen Gleichgiltigkeit genannt wird, so sollte man denken, es wäre damit das Ende erreicht. Allein der spätere Buddhismus wurde offenbar aus Abneigung gegen das eigentliche Nirvâna nicht müde im Schematisieren der Himmelsräume und konstruierte über der Welt der Formen noch eine Welt ohne Form, abermals mit 4 Regionen: 1) die Stufe des unbegrenzten Raumes, 2) des unbegrenzten Wissens, 3) die Stufe, wo durchaus nichts ist, 4) die Stufe, wo es weder Denken noch Nichtdenken giebt. Dieser sinnlose Mischmasch von logischen Abstraktionen und phantastischen Vorstellungen ist immerhin so alt, daß er über die Trennung zwischen südlichen und nördlichen Buddhisten hinaufreicht. Wie weit das Übel durch diese Regionen aufwärts sich verbreitet hat, das geht aus der Lehre von den Weltumwälzungen hervor.

Diese Welt ist entstanden aus einer früheren, d. h. es sind aus einer früheren Welt Seelen vorhanden, welche noch am Dasein hängen, und um ihretwillen entsteht eine neue Welt, welche nach ungeheuer langer Zeit wieder zerstört werden muß, und so folgen nicht bloß neben einander, sondern auch nach einander unzählig viele Welten. Siebenmal nach einander wird die Welt durch Feuer zerstört, das achtemal durch Wasser, ebenso das sechzehntemal, das 64stemal aber durch Wind. Bei einer Zerstörung durch Feuer wird die ganze Welt des Gelüstes und das erste Dhyâna, die Region der Brahmas, zerstört. Eine Zerstörung durch Wasser nimmt auch das zweite und eine durch Wind das dritte Dhyâna mit weg. Nur was über demselben sich befindet, ist ewig.

In bezug auf die Dauer der einzelnen Welt harmoniert der Buddhismus viel besser mit den modernen Geologen als mit der Bibel.

Eine Weltzeit (Kalpa) zerfällt in 4 Asankhya-Kalpas, d. h. unzählbare Kalpas, und diese wieder in 20 Zwischenkalpas. Schon ein Asankhya-Kalpa ist so unermeßlich, daß, wenn man einen Felsen von 16 Meilen Höhe, Länge und Breite alle 100 Jahre einmal mit dem feinsten Gewebe von Benares flüchtig berührte, dieser Fels durch die fast unmerkliche Reibung vorher zur Größe eines Mango-Kerns zusammenschrumpfte, ehe ein Asankhya-Kalpa vorüber wäre.

Die Entstehung der Welt dauert schon einen Asankhya-Kalpa. Durch einen Wind wird Luft angehäuft, eine Wolke gebildet und Regen erzeugt, welcher den ganzen Raum mit Wasser füllt. Wenn dann der Wind die Fluten kräuselt, sondern sich feste Bestandteile ab wie der Rahm aus der Milch. Zuerst treten die zerstörten Dhyâna-Reiche hervor und so nach und nach die Regionen von oben nach unten. Sobald die Erde entstanden ist, tritt auch der Thron der Intelligenz hervor und der Lotus, welcher durch die Zahl seiner Blätter anzeigt, wie viele Buddhas in der folgenden Weltperiode das Rad der Lehre drehen werden. Die Seelen kommen ebenfalls von oben nach unten. Wesen, deren Tugendverdienst erschöpft ist, haben während des Asankhya-Kalpa der fortdauernden Vernichtung in den nicht zerstörten Regionen gelebt. Sie werden jetzt immer weiter unten geboren. Auf der Erde haben sie zuerst noch einen glänzenden Leib, strahlender als die Sonne, und nähren sich von Freude und geistlicher Betrachtung. Aber nachdem sie von einem süßen Saft gekostet haben, der aus der Erde quillt, entsteht Gährung und Begierde nach Speise in ihrem Körper. Sie verlieren ihre Leichtigkeit und ihren Strahlenglanz: deswegen müssen Sonne, Mond und Sterne zur Beleuchtung der Erde entstehen. Je nachdem sie viel oder wenig Speise genossen haben, wird ihr Aussehen häßlicher oder weniger häßlich. Daraus entsteht Stolz und Streit, und die Erde bringt immer gröbere Nahrung hervor. Das Übel verschlimmert sich besonders durch die aus der Nahrung mit Reis entstandene Geschlechtslust, welche zur Geburt aus einem Mutterleibe führt. Bis dahin war der Reis von selbst gewachsen. Da aber einzelne aus Trägheit und Habsucht mehr einsammelten als sie sogleich brauchten, hörte das auf. Es entstand Arbeit, Eigentum und Besitz, Könige und Kasten. Nur einzelne führten noch ein heiliges, eheloses Leben, die Sramanas. Die fortwährende Verschlimmerung der Menschen führte zur Geburt in Tieren und endlich zur Entstehung der Höllenreiche.

Auf den Asankhya-Kalpa der Entstehung folgt der des Bleibens, in welchem Steigen und Fallen, Ab- und Zunahme der beseelten Wesen

sich das Gleichgewicht hält. Die Dauer des menschlichen Lebens steigt bis auf 80,000 und sinkt bis auf 10 Jahre und das wiederholt sich 20mal. Ebenso steigt und sinkt die Körpergröße. Wir befinden uns in einer absteigenden Linie. Ist die Lebensdauer bis auf 10 Jahre herabgesunken, so wird der größte Teil der Menschheit durch das Schwert und andere Plagen ausgerottet, die übrigen bekehren sich, und so gehts wieder aufwärts.

Auch die Zerstörung der Welt dauert einen Asankhya-Kalpa. Jeder Weltuntergang wird 100,000 Jahre vorher durch einen Dêva verkündigt, der von den Himmelsregionen herabsteigt und die atmenden Wesen zur Buße ermahnt. Nun werden zunächst die Höllen leer, denn die Strafzeit der Verdammten ist vorüber; sie werden wieder als Menschen geboren, ebenso die in Tierleiber herabgesunkenen; die Menschen aber und die Götter der niederen Regionen steigen nach und nach in die Dhyâna-Reiche empor. So wird die Welt leer, ehe sie untergeht, und die Zeit vor der Zerstörung ist nicht die schlimmste, sondern vielmehr die beste in bezug auf die Sittlichkeit. Wird die Welt durch Feuer zerstört, so verdorrt alles, und durch die Entstehung von 6 weiteren Sonnen wird nach und nach alles in Brand gesetzt. Dieser Weltbrand dauert manche 100,000 Jahre, und alles wird so verzehrt, daß nicht einmal Asche übrig bleibt. Soll die Welt durch Wasser zerstört werden, so fallen Regentropfen in der Größe von 1000 Kubikmeilen; bei einer Zerstörung durch Wind wird ein Tschakravâla gegen den andern geschleudert und alles so zermalmt, daß kein Atom übrig bleibt. Bei jedem Weltuntergang erstreckt sich die Zerstörung auf 1 Billion von Welten, aber das vierte Dhyâna und die Welt ohne Formen bleibt unversehrt.

In diesen Kreislauf der Welten ist der Mensch hereingestellt, und sein eigenes Leben ist ein beständiger Kreislauf der Geburt und des Todes, oder wie die buddhistischen Schriften es auch ausdrücken: Geburt, Alter, Krankheit und Tod sind die vier giftigen Ströme, welche zum Ozean der Existenz gehören. Götter, Menschen, Tiere und Dämonen gehören in eine Reihe, nur daß die Geburt und das Leben der Götter etwas geistiger gedacht wird. Aber auch sie können nach Jahrtausenden wieder herabsinken in die niedersten Stufen des Daseins. Denn jede Seele hat ihre Verschuldung aus früheren Geburten (klesa) an sich und fügt noch Sünden im gegenwärtigen Leben (karma) hinzu. Dabei erwirbt sie sich wieder Verdienste, die belohnt werden. Nun kann zunächst die Belohnung eintreten durch Erhebung in die Zahl der Götter; aber nach einiger Zeit ist der Tugendverdienst erschöpft, und es muß die Be-

strafung der vorangegangenen Sünden eintreten. Zu den früheren Schulden kommen neue, und so kann der Weg nach und nach wieder bis in die Höllenreiche hinab führen. Die Verflechtung und Wechselwirkung von Schuld und Verdienst, von Strafe und Belohnung ist so kompliziert, daß nur ein Buddha oder ein Heiliger (arhat) das Gewebe übersehen kann. Die Schriften, welche das Leben des Buddha beschreiben, enthalten daher eine ganze Reihe von Anekdoten, worin Buddha den Personen, mit welchen er in Berührung kommt, Züge aus ihren früheren Geburten mitteilt, in welchen sie bereits dieselben Eigenschaften gezeigt haben, die jetzt bei ihnen hervortreten, oder die Verschuldungen nachgewiesen werden, für welche sie jetzt die Strafe leiden müssen. Als ein Beispiel von dem Geschmack dieser Anekdoten teilen wir hier eine aus dem Abhinischkramana Sûtra mit, durch welche Buddha seinen Schülern nachweist, daß er auch in früheren Geburten schon seinen Versucher Mâra überwunden habe. Er erzählt: In längst vergangenen Zeiten lebte ein Drache im großen Meer, dessen Weibchen plötzlich ein außerordentliches Verlangen äußerte, das Herz eines Affen zu verspeisen. Das Männchen sagte: „Das ist sehr schwer zu beschaffen, denn ich lebe im großen Meer, die Affen dagegen auf den Bergen, in den Wäldern auf den Wipfeln der Bäume.“ Indessen sah der Drache, wie sein Weibchen die Farbe verlor und nichts mehr genießen wollte und fürchtete, es möchte an der bevorstehenden Geburt sterben. Er schwamm daher an das Ufer und sah hier auf einem großen Udambara-Baum einen großen Affen, der sich an der Frucht des Baums erlabte. Er grüßte ihn höflich, drückte seine große Freude aus, ihn zu sehen, und bot ihm ein Freundschaftsbündnis an, sprach aber seine Verwunderung aus, daß er mit der spärlichen Frucht an einem so einsamen Baum sich begnüge. Er erzählte ihm, jenseits des Meers seien so große Wälder mit allerlei Arten von Baumfrüchten in reichster Fülle; er wolle ihn hinübertragen an das andere Ufer. Der Affe trägt Bedenken, aber der Drache überredet ihn, daß er wirklich vom Baum herabsteigt auf den Rücken des Drachen. Dieser triumphiert schon im Stillen darüber, daß ihm sein Anschlag so vortrefflich gelungen sei und schwimmt mit dem Affen auf dem Rücken nach seiner Behausung. Da taucht er plötzlich unter. Der Affe schreit voll Entsetzen: „mein lieber Freund, wo gehst du hin, da du so plötzlich untertauchst?“ Der Drache gesteht endlich, sein Weibchen habe ein ganz seltsames Gelüste, das Herz eines Affen zu verspeisen, und sei darüber völlig krank geworden. Der Affe klagt sich selbst an, daß er in die Falle gegangen, besinnt sich aber schnell auf einen Ausweg und sagt zum Drachen: „hoch-

geehrter, geliebter Freund! ich bin sehr betrübt; aber in der That, mein Herz ist in diesem Augenblick auf dem Udambarabaum, wo du mich trafst, und ich dachte nicht daran es mitzunehmen, als ich ging. Warum hast du mir damals nicht die Wahrheit gesagt? dann hätte ichs mitgebracht. Aber nun, lieber Freund, wenn du nur für einen Augenblick zurückkehren willst, werde ich mein Herz holen und dann wieder mit dir zu deinem Weibe zurückkehren." Wirklich ließ sich der Drache sogleich überreden und die zwei kamen mit einander zurück. Als sie nahe am Ufer waren, machte der Affe einen Sprung von dem Rücken des Drachen auf das Land und kletterte flugs auf den Baum, während der Drache drunten auf seiner Stelle verharrte. Nach einiger Zeit, als er bemerkte, daß der Affe keine Miene machte herabzukommen, redete er ihn an: „komm geschwind, lieber Freund, daß ich dich nach meiner Wohnung trage, wie wir verabredet haben." Allein der Affe blieb ruhig und belustigte sich über die Dummheit des Drachen. Endlich sagte er ihm: „Dein Plan, alter Genosse, ist ausgezeichnet, aber dein Verstand ist in der That sehr klein. Denke doch einen Augenblick darüber nach: hast du jemals ein einziges Geschöpf ohne Herz gesehen? Die Früchte jener Wälder mögen schön sein; aber ich will sie jetzt nicht besuchen, bleibe lieber hier und esse von der Udambra-Frucht." — Diese Geschichte erklärt nun Buddha seinen Schülern so: „Ich war damals der Affe und der Drache war Mara. Wie er mich damals nicht fangen konnte durch seine List, so ist er auch jetzt nicht im stande gewesen, mich zu locken durch das Versprechen von sinnlichen Vergnügungen."

In ihren menschlichen früheren Geburten sind natürlich Buddha und seine Schüler immer Muster der aufopferndsten Menschenliebe und der edelsten Entsagung, die Feinde aber gewaltige Tyrannen, die schon damals der Wahrheit widerstrebten oder Geizhälse, welche die frommen Bettler abwiesen und plagten.

c. Die Zerstörung des Übels.

Das Weltübel, an welchem jede einzelne Seele ihren Anteil hat, ist entstanden durch das Verlangen der Seelen nach dem Dasein. Geburt, Tod, Krankheit und Alter wiederholt sich fortwährend, so lange die Seele neue Quellen der Lust sucht und bitteres Leid dabei findet. Selbst die Geburt in den Himmeln, welche allerdings nicht aus einem Mutterleibe, sondern in geistigerer Weise durch Kontemplation geschieht, befreit nicht vom Übel: das Rad senkt sich wieder, und das atmende Wesen wird nach und nach wieder bis in die Höllenreiche hinabgestoßen. Gibt es

denn keinen Erlöser und keine Erlösung aus diesem unermeßlichen jammervollen Kreislauf? — das ist die indische Parallele zu Röm. 7, 24. Wir werden dem Buddhismus die Religiosität nicht absprechen dürfen, aber dieselbe kann an keinen persönlichen Gott sich halten; wenn sie einen persönlichen Erlöser sucht, so kann er nur ein Mensch sein, der den Weg hinaus aus dem Kreislauf gefunden hat und ihn der übrigen Menschheit zeigen kann. Aber was ist außerhalb des Kreislaufs? — Nichts. Was die frühere indische Religion in den Veda-Liedern noch von transscendentem Leben der Verstorbenen bei den Göttern hatte, das ist von Buddha alles in den Kreislauf hereingezogen worden. So könnten wir unter dem buddhistischen Nirvâna nach der Konsequenz des Systems nur eine Vernichtung der Seele verstehen. Aber der Gedanke widerstrebt uns, daß die ganze Sorge für die Seele, welche Buddha so nachdrücklich empfiehlt, kein besseres Ziel finde als die Vernichtung der Seele. Bei einem blasierten Lüstling können wir's begreifen, daß es ihm als das größte Glück erscheint, wenn mit dem Tode alles aus ist; beim brahmanischen Pantheismus können wir noch ein religiöses Gefühl darin finden, wenn die einzelne Seele aufgelöst zu werden wünscht in die Weltseele; aber der Buddhismus kennt keine Weltseele, keinen Gott; soll das Individuum nicht fortexistieren, so ist das Ziel des edelsten menschlichen Strebens das völlige Nichts. Buddha scheint uns doch zu religiös angelegt zu sein, als daß ihn dieses Resultat hätte befriedigen können. Ist es aber wirklich seine Ansicht gewesen, daß das Nirvâna eine völlige Vernichtung der Seele sei, so erklärt dieser vorchristliche Versuch einer erlösenden Universalreligion in der allgemeinen Geschichte der Religionen desto bestimmter den Bankrott aller bloß menschlichen Erlösungsversuche.

Daß der neuere Buddhismus unter dem Nirvâna keine völlige Vernichtung versteht, ist gewiß, aber ebenso unzweifelhaft haben einzelne ältere Schulen eine völlige Vernichtung gelehrt; dafür zeugt der dritte Teil des buddhistischen Kanons, der Abhidharma, welcher die Metaphysik enthält, und es ist den Buddhisten von Brahmanen diese Lehre zum Vorwurf gemacht worden. Auf welcher Seite nun Buddha selbst steht, darüber sind die europäischen Gelehrten noch nicht einig. Während Burnouf, Köppen, Wassiljew, Roth u. A. daran festhalten, daß Buddha eine völlige Vernichtung der Seele gelehrt habe, wird dies von A. Weber, Beal u. A. bestritten, und Max Müller, der früher auf der ersteren Seite stand, bestreitet jetzt, daß der im dritten Teil des buddhistischen Kanons gelehrte Nihilismus die Lehre Buddhas sei (Essays, deutsche Aus-

[illegible] S. 254—265 und S. 277—292. Wenn [illegible] [illegible] des Brahmanismus von [illegible] Seele [illegible], so läßt sich denken, daß [illegible] Nirvâna [illegible] der Seele [illegible] Brahma sich [illegible] verliert, [illegible] Brahma, dieses aber [illegible] Lehre die [illegible] durch die Geburt [illegible] werden: diese [illegible] Seele im Nirvâna [illegible] die buddhistische [illegible] haben gesehen, [illegible] eines [illegible] Nirvâna [illegible] bilden [illegible] der [illegible] hervorgerufen [illegible] Nirvâna [illegible] völlige Vernichtung [illegible] unsern [illegible] Das [illegible] Umständen [illegible] späteren [illegible] Nirvâna [illegible] desselben [illegible] berührt uns [illegible] Principien des [illegible] entspricht als [illegible] Christenthums. [illegible] das Nirvâna auch [illegible] nicht als [illegible] Vernichtung der [illegible] eine [illegible] Erinnern [illegible] den Weltumwälzungen [illegible] vergegenwärtigen wir [illegible] Vernichtung [illegible] den oberen, [illegible] Seelen vorhanden [illegible] gerettet aus der [illegible] diese Seelen [illegible] im Nirvâna befindlich [illegible] heiligen Schriften [illegible] darüber nicht [illegible] das Nirvâna [illegible] völlige Vernichtung, so [illegible] hätten es [illegible] sieht nicht [illegible] sollen. [illegible] eine [illegible] Regionen [illegible] welchen die [illegible] also das Nirvâna [illegible] völlige Vernichtung [illegible] Garantie [illegible]

en, daß nicht nach Millionen von Jahren bei der ins Nirvâna eingegangene Seele das alte Elend von neuem angeht, der Kreislauf von neuem beginnt.

Oder soll die ganze Lehre von den Welten und ihren Umwälzungen dem Sakyamuni selbst noch fremd gewesen sein und darum nicht übereinstimmen mit seinem Nirvâna? — Wir können das doch kaum annehmen, da in dieser Lehre von den Welten ein großartiger Universalismus liegt, der gewiß die Zuhörer mehr angezogen hat als trockene Moralpredigten. Wir werden vielmehr annehmen dürfen, die logischen Konsequenzen seien dem Stifter der Religion selbst nicht allenthalben klar gewesen.

d. Der Weg zur Erlösung vom Übel.

Was ist nun endlich der Weg zum Nirvâna, der Weg zur Erlösung von allem Übel? — Die Brahmanen haben ihn vergeblich gesucht mit ihren Selbstpeinigungen, Buddha hat ihn gefunden, nicht nur für sich, sondern für die ganze nach Erlösung seufzende Menschheit. Er hat den Pfad gezeigt zur Überfahrt aus dem stürmischen Meer in den sichern Hafen; er ist der Tathâgata, d. h. der so Gehende. Dieses Wort kann man auf doppelte Weise deuten: 1) so, daß jeder, der das Ziel erreichen will, dem Buddha nachfolgen muß, 2) so, daß Buddha denselben Weg geht, welchen vor ihm und nach ihm unzählige Buddhas gehen. Sakyamuni ist nämlich nur der religiöse Genius seiner Zeit. Das Gesetz bleibt allerdings dasselbe, und wird von der ganzen Menschheit angenommen werden. Aber nach Jahrtausenden wird es von den Menschen wieder vergessen, und die Reliquien des Buddha verschwinden. Deshalb wird 5000 Jahre nach dem Sakyamuni dessen Schüler Maitrêya, der von ihm bereits zu seinem Nachfolger gekrönt worden ist, als Buddha auftreten, und so geht es ins Unendliche fort. Alle Wahrheitselemente, welche in andern Religionen sich finden, sind nur Reste von der Predigt eines früheren Buddha. Alle Buddhas werden in Mittelindien geboren, nachdem sie im Tusita-Himmel ihre Bodhisatva-Zeit zugebracht haben, und steigen nicht um ihrer Sünden willen, sondern nur aus Liebe zur verlorenen Menschheit vom Himmel herab. Alle verlieren ihre Mutter am siebenten Tag nach der Geburt, alle besiegen den Mâra auf dieselbe Weise und setzen sich bei Gaya auf den Thron der Intelligenz, drehen das Rad der Lehre zum ersten Mal im Gazellenhain bei Benares; und so wird in langweiliger Wiederholung das Hauptsächlichste aus der Lebensgeschichte des Sakyamuni auf alle übertragen. Nur stammen nicht alle aus einer

Kschatryifamilie, sondern die früheren aus einer brahmanischen. Auch ihre Lebensdauer und Körpergröße ist verschieden nach der jeweiligen Lebensdauer und Körpergröße ihrer Zeitgenossen.

Wie alt diese Lehre von der Mehrheit der Buddhas ist, läßt sich nicht sicher ermitteln; jedenfalls aber stammt sie aus der Zeit vor Christi Geburt, denn sie findet sich bei den südlichen Buddhisten wie bei den nördlichen. Eine ewige Erlösung hat also Sakyamuni auch in dem Sinne nicht gefunden, daß seine Worte Himmel und Erde überdauerten; das erkennen selbst seine Anhänger. Jede Zeit braucht wieder ihren neuen religiösen Genius, wenn auch die Wahrheit dieselbe bleibt. So können unsre modernen Kulturkämpfer sich mit der buddhistischen Anschauung viel besser vertragen als mit der christlichen.

Aber der Weg des Buddha, der Pfad, den er gezeigt hat, wird allerdings den christlichen Reformern weniger zusagen. Denn die unerläßliche Bedingung um zum Nirvâna zu gelangen, ist von Sakyamunis Zeiten bis auf unsre Tage nach dem einstimmigen Zeugnis aller Schriften das Mönchtum. Nur die Mönche bilden die buddhistische Kirche, den Samgha. Wir haben schon bei der Lebensgeschichte des Sakyamuni gesehen, wie der Buddhismus im Unterschied vom Brahmanismus einen großen Wert darauf legt, daß der Mensch schon in seiner Jugend das asketische Leben erwählt.[1] Verheiratete können es auch durch die größten Wohlthaten, die sie den Mönchen erweisen, höchstens dahin bringen, daß sie bei ihrer nächsten Geburt Mönche werden und die Stufen der Heiligkeit ersteigen. Vor dem achtgliedrigen Weg (richtiger Blick, rechter Sinn, rechte Sprache, rechte Handlungsweise, rechter Stand, rechte Energie, rechtes Gedächtnis, rechte Beschaulichkeit), welcher schon in den ältesten Schriften als der einzige Weg zum Nirvâna gepriesen wird, haben wir bei der ersten Predigt des Buddha gehört. Der Mensch ist dabei im wesentlichen auf seine eigene Kraft angewiesen. Buddha hat nur den Weg gezeigt, und der Mensch, welcher diesen Weg gehen will, soll allerdings sich zu den 3 Stützen, Buddha, Dharma und Samgha bekennen, d. h. er darf nicht einen andern Weg zur Erlösung für möglich halten, als den, welchen Buddha gegangen ist, er muß den ganzen Kanon der buddhistischen Schriften als untrügliche Richtschnur seines Lebens festhalten, und er muß in der Unterordnung unter die Versammlung der buddhistischen Mönche beständig

[1] Über die Regeln der buddhistischen Mönche vgl. des Verfassers Geschichte der indischen Religion S. 174 ff.

bleiben. Aber von einer übernatürlichen Unterstützung zur Erreichung des Ziels wie im Christentum kann nach den Principien des Buddhismus nicht die Rede sein. Die vollkommene Erkenntnis, durch welche dem Menschen das Licht aufgeht über die Entwicklung aller Welten und aller Wesen und über sein eigenes Dasein, ist nichts von außen oder von oben Mitgeteiltes, nicht Resultat eines Glaubens an eine höhere unsichtbare Macht, sondern des Menschen eigenes Werk, das Resultat seines von der Welt zurückgezogenen sittlichen Lebens und seines Nachdenkens.

Obgleich somit der Buddhismus prinzipiell eine Religion des Wissens, nicht des Glaubens ist, konnte er als Volksreligion nicht in dieser Bahn bleiben. Je weniger ein wirklicher Gottesdienst möglich war, desto üppiger wucherte der Heiligendienst und zwar in der sinnlichsten Form als Bilder- und Reliquiendienst. Nicht nur den Bildern des Sakya-muni-Buddha und seiner Schüler, namentlich seines Nachfolgers Maitrêya, sondern auch den durch die Mystik des nördlichen Buddhismus erfundenen Dhyani-Buddhas und -Bodhisatvas werden Spenden von Blumen, Goldpapier und dgl. dargebracht, ja selbst die Begriffe Dharma und Samgha werden als Bilder dargestellt und verehrt. Im chinesischen Buddhismus ist Amitâbha, ein Dhyani-Buddha, der Herrscher über das westliche Paradies, welches an die Stelle des Nirvâna getreten ist, der Hauptgegenstand der Verehrung; im tibetanisch-mongolischen der Dhyani-Bodhisatva Padmapâni, dem das 6silbige Gebet gilt: Om, mani padmê! hum! welches auf den bekannten Gebetsrädern in möglichst oftmaliger Wiederholung geschrieben steht. Wir wollen die Einzelheiten des Kultus nicht beschreiben, welche in verschiedenen Ländern wieder verschieden sich gestalten, aber, wie auch das Klosterwesen und die Mönchstracht, dem Katholicismus so ähnlich sehen, daß die katholischen Missionare selbst ihre Verwunderung darüber aussprechen mußten. Die Symbolik hat hier natürlich noch viel weniger idealen Hintergrund als im Katholicismus; es ist ein armseliges quid pro quo.

Da das Mönchtum eine centralere Stellung einnimmt als im Katholicismus, sofern es außer den Mönchen keine Priester giebt, und nur die Mönche die Kirche bilden, auch die Mönche nicht in verschiedene Orden gespalten sind, ist ein nach den Grundsätzen des Buddhismus lebendes Volk gar nicht zu denken ohne Hierarchie. In China und Japan, den fest organisierten Staaten, mußte deshalb diese Religion manche Koncessionen machen um Eingang zu finden. In Indien war für Sakyamunis Nachfolger die Hierarchie etwas Selbstverständliches, denn der Brahma-

[illegible] hatte sie schon aufgerichtet durch die Stellung der Brahmanen vor den Kadichanyas. Centralisiert wie im Papsttum war dieselbe [illegible] und wurde sie auch nicht; die Sramanas haben deswegen doch wie die Brahmanen das Volk in ihrer Gewalt, wenn sie gleich von den weltlichen Herrschern sich nicht so ganz unabhängig machen konnten. Im ganzen hat immerhin das Verbot des Tötens im Buddhismus die Kriegslust mancher ostasiatischen Despoten etwas gedämpft und zurückgehalten. Mit dem Verfall der alten Ordnung in den Klöstern, welche durch die seinen heiligen Schriften, namentlich durch den Sûtra der Erlösung Pratimoksha, normiert ist, da mit der Zeit zwar nicht die einzelnen Mönche, wohl aber die Klöster Vermögen besitzen durften, wie bei den katholischen Bettelorden verfiel auch die Disciplin unter den Laien. Obgleich die [illegible] Gebote in manchen buddhistischen Ländern bei jedem Gottesdienst von [illegible] Laien in Form eines Bekenntnisses hergeplappert werden: „ich töte nicht, ich stehle nicht, ich begehe keine Unkeuschheit, ich lüge nicht, ich trinke nichts Berauschendes," ist man doch nicht allenthalben vor Diebstahl und [illegible] Betrug sicher, und die Tötung eines Tieres wird oft wichtiger genommen als die eines Menschen. Auch ist die schon genannte Vielmännerei in den beiden heiligen Ländern Tibet und Ceylon kein Zeichen von hoher Sittlichkeit, und ebenso wenig der Schamanismus der Sramanas.

An dem guten Willen, eine wahre Sittlichkeit herzustellen, hat es der Buddhismus nicht gefehlt; das müssen wir anerkennen, und wir finden in den Moral-Sutras schöne Sprüche, die uns an die salomonischen Schriften und an Aussprüche Jesu sowohl durch ihren Inhalt als durch ihre [illegible] [illegible] und parabolische Form erinnern: z. B. im Dhammapadam: „Wer sich selbst besiegt, der ist der beste unter den Siegern." — „Kein Feuer ist gleich der Begier, keine Gefangenschaft gleich dem Hasse, kein Netz gleich der Leidenschaft, kein Strom gleich dem Verlangen." „Wie der Baum auch wenn er geköpft wird, von neuem wächst, so lange die Wurzel unversehrt ist, so kehrt der Schmerz immer wieder, wenn nicht der Hang zur Lust ausgerottet ist." „Wer Feindlichen nicht feindlich ist, milde gegen Züchtigung übende, ohne Gier unter Gierigen, einen solchen nenne ich Brâhmana (einen Heiligen)." — Auch im „Sûtra der 42 Sätze" finden wir ähnliche Aussprüche über die Feindesliebe: „Ein Mensch, der mir thörichter Weise Böses thut, dem will ich mit einer Liebe begegnen, die nicht grollt; je mehr Böses von ihm ausgeht, desto mehr Gutes soll von mir kommen, denn der Wohlgeruch dieser guten That kehrt immer zu mir zurück, während der Schaden der Worte des Verleumders

auf ihn selbst fällt." „Ein lasterhafter Mensch, der einen tugendhaften beschimpft, ist wie einer, der aufwärts blickt und gegen den Himmel spuckt: der Speichel besudelt nicht den Himmel, sondern kommt zurück und befleckt ihn selbst." — Über die sinnliche Lust sagt dieselbe Schrift: „Ein Mensch, der durch die seidenen Bande der Liebe gefesselt ist, erleidet größere Schmerzen als die, welche die Ketten und Bande der höllischen Gerichtsdiener verursachen; denn diese haben einen Grund und ein Ende; aber die sinnlichen Leidenschaften, obgleich sie einen Schmerz erregen wie des Tigers Rachen, sind doch so süß, daß das Herz sich immer wieder an sie hängt. Wann kann die Strafe aufhören, die daraus hervorgeht?" Über die Abkürzung der Schmerzen durch ein asketisches Leben: „Ein religiöser Mensch hat keine Sorgen und Schmerzen wie der irreligiöse; denn von der Geburt bis zum Alter, und von diesem durch Krankheit bis zum Tod, wie endlos sind die Schmerzen, welche er erdulden muß! Aber wenn alle diese Schmerzen und eine aufgehäufte Schuld zu endlosem Geborenwerden und Sterben führt, so ist dieser Gram in der That unbeschreiblich." „Ein Mensch, der sich der Religion widmet, ist wie einer, der einen angezündeten Docht in ein finsteres Haus bringt; die Finsternis ist auf einmal vertrieben und es ist Licht."

Die buddhistischen Schriften enthalten auch neben manchen abgeschmackten Legenden einzelne schöne Erzählungen von Personen, welche die eben genannten Grundsätze im Leben durchgeführt haben. Nur stört uns auch hier bisweilen die indische Maßlosigkeit. So z. B. in der Sage von Kunâla (vgl. Wurm, Geschichte der indischen Religion S. 186).

Überhaupt wenn man den *Buddhismus* mit dem *Islam*, dem nachchristlichen Versuch einer erlösenden Universalreligion vergleicht, so wird man dem Buhhismus *mehr echten Humanismus*, mehr neutestamentliche Moral, wenn wir so sagen dürfen, zuschreiben müssen als dem Islam, ein ernstliches Streben, den Standpunkt der Nationalreligionen zu überwinden. Allein die *dogmatische Haltlosigkeit*, die Leugnung eines persönlichen Gottes und eines realen Jenseits rächt sich durch die Vergötterung menschlicher Personen, durch eine allen wahren Fortschritt hemmende und den Despotismus befördernde *Hierarchie* und durch einen *Pessimismus*, welcher die sittlichen Aufgaben des Menschen in dieser Welt niemals mit rechter, aktiver Freudigkeit erfüllen kann. *Die Erlösung ist eine bloß negative, ein bloßes Aufhören der Schmerzen*; man mag das Nirvâna als völlige Vernichtung oder als Fortexistenz in einem Potenzzustand betrachten: es ist nur ein schattenhaftes Dasein ohne alle

Aktivität. Denn dem Buddhismus fehlt der Begriff des ewigen Lebens. Zwar bekommt der Arhat, d. h. der Heilige, welcher in der Nachfolge des Buddha den Weg zum Nirvâna vollständig durchlaufen hat, die fünf übernatürlichen Kenntnisse, welche dem Sakyamuni auf dem Thron der Intelligenz zu Teil wurden, da er Buddha wurde: 1) das Wissen der Verwandlung oder die Wunderkraft, 2) das göttliche Auge oder die Fähigkeit, alle Wesen und alle Welten in einem Blick zu überschauen, 3) das göttliche Ohr oder die Kraft, alle Laute und Worte in sämtlichen Welten zu hören, 4) die Kenntnis der Gedanken aller Kreaturen, 5) die Erinnerung an die früheren Wohnungen, d. h. an seine eigenen früheren Geburten und an die aller atmenden Wesen. Aber was er sieht und hört, ist in allen Welten und bei allen Wesen Schmerz und Sorge, selbst in den Himmelsregionen keine ewige Freude, sondern die niederschlagende Aussicht, daß die Seele wieder herabsinke im Kreislauf; nirgends erblickt er einen Punkt, wo die Seele in ewig seligem Empfangen und Geben ihres Daseins sich freuen und etwas Bleibendes wirken könnte. So weit bringt es die Religion des Wissens, die bloß humane Religion, die Erlösungsreligion auf dem Boden der reinen Immanenz.

Die American Missionary Association.

Von Konsistorialrat Krummacher.

Vor zwei Jahren durchzogen die „Jubiläumssänger" die Städte Europas.[1]) Daß sie überall großes Aufsehen erregten, war nur natürlich. In ihrer Erscheinung und in ihrem Gesange trat einem jeden zweierlei in gleicher Greifbarkeit entgegen: die fremdartige Rasseneigentümlichkeit und die überraschende Bildungsfähigkeit der Neger. Zudem gemahnten die bald schwermütig klagenden, bald wonnevoll jauchzenden Weisen und Lieder der dunkelfarbigen Sänger unablässig an die jedes menschliche Herz ergreifende Geschichte der Negersklaverei und Negerbefreiung. Das Institut, welchem die Jubiläumssänger angehörten und für welches der Ertrag ihrer Konzertreise bestimmt war, die Fisk-Universität in Nashville, ist eine Stiftung der „Amerikanischen Missionsgesellschaft" (A. M. A.), von der im folgenden die Rede sein soll.

I. Entstehung und Entwickelung der Gesellschaft.

Die A. M. A. ist eine der jüngeren Missionsgesellschaften in Nord-

---

[1]) Vgl. Beibl. dieser Ztschr. Nr. 3 1878: „Die Jubiläumssänger und ihre Heimat" von Zahn.

amerika. Sie ist am 3. September 1846 in Albany N.-Y. gegründet worden. Ihre kirchliche Heimat ist der Kongregationalismus, dessen Schiboleth der independentische Grundsatz von der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Einzelgemeinde ist. Im Unterschied von den älteren Missionsgesellschaften, welche sich zur Sklavenfrage neutral verhielten, trat die A. M. A.. sofort als erklärte Gegnerin der Sklaverei auf den Plan.

Bei ihrer Gründung nahm sie mehrere bestehende Genossenschaften in sich auf. Vor allen das Amistad-Komité, dessen Vorsitzender „Vater Jocelyn“ seitdem 33 Jahre zu den Leitern des A. M. A. gehört hat und kürzlich heimgegangen ist. Amistad hieß ein spanischer Sklaven-Schooner, der im J. 1839 im Norden an die Küste getrieben wurde. Die 42 Neger, die er an Bord hatte, wurden auf die Anklage des spanischen Schiffseigentümers hin wegen Meuterei auf der See vor Gericht gestellt. Das genannte Comité bildete sich, um ihnen Schutz und Beistand zu gewähren. Seine Bemühungen hatten in der That den Erfolg, daß die Neger schließlich freigesprochen und für freie Leute erklärt wurden. Im November 1841 segelten sie, nicht ohne in Farmington christlichen Unterricht empfangen zu haben, in ihre afrikanische Heimat zurück; mit ihnen zogen drei Missionare, welche das Comité entsandte. Dies war der Anfang der Mendi-Mission in Westafrika, welche 1846 die A. M. A. übernahm.

Außerdem gingen in die A M. A. auf: das 1844 gegründete Comité für die Mission unter den damals freigewordenen Negern in Jamaika und die Westliche Evangelische Missionsgesellschaft, welche sich 1843 gebildet hatte, um die Arbeit unter den Indianern in die Hand zu nehmen.

Neben den von diesen Gesellschaften überkommenen Arbeitsfeldern beschritt die A. M. A. anfänglich auch noch andere, indem sie einen Missionar nach den Sandwichsinseln und zwei nach Siam schickte. Dazu kam später die Mission unter den chinesischen Einwanderern in Kalifornien.

Der Gefahr der Zersplitterung setzte das Jahr 1874 ein Ziel. Die Jahresversammlung beschloß, alle auswärtigen Missionen mit Ausnahme der westafrikanischen aufzugeben und fortan auf die Angehörigen der drei verachteten Rassen (despised races) innerhalb der Vereinigten Staaten, die Neger, die Indianer, die Chinesen alle Kraft zu konzentrieren, um aus ihnen christliche Bürger Amerikas und Boten des Christentums in den Ländern ihrer Väter zu machen.

Diese Konzentration ist vollständig zur Ausführung gekommen. Gegenwärtig hat die A. M. A. Arbeiter und Anstalten nur in Nordamerika unter den Negern, Indianern und Chinesen, und in Westafrika. In

allerjüngster Zeit ist auf besondere Veranlassung eine neue Mission in Ostafrika in Aussicht genommen worden. Bevor wir diesen Arbeitsfeldern näher treten, hier noch ein Wort über die Organisation der Gesellschaft. Bedingung der Mitgliedschaft ist, außer einem Beitrag, evangelische Gesinnung, wozu, wie eine Erläuterung zur Konstitution sagt, unter anderem gerechnet wird: Die Überzeugung von der Sündhaftigkeit und Verlorenheit aller Menschen, von der Gottheit, der Menschwerdung, dem Versöhnungsopfer Jesu Christi, des einigen Heilandes der Welt, von der Notwendigkeit der Wiedergeburt durch den h. Geist, von der ewigen Strafe der Gottlosen und der ewigen Seligkeit der Gerechten. Bei der Konferenz in Albany, in welcher die Gründung der A. M. A. geschah, wurde für den Fall einer entsprechenden Fassung der Statuten, die Unterstützung der Unitarier, bekanntlich eine sehr wohlhabende Gemeinschaft, in Aussicht gestellt. Das Anerbieten wurde abgelehnt. Sklavenhalter sind durch die Konstitution von der Mitgliedschaft ausgeschlossen. Ausgesprochener Zweck der Gesellschaft ist nicht, für den Kongregationalismus zu werben, sondern durch christliche Missions- und Erziehungsthätigkeit die Kenntnis der h. Schrift unter denen, die ihrer entbehren, auszubreiten. Die Leitung liegt in der Hand eines Executiv-Komités, dem beratende Vertrauensmänner zur Seite stehen, und das berechtigt ist, sich durch Kooptation zu ergänzen. Der jährlichen General-Versammlung, zu der die zur Association gehörenden Einzelvereine je einen Delegaten entsenden, wird ein Rechenschaftsbericht zur Prüfung vorgelegt. Präsident ist gegenwärtig Hon. E. S. Tobey in Boston, Sekretär Rev. Striebey D. D. 56 Reade Str. New York, Schatzmeister H. W. Hubbard Esqu. in New York. — Für die Chinesenmission besteht ein besonderer Ausschuß.

Das Organ der Gesellschaft ist der „American Missionary“, der in Monatsheften erscheint und soeben seinen 34. Jahrgang begonnen hat. Außerdem wird ein Jahresbericht (Annual Report) veröffentlicht.

Die Kongregationalistischen Blätter the Advance und the Congregationalist nehmen das Interesse der Gesellschaft wahr.

Die Einnahme betrug im vorigen Jahre 1 247 800 Mk.; darunter waren c. 100 000 Mk. für specielle Institute. Für das Werk unter den Negern im Süden wurden ausgegeben 480 660 Mk., für die Chinesenmission 26 380 Mk., für die Indianermission 1390 Mk., für die Mission in Westafrika 41 000 Mk.

Die Gesamteinnahme der Gesellschaft, einschließlich der Zuwendungen für specielle Zwecke, während ihres 33jährigen Bestehens berechnet sich auf 18 Millionen Mark.

Wie sehr die Bedeutung der A. M. A. und ihrer Arbeit zugenommen hat, erhellt, wenn man die Summe der Beiträge, die ihr in den 14 Jahren vor dem Kriege zugeflossen sind, mit derjenigen aus den 14 Jahren seit dem Kriege vergleicht. Jene betrug 163 250 Mk., diese beträgt 11 380 320 Mk. (Schluß folgt.)

Bunte Missionsbilder.

Durch die aus Versehen leider der vorigen statt dieser Nummer beigeheftete Bilder-Beilage sollte die Aufmerksamkeit der Leser auf ein Unternehmen gelenkt werden, das allerdings schon seit 1869 im Gange, aber wie es scheint doch noch nicht so allgemein bekannt ist und unterstützt wird, wie es verdient: nämlich auf die von Pastor Härting in Knauthayn bei Leipzig auf Grund solider Originalquellenbenutzung und im Verein mit tüchtigen künstlerischen Kräften herausgegebenen „Bunten Bilder zu den Blättern für Mission."

Diese „Blätter für Mission", unter dem Namen der „Werdauer Blätter" in weiten Kreisen bekannt, erscheinen unter Redaktion des Pastor Härting seit 1864 in jährlich 6 Haupt- und — in den ersten 6 Jahrgängen 3, später — 6 Beiblättern von je 4 gr. Oktavseiten zu dem billigen Preise von 40 Pfennigen, wenn direkt von der Buchhandlung des Vereinshauses in Leipzig (Roßstraße 9), von 70 Pfennigen, wenn durch die Post bezogen. Die Hauptblätter geben, anknüpfend an ein passend gewähltes Bibelwort in kurzen, verständlichen, meist auf gründlichen Studien beruhenden Monographieen eine Übersicht über alle Gebiete der evangelischen Heidenmission der Gegenwart, während die Beiblätter einzelne Darstellungen aus der Geschichte der Leipziger Mission, Mitteilungen über die evangelischen Missionsanstalten und Züge aus der Mission unter Juden und Mohamedanern bringen. Auch sind kurze Rundschauen über die neuesten Ereignisse und allerlei sonstige Notizen fast jedem Blatte beigefügt. Die Blätter fanden bald eine ganz außerordentliche Verbreitung, schon in den ersten Jahren zählten sie über 20 000 Abonnenten. Die ersten 6 Jahrgänge erlebten eine Übersetzung in 12, die folgenden in 16 Sprachen, außer französisch, holländisch, dänisch, schwedisch, z. B. slowakisch, ober- und niederwendisch, lettisch, polnisch, finnisch, tschechisch u. s. w. Gewiß ein seltener Erfolg, der a priori vermuten läßt, daß hier etwas tüchtiges geboten sein muß. Und diese Vermutung trügt nicht. Wir empfehlen daher unsern Lesern, soweit ihnen die „Werdauer Blätter" noch unbekannt sein sollten, es doch einmal mit ihnen zu versuchen. Die ersten 12 Jahrgänge sind in 2 besonderen Heften à 1,60 und 1,80 Mk. erschienen und bilden eine Missionsbibliothek en miniature, die auch Missionsstunden haltenden Pastoren reiche Ausbeute gewährt.

Nun, im Anschluß an diese Missionsblätter sind die Missionsbilder erschienen, auf welche speciell hinzuweisen der Zweck dieser Zeilen ist. Hören wir zunächst den Herausgeber selbst: „Schon lange hatten verschiedene Freunde der „Blätter für Mission" gebeten, man möge doch den Blättern auch einige Abbildungen beifügen. Bereits anderwärts gebrauchte Bilder zu wiederholen, schien nicht rätlich; auch sprach der knappe Raum und die ganze Art des Blattes gegen eine Einfügung von Bildern in das bisherige Blatt. Da erweckte Gott der Herr im Jahre 1868 den nunmehr entschlafnen Direktor der Leipziger Kunstakademie, Herrn Professor Jäger, der durch viele christliche Gemälde, namentlich auch durch sein berühmtes „Herderzimmer" im Groß-

herzogl. Schlosse zu Weimar weithin gekannt ist, daß er seine Mithilfe zur Herausgabe eines selbständigen Bildwerks über Mission dem Unterzeichneten zusagte. Der Plan war, zu den 6 Heften der „Blätter für Mission“, welche einen Umblick auf dem gesamten Völkergebiet der evangelischen Mission vollenden, parallel 6 Hefte Bilder à 9 Lieferungen so zu geben, daß (unter dem Motto eines Bibelspruchs) zu den Hauptblättern immer eine für das betreffende Land und Volk besonders charakteristische, kritisch sichere Thatsache der Missionsgeschichte mit möglichster Treue hinsichtlich der Portraits, der Umgebung 2c. dargestellt würde, während zu den Beiblättern außer den Abbildungen der Kirchen, Missionshäuser und Portraits berühmter Missionare möglichst solche Darstellungen mit geboten werden sollten, welche auch außerhalb der mit der Leipziger Mission verbundnen Kreise Interesse haben müßten.

Dadurch, daß der Unterzeichnete aus seinem 2ten geistlichen Amte als Diakonus zu Zschopau um Ostern 1869 nach Leipzig gerufen ward als Vicedirektor der lutherischen Mission daselbst, und daß er im März 1872, als Herr Missionssenior Cordes in seine Stelle eintrat, sein jetziges Pfarramt in der Nähe Leipzigs übernehmen konnte, dadurch ward seinerseits die sorgfältige Fortführung des begonnenen Bildwerks möglich; und als anderseits Herr Professor Jäger durch den Tod von der treuen Mitarbeit an diesem Werk abgerufen wurde, führte erst sein Nachfolger im Direktorat der Leipziger Kunstakademie, Herr Professor Nieper, und darnach von Nr. 26 an Herr Professor Schönherr an der Dresdner Kunstakademie die Oberleitung des technischen Teiles mit überaus dankenswerter Aufopferung in gleichem Sinne weiter. Sonach bringt nun, entsprechend dem obenbezeichneten Plane, Bild 1, aus dem Kreise der Hauptblätter über die jetzt fast durchweg christlichen Eskimo die kirchengeschichtlich bekannte Bekehrungsscene des Kajarnak vom 2. Juni 1738, mit Missionar Becks Portrait und einer getreuen Abbildung der Lokalitäten von Neuherrnhut; Bild 2 über die jetzt aussterbenden Rothäute eine kritisch unläugbare Gräuelscene mit Ermordung von 93 christlichen Indianern vom 8. März 1782 u. s. w.; aus dem Kreise der Beiblätter aber bringt Bild 3 das Portrait des für die ganze evangelische Missionsgeschichte bedeutsamen Missionar Ziegenbalg; Bild 12 das Portrait des berühmten Missionar Schwarz sowie die Pagode und den Königspalast zu Tanjore; Bild 21 die Abbildung des für Indien besonders charakteristischen Banianenbaumes und der bekannten Tempelgrotten oberhalb Sadras 2c. — Und immer wurden, soweit es möglich war, die Interessen der verschiedenen evangelischen Missionsgesellschaften beachtet, die an dem betreffenden Heidenvolke vorzugsweise arbeiten; wie z. B. beim Bilde 19 durch die angebrachten Portraits von Wallmann, Harms, Schreuder, Tiyo Soga, Livingstone und Moffat die Interessen der Berliner, Hermannsburger, Norwegischen, Englisch-Presbyterianischen und Londoner Mission angedeutet werden sollten. Freilich setzten hier einmal die Schwierigkeit der zu beschaffenden Unterlagen, und sodann namentlich der ästhetische Maßstab des Malers oft recht unerwünschte Grenzen; und es ist auch eine hiermit ausgesprochene Absicht der jetzigen zusammenfassenden Veröffentlichung, daß die geehrten Missionsgesellschaften besonders des Auslandes durch gütige Mitteilung betreffender Unterlagen auch ferner, wie bisher, die angemessene Vollendung des ganzen Werkes ermöglichen möchten.“

Mittlerweile ist den ersten 3 Lieferungen, welche 27 fast durchgängig gut gewählte, künstlerisch meist schön, ja manchmal überraschend schön ausgeführte, den verschiedensten Missionsgebieten entnommene Bilder enthielten, eine 4. u. 5. Lieferung gefolgt, deren einzelne Blätter (bis jetzt: Madagaskar, Hinterindien, Coimbatur, Tritschinopoli, Com-

baconum, Sundainseln I u. II) an Wert ihren Vorgängern nicht nur ebenbürtig sind, sondern sie teilweis (z. B. Hinterindien und Sundainseln I) noch zu übertreffen suchen. Mit welcher Sorgfalt der Herausgeber verfährt, geht u. a. daraus hervor, daß er jedes Bild immer durch jemand, der selbst in dem betreffenden Lande gewesen, hat kritisieren lassen. Ja das Bild „Hinterindien" wurde zur Kritik sogar nach Hinterindien geschickt. Das unsrer Zeitschrift beigegebene Bild (Sundainseln II) ist keineswegs als ein vor andern gelungenes besonders ausgewählt, sondern es ist genommen worden, weil es das zuletzt erschienene ist. Wir haben es also hier in der That mit einer in doppelter Weise soliden Arbeit zu thun: einmal hat der Herausgeber es verstanden auf Grund kritisch gesicherter Unterlagen eine wirklich charakteristische Auswahl zu treffen und so in Bildern — und zwar in lauter Originalbildern – ein gut Stück Missionsgeschichte zur Anschauung zu bringen, und sodann liefert er uns eine für den geringen Preis — das Blatt kostet nur 20 Pfennige, ein Heft, das 9 Blätter in einer Enveloppe enthält, 2 Mk. — künstlerisch überraschend feine Leistung, mit welcher nichts, was die Missionsliteratur bisher an Bildern produziert hat, konkurrieren kann.

Jedem Bild ist ein Blatt Text beigegeben, meist eine gute, knappe Arbeit, auf die nicht weniger Sorgfalt verwendet worden ist, als auf das Bild selbst. So ist z. B. der Text zu unserm Bilde, den wir der Charakteristik wegen folgen lassen, unter Mitwirkung von Dr. Schreiber in Barmen und nach Durchsicht seitens des Direktor Neurdenburg in Rotterdam redigiert worden.

Sunda-Inseln II.

Heft V. Lieferung 4. (Gesamtnummer 40)

„Dieser säet, der andere schneidet." Ev. Joh. 4, 37.

Daß dieser Ausspruch unseres Heilandes noch immer seine Geltung hat, zumal auch in der Missionsarbeit, daran werden wir unwillkürlich erinnert durch die auf vorliegendem Blatte zusammengestellten Bilder, welche uns einen Blick thun lassen auf die Missionsarbeit in Niederländisch Indien.

Da haben wir zuerst die im Jahre 1859 auf Borneo ermordeten Missionsgeschwister aus der Rheinischen Mission, Missionar Wiegand mit Frau, Missionar Kind mit Frau, Miss. Rott und Miss. Hofmeister mit Frau, die am 7. und 10. Mai 1859 zu Tanggohan und zu Penda Alei in einem Aufstande der Mohammedaner gegen die holländische Regierung ihr Leben lassen mußten, noch ehe es ihnen vergönnt war, irgend welche namhafte Früchte ihrer Arbeit zu sehen. Sie selbst sind als ein kostbarer Same auf Hoffnung in den Boden des Heidenlandes eingesenkt; denn immer ist das Blut der Märtyrer der Same der Kirche gewesen. Aber auch ihre Säearbeit ist nicht vergeblich gewesen; denn das Missionswerk im Südosten von Borneo, das durch jenen Aufstand vernichtet ward, hat man nach einer siebenjährigen Wartezeit wieder beginnen können, und die Erfolge sind darnach doch bedeutend größer geworden als vor dem Aufstande.

Das Bildchen rechts unten zeigt uns die im Jahre 1876 angelegte Station Telang auf Borneo, deren Gründung dadurch merkwürdig ist, daß sie auf das unermüdliche Bitten des dortigen heidnischen Häuptlings Suta Ono geschah. Freilich war der Mann noch zu Anfang des Jahres 1880 ein Heide; doch aber stand er da schon mitten im heißen Kampfe zwischen dem heidnischen Aberglauben und dem Lichte des Evangelii, das ihm verkündigt ward.

Die beiden Männer, deren Bildnisse oben in den beiden Ecken sich zeigen, J. F.

Riedel und J. H. Schwarz, haben aber nicht bloß säen sondern selbst auch reichlich ernten dürfen.

Sie gehören mit zu den am reichsten gesegneten Missionaren des 19. Jahrhunderts. Riedel (geboren 1798 zu Erfurt) und Schwarz (geboren 1800 zu Königsberg) waren zuerst Schüler des Vater Jänike zu Berlin und kamen von dort im Jahre 1827 als Zöglinge der Niederländischen Missionsgesellschaft nach Rotterdam. Zwei Jahre später wurden sie dann als Missionare der Niederländischen Missionsgesellschaft noch Ambon und weiterhin nach der Minahassa auf Celebes gesandt, wo sich bis dahin nur einige hundert sehr verwahrloste Christen befanden. Nach einem mühevollen Anfange gelang es ihnen, je länger desto mehr Eingang mit dem Evangelium zu gewinnen; und namentlich nach 1840 traten immer größere Scharen der heidnischen Alifuren, von der Wahrheit des Wortes Gottes erfaßt, zum Christentume über.

Riedel hatte seine Station in Tondano, Schwarz zu Pangowang; beide aber verstanden es ausgezeichnet, den Alifuren ein Alifure zu werden, sich in ihre Sprache und Sitten einzuleben und zugleich durch innige Frömmigkeit und Wahrheit sowie durch einfältige Predigt des Evangeliums einen guten Grund zu legen. Als sie im Jahre 1859 und 1860 kurz hintereinander starben, war die vorher so übel berüchtigte Minahassa zu einem lieblichen Garten Gottes geworden, in dem 60,000 Christen, ²/₃ der ganzen Bevölkerung, Zeugnis ablegten von dem Erntesegen der Missionsarbeit.

Aus diesem dermalen wichtigsten Gebiet der evangelischen Mission in Niederländisch-Indien haben wir noch 2 Bilder, links unten die Wohnung des Miss. Ulfers zu Kumelembuai, und rechts in der Mitte die Schule der Hilfsmissionare zu Tomohon nebst deren beiden Lehrern Wilken und Louwerier. Missionar Wilken (links an der Seite), geboren zu Aurich, ausgebildet zu Barmen und Rotterdam, gestorben 1878, gehörte mit zu den tüchtigsten Missionaren der Minahassa. Die 8 nach einer Photographie dargestellten Zöglinge sind jetzt sämtlich eingeborne Gehilfen der Niederländischen Missionsgesellschaft, welche deren im ganzen in der Minahassa 30 zählt, nebst 120 Schullehrern. Und obgleich die Missionare in der Minahassa fast alle in dem Dienste der protestantischen Kirche stehen, haben sie doch nicht auf die Missionsarbeit verzichtet, sondern jeder von ihnen erziehet 4 Zöglinge zum Hilfspredigeramt unter ihren eignen Landsleuten. Seitdem ist jene Hilfsanstalt zu Tomohon zeitweilig aufgehoben.

Oben in der Mitte ist ein Teil des großen Seminars zu Depok auf der Insel Java dargestellt. Im Anfang vorigen Jahrhunderts nämlich hatte ein hoher Indischer Rathsherr sein 6 Stunden landeinwärts von Batavia sehr gesund gelegnes Landgut Depok seinen 150 Leibeigenen vermacht unter der Bedingung, daß sie und ihre Nachkommen dem christl. Glauben treu bleiben würden. In der dadurch entstandenen christlichen Gemeinde ist nun seit 1878 ein christliches Seminar für Lehrer, Evangelisten und Prediger errichtet worden, in dem Jünglinge aus den verschiednen Völkern des Niederländischen Indiens gesammelt, unentgeldlich unterrichtet und darnach ihrer Heimat zurückgegeben worden.

Das Kirchlein zu Spirok endlich, unten in der Mitte, erinnert uns noch an die Mission unter den Batta auf der Insel Sumatra. Dies Kirchlein ward 1863 als das erste unter den Batta erbaut „auf Hoffnung“; denn es hatte dazumal kaum 5 oder 6 Battachristen. Bis zum Jahre 1880 aber mußte nicht nur dieses Kirchlein vergrößert werden, weil es die Menge der Christen nicht fassen konnte, sondern es sind

auch wohl noch 20 andre Kirchen und Kapellen im Battalande gebaut; denn die Zahl der Christen war schon über 3000 geworden.

So sehen wir, wie auch auf den Inseln von Niederländisch-Indien die Aussaat des Evangeliums zur Ernte reift. Der Heiland, dessen die Inseln harren, wolle weitere Arbeiter und Schnitter in seine Ernte senden!" — —

Gute Bilder sind gewiß auch ein wertvolles Mittel, den Missionssinn zu wecken und zu pflegen und da die eben besprochenen dies Prädikat in der That verdienen, so sollten wir ihre Verbreitung uns recht ernstlich angelegen sein lassen. Nur bei einem bedeutenden Absatz ist die doch sehr wünschenswerte Fortsetzung des Unternehmens möglich. „Die Kosten eines Bildes — schreibt uns der Herausgeber, — sind in 1. Auflage (bei 5000 Ex.) c. 750 Mk., so daß uns selbst ein Bild 15 Pfennige kostet, wenn wir die 5000 wirklich verkauft haben. Nun aber ist der Absatz nicht so stark, erst etwa die Hälfte, und um nicht zu großes Lager zu haben . . . lasse ich zuerst nur 2500 drucken. So kostet uns also, abgesehen von den Betriebskosten, eigentlich ein Bild 30 Pfennige selbst, was wir für 20 Pfennige verkaufen. Das ermöglicht uns der Reinüberschuß der „Blätter für Mission" und der fortwährende Verkauf früherer Bilder, bei denen die 5000 längst überschritten sind. Es ist also reinweg eine Arbeit im Dienste der Mission, von der wir nur Kosten und Mühe haben. So verdiente sie wahrlich doch der Unterstützung und Beachtung der Missionsfreunde mehr als bisher."

Indem wir uns diesem letzteren Wunsche von Herzen anschließen, auch nicht unterlassen wollen, darauf aufmerksam zu machen, daß Pastor Härting durch das auf unsern Wunsch dieser Zeitschrift beigelegte Bild ein nicht unbeträchtliches Opfer gebracht hat, richten wir an unsere Leser die kräftige Bitte, durch zahlreiche baldige Bestellungen ihm Mut zur Fortsetzung zu machen. Die Expedition der Blätter für Mission (Leipzig, Roßstr. 9) ist gern bereit z. B. für Missionsfeste oder sonst für Freunde, die die Sache fördern wollen, Kommissionen zu geben, so daß nur das Verkaufte bezahlt zu werden braucht und das Übrige zurückgeschickt werden kann. Wck.

Literatur-Bericht.

Introduction to the Science of Chinese Religion. A Critique of Max Müller and other Authors. By Rev. Ernst Faber, Rhenisch Missionary in Canton. — Hongkong, Lane, Crawford & Cie. 1879 (XII, 154 pp.)

Unter „Einleitung" in eine Wissenschaft versteht man in der Regel ein Buch, das auch schon etwelche Mitteilungen aus dem Inhalte dieser Wissenschaft bietet, oder, sofern es sich bloß vorbereitend verhält, jedenfalls eine direkte und specielle Vorbereitung zu dem betr. Gegenstande gewährt. Daß nun die vorliegende Schrift sich so zur chinesischen Religionswissenschaft erhalte, ist nicht ersichtlich. Vielmehr könnte das in ihr Erörterte zur Einleitung ins Studium auch andrer Religionen dienen — mögen immerhin die zur Erläuterung der allgemeineren Sätze des Verfs. dienenden Beispiele der Mehrzahl nach aus dem chinesischen Religionsbereiche entnommen sein. Wir würden also eine etwas andre Betitelung der Schrift, etwa: „Prodromus zu einer Darstellung der chines. Religion" vorgezogen haben; denn das ist es, was der durch eine Reihe gehaltvoller Monographien auf diesem Gebiete verdiente Verf. eigentlich bietet. Er legt die allgemeinen Grundgedanken und Normen dar, von welchen er sich bei seiner später zu gebenden Darstellung der chines. Religionsgeschichte leiten zu lassen gedenkt. Diese Darstellung giebt er in

Gestalt einer Reihe von kritischen Auseinandersetzungen mit andren religionswissenschaftlichen Forschern, zumeist mit Max Müller, auf dessen Ansichten sich die ersten wie die letzten der 15 Abschnitte des Büchleins fast ausschließlich beziehen — so daß der secundäre Titel: „Eine Kritik M. Müllers und Andrer" jedenfalls als wohl zutreffend erscheint.

Mag man am Titel des Werkchens eine Änderung für nötig halten oder nicht: auf jeden Fall ist sein Inhalt gediegen und lehrreich von der ersten bis zur letzten Seite. In den beiden ersten Abschnitten: „Das Wesen der Religion" und „Ihre thatsächliche Erscheinung" ist es der einseitig subjektivistische, zum Naturalismus hinneigende Religionsbegriff Max Müllers, Tieles, Fairbairns ꝛc., wonach „Relig. ein natürliches Erzeugnis des Menschengeistes" sei, womit der Verf. sich kritisch auseinander setzt. Im 3. Abschnitt: „Religion und Theologie" kehrt er sich gegen die Art wie öfter, namentlich auch wieder bei M. Müller, Religion und Theologie mit einander vermischt werden. „Religion und Wissenschaft" lautet die Überschrift des 4. Abschnitts, worin Drapers und einiger andrer willkürliche Auffassung der Religion als eines notwendig und stets mit der fortschreitenden Wissenschaft im Konflikt befindlichen Gebiets bekämpft wird. Gewisse moderne Theorien einer religionslosen Moral und eines abstrakt profanen, von allem Religiösen unabhängigen Ursprungs und Rechts sind es, welche in den beiden folgenden Abschnitten (V u. VI) kritisiert werden. Es folgt eine Bestreitung von Buckles positivistischer Darstellung der menschlichen Civilisation als eines von der Religion völlig unabhängigen Bereichs (VII), sowie weiterhin Auseinandersetzungen über das Verhältnis von „Kunst und Religion", sowie von „Natur und Religion, die ersteren anknüpfend an die teils beifällig teils kritisch beurteilten Vorlesungen von Mr. Ruskin „Über Kunst" (Lectures on Art), die letzteren an Ph. Gosses Romance of Natural History, an Thom. Dicks „Philosophy of Religion" u. a. Schriften (VIII. IX) Die folg. Abschnitte „Religion und Sprache" (X) und: „Rel. und Mythologie" (XI) rügen Max Müllers bekannte Übertreibungen in Bezug auf die angeblich nicht bloß bildende sondern geradezu schöpferische Einwirkung der menschlichen Sprache auf Religion und Mythenbildung. Nicht sowohl die Sprache, als vielmehr der menschliche Geist, insbesondre die Phantasie sei es, was sich schöpferisch bildend auf jenen Gebieten offenbare. Im Anschlusse hieran wird Müllers Classification der verschiednen Religionen nach gewissen linguistischen Gesichtspunkten als allzu äußerlich getadelt (XII), wird desselben Anklage wider das Christentum als einer die Vertreter „wahrer Religion" vielfach verfolgenden Macht als ungerecht zurückgewiesen (nicht das Christentum, sondern gewisse Fälschungen und Entstellungen des Christentums, vor Allem der Papismus, seien diese religions-verfolgenden Mächte), und schließlich sein verkehrter, der h. Schrift widersprechender Begriff von göttlicher Erziehung des Menschengeschlechts kritisiert (XIII. XIV).

Die in diesen Abhandlungen entwickelten Grundsätze schließen nichts in sich, dem wir nicht freudig zuzustimmen vermöchten. Der Verf. huldigt gesunden Grundanschauungen, und daß er das historische Material für sein Unternehmen bereits zum großen Teile selbständig durchgearbeitet hat, zeigen die oben erwähnten Monographien, betreffend die Lehren des Confucius, des Mencius, Micius und Licius (die drei letzteren in deutscher Sprache, Elberfeld bei Friderichs erschienen; das erstgenannte auch ins Engl. übersetzt durch P. G. v. Moellendorff). Möge die größere Arbeit, deren vielversprechenden Vorläufer er hier darbietet, mit Gottes Hülfe bald ans Licht treten.

Dr. C. P. Tiele's Kompendium der Religionsgeschichte. Ein Handbuch zur Orientirung und zum Selbststudium. Übersetzt und herausgegeben von Lic. Dr. F. W. T. Weber. Berlin 1880, L. Schleiermacher (XI, 299 S. Pr. 3 M. 60).

Eines religionsgeschichtlichen Handbüchleins von so schlanker, niedlicher Form, und dabei so gedrängten, klar und übersichtlich geordneten Inhalts wie das vorliegende, könnte man sich wohl schon recht freuen. Wenn nur der Standpunkt, auf welchem der Verfasser seine Übersicht bietet, als vorurteilsfrei und wissenschaftlich unbefangen empfohlen werden könnte! Leider ist dies nicht der Fall. Der früher am Remonstranten-Gymnasium in Amsterdam, seit einigen Jahren in der theol. Fakultät zu Leiden wirkende Verfasser gehört jener modern-liberalen theologischen Richtung an, die man, nach seinem gegenwärtigen Wohnort und Wirkungskreise, kurzweg die Leidener Schule nennen kann und als deren Hauptrepräsentanten seine älteren Kollegen Scholten und Kuenen dastehen. Ein gemäßigter Naturalismus liegt seinen religionshistorischen Anschauungen überall zu Grunde. Er widerspricht allerdings der materialistischen Voraussetzung, als ob völliger Atheismus den Urzustand der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts gebildet hätte; die Existenz gänzlich religionsloser Völker bestreitet er sowohl für die Gegenwart als für die Urzeit (S. 7 f.). Aber als die Urreligion, für deren Trümmer er die heutigen Naturreligionen hält, gilt ihm nicht die Verehrung des Einen und wahren Gottes, nicht das schuldlose kindliche Gemeinschaftsleben der ersten Menschen mit Gott im Paradiese. Das Paradies gilt ihm als Mythus gleich allen übrigen Mythen des Altertums. Statt eines ursprünglichen Monotheismus setzt er an die Spitze der Menschheitsentwicklung das was er im Anschlusse an die naturalistischen Archäologen Englands (Lubbock, Tylor ꝛc.) „Animismus" nennt, nämlich „eine Art von primitiver Philosophie", bestehend im Glauben an das Vorhandensein von Seelen oder Geistern, welche dem Menschen erscheinen können (sei es von selbst, sei es durch Zaubermacht beschworen) und an deren angebliches Wohnen in Naturgegenständen sich die Wahnvorstellung vom Vorhandensein gewisser Zaubermittel oder verehrungsbedürftiger Schutzmittel (Fetische) knüpfe. Fetischismus und geisterbeschwörender Spiritismus (Schamanismus) wären also die beiden Unterarten der animistischen Urreligion; in ihrer vielgestaltigen und verworrenen Unbestimmtheit erhebe sich diese nicht bis zu eigentlichem Polytheismus und noch weniger zu der noch höheren Stufe des Monotheismus: sie bleibe vielmehr bei der Gestalt eines „ungeordneten Polydämonismus" mit obligater Zauberei oder Magie stehen (S. 11—13). Etwas gehaltvoller als die ordinäre positivistische Theorie, welche den Fetischismus schlechtweg als die Urform der Religion betrachtet, mag diese Animismus-Spekulation immerhin zu nennen sein. Naturalistisch einseitig und befangen bleibt aber nichtsdestoweniger auch sie. Mit dem in der h. Schrift über die Uranfänge des religiösen Erkennens und Lebens Geoffenbarten läßt sie sich schlechterdings nicht vereinbaren; es stehen ihr aber auch zahlreiche außerbiblische Thatsachen und Zeugnisse gegenüber, deren Gewicht der Verf. lediglich deshalb verkennt, weil er in seine Betrachtungsweise seit Jahren eingelebt ist und ihren Sätzen eine geradezu dogmatische Gewißheit beilegt. Überall bemüht er sich, gewisse „animistische Grundzüge" in den betreffenden Religionssystemen aufzuspüren, die er für die Substanz ihrer Urgestalt hält; überall verweist er den Monotheismus als letztes und höchstes Entwicklungsprodukt ans Ende des religiösen Prozesses. Dabei erfolgt gar mancher Machtspruch ohne reale geschichtliche Begründung. So S. 52 f. betreffs der Ägypter: „Es ist gänzlich verkehrt, die äg. Religion als die polytheistische Entartung eines vorhistorischen Monotheismus anzusehen" — als ob nicht gerade

Ägyptens älteste Urkunden sehr bestimmt ein zuerst einheitliches, dann geschlechtlich-dualistisch (in Osiris und Isis) gespaltenes höchstes Wesen als Gegenstand der nationalen Gottesverehrung des Nilvolkes voraussetzen (vgl. Lauth, Aus Ägyptens Vorzeit, I, S. 36 ff.). Ähnlich S. 31 ff. betreffs der Chinesen, für deren älteste Zeit nichts gewisser ist, als das Vorherrschen monotheistischer Religionsvorstellungen, s. Vict. v. Strauß und Torneys „Essays zur allgem. Religionswissenschaft“, sowie die Studien des rhein. Missionars Ernst Faber zur chines. Religionskunde (über die Philosophen Mencius, Micius, Licius rc. auch: Introduction to the Science of Chinese Religion, 1877) — lauter Schriften, auf welche laut S. 30 f. weder vom Verfasser noch vom Herausgeber Rücksicht genommen worden ist. Ähnlich ferner S. 231 betreffs der Religion der Griechen in ihrer pelasgischen Urgestalt, von der es wiederum mittelst eines kräftigen Machtspruches heißt: „Wenn von ihnen erzählt wird, daß sie auf ihren heiligen Bergen den Gott des Himmels ohne Bilder und ohne einen bestimmten Namen verehrten, so berechtigt das nicht zu dem Schlusse, daß ihre Religion reiner als die spätere oder gar monotheistisch war“ rc. rc.; desgleichen betreffs des ursprünglichen Kultus der Römer, der laut S. 272 sogar „noch rein fetischistisch“ gewesen sein soll — direkt entgegen der Angabe Varros, wonach man die Gottheit in ältesten Zeiten „sine simulacro“ verehrte! — Natürlich muß auch die Religion Israels sich dieser einseitig naturalistischen Betrachtungsweise unterwerfen; sie war ursprünglich, d. h. bis auf Mosen, „zwar keine monotheistische, aber doch eine sehr einfache Religion, in ihrem Charakter von der arabischen nicht verschieden und am meisten mit der kenitischen übereinstimmend“ rc. (S. 93 f.); ihre allmähliche Entwicklung durch das Stadium des Prophetismus seit dem 8. vorchristl. Jhdt. hindurch zum priesterlich-gesetzlichen Monotheismus der nachexilischen Zeit wird in genauem Anschlusse an Kuenen beschrieben (S. 94—101).

Gleich diesem naturalistischen Standpunkte des Verfassers läßt auch die von ihm getroffene Auswahl der zu genauerer Darstellung bestimmten Religionen mehrfach unbefriedigt. Von den semitischen Religionen sind einige, wie die der Syrer (Hethiter), der Karthager, der Ssabier, entweder nur ganz flüchtig berührt, oder völlig übergangen worden. Auch die Religion Japans und die der Kelten sind bei Seite gelassen, aus dem bequemen Grunde, weil ihre Untersuchung „noch zu keinem genügend sichern Resultate geführt hat“ (S. 7). Bei den s. g. Naturreligionen steigert sich das Eklektische des Verfahrens des Verfs. bis zum ganz willkürlichen Herausgreifen von ein paar wenigen, besonders merkwürdigen Repräsentanten: den Peruanern und Mexikanern für Amerika und den Finnen für Nordeuropa; auf Afrika und Polynesien entfallen kaum 3 Seiten flüchtiger Betrachtung (S. 20—22.) — Auch die Anordnung des Materials legt manche Einwürfe nahe. Es ist doch höchst sonderbar, die hellenische und die römische Religion unter der Überschrift: „Die Religion bei den Indogermanen unter dem Einflusse der Semiten und Chamiten“ erst ganz ans Ende der Betrachtung gerückt zu sehen, hinter die slavischen und den germanischen Religionen! Gewisse semitische Einflüsse haben auch bei den übrigen arischen Religionen mitgewirkt, unzweifelhaft jedenfalls bei der persischen in ihren späteren Entwicklungsstadien, sehr wahrscheinlich aber auch bei der germanischen (skandinavischen); man vergl. Bugges und Bangs Nachweise betreffs der Edda als aus jüdisch-christlichen Quellen geflossener, namentlich mit der Sibyllenliteratur zusammenhängender Urkunde (eine Hinweisung auf diese Forschungen fehlt auf S. 215 f.). Wir können aus allen diesen Gründen das Büchlein nur sehr mit Vorbehalt empfehlen.

Z.

Die Massenübertritte in Südindien.

Von Missionar Baierlein.

I.

Die Zustände.

Der Mission geht es in mehr als einer Hinsicht nicht besser, als dem Manne mit seinem Esel in der bekannten Fabel: sie kann es keinem recht machen. Wenn sie im Schweiße des Angesichts, mit viel innerer und äußerer Entmutigung, mit stetem Kampf zwischen Hoffen und Zagen, den heidnischen Urwald klärt, das Land bearbeitet und den guten Samen säet, so schreit die Welt: Sehet welch verlorne Mühe, welche Verschwendung des Geldes! Und dieses Geschrei ist immer da am lautesten, wo man sich nicht einmal die Mühe der Kenntnisnahme giebt, geschweige an eine Geldunterstützung denkt. Geschieht es aber, daß nach jahrelanger treuer Arbeit und Mühe endlich eine Ernte kommt, daß sich die Heiden in größern Scharen dem Evangelio zugänglich zeigen, so heißt es wieder: Sehet welch eine Aufschneiderei! Die scheinen es mit den Nullen nicht genau zu nehmen 2c. Als ob die Missionare hypothesierende Geologen wären, die, wo Gründe fehlen, schnell mit einem Dutzend Nullen bei der Hand sind und dann meinen es ganz klar gemacht zu haben, wie in 1000000000 Jahren aus einem Moskito ein Elefant werden kann und aus einem Frosche ein Adler.

Dieses Schicksal hatten auch namentlich die jüngsten Vorgänge in Tinnevelly. Als vor 2 Jahren bekannt wurde, daß sich 16—17000 Heiden zur Aufnahme des Christentums bereit erklärt hätten, da meinten auch die Zeitungen in Madras, daß dies wohl ein Irrtum sein müsse, es sei wohl ein Druckfehler und eine Null zu viel gesetzt. 16—1700, ja das möchte man sich noch gefallen lassen, aber 16—17000! Das könne gar nicht richtig sein. Als nun aber aus den 17 bald 18, 19 und 20000 wurden, und ihre Zahl noch weiter anwuchs, die Richtigkeit sich auch nicht mehr leugnen ließ, da warf man sich auf die Qualität und rief: Ja, das werden auch rechte Bekehrungen sein! Gewiß sind die Leute nur aus äußern Rücksichten gekommen und keineswegs wirklich bekehrte Leute. Als ob die Missionare das irgenwo behauptet hätten! Und als ob die Leute, welche solche Aussetzungen machen, selbst jemals mit der

eigenen Bekehrung Ernst gemacht hätten, und nicht vielmehr gläubige Christen stets mit Spottnamen behängten!

Wenn ich nun gleichwohl eine Darstellung der Dinge versuche, so geschieht es nicht in dem Sinne jenes alten Mannes, der sich, seinen Sohn und Esel vergeblich plagte, um es allen Leuten recht zu machen. Es allen Leuten recht zu machen ist ganz und gar nicht die Aufgabe der Mission und auch nicht dieses Berichtes. Die Mission hat die Wahrheit des Evangeliums hinaus zu tragen, und der Bericht hat die Wahrheit von draußen der Heimat zu bringen. Wer aus der Wahrheit ist, dem wird damit gedient sein; wer die Wahrheit haßt, der wird sich darüber ärgern, und wem die Wahrheit gleichgiltig ist, weil er lieber im Nebel der Ungewißheit hauset, der wird vornehm thuend daran vorübergehen. Denn

„Die Vögel gesellen sich zu ihres gleichen:
Und die Wahrheit zu denen, die ihr gehorchen.“ Sir. 27, 10.

Beginnen wir mit Tinnevelly. Das ist die südlichste Provinz Indiens und enthält 5700 engl. Quadratmeilen. Nach dem Census von 1851 betrug die Bevölkerung 1269216 Seelen. Davon waren 1133648 Heiden, 76665 Mohammedaner, 35552 Protestanten und 23351 Katholiken. Gegenwärtig rechnet man die Bevölkerung von Tinnevelly in runden Zahlen auf 1700000 Seelen. Darunter zählt man 50000 Katholiken, und, mit den neu hinzugekommenen Katechumenen, 97000 Protestanten. Es kommt also auf je 12 Heiden ein Christ und auf je 18 ein evangelischer Christ. Die Katholiken stammen wesentlich noch aus der portugiesischen Zeit vor 200 Jahren her und werden von jesuitischen Priestern bedient, die der Diöcese von Pondichery angehören. Die protestantische Mission stammt von dem Ende des vorigen Jahrhunderts her und ward von den deutschen Missionaren Schwartz, Pohle, Jänicke und Gericke gegründet. Zu Anfang dieses Jahrhunderts betrug die Zahl der protestantischen Christen in Tinnevelly 2700 Seelen. Sie wurden dann lange vernachlässigt und nur von zwei eingebornen Pastoren, welche die lutherische Ordination empfangen hatten, bedient. Erst im Jahre 1829 fing die Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) an, sich ihrer anzunehmen und hat seitdem manche tüchtige Leute in dies Arbeitsfeld gesandt, und auch große Mittel auf Schulen verwandt. Schon im Jahre 1820 aber hatte die kirchliche Missionsgesellschaft (C. M. S.) den sehr begabten und thatkräftigen deutschen Missionar Rhenius nach Tinnevelly gesandt, dem bald noch 3 andre deutsche Missionare derselben Gesellschaft folgten. Diese begannen

eine sehr segensreiche Arbeit, wie früher in diesen Blättern (1876 S. 500 ff.) berichtet ward.

Sehr viel zu dem gegenwärtigen Stand der Dinge in Tinnevelly haben die Schulen beigetragen. Man rechnete schon lange, daß der vierte Teil sämtlicher Christen sich in der Schule befand. So ward das neue Geschlecht ein andres als das alte gewesen war. Die allermeisten konnten nun lesen und schreiben, wovon die Väter keine Ahnung hatten. In den Dorfschulen lernten die Kinder wohl nicht viel über Lesen und Schreiben, aber die befähigten Knaben und Mädchen wurden auch immer aus den Dorfschulen in die Kostschulen der Station gesammelt, und hier unter den Augen des europäischen Missionars und seiner Frau erzogen. Nicht verzogen, wie das in größern Städten gern geschieht, sondern wirklich erzogen und zur Arbeit angehalten, wozu es auf dem Lande ja auch nie an Gelegenheit fehlt, während sie in den Städten mangelt.

Die Mädchen lernten neben den gewöhnlichen Hausarbeiten auch das Spitzenmachen. Das wurde bald zu einem leiblichen Erwerbszweig zunächst für die Schule und dann, wenn die Mädchen verheiratet waren, für den eignen Hausstand. Wenn der Mann mit breiter Brust und starken Muskeln den astlosen Schaft der Palmyrapalme bis zur Krone ersteigt, 50—60—70 Fuß hoch, um den Saft herunter zu holen, sitzt die Frau vor ihrer Hütte Thür und macht Spitzen. Und wenn der Mann 50 Palmen früh und Abends beklettert hat, und dann seinen Erwerb berechnet, so trifft es sich wohl, daß seine Frau ohne Anstrengung eben so viel und vielleicht noch mehr verdient hat. Jedenfalls kann solche Familie nun besser fortkommen, als wenn der Mann allein das Haus zu versorgen hat.

Die begabtesten Knaben aus den Kostschulen wurden zu Lehrern, Katecheten und Pastoren ausgebildet. Und auch hierin ging namentlich die Kirchliche Missionsgesellschaft von dem richtigen Grundsatz aus, nicht heimatliche Verhältnisse, sondern die vorhandenen Zustände zum Maßstabe anzunehmen. Die Katecheten und Theologenschüler wurden also nicht mit Sprachen geplagt, die sie doch nur halb erlernen und dann gar nicht gebrauchen können, sondern man blieb einfach bei der tamulischen Muttersprache. Selbst englisch ward ihnen erspart, auch wohl absichtlich fern gehalten. Dafür wurden sie desto besser in den Heilswahrheiten gegründet und für die praktischen Zustände in kleinen Dörfern unter einfältigen Leuten zubereitet. So sind die Leute den Verhältnissen nicht entrückt, stehen nicht zu hoch über ihren Gemeinden, sind zufrieden mit einem

kleinen Gehalte, und dankbar für ihre Stellung, die doch viel höher ist, als sie ohne die Mission sie je eingenommen hätten. Die Ausbreitungsgesellschaft dagegen hat lieber besser unterrichtete Leute, die wenigstens des Englischen völlig mächtig sind. Die Sache hat ja auch zwei Seiten. Für größere Städte mit gebildeten Gemeindegliedern, die durch die englischen Regierungsschulen gegangen sind, und Regierungsstellen einnehmen, wären die einfachen Landpastoren der C. M. S. freilich nicht. Aber dafür sind sie auch gar nicht bestimmt. Für die jetzigen Zustände in Tinnevelly sind sie für jetzt jedenfalls ausreichend. Denn solche eingeborne Pastoren, die eine englische Bildung genossen haben, sind meist mit sehr bedeutenden Schwächen behaftet, die man gern jedem christlichen Bruder ersparen möchte. Für kleine Dorfgemeinden sind sie zu groß, da sie es nicht lassen können ihre Schulweisheit vorzutragen, welche für die Gemeinden nichts nütze ist. Dazu fühlen sie sich nicht zu Hause, sehen auf die armen ungebildeten Gemeindeglieder herab, machen allerlei Ansprüche an das Leben, kommen mit ihrem Gehalte nicht aus und sind weder zufrieden noch dankbar.

Mit einem Worte, es ist der Geist Jungindiens, welcher auch die Christen, die eine englische Bildung genossen haben, durchzieht; und dieser Geist ist kein guter. Es ist ein Geist der Unzufriedenheit, mit starken Umsturzgelüsten. Es ist der Geist des Hochmuts und der Überhebung, weil das bischen unverdautes Wissen ihnen den Magen verdorben und den Kopf eingenommen hat. Es giebt freilich auch von dieser Regel, Gott sei Dank! rühmliche Ausnahmen; aber eben weil es Ausnahmen sind, bestätigen sie die Regel.

Die Kirchliche Missionsgesellschaft hat nun, da sie 58 eingeborne Pastoren in Tinnevelly hat, ihren ältesten Missionar, Sargent zum Bischof erhoben und über diese Pastoren gesetzt, ihre europäischen Missionare aber, bis auf 2—3, die an Schulen thätig sind, zurückgezogen. Demgemäß hat sie auch einen Teil ihrer Unterstützung für die Mission zurückgezogen und den noch übrigen Rest in 20 Teile geteilt, wovon sie jedes Jahr einen Teil zurückzieht. Nach 20 Jahren also will sie ganz frei sein von Ausgaben für die Tinnevelly Mission, und sollen bis dahin die Gemeinden jedes Jahr einen Zwanzigteil mehr aufbringen. Das ist nun wohl ein recht gut ausgedachter Plan, nur hört damit die direkte Missionsthätigkeit auf. Das soll sie nun freilich nicht, sondern die Gemeinden sollen selber missionieren. Das ist wieder eine ganz gute Theorie. Aber in Indien, wo alles so leicht stagniert, kann man von den eingebornen

Pastoren, wie sie dermalen sind, eine ausgedehnte Missionsthätigkeit noch nicht erwarten. Auch haben sie mit der Pastoralarbeit hinlänglich zu thun. Dazu sind sie von der Kindheit an gewohnt, Heiden um sich her zu sehen, so daß auf sie das Heidentum den abschreckenden Eindruck gar nicht machen kann, den es auf europäische Missionare ausübt.

Die Gemeinden, für welche so viel geschehen ist, müssen nun freilich auch etwas thun. Das geschieht denn auch, und im verflossenen Jahre (1878) haben sie — bei 34000 getauften Christen — 54000 Mk. beigetragen. Das ist sehr viel für arme Leute, aber für 58 Pastoren und für ein ganzes Heer von Lehrern, welche 13400 Kinder zu unterrichten haben, ist es doch lange nicht genug. Denn europäische Einrichtungen werden für die Hindus immer kostspieliger, als wenn sie sich selber nach ihrer eigenen Weise einrichten. Das konnten sie aber als Heiden doch nicht thun, und nun das Ganze umzugestalten, dazu ist es noch lange nicht an der Zeit. Zudem waren noch über 7000 Katechumenen da, wer sollte nun die unterrichten und die Kosten dafür tragen? So geschah es denn, daß als der Bischof Sargent seinen Sprengel bereiste und sich hin und her Leute als Katechumenen anmeldeten, er ihnen zur Antwort gab: „Wartet bis die Teurung vorüber ist.“ Diese gut gemeinte Antwort sollte wohl eine Prüfung für die Leutchen sein, damit nicht etwa welche unter ihnen aus unlautern Beweggründen kommen möchten; sie wirkte aber als ein Dämpfer für die Bewegung; die Leute wurden scheu und blieben zurück.

Die Katechumenensache ist überhaupt ein schwacher Punkt in der sonst so ehrenwerten Kirchlichen Missionsgesellschaft. Man thut (im Unterricht) zu wenig, und erwartet (in der Erkenntnis) zu viel. Daher kommt es, daß wir von Jahr zu Jahr von 6, 8, 10—12000 Katechumenen lesen, von denen doch nur wenige im Laufe des Jahres getauft werden. Das hängt mit dem pietistischen Zuge zusammen, der diese Gesellschaft durchweht. Ohne feste Inhandnahme der Katechumenen, erwartet man doch von den Leuten schon einen christlichen Charakter, ehe man sie zur Taufe zuläßt. So bleiben sie viele Jahrelang Katechumenen, werden lau und grau darüber und sterben auch wohl dahin. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Art der Behandlung der Katechumenen das Werk der Mission in Tinnevelly nicht gefördert hat.

Es ist ja freilich bei Tausenden, die auf einmal kommen, mehr Vorsicht und auch mehr Zeit nötig, als bei einzelnen Familien. Aber die lang ausgedehnte Katechumenenweise des 4. Jahrhunderts jetzt in Indien

einzuführen, ist jedenfalls nicht heilsam, wenn sie überhaupt je heilsam gewesen ist. Hier läuft jedenfalls eine falsche Ansicht von den Gnadenmitteln nebenher.

Die Ausbreitungsgesellschaft hat darum auch, wenigstens in neuerer Zeit, einen ganz andern Weg eingeschlagen. Diese Gesellschaft ist von vornherein hochkirchlich, in der letztern Zeit sogar bedenklich ritualistisch geworden. Sie hat aber in bezug auf den Katechumenat ein richtiges kirchliches Gefühl und sucht nicht nach Früchten ehe der Baum gepflanzt und begoßen ist. Als darum ihr ältester auch zum Bischof gewordener Missionar, Dr. Caldwell, seine erste bischöfliche Visitationsreise machte und sich überall Heiden zum Christentum meldeten, so nahm er sie allesamt ohne weiteres an. So hatte er schon im Juni 1878 bei 21668 Christen 18278 Katechumenen, die des christlichen Unterrichts begehrten. Und ein Jahr darauf, im Juni 1879, hatte er 24719 Christen und 19350 Katechumenen.

Diese auch ferner noch wachsende Zahl der Katechumenen bürdete er aber keineswegs den Gemeinden zum Unterricht auf, sondern er rief sofort ein eigenes Institut dafür ins Leben. Auf seinen Hilferuf aus England mit sehr reichen Mitteln versehen, stellte er für diese Katechumenen allein 6 ordinierte Diakonen und 192 Katecheten an. In jeden Ort, da sich Katechumenen vorfanden, sandte er einen oder mehrere Katecheten, die speciell für den Unterricht der Leute da waren. Dabei suchte er gleichwohl das Interesse der Gemeinden für die Sache zu gewinnen, und es fanden sich 62 Männer und 48 Frauen, die unbesoldet ihre heidnischen Nachbarn, soweit sie konnten, unterrichteten. Wenn auch dieser Unterricht nur sehr mangelhaft sein kann, so ist doch der gute Wille dieser Gemeindeglieder sehr anzuerkennen, und es ist damit ein Anfang gemacht, daß die Christen aus freien Stücken evangelisieren, woran es in Südindien noch so sehr fehlt. In der Anstalt der Gesellschaft zu Sayerpuram aber werden nun aus denselben speciellen Gaben der Heimat noch eine Anzahl Katecheten für diesen speciellen Zweck ausgebildet.

Darauf hin änderte denn auch die Kirchliche Missionsgesellschaft ihre Praxis und Bischof Sargent fing nun auch an, die vorhin zurückgewiesenen Leute als Katechumenen anzunehmen. Ihrer 12000 fanden sich noch herbei, so daß er mit den vorhin schon vorhandenen 7000 nun auch (Juni 1879) 19000 Katechumenen hatte, ohne jedoch so reiche Mittel und Kräfte für ihre gehörige Unterweisung zu besitzen.

Beide Gesellschaften haben nun (1879) bei einer Anzahl von 59000

getauften Christen über 38000 Katechumenen, die der Taufe entgegensehen.

Westlich an Tinnevelly angrenzend, doch durch eine hohe Bergkette geschieden, liegt das Königreich Travancore, das noch einen eingebornen König hat und als ein Musterstaat betrachtet wird. Hier hat die Kirchliche Missionsgesellschaft neben 17564 getauften Christen auch 2367 Katechumenen. Auch hier ist die Zahl europäischer Missionare zu gering für die Arbeit. Einer unter ihnen, Revd. Speechly, ist auch zum Bischof gemacht worden.

Das bedeutendste Arbeitsfeld in diesem schönen Ländchen hat aber die Londoner Missionsgesellschaft. Sie hat hier neben 13332 getauften Christen nicht weniger als 24788 Katechumenen, und die meisten von ihnen sind es schon seit einer Reihe von Jahren. Es scheint, daß hier wenig mehr für die Katechumenen geschieht, als daß sie zum Besuch der Gottesdienste angehalten werden 2c. Natürlich ist das ein sehr langsamer Weg, dazu in jeder Weise ungenügend. Sehr naiv klingt es daher, wenn einer ihrer eingebornen Pastoren also berichtet:

„Es thut mir leid sagen zu müssen, daß einige der alten, ungetauften Christen[1]) halbe Heiden sind. Sie haben Satans Joch von einer Schulter abgeworfen, indem sie dem Dämonendienst entsagt haben. Aber sie sind nicht gewillt, es auch von der andern Schulter abzuwerfen, denn sie halten noch fest an heidnischen Gebräuchen und Vorurteilen. Ihre ehelichen Verhältnisse sind sehr lose und sie fallen sehr leicht in irreguläre Heiraten. Im Laufe des Jahres mußten zwei Familien um deswillen entlassen werden. Eine andere Familie aber trennte sich selbst, da ihr 2 Kinder gestorben waren, und als der Mann gefragt ward, warum er nicht mehr in die Kirche komme, antwortete er: „Es war sehr schlecht von eurem Gotte, mich so zu behandeln. Ich suchte ihm zu dienen so gut ich konnte, und nun hat er mir das gethan."

Trotzdem aber macht das Christentum seinen Einfluß auch unter den Heiden geltend und man hört sie sagen: „Die Missionare haben die Furcht vor den Göttern den Leuten aus dem Herzen vertrieben. Sie werden nun ohne Scheu ihrer goldenen und silbernen Juwelen beraubt und die Götter selbst fürchten sich, daß auch sie gestohlen werden möchten."

---

[1]) Diese wie einige andre Missionsgesellschaften nennen auch solche Leute schon Christen, die dem Götzendienst entsagt und sich zur Sonntagsfeier verpflichtet haben, obgleich sie noch ungetauft sind.

Ein armer Tagelöhner, Jesuadian (Knecht Jesu), der weder schreiben noch lesen kann, aber ein treuer Christ ist, kam jüngst in Versuchung, und da er sie besiegte, gereichte es ihm und andern zum Segen. Er hatte sich mit einigen Heiden bei einem heidnischen Grundherrn zur Arbeit für die Zeit der Ernte vermietet. Da nun der Sonntag kam und die Heiden wie gewöhnlich an die Arbeit gingen, blieb er allein in seiner Hütte zurück. Da sprach sein Gutsherr zu ihm:

Warum gehst du heut nicht an die Arbeit?

Herr, sagte er, ich bin ein Christ, und der Herr hat befohlen, den Feiertag zu heiligen.

So magst du zu Hause bleiben, sprach sein Herr.

Am Abend aber, als er den Arbeitern ihren Lohn gab, sprach er zu Jesuadian: Du sagst, du bist ein Christ, aber was weißt denn du vom Christentum?

Herr, sprach Jesuadian, ich weiß, daß Christus sein Leben für mich gegeben hat, und daß ich nur durch ihn das ewige Leben erlangen kann.

Da lachten die heidnischen Arbeiter laut auf, aber der Gutsherr sprach: ihr sollt ihn nicht auslachen; was er sagt ist richtig, und ich glaube es auch. Darauf sprach er freundlich zu Jesuadian und setzte ihn, der seinem unsichtbaren Herrn so treu war, zum Aufseher der übrigen Tagelöhner während der ganzen Zeit der Ernte.

Ein christlicher Lehrer fing eine neue Schule an, und da die Kinder sämtlich Heiden waren, so begann und schloß er die Schule nicht mit Gebet, wie in den Christenschulen üblich. Das sahen die Kinder den ersten und andern Tag so an, dann aber sagten sie: „Herr, warum fangt ihr die Schule nicht mit Gebet an und schließt sie mit Gebet, wie in euren Christenschulen? Wir möchten auch gern beten lernen". Darauf that der Lehrer seine Christenpflicht und die Knaben freuten sich alle darüber.

So wirkt das Evangelium wie ein Sauerteig, bis daß es den ganzen Teig durchsäuert.

Nördlich von Tinnevelly liegt der große und interessante Distrikt Madura, fast doppelt so groß wie Tinnevelly, da er 10700 engl. Quadratmeilen enthält. Hier sind seit 1834 amerikanische Missionare thätig. Sie haben in 11 Stationen und 321 Dörfern 11086 „Angehörige", von welchen jedoch nur 3255 getauft sind und in Gemeinden verfaßt, die von 18 eingebornen Pastoren gepflegt werden. Im Jahre 1878 allein kamen 2209 Personen aus den Heiden und begehrten christ-

lichen Unterricht. Auch hier gilt was von der Londoner Missionsgesellschaft gesagt wird: es fehlt an fester Inhandnahme und bestimmtem Unterricht der Katechumenen, daher der jahrelange, die Leute ermüdende und das Werk der Mission aufhaltende Katechumenat.

Von den Missionen unter den Tamulen haben außer den genannten noch die Amerikaner in Nord-Arcot die meisten Katechumenen. Im Jahre 1853 fand ich in Madras einen alten Herrn Dr. Scudder, der seine Zeit mit Predigen an die Heiden zubrachte. Drei seiner Söhne gründeten in demselben Jahre die Amerikanische Mission von Arcot. Nach und nach folgten noch 4 ändre seiner Söhne und eine Tochter in dieses Arbeitsfeld, also daß die Provinz von 7 Söhnen und einer Tochter desselben Mannes eingenommen ward. Der achte Sohn, der auch zu diesem Werk verordnet ward, starb kurz vor seiner Aussendung in Amerika. Der alte Herr Dr. Scudder erlebte nur die Anfänge dieser seltnen Freude, daß alle seine Kinder demselben Berufe folgten, in welchem er gelebt und gewirkt hat und gestorben ist. Aber es ist wert, daß diese Thatsache für die Nachkommen verzeichnet wird, damit sie, ob Gott will, Nachfolge finde, und die Söhne der Missionare den Vätern in der Arbeit des Glaubens folgen möchten. Acht Jahre lang arbeiteten die seltenen Geschwister ohne allen sichtbaren Erfolg, da fing es sich in den Dörfern an zu regen, und seitdem hat sich das Werk ausgebreitet, also daß sie jetzt in 88 Orten neben 2638 getauften Christen 3441 Katechumenen haben. Getauft wurden im vorigen Jahre 859 Personen, und obgleich sie keinerlei Kastenunterschiede dulden, sind doch mehrere Familien höherer Kaste darunter. —

Auch die evangelisch-lutherische Mission im Tamulenlande, die Leipziger, hat in den Jahren: 1877 und 1878 über 2500 Heiden taufen können. Da die Katechumenen hier sofort in festen und bestimmten Unterricht genommen werden nach den 5 Hauptstücken des lutherischen Katechismus und der nötigen biblischen Geschichte, so sind Katechumenen, die sich von Jahr zu Jahr hinschleppen, in dieser Mission nicht vorhanden. Da sie aber in fast allen Provinzen des Tamulenlandes Stationen hat, so ist die Zahl ihrer Missionare für dieses große Gebiet viel zu klein. Manche sind um mehr als 100 Meilen von einander entfernt, und viele ihrer Gemeinden sind nur von Heiden rc. umringt, was ein großer Nachteil für die schwachen Christen ist. Die Zahl der eingebornen Pastoren ist nun wohl auf zehn herangewachsen, aber für die wirklichen Bedürfnisse ist diese Zahl viel zu klein. Dazu sind eingeborne Pastoren in keiner Mission geeignet, europäische Missionare zu ersetzen. Unter guter Aufsicht

können sie Bestehendes erhalten, unter Umständen auch noch ausdehnen; alle wirkliche Agression aber gegen das Heidentum muß nach wie vor von den Europäern ausgehen. Und wenn gute eingeborne Gehilfen dabei auch von sehr großem Werte sind, so sind sie doch nur Gehilfen.

Unter den Telugus hat es sich auch zu regen begonnen. Die Londoner Mission im Cuddapaidistrikte hat in 80 Orten neben 1400 getauften Christen 3170 Katechumenen. Die größten Erfolge aber hatten die Amerikanischen Baptisten im Nelloredistrikte. Diese Mission ward im Jahre 1836 gegründet und war vielmal auf dem Punkte, aufgegeben zu werden, da ein Missionar nach dem andern erkrankte und in die Heimat zurückkehren mußte, ohne daß ein Erfolg sichtbar geworden wäre. Aber die erkrankten Missionare protestierten jedesmal energisch gegen die Aufgabe der Mission, da sie die einzige in jener Gegend war, den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Nach 26jähriger Arbeit im Jahre 1862, da wieder ein erkrankter Missionar auf der Rückreise war, ward aufs neue darauf angetragen, die ganz erfolglose Mission doch endlich aufzugeben, und nur mit Mühe gelang es dem Sekretär das Komité zu bewegen, doch wenigstens die Ankunft des kranken Missionars zu erwarten, um auch seine Stimme hören zu können. Sobald er nun angekommen war, trat das Komité wieder zusammen und der Missionar Jewett erklärte, er habe nicht den geringsten Zweifel, daß der Herr ein großes Volk unter den Telugus habe, und daß es die Aufgabe der Mission sei, sie ihm herauszusammeln. Trotzdem aber meinte das Komité nicht länger Kräfte und Mittel auf dieses Arbeitsfeld verwenden zu dürfen. Da erklärte Jewett: „Nun wohl, wenn Sie das Werk nicht länger unterstützen wollen, so will ich ohne diese Unterstützung hinausgehen, und meine übrigen Tage unter den Telugus zubringen.“ Einem solchen Glauben war nicht zu widerstehen, und der Sekretär antwortete: „Wenn Sie entschlossen sind, wieder hinauszugehen, so müssen wir Ihnen wenigstens einen Bruder mitsenden, der Sie begraben kann, denn Sie sollen doch wenigstens ein christliches Begräbnis haben, in jenem Heidenlande.“ Zwei Jahre darauf verließ Jewett und seine Frau Amerika wieder, um zu den Telugus zurückzukehren, und hatten Missionar Clough zum Begleiter.

Sobald dieser die Sprache erlernt hatte, ließ er sich zu Ongole nieder und sammelte dort eine Gemeinde von 8 Seelen. Das war der Anfang von Ongole. Der eigentliche Anfang aber lag weiter zurück und im Verborgenen, wie so vieles in der Mission. Denn schon im Jahre 1852 hatte Missionar Jewett seine Predigttour von Nellore bis Ongole aus-

gedehnt. Am neuen Jahrestage des Jahres 1853 war er vor Sonnenaufgang auf einem Berge vor der Stadt. Von hier sahe er die volkreiche Stadt zu seinen Füßen und zählte 30 Dörfer um die Stadt herum, über die eben die Sonne aufging, die Schatten der Nacht vertreibend. Da fiel er mit seinen Begleitern auf die Knie und betete, daß auch bald die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen möchte, und die Schatten des Todes vertreiben und daß der Herr doch einen Missionar für Ongole bescheren wolle. Mit einem Amen im Herzen stieg er vom Berge herab, und nun, nach 13 Jahren, war sein Gebet erhört und Ongole hatte einen eigenen Missionar.

Das Feld reifte auch zur Ernte. Aus den ersten 8 Seelen wurden im nächsten Jahre 148, im folgenden Jahre 500, und im Jahre 1872 hatte Ongole 1745 Kommunikanten. Doch diese 7 Jahre der Arbeit und der Reisen hatten auch Missionar Cloughs Kräfte aufgezehrt, und er mußte Genesung und neue Kräfte in der Heimat suchen. Da sich nun aber auch in der ersten Station, Nellore, eine Gemeinde von 500 Kommunikanten gesammelt hatte, so faßten die Missionare neuen Mut und trugen dem heimkehrenden Bruder auf, 4 neue Missionare und 50000 Dollars zur Gründung eines Predigerseminars mit zu bringen. Wie erschraken die Väter in Amerika, als der heimgekehrte Missionar mit solcher Forderung auftrat! Aber nach 2jähriger Arbeit in der Heimat hatte Missionar Clough 6 Brüder gewonnen statt der 4, die er haben wollte, und von den 50000 Dollars fehlte auch nicht einer. Ein Herr Browson hatte die bedeutendste Summe davon gegeben, so ward das neue Seminar nach seinem Namen benannt. Bald füllte es sich auch mit Zöglingen, und gegenwärtig (1879) enthält es nicht weniger als 156 Schüler, die für das Predigtamt ausgebildet werden.

Als die schreckliche Teurung kam, wandten sich die Missionare an ihre Freunde und erhielten reichliche Hilfe aus England und Amerika, womit sie ihre Christen unterstützen konnten. Dann kamen die großen Geldsendungen aus England für alle Notleidende. Missionar Clough, der neulich wieder aus Amerika zurückgekehrt war, griff mit frischen Kräften drein. Und als die Regierung einen Kanal graben ließ, um der hungernden Menge Arbeit zu verschaffen, übernahm er 3½ Meile davon. Bei dieser Arbeit beschäftigte er täglich 3—4000 Arbeiter 6 Monate lang. Seine Katecheten und Lehrer stellte er dabei als Aufseher an, die auch zugleich dem Volke predigen mußten. Und da die Arbeiter oft wechselten, so hörte eine große Menge das Evangelium regelmäßig für längere Zeit. Viele von

ihnen meldeten sich auch zur Taufe, doch der Missionar fürchtete, es möchten nur vorübergehende Eindrücke sein, und wartete damit, bis diese Arbeiten und Unterstützungen vorüber waren. Dann aber meinte er die Leute nicht länger warten lassen zu dürfen. Und so taufte er im Juni 1878 1168 Personen, im Juli 7513, im August 466, im November 59 und im Dezember 400. Im ganzen also 9606 Personen in 5 Monaten. So hat nun Ongole eine Christengemeinde von 12804 Seelen, 39000 aber warten noch auf die Taufe.

Auf der südindischen Missionskonferenz zu Bangalore im Juni 1879 wurden diese Missionare ziemlich hart angefaßt, daß sie solche Mengen in so kurzer Zeit getauft haben, da doch ein besondrer Taufunterricht nicht wohl möglich gewesen ist. Sie verteidigten sich aber damit, daß ihnen für so viele Jahre treulich und reichlich gepredigt worden sei, in der letzten Zeit bei der Arbeit täglich, daß viele ihre Götzen schon längst verlassen hätten, und daß ein entwickelter Glaube vor der Taufe nicht nötig sei, da das: „Lehret sie halten alles was ich euch befohlen habe", erst nach der Taufe zu folgen habe, woran sie es auch nicht fehlen ließen 2c. Diese Bewegung in Ongole ist um so merkwürdiger, als rings herum unter denselben Verhältnissen nichts davon zu spüren war.

Man kann also annehmen, daß in den letzten 3 Jahren die protestantischen Missionen in Südindien an Neugetauften und Katechumenen einen Zuwachs von 120000 Seelen aus den Heiden erhalten haben.

Auch in den römischen Missionen sind in den letzten 2 Jahren eine größere Anzahl Heiden getauft worden. Von dem Bistum Madura liegt kein Bericht vor, in den Bistümern Madras, Pondichery, Mysore und Coimbatore aber sind 59317 Heiden getauft worden. Dazu sind noch von den Gemeindegliedern in den verschiedenen Dörfern dieser 4 Bistümer Nottaufen verrichtet worden an kleinen Kindern, „in articulo mortis" 24379 an der Zahl.

Die American Missionary Association.

Von Konsistorialrat Krummacher.

(Schluß.)

II. Die Arbeitsfelder

a) in Nordamerika.

Über die Arbeit unter den Chinesen können wir uns kurz fassen. Wir verweisen auf den Artikel im Juniheft des Jahrgangs 1879 und ergänzen nur das dort auf S. 273 über die Mission der A. M. A. Bemerkte durch folgende Notizen: Die von Rev. Pond in San Francisco geleitete Mission hat jetzt 21 Lehrer, darunter 5 chinesische Helfer, in ihrem Dienst; die Zahl der im vergangenen Jahre in die Kommuniongemeinde Aufgenommenen beträgt 44; die Gesamtzahl der Kommunikanten dieser Mission ist gegenwärtig 198. Die chinesischen Christen und insbesondere die Helfer haben sich meist wohl bewährt; auch von solchen, die nach China zurückgekehrt sind, ist mehrfach bekannt geworden, daß sie standhaft Glauben gehalten haben und andern zum Segen geworden sind. Einige male allerdings hat Rev. Pond auch über „falsche Brüder" zu klagen gehabt. Einer suchte mit den ihm anvertrauten Ersparnissen seiner christlichen Landsleute das Weite. Die Betrogenen trauerten aber weniger über den Verlust des sauer erworbenen Geldes als über die dem Christentum bereitete Schmach.

Unter den Indianern im Nordwesten Amerikas nahm die Arbeit im Anfang größere Verhältnisse an. Im J. 1852 standen dort 21 Missionare. Von da an wurden dieser, durch die gewissenslose Regierungspolitik aufs äußerste erschwerten, Mission mehr und mehr zu Gunsten der Negermission die Mittel und Kräfte entzogen. Eine Wendung ist wieder eingetreten, seitdem unter den Präsidenten Grant und Hayes die Regierung ihre Stellung den Indianern gegenüber geändert hat. Die frühere Politik hatte sich den Indianern gegenüber von den Pflichten der Ehrlichkeit, der Vertragstreue und der Menschlichkeit dispensiert. Jetzt wurden Männer von Ehre und Gewissen in die Indianer-Kommission berufen und als Ziel der Politik die wirtschaftliche und moralische Hebung der Indianer und ihre schließliche Einreihung unter die amerikanischen Bürger ins Auge gefaßt. An die kirchlichen Gemeinschaften und die Missionsgesellschaften erging die Aufforderung zur Mitwirkung und insbesondre zur Überweisung geeigneter Kräfte für die neuerrichteten Ämter. Die Indianerstämme wurden nämlich unter die Aufsicht und Obsorge von

sechs Ober-Intendanten gestellt; diese Aufsichtskreise wurden wieder in c. 60 Agenturen geteilt. Jeder Agent hat zur Seite einen Arzt, einen Lehrer, einen Farmer, einen Schmidt und einen Tischler, deren Auswahl ihm selbst obliegt. Die Ernennung der Agenten wurde den Kirchen- und Missionsgesellschaften angetragen und ihnen zugleich volle Einsicht in die Verwaltung sämtlicher Beamten, die Oberintendanten eingeschlossen, zugesagt. Die A. M. A. besetzte anfänglich 6 Agenturen; jetzt hat sie nur noch 4 inne; die Doppelaufsicht scheint mit der Zeit Verwickelungen herbeigeführt zu haben. Außerdem hat die A. M. A. einen Missionar unter den Indianern.

Wo den Indianern Schutz gegen Unbill und Anleitung zu einem geordneten seßhaften Leben geboten wird, bleibt der Erfolg nicht aus. In der Agentur am Roten See in Minnesota wohnen 1100 Indianer. Sie treiben neben der Jagd auf Pelzwild den Ackerbau in erheblichem Umfang; in einem Jahre haben sie 7000 Bushels Mais, 2000 B. Kartoffeln, 5000 Pfund Ahornzucker u. s. w. gewonnen. Über die Indianer in der Agentur am Obern See in Wisconsin berichtet ein Augenzeuge: „Als ich zwei Jahre früher diese Leute zum erstenmal besuchte, fand ich sie in einem Grade schmutzig, zerlumpt, faul und unwissend, wie ich es nie erwartet hatte; ihre Decken, Kleidungsstücke und Haare lebten förmlich von Ungeziefer. Jetzt dagegen fand ich sie durchweg ordentlich auf unsere Art gekleidet; ihr Haar war gekämmt, ihre Gesichter und ihre weißen Hemden zeigten, daß sie gelernt hatten, wozu Wasser und Seife da sind." —

Leider fehlt es noch immer sowohl an dem ausreichenden Schutz der Indianer gegen Unrecht als auch an genügenden Kräften und Einrichtungen für den Jugendunterricht und die Förderung der Kultur überhaupt. Der rote Mann hat kein Klagerecht vor den amerikanischen Gerichten. Er kann keinen Richter anrufen, wenn weiße Abenteurer und Strolche Raub, Betrug, Mord gegen ihn und die Seinen verüben. So kommt es immer wieder zu Akten der Selbsthilfe und zu Rachefehden zwischen dem roten und dem weißen Mann. Die Folge ist dann, daß die Regierung die Indianer in weiter entlegene Reservationen verweist und im Fall der Widersetzlichkeit mit bewaffneter Hand gegen sie einschreitet. Auf diese Weise empfangen die Indianer — auch bei der gegenwärtigen wohlwollenden Regierungspolitik — fort und fort den Eindruck, dem der Sioux-Häuptling Sitting Bull vor dem jüngsten Indianerkrieg Worte lieh, indem er zu einem Unterhändler der Regierung sagte: „Kehre zurück in dein Land und wenn du einen weißen Mann gefunden hast, der nicht lügt, dann komm wieder!"

Der einzige Indianer-Missionar der A. M. A. arbeitet also unter ungünstigen Verhältnissen; doch ist sein Wirken nicht ohne Frucht. Miss. Eells in S'Kokomish im Washington-Territorium ist Pastor einer Indianergemeinde von 23 Gliedern; außerdem sammelt er auf drei Predigtstationen regelmäßig 200 Zuhörer um sich; 110 Kinder besuchen die von ihm eingerichteten Sonntagsschulen; 128 Familien stehen unter seiner pastoralen Pflege; durch Reisen sucht er in weitern Kreisen Eingang zu gewinnen.

Wichtig für die Indianermission ist es, daß eine größere Zahl von jungen Indianern eine der südlichen Unterrichtsanstalten der A. M. A., die Normal- und Ackerbauschule zu Hampton in Virginien, eine Art von Lehrerseminar, besucht. Es waren im vorigen Jahre 77 Jünglinge und 9 Mädchen. Elf von diesen indianischen Seminaristen wurden im vorigen Jahre in die Kommuniongemeinde aufgenommen.

Die A. M. A. ist nicht willens, von diesem Arbeitsgebiet zurückzutreten. Ihre letzte Generalversammlung im Nov. 1879 hat auf Antrag des Komité mehrere Resolutionen gefaßt, welche hierfür den Beweis liefern. Die Gesellschaft will dahin streben und dafür wirken, daß die Indianer, so bald und so vollständig als möglich, das Klagerecht vor amerikanischen Gerichten, das Recht privaten Grundbesitzes und die Zulassung zum amerikanischen Bürgerrecht erlangen. Das Komité soll für die Ausbildung möglichst vieler junger Indianer in den Instituten zu Hampton und Carlisle Sorge tragen. Die Regierung ist auf Beschluß der Versammlung gebeten werden, auf die thunlichste Vermehrung der Kostschulen (boarding-Schools, Schulen mit Einrichtung für Wohnung und Beköstigung der Schüler) in den Indianerreservationen bedacht zu nehmen.

Die am energischsten betriebene Mission der A. M. A. ist die unter den Negern. Seit sie ihr Werk begann, hat sich die Lage der Dinge und damit auch die Art und der Umfang ihres Wirkens total verändert. Anfänglich waren es vornehmlich die nach Canada entlaufenen Negersklaven, denen die Gesellschaft ihre Dienste widmete. Doch waren auch bereits vor dem Bürgerkriege einzelne von ihnen beauftragte Prediger unter den Sklaven in Kentucky, Nordkarolina und Kansas thätig. In Kentucky war es John Fee, welcher wegen seiner abolitionistischen Gesinnung von seinem Vater, einem Kentuckyschen Sklavenhalter, enterbt worden war. Er sammelte Gemeinden von Nicht-Sklavenhaltern und gründete Sonntags- und Werktagsschulen für Neger. Ähnlich wirkte Daniel Worth in seiner Heimat Nordkarolina. Nach Kansas wurden meh-

rere Sendboten geschickt, als es sich darum handelte, zu verhüten, daß dieses Territorium mit einer Überzahl sklavenhaltender Ansiedler besetzt und so zum Sklavenstaat gemacht werde. Aus Kentucky und Nordkarolina wurden im J. 1859 die Missionare von den Sklavenhaltern vertrieben. Während des Krieges 1861—65 gab es viele Arbeit unter den flüchtigen Negern. Der Miss. Lockwood errichtete schon im September 1861 die erste Schule für die durch den Krieg freigewordenen Sklaven. Als am 1. Januar 1863 die Emancipation der Sklaven proklamiert wurde, erwachte im Norden ein großer Eifer, für die Farbigen etwas zu thun. Die A. M. A. dehnte ihre Thätigkeit erheblich aus. 1864 stieg die Zahl ihrer Prediger und Lehrer von 83 auf 250, welche über das ganze von den Armeen der Union besetzte Gebiet verstreut, besonders zahlreich aber in Virginien und am Missisippi stationiert waren. Nach der Beendigung des Kriegs 1865 forderte das in Boston versammelte kongregationalistische Nationalkonzil die Kongregationalistengemeinden Nordamerikas auf, eine Million Mark für die Mission unter den Farbigen aufzubringen. Es war nicht umsonst und die Summe wurde der A. M. A., als dem von der göttlichen Vorsehung für diese Arbeit zugerichteten Organ, zur Verfügung gestellt. Die Zahl der Lehrer stieg jetzt bald auf mehr als 500. Namentlich im J. 1868, wo die Ku Klux Klans ihr Wesen trieben und öffentlich und insgeheim die freigewordenen Farbigen und ihre Freunde mit mörderischem Haß verfolgten, waren die Sendlinge der A. M. A. vielfachen Gefahren ausgesetzt; sie wurden aber durch Gottes schützende Hand vor schweren Geschicken bewahrt. Seitdem hat das Werk seinen ruhigen Fortgang. Doch hat die Gesellschaft sich in den letzten Jahren vornehmlich auf die Vorbildung von Lehrern verlegt; das hat eine Verminderung der Zahl der von der Gesellschaft angestellten Lehrer zur Folge gehabt; es bedeutet aber, wie wir sehen werden, nicht eine Einschränkung der Arbeit.

Die A. M. A. wird nicht müde, die Pflicht der Negermission zu predigen. Immer wieder mahnt sie: Wir sinds als Christen den Farbigen schuldig, daß wir ihnen Samariterdienst erweisen. Wir sinds ihnen auch als Amerikaner schuldig; denn wir haben ihnen schweres Unrecht gethan, indem wir sie Jahrhunderte lang das furchtbare Joch der Sklaverei tragen ließen — und wir würden ihnen aufs neue schweres Unrecht thun, wenn wir jetzt, nachdem das Joch der Sklaverei zerbrochen ist, ihnen nicht behilflich sein wollten, ihre Freiheit gebrauchen zu lernen. Dies zu thun, sind wir aber als Amerikaner auch uns selbst schuldig, vornehmlich unse-

rem Süden, der, wenn diese 4—5 Millionen freier Neger nicht civilisiert und christianisiert würden, dem Ruin und der Barbarei verfallen müßten, aber auch unserer gesamten Nation — denn ohne geistige, sittliche religiöse Bildung kann das Stimmrecht dieser Millionen in der Hand kluger Politiker zu einem Mittel für gefährliche Umsturzpläne werden.

Was die Missionsmethode betrifft, so legt die Gesellschaft besonderen Wert auf die Unterhaltung christlicher Erziehungsanstalten und Schulen neben der Gründung und Pflege christlicher Gemeinden.

Die A. M. A. erhält oder unterstützt gegenwärtig im Süden 44 Schulen aller Grade; an denselben sind zusammen 190 Lehrer beschäftigt. Die Gesamtzahl der Zöglinge betrug im letzten Jahre 7,207. Unter den Schulen sind 24 Elementarschulen, 12 Normalschulen (Lehrerseminare), 8 höhere Bildungsanstalten (je eine in den acht leitenden Staaten des Südens: Virginien, Kentucky, Tenessee, Georgia, Alabama, Mississippi, Louisiana und Texas), welche teils als Kollegien, teils als Universitäten (wie die Fisk-U. in Tenessee), teils als Normal- und Agrikulturschulen bezeichnet werden, mit denen aber auch, zum Teil wenigstens, Einrichtungen für den ersten Anfangs-Unterricht verbunden sind.

Unter den Zöglingen dieser Institute waren im vorigen Jahre 28, die sich dem Rechtsstudium, 86, die sich der Theologie widmeten. Das theologische Studium wird auf der von der A. M. A. und den Presbyterianen gemeinsam unterhaltenen theologischen Schule bei der Howard Universität in Washington betrieben. Die dort gebildeten Prediger arbeiten in Gemeinden verschiedener Denominationen.

Im allgemeinen wird den Schülern Fleiß und Eifer sowohl beim theoretischen Unterricht als auch bei der Unterweisung in allerlei nötigen und nützlichen Fertigkeiten nachgerühmt. Die Farbigen wissen die Wichtigkeit der Schulbildung zu schätzen. In Athen in Alabama sollte kürzlich die Schule für die Farbigen aufgegeben werden, weil zu einem nötigen Neubau die Mittel — 20 000 Mk. — fehlten. Als die Leute das hörten, erschraken sie und — was mehr sagen will — sie erklärten sich bereit, den Bau selbst zu bestreiten. Sie brachten sofort von ihrer Armut 8000 Mark zusammen und suchen nun das Übrige durch Handdienste und Materialien zu decken, indem sie über das Bedürfnis hinaus Ziegel machen, um für den Überschuß auch das Bauholz einzutauschen. Ein blinder Mann, der sonst nichts thun konnte, erbot sich, die Kurbel am Pumpwerk zu drehen. Wenn es auch den eifrigen Leuten vielleicht nicht gelingen

wird, das Ganze, das sie sich vorgenommen haben, zu leisten, so werden sie doch jedenfalls ihre Schule behalten.

Die A. M. A. bemüht sich mit ihren Instituten möglichst ausgedehnte Boarding-Einrichtungen zu verbinden, damit die Zöglinge ganz unter dem erziehenden Einfluß der Anstalt bleiben. Eine bedeutende Zuwendung des Mrs. Daniel P. Stone in Malden in Massachusetts, die der A. M. A. aus dem Vermögen ihres Gatten 600 000 Mk. geschenkt hat, wird im Einverständnis mit der Geberin dazu verwendet werden, in Nashville, Atalanta, New Orleans und Talladega bauliche Einrichtungen für den gedachten Zweck zu treffen.

Von den Zöglingen der Institute begehren und erlangen bei weitem die meisten, bevor sie den Kursus absolvieren, die Aufnahme in die christliche Kommuniongemeinde. Die christlichen Studenten sind vielfach in Sonntagsschulen thätig und während der großen Ferien unterrichten sie auch in Werktagsschulen. So unterrichteten im J. 1877 hundertundacht Zöglinge der Fisk-Universität gegen 10 000 Schüler. Die Gesamtzahl der Schüler, welche von dermaligen und gewesenen Zöglingen der Anstalten der A. M. A. im vorigen Jahr Schulunterricht erhalten haben, wird auf 150 000 angegeben.

Die Zahl der mit A. M. A. verbundenen Gemeinden von Farbigen ist 67; vor zehn Jahren waren es nur 23; im letzten Jahre sind drei neue hinzugekommen; die Pastoren sind zum Teil Weiße, zum Teil Farbige. Die Zahl der Kommunikanten ist 4600; im letzten Jahre betrug der Zuwachs 745. Die Gemeinden sind meist begierig nach Gottes Wort; zu den im Sommer öfters veranstalteten Farm-Versammlungen bringen die Leute sich Lebensmittel mit und werden nicht müde, Vormittags, Nachmittags und Abends den Gottesdiensten beizuwohnen. Sonntagsschulen und Enthaltsamkeitsvereine bestehen in allen Gemeinden. Die Gemeinden sind in sieben Konferenzbezirke zusammengeordnet; die Versammlungen zeugen von geistigem und geistlichem Leben.

Aus allem erhellt, daß die Arbeit unter den Farbigen ihre Frucht trägt und reichere Frucht verheißt. Es ist wahr, bei den Negern paart sich mit einer großen religiösen Erregbarkeit eine große Trägheit des sittlichen Empfindens und eine große Stumpfheit des sittlichen Urteils, wie dies durch die Anekdote von der alten Negerin illustriert wird, welche sich wegen einer gestohlenen Henne nicht vom h. Abendmahl wollte zurückhalten lassen. „Nein, so eine armselige alte Henne soll sich nicht zwischen mich und meinen lieben Herrn drängen.“ Indeß das Evangelium heilt auch

diesen Schaden; das zeigt jede Negergemeinde und jeder Tag der Negermission lehrt es.

Ein genauer Kenner der Negerfrage, Col. Preston, sagt: „Der Neger hat alle Fehler der Weißen angenommen mit Ausnahme des Selbstmords, des Zweikampfs und des religiösen Skepticismus.“ Das sind ganz respektable Ausnahmen. Aber der Neger legt auch in der Freiheit seine schlimmen Gewohnheiten vielfach ab und lernt Mäßigkeit und angestrengte Arbeit. Die mit den Arbeitskräften freier Neger betriebene Baumwollenkultur des letzten Jahrzehnts hat reichere Erträge geliefert, als die Sklavenarbeit des Jahrzehnts vor dem Krieg. In einigen Staaten, z. B. in Georgia, tragen die Neger schon sehr namhafte Summen zu den öffentlichen Lasten bei, obgleich freilich die große Masse sehr arm ist.

Die Erfahrungen der letzten Jahre haben vielfach im Süden eine mildere Stimmung gegen die freien Neger erzeugt. Doch fehlt noch viel daran, daß der Bann der Verachtung und des Hasses von ihnen genommen wäre. Von der Fortdauer des Drucks und der Spannung zeugt die Auswanderung von 15 000 [1]) Negern aus Mississippi und Louisiana nach Kansas, die „Hedschra“ oder der „Exodus“ der Schwarzen. Die A. M. A. hat es nicht für angezeigt gehalten, den Auszüglern sofort zu folgen. Auf ihren bisherigen Arbeitsfeldern entstehen durch den Abzug von einigen tausend Farbigen keine spürbaren Lücken; sie wartet ab, ob die neuentstehenden Siedelungen in Kansas ihres Dienstes bedürfen werden. Aber die Auszugsbewegung ist ihr ein Sporn, ihre Bemühungen um die geistige und sociale Hebung der Farbigen zu verdoppeln.

Noch eine andere Erscheinung treibt die A. M. A. und die übrigen protestantischen Missionen zu gesteigertem Eifer an: die erfolgreiche Thätigkeit der römischen Kirche unter den Farbigen. Schon vor einem Jahrzehnt schätzte man die Zahl der unter dem Einfluß römischer Erziehung stehenden farbigen Kinder auf 150 000. In dem einen Staate Louisiana sollen hundert katholische Priester unter den Farbigen thätig sein. Begabte junge Neger werden zu ihrer Ausbildung nach Rom gesendet, um als Missionare in den Süden Nord-Amerikas zurückzukehren. Daß die römische Kirche unter den Negern Eingang findet, hat außer manchen andern Gründen auch den, daß in den katholischen Kirchen der Neger ungehindert neben den Weißen niederknieen oder niedersitzen kann, während man ihm in den protestantischen Gotteshäusern der Nicht-Farbigen meist auf der

---

[1]) Siehe diese Zeitschrift S. 181 ff.

„Neger-Gallerie" seien Platz anweist. Doch wird in Abrede gestellt, daß die Schwarzen in größerer Zahl in „weißen" katholischen Kirchen gefunden werden. Auch soll der Anziehung, welche der sinnliche Kultus der römischen Kirche auf die schaulustige und zum Mysteriösen geneigte Natur des Negers ausübt, reichlich die Wage gehalten werden durch die vollere Befriedigung, welche das dem Neger eigene starke Bedürfnis individueller Gefühlsäußerung auf dem Boden der protestantischen Kirchen findet.

Daß die Neger jede sociale Zurücksetzung, die ihnen widerfährt, schwer empfinden, ist gewiß. Die A. M. A. läßt es sich angelegen sein, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen. Es geht nicht mehr ohne scharfe öffentliche Rüge hin, wenn ein Bostoner Gasthaus, das New Marlboro Hotel, den Jubiläumsfängern nach ihrer Heimkehr eine abgesonderte Tafel decken läßt, weil einige Gäste an ihrer Farbe Anstoß genommen hätten.

Die A. M. A. bemüht sich aber nicht bloß, den Schwarzen in Nordamerika zu dienen, sie streckt auch ihre Hände nach Afrika hinüber. Wir richten schließlich unseren Blick auf die Arbeit der A. M. A.

b) in Afrika.

Die Missionare Steele und Raymond nebst der Gattin des letzteren, welche das Geleit der befreiten Amistad-Afrikaner (Vgl. oben unter I) bilden sollten, wurden am 27. November 1841 im Bradwey Tabernacle in New-York feierlich verabschiedet. Am 15 Januar 1842 langten sie in Freetown an. Es wurde nach einigem Besinnen für die anzulegende Missionsstation ein Platz am Kleinen Bum-Flusse nahe bei dem Dorfe Kaw Mendi gewählt, 150 englische Meilen südöstlich von Sierra Leone (S. Missionsatlas Afrika Nr. 4). Der dort gebietende König ließ die Missionare mit Salutschüssen begrüßen. In bezug auf Land und Volk, Sitte und Religion zeigt die Mendi-Gegend, die als britische Besitzung gilt, keine wesentliche Verschiedenheit von den anderen Küstenstrichen jener Breiten. Die Mission hatte trotz der mannigfachen Fehden, welche unabläßig das Land beunruhigten, einen stillen Fortgang. Im Jahre 1846 ging die Mission an die A. M. A. über. Die Missionare erhielten Verstärkung, aber nur zu oft wurden die Neuankommenden schnell vom Klima hingerafft. Auch Raymond starb 1847. Die Gemeinde zählte damals gegen 40 Glieder. Manche kamen von fern her, um das Wort zu hören; so eine alte Negerin, die einen Weg von 12 Meilen nicht scheute. Ein großes Ansehn gewann der leitende Missionar Thompson bei dem umwohnenden Volk und bei den Häuptlingen, die ihn in ihren Streitigkeiten zum Schiedsrichter

wählten. Unter ihm wirkte auch einer von den Amstad-Negern, Kin-Ma als ein treuer Evangelist. In den Jahren 1853 bis 56 wurden rasch nach einander drei neue Stationen angelegt, Motappan am Großen Bumfluß, Good Hope auf der Scherboro-Insel, Salem Hills ebenfalls am gr. Bumfluß. Kaw Mendi hatte damals 70 Gemeindeglieder. Jedes Jahr sanken etliche von den Missionsarbeitern in ein frühes Grab; gegen Ende der fünfziger Jahre konnten zum ersten Mal zwei Eingeborne ordiniert werden. Bis zum Jahre 1859 waren etwa 1000 Wörter der Mendisprache gesammelt und es wurde der Druck eines Mendi-Lesebuchs unternommen. Einige Jahre später wurde von Missionar Hinman der Anfang mit dem Predigen in der Landessprache gemacht. Unter den englischsprechenden Afrikanern fand ein von den Missionaren herausgegebenes Blatt „Die Morgenröte" Eingang. 1859 wurde in Avery am Bagruflusse in gesunder Gegend eine Station angelegt; mit ihr sind verschiedene gewerbliche Unternehmungen verbunden, — außer landwirtschaftlichen Kulturen u. a. eine Sägemühle — teils um des Ertrags willen, teils um die Eingebornen zu geordneter Arbeit zu spornen und anzuleiten. Diese Station hat ihren Namen von dem Rev. Charles Avery, welcher für diese Mission die Summe von 400000 Mark schenkte.

Die schnell vermehrte Zahl der Stationen ist seitdem wieder auf zwei beschränkt worden, Avery und Goodhope. Die andern sind hauptsächlich des ungesunden Klimas wegen aufgegeben worden, welches so vielen Arbeitern das Leben geraubt oder das Bleiben unmöglich gemacht hat; die A. M. A. hat nach und nach mehr als 50 Missionare in diese Arbeit entsendet. Gegenwärtig befinden sich meist Farbige, die in Amerika geboren und auf den dortigen Unterrichtsanstalten (Atalanta, Howard, Hampton, Berea, Fisk) ausgebildet sind, auf den Mendistationen; unter ihnen der in Avery stationierte B. Anthony, der durch seinen Lebensgang für seinen Posten auf besondre Weise vorbereitet worden ist. Er war Sklave und entlief beim Ausbruch des Krieges, um in der Unionsarmee Dienste zu nehmen; allein er war noch ein Knabe und wurde seiner Jugend wegen nicht angenommen; er kehrte daher zu seinem Herrn zurück, der den Flüchtling gern wieder aufnahm. Zwei Jahre später wurde er wirklich Soldat und da er sich auszeichnete, wurde er bald zum Sergeanten befördert und hatte als solcher auch nach dem Kriege militärische Arbeiterkolonnen zu beaufsichtigen. Aber er fand hierbei sein Genüge nicht; obschon bereits ins Mannesalter eingetreten, begab er sich nach Berea in Kentucky, um daselbst auf dem Institut der A. M. A. einen Unterrichtskursus von der

untersten Stufe an durchzumachen. Nachdem er ihn absolviert hat, ist er nach Afrika entsendet worden und widmet sich mit Glück und Geschick der Pflege der gewerblichen Unternehmungen und zugleich der Evangelisation. Er war es, der unter dem Eindruck der Empfänglichkeit vieler seiner Stammesgenossen für das Evangelium nach Amerika schrieb: „O könnten doch hunderttausend Prediger des Evangeliums nach Afrika kommen, sie würden alle Raum und Arbeit finden.“ Im ganzen sind 6 Missionare mit zwei Frauen auf den beiden Mendi-Stationen. Die beiden Gemeinden haben gegenwärtig zusammen 85 Glieder; in ihren Sonntagsschulen sind 190 Schüler. In Avery werden c. 12 Kinder im Missionshause erzogen. In Good Hope befindet sich eine von durchschnittlich 156 Schülern besuchte Schule. Auch in dem Orte Debia wird Schule und Gottesdienst gehalten. Weitere Kreise erreichen die Missionare durch wiederkehrendes Predigen auf Außenstationen und durch Predigtreisen. Die A. M. A. hat durch die Erfahrung der Überzeugung gewonnen, daß die Aussendung von Afrikaner-Missionaren nach Afrika sich praktisch bewährt hat und daß dadurch der Weg zur Evangelisierung von West-Afrika gezeigt ist. „Mehr und mehr wird es uns klar“, sagt der letzte Generalbericht, „daß unsere Missionen auf dem amerikanischen und auf dem afrikanischen Kontinent nahe und innig zusammenhangen und zusammen gehören.“ Wie Calvin einmal mit Bezug auf die jungen Franzosen, die in Genf ihre Bildung empfingen, nach Frankreich schrieb: „Wir schnitzen hier die Pfeile, die ihr in euren Kämpfen braucht,“ so hegen die christlichen Negerfreunde in Nordamerika die Überzeugung, daß in den Bildungsinstituten für die freigewordenen Neger die Waffen geschmiedet werden für die Siege des Evangeliums im schwarzen Erdteil.

So hat denn auch die A. M. A. beschlossen, noch eine neue Missionsarbeit im Osten Afrikas in Angriff zu nehmen. Den Anstoß dazu hat ihr Robert Arthington in Leeds in England gegeben. Er bot der Gesellschaft ein Geschenk von c. 20000 Mk. an behufs Begründung einer Mission zwischen dem Nil und dem Jub (Dschub)-Flusse und dem 10. und 3. Grad nördlicher Breite, in einem Gebiete, in welchem teils Nachkömmlinge der alten christlichen Abessynier, teils Gallas, Dinkas, Latukas und andre Negerstämme wohnen. Nachdem ein besonderes Komité den Vorschlag geprüft und das proponierte Arbeitsgebiet unter anderem wegen seiner Zugänglichkeit besonders geeignet gefunden, und der Sekretär der Großbritannischen Hilfsgesellschaft für die Mission unter den freien Negern, Dr. White, seinerseits auch einen Beitrag von 20000 Mk. zu sammeln

versprochen hat, ist von der A. M. A. die neue Mission beschlossen und für dieselbe die Summe von 80000 Mk. votiert worden. Sie sah sich im stande, dem an sie ergehenden Rufe zu folgen, weil sie im verflossenen Jahre ihres Defizits ledig geworden war.

III. Die letzte Jahresversammlung.

Anfang November v. J. tagte in Chikago die Jahresversammluug der A. M. A. Es war ein Dritteljahrhundert seit ihrer Gründung verflossen, die Reden und Verhandlungen waren durchklungen von Dank für erfahrenen Segen und von der Gewißheit, in einer von Gott legitimierten und geforderten Arbeit zu stehen. Die Mitteilung, daß durch Erhöhung der Beiträge die Bürde eines Defizits, welches vor 3 Jahren 360000 und im vorigen Jahre noch 150000 Mark betrug, der Gesellschaft abgenommen sei, steigerte sowohl die Dankesstimmung als die Freudigkeit zum Ausharren und Fortfahren in der angefangenen Arbeit.

Ein telegraphischer Gruß und Segenswunsch des American Board und die Entsendung des entsprechenden Gegengrußes diente dazu, das Bewußtsein der Einheit und Ökumenizität des Missionswerkes anzuregen und zu stärken. Auch trugen die vor sehr zahlreichen Versammlungen gehaltenen Vorträge kein engherzig-denominationelles Gepräge. Die Pflicht, den freigewordenen Sklaven, den verdrängten Indianern, den eingewanderten Chinesen mit evangelischer Predigt und Erziehung zu dienen, und im schwarzen Erdteil durch die Mission Öl und Wein in die durch den Sklavenhandel geschlagenen Wunden zu gießen, wurde mit großem Nachdruck wieder und wieder als der providentielle Beruf des nordamerikanischen Volkes dargethan und dabei wurde das schreiende Unrecht, das an den Indianern, an den Schwarzen und neuerdings an den Chinesen verübt worden ist, nicht geschont und beschönigt.

An einem Tage wurde der großen Zuhörer- resp. Zuschauerschaft das Arbeitsgebiet der A. M. A. in eindrucksvoller Weise durch das Auftreten eines chinesischen, eines indianischen und eines schwarzen Christen lebendig zur Anschauung gebracht. Der erstre, Schi Gam aus Oakland in Kalifornien, erschien in seiner Landestracht und erzählte in schlichter Weise, wie er in seiner Heimat durch Professor G. Mooar vom Ooklander theologischen Seminar zum Glauben an den Heiland Jesus Christus geführt worden war. Der Indianer, John Big Elk, trug über einem schwarzen Anzug eine um die Schultern geworfene blaue Decke; er sprach wenige Worte in der Sprache seines Stammes. „Wenn ich Gottes Worte höre," sagte er

u. a., „so ist es mir als blickte ich in ein großes Licht. Alles andre vergeht, wie der Wald vergeht. Gottes Wort ist das Einzige, das zu allen Zeiten neu ist. Mein Herz ist froh, euch alle zu sehen; ich hoffe euch wieder zu sehen. Wenn Gott uns nicht gerufen hätte, hätten wir die Thür nicht aufgethan. Laßt uns beten.“ Dann kniete er auf seiner Decke nieder zu einem brünstigen Gebet in seiner Sprache; die andachtsvolle Wärme und Würde des betenden Indianers war so ergreifend, daß der Pfarrer der Kirche, Dr. Goodwin, nur die allgemeine Stimmung ausdrückte, als er am folgenden Tage sagte, durch dieses Gebet des roten Mannes für sein Volk sei seine Kanzel noch einmal geweiht geworden. Der schwarze Redner war Rev. Saunders aus Princeton in Illinois, ein Methodist, der gegenwärtig als Missionsprediger unter den Auszüglern in Kansas thätig ist. Er bekämpfte die Vorurteile gegen die Farbigen und ermunterte durch Hinweisung auf die Früchte zum Eifer in dem Werke der Erziehung und der Evangelisierung unter ihnen. Er gab Bericht von seinen Erfahrungen und erzählte dabei auch von seinem Leben als Sklave und Soldat und von seiner Bekehrung.

Nach diesen drei Rednern richtete Dr. Roy, der Missionssuperintendent für die Negermission im Süden, einen ernsten Buß- und Mahnruf an die versammelten Amerikaner.

Übrigens nahmen auch bei andern Gelegenheiten sowohl der Chinese Schi Gam als auch farbige Christen das Wort. So sprach in der Schlußversammlung der Professor Crogman, Lehrer der Mathematik an der von den Methodisten gegründeten Clark Universität, und führte mit Begeisterung und Beredsamkeit die Sache seines Volkes.

Die ganze Versammlung war reich an erhebenden Momenten und was geredet wurde, war meist gehaltvoll und fördernd. Die A. M. A. hat allen Grund, mit Dank gegen Gott auf die Versammlung in Chicago zurückzublicken und aus ihrem Verlauf neuen Antrieb und frischen Mut für die Zukunft zu schöpfen.

Der Zulukrieg,

Sir Garnet Wolseleys „Settlement“ und die Mission.

Von Missionar Rößler.

Der Zulukrieg mit seinen drastischen Katastrophen und unberechenbaren Folgen hat nicht nur die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde, sondern durch das schauderhafte Gemetzel bei Isandhlwana, das tragische Ende des Prinzen Napoleon u. s. w. die Augen der ganzen civilisierten Welt auf sich gezogen.

Die Überschrift soll keineswegs eine vollständige Geschichte des Zulukrieges versprechen, aber doch wenigstens, soweit es in dieser Zeitschrift zulässig, und um der Sache willen nötig ist, einen geschichtlichen Überblick der Kriegsereignisse geben. Ohne sie scheint mir S. G. „Settlement“ nicht gut verständlich, und damit hängt die Entscheidung gegen das Missionswerk aufs engste zusammen. Die nachfolgenden Zeilen setzen das in der „Missions-Zeitschrift“ 1879 S. 471 ff. gesagte voraus.

„The outer world will hear with a sense of relief that the last of Englands savage foes in South Afrika has been decisively overthrown.“ So triumphierten die Engländer. Der HErr gebe, daß es ein „gänzliches“ Besiegen ist! Es stand schlimm genug damit. „Wie eine Welle setzte sich vor Jahren die Feindseligkeit an den Grenzen der Kapkolonie in Bewegung und rollte weiter nach Norden, bis zu den steilen Bergen, die so lange Sekukuni mit seinen bewaffneten Scharen sichern Schutz boten.“ Aber von da war sie eigentlich ausgegangen und es war nur der mehr tosende Rückweg, den sie, von Süden sich bald westlich, bald östlich wendend einschlug, wo sie im Zululande ganz England in Bewegung setzte, und einen ansehnlichen Teil seiner Armee in Anspruch nahm, und von da zurückgetrieben im Norden, von wo sie ausging ebbte. Sekukuni war der erste, welcher nach längerem Frieden einen Zusammenstoß mit den Weißen suchte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die vielen mißlungenen Versuche, ihn zu besiegen, andere Häuptlinge mit ihren Stämmen ermuthigten. Hätte Sekukuni keinen Krieg angefangen, es wäre Transvaal wohl schwerlich (wenigstens jetzt nicht) annektiert worden, da die Ursache dazu auf Seiten Englands gefehlt hätte, und ebensowenig hätten wohl die Stämme am Kap sich empört. Der Ausbruch der Galeka im Transkei, die Rebellion der Gaika in Brit. Kaffraria, der Aufstand der Koranna im westlichen Griqwa-Lande und der Stämme am Orange-Fluß; die Hartnäckigkeit, mit welcher Marosi im Basutolande

und die Griqwas unter Pommer im östlichen Griqwalande widerstanden, der Krieg im Zululande und der letzte verzweifelte Widerstand der Bapedi waren alle nur einzelne Glieder einer großen Vereinbarung zum Aufruhr, ihre Kraft mit den Weißen zu versuchen, und Lord Carnarvon hatte so unrecht nicht, als er den Aufstand der Amahlubi unter Langalibalele einem Blitzstrahl in einem finstern Zimmer verglich. Sir Garnet war es, der vor 5 Jahren die große „Kriegswolke" kommen sah und die Regierung in England darauf aufmerksam machte. Ihm ist es wunderbarer Weise auch vorbehalten gewesen den letzten Ausbruch des Sturmes zu bewältigen.

Wo aber haben wir den Herd der die „war cloud" bildenden Atmosphärilien zu suchen? Im nachfolgenden, wo es sich speciell um die Zulu handelt, werden sich manche Teilchen jener Atmosphärilien zeigen, aber im Hinblick auf die Gesamtheit hat meines Erachtens Major W. F. Butler das richtige getroffen, wenn er in seinen „Good Words" sagt:

„Nicht allein, daß wir Transvaal annektierten, wir gelangten damit auch zugleich in den Besitz eines Vermächtnisses des Kampfes und der Ungerechtigkeit, die unmöglich zu umgehen war." — — „Nicht allein brachte uns unsere Annektion Transvaals in verschiedene ungeheure Schwierigkeiten mit den Eingeborenen, vor denen wir bis dahin sicher gewesen, sondern es fiel gerade in eine Zeit als Umstände eintraten, die außerhalb unserer Kontrolle lagen, nämlich als gerade die ganze Frage der Beziehung zwischen Weißen und Schwarzen in einem Zustande der Gespanntheit und voll trüber Aussichten sich befand. Vor 12 Jahren brachte die Entdeckung köstlicher Steine und Mineralien, die in großer Quantität in dem oberen Plateau Südafrikas gefunden wurden, den Kolonien Natal und Kap eine neue Sorte Abenteurer. Der Bergmann, der Gräber, der Prospektor —, alle diese wilden Geächteten und Herumstreicher, welche das große Spiel des Glückes zusammenbringt, vereinigten sich in dem oberen Lande und fingen an unter Bedingungen des Lebens zu arbeiten, die mehr als geneigt sind die Flamme der Leidenschaft und der Habsucht anzuzündeu. Zu der großen Grube, wo die glänzenden Steine lagen, versammelten sich auch tausende von Schwarzen. Von weither, den tropischen Regionen jenseits des Limpopo, den näheren Basutobergen, von Zululand und Kafferland, kamen Scharen von 20 Stämmen, deren Brüderschaft seit langer Zeit, in Folge von Kriegen und Wanderungen, ehe die Weißen kamen, verloren gewesen, zusammen. Als von Monat zu Monat die große Grube tiefer wurde, vertieften sich auch die feindseligen Gefühle der Weißen und Schwarzen. Der große Krieg des Kapitals gegen die Arbeit hatte hier den der Farbe gegen Farbe hinzugefügt. Die Preise, welche in dem wüsten Schulzimmer Kimberley gegeben wurden, waren Gewehre und Munition. Die Lektion welche gelehrt wurde, war Gleichheit der Interessen gegen einen gemeinsamen Feind. Hier lernte der schwarze Mann zuerst, daß alle Weiße einer gegen ihn, und er in seinen vielen Unterabteilungen einer gegen den Weißen sei. Und er lernte diese Lektion auch von denen, deren viele sich in bewaffneter Feindschaft gegen das englische Gesetz und in offenem Trotze gegen die englische Regierung befanden. Diese



Ansicht ist nicht neu. Als wir vor 4 Jahren die Diamantengruben Kimberleys besuchten, erhielten wir den Eindruck, daß das Resultat des Zusammenströmens der schwarzen Rassen auf den Diamantenfeldern und das Verteilen von Waffen und Munition unter sie, als Lohn für ihre Arbeit, den Krieg zwischen Weißen und Schwarzen zur Folge haben müsse. Es ist berechnet worden, daß auf den Diamantenfeldern mehr als 400,000 Gewehre, besonders gezogene, in den Besitz der Leute übergegangen sind."

Dies gilt auch in Beziehung auf das Zululand. Wenn Cetywayo seine „Zulu" nicht zu „Kaffern" herabwürdigen lassen wollte dadurch, daß er sie über die Grenze nach Natal zur Arbeit gehen ließ, sondern dazu nur die ihm unterworfenen Amatongostämme an der Grenze verwandte, nach den Gold- und Diamantenfeldern aber auch die „Zulu" marschieren ließ, so geschah es um der Gewehre willen, die dort für die Arbeit gezahlt wurden. — Schon lange hatte die Kapkolonie den Eingebornen erlaubt (wie nach belieben Schnaps zu trinken so auch) Gewehre sich anschaffen zu dürfen, und ob es auch in Natal verboten war, so that die Natalregierung doch viel zu wenig, die Einfuhr der Feuerwaffen ins Zululand von dieser Seite zu hindern. Zu hunderten trieb man die Ochsen aus dem Lande, welche nur für Gewehre, Pulver und Blei eingetauscht waren. Als ich einmal einen solchen Herrn fragte, ob er es für recht halte gegen das Gesetz die Zulu zu bewaffnen, und ob er nicht fürchte, daß einmal seine Gewehre dazu verwandt werden könnten ihn und seine Landsleute damit zu erschießen, antwortete er: „Ich lande meine Gewehre an der Küste und gehe nicht damit durch Natal. Ob ich damit getötet werde? Das wird sich am Ende gleich bleiben, wenn es dahin kommen sollte, ob ich mit einem von mir verkauften oder mit dem eines andern (Händlers) getötet werde."

Damit haben wir eine der Hauptursachen des Zulukrieges. In den *Feuerwaffen* sahen sie ihre Stärke. Ein jeder Missionar im Zululande weiß, wie den Zulu kein Weg zu weit, keine Mühe zu groß, keine Ochsen und Kühe, an denen sie sonst so hängen, zu kostbar waren, wenn es galt Gewehre zu erlangen. Eine Zeitlang — ich glaube es war 1873 — durften sie nach einem Befehle Cetywayos für sonst nichts als für Gewehre ihr Vieh verkaufen.

Eine andere Ursache ist der *Hochmut*. — Hunde sind alle schwarzen (und in mancher Beziehung auch weißen) Nationen in den Augen der Zulu; sie allein sind „Menschen" und die andern nur so weit zu respektieren als sie ihnen dienstbar und nützlich sind. Als ich mich einmal für eine von ihnen beraubte Anzahl Amatongo, die auf dem Wege von Natal nach ihrer Heimat sich befanden, verwendete, sagten sie: „Das sind

unsere Hunde, wie kannst du sie Menschen nennen eines Ranges mit uns?" Dergleichen Beispiele giebt es viele. — Damit hängt natürlich zusammen ihre Sehnsucht nach Tshakas ruhmvollen Zeiten. Wer ihre Unterhaltung über jene Zeit und die „Thaten der Alten" im Kampfe mit Weißen und Schwarzen angehört, weiß wie sie vor Begierde brannten, auch solche Zeiten zu erleben. In Cetywayo sahen sie aber den Mann, der ihr Tshaka werden könne.

Die Überlegenheit der Weißen erkennen sie gerne an und bewundern ihre Vorzüge, aber im Grunde ihres Herzens hassen sie dieselben. Dem Weißen schaden so viel wie möglich, ihn bestehlen, so oft es sich thun läßt, gilt für eine Tugend und nur dann ists unrecht, wenn der Spitzbube so dumm war sich ertappen zu lassen. Sie sind ja auch diejenigen, welche ihnen im Wege stehen, ihre Raub- und Mordpläne auszuführen. Alles dieses wirkte zusammen, daß es dahin kam, daß Cetywayo seine Regimenter nicht mehr zu zügeln im Stande war. Ein Zulukönig wird erst dann für voll angesehen, wenn er irgend ein Volk besiegt hat. Dazu wurde auch Cetywayo gedrängt. Als ich 1874 auf Cetywayos Kraale war, konnte ich mich davon überzeugen. In einer Entfernung von 200 Schritten versammelte sich ein Regiment „Soldaten" angesichts des auf einem großen Stuhle sitzenden Königs. Bald kamen sie im Laufschritt heran. „Was wollt ihr?" fragte er sie. „Laß uns in den Krieg ziehen Vater! Erlaubnis zum Kriege wollen wir." — „Ihr redet wie die Kinder!" herrschte er sie an. Aber sie bejahten seine Rede: „Jebo Ndabezita" (ja Nd. = Gespräch der Feinde). „Vor einiger Zeit wollte ich euch schicken." „Ja Vater." „Aber ihr fürchtetet euch." „Du hast recht silo" (wildes Tier, Tiger). Nachdem sie durch schlagen an die Schilde, rasseln mit den Spießen und Keulen und stampfen mit den Füßen einen fürchterlichen Lärm gemacht, zogen sie sich zurück, aber nur um bald wieder zu kommen und dasselbe Spiel zu wiederholen. Ein Händler, der schon monatelang auf dem Kraale war, sagte mir: „So gehts alle Tage, seit Monaten."

Doch suche man die Ursachen des Krieges nicht allein jenseits der Tugela. Auf seiten der engl. Regierung ist viel geschehen den Ausbruch dieses Krieges zu beschleunigen.

Wohl war seit Jahren die Militärmacht Cetywayos im wachsen. Sie war längst groß genug, den an vielen Stellen passierbaren Grenzfluß Tugela zu überschreiten, Natal zu verwüsten u. s. w. Es blieb aber Friede, wenn auch zuweilen in Natal Lärm geschlagen wurde, wenn die

Zulu „große Jagd" hatten. Wenn die Regimenter sich zur Übung auf des Königs Kraalen versammelten, so war aber der Feind, nach dessen Lande hin sie ihre Spieße und Gewehre schwenkten, nicht im Süden, sondern westlich zu suchen. Es waren die Bauern in Transvaal, die wie bekannt, ihr Landhunger trieb ihre Grenzen auch immer weiter ins Zululand hineinzuschieben. Das zuletzt von den Bauern beanspruchte Stück Landes bis an den Umvolosi erhielt den Namen „streitiges Gebiet," Cetywayo wollte dieses Gebiet bei der Krönung den Engländern geben, doch sie wiesen es zurück. Zum Kriege zwischen Boers und Zulu kam es aber nicht, da beide Theile wußten, daß die Engländer keine Feindseligkeiten an der Natalgrenze dulden würden.

Woher der plötzliche Wechsel? Die Antwort ist leicht gefunden: Aus der Annektion Transvaals. Seit 30 Jahren sind die Boers ein Puffer gewesen zwischen Engländer und Zulu; durch die Annektion wurde dieser Puffer entfernt und die Engländer brachten sich nun selbst in Gegensatz zu denselben, indem sie das streitige Gebiet mit annektierten, das man vorher oft als den Zulu gehörig bezeichnet, wenn man sich auch hütete ein bestimmtes Urteil abzugeben. — Nicht zu übersehen ist auch, daß Cetywayo zur Zeit der Annektion seine Armee auf S. Th. Shepstones Rath auf Kriegsfuß gestellt hatte, um ihm, im Fall die Boers bewaffneten Widerstand versuchen sollten, Hilfe zu leisten. Cetywayo und die Zulu behaupten dies und von offizieller Seite ist dem nicht ernstlich widersprochen. Es sei dahingestellt, wer dem andern mehr vorzuwerfen hat wegen des Bündnisses mit den Heiden. Die Bauern haben am Ende in diesem Kriege nur nachversucht, was man ihnen vor Jahren vorgethan. Wäre damals Cetywayo in Transvaal nötig gewesen, was würden wir erlebt haben!

Nicht gering anzuschlagen ist ferner der häufige Wechsel der Gouverneure (schon 10 hatte die junge Kolonie Natal) und somit auch die von Hause aus schwankende Politik. Cetywayo nicht nur, sondern selbst die Natalkaffern betrachteten es als Buße Seitens der Regierung, als der Gouverneur Pine wegen seines energischen Vorgehens gegen Langalibalele und seine Rebellen abberufen wurde, die Kolonie den Rebellen mehrere tausend Pfd. Sterl. herausgeben und dem Häuptlinge die jährlichen Kosten der Hofhaltung zu bezahlen verurteilt wurde. Die Herren Colenso und Dunn verfehlten nicht Cetywayo mit solchen Nachrichten zu erfreuen. Umqikela, König der Amapondo wurde „abgesetzt", aber man verhandelte weiter mit ihm als „König" und er ist bis heute König. Genügen diese Hin=

weise? Nur noch eins sei erwähnt. Vor 2 Jahren ermordete ein Zulu als Träger eines Händlers seinen Herrn im Zululande. Der Mörder wurde von Cetywayo gefordert und er lieferte ihn aus. Doch was geschah? Bald wurde zu allgemeinem Erstaunen derselbe von der Natalregierung an Cetywayo zurückgeschickt, „weil er ein Ausländer sei“ und von ihm triumphierend in Empfang genommen. Solche und andere Dinge wurden natürlich von Cetywayo und seinen Leuten für Beweise von Furcht und Schwäche gehalten.

Die Zulu wurden immer lästiger, fielen ins „streitige Gebiet“ ein und besonders war es der früher ins Zululand geflohene Swazi-Prinz Umbilini, der unter Cetywayo's Schutze den Westen durch seine Mordbrennerei beunruhigte. Die beiden an der Natalgrenze vorgekommenen Fälle sind ja bekannt.

Auf den Vorschlag des Gouverneurs S. H. Bulwer wurde eine Kommission ernannt, die die Ansprüche der Boers sowohl wie die der Zulu untersuchen und die Grenze in Augenschein nehmen sollte. Wochenlang war die Kommission beschäftigt und das Resultat war, daß das Recht auf Seiten der Zulu fiel. Allein man wußte damals noch nicht, ob man Transvaal behalten wolle oder nicht, und so hielt man Cetywayo damit hin, daß die Angelegenheit erst noch in England zu behandeln sei und er bis dahin zu warten habe. Mit dem Ultimatum wurde den Zulu der größte Teil des streitigen Gebietes zugesprochen. Aber Cetywayo war längst ermuthigt nicht nur das ganze, sondern noch weit mehr als dieses zu fordern.

So fand Sir Bartle Frere „das Vermächtnis eines umhertappenden Regierungssystems“ (s. d. Zeitschr. 79. S. 478) vor. Es ist nicht uninteressant zu sehen wie die 3 Gouverneure S. B. Frere, S. H. Bulwer und S. Th. Shepstone (siehe Blaubuch von 1878) sich über die Lage ausgesprocheu haben in ihren dem Home Government erstatteten Berichten, und kann ich es mir deshalb auch nicht versagen einige Stellen hier mitzuteilen. Sir B. Frere sagt in seinem despatch von 10. Dezember:

„Einige Zeit nach meiner Ankunft an der Grenze der Kapkolonie glaubte ich noch nicht, daß irgend ein allgemeiner Zweck in der Unruhe der Eingebornen vorhanden und ihre Neigung dahin gehe, ihre Stärke mit der europäischen Rasse zu messen. Aber unwiderlegliche Beweise aus allen Teilen Südafrikas, die alle zu dem einen Schlusse führten, überzeugten mich nach und nach, daß, obwohl keine entschiedene Übereinstimmung zwischen zwei Stämmen vorhanden sein möchte, doch ein gemeinsamer Zweck und ein allgemeines Verständnis unter ihnen existiere, daß jetzt die Zeit für die Schwarzen

gekommen, die Herrschaft der Weißen abzuschütteln und sie aus dem Lande zu treiben, und daß, obgleich Kreli der Führer der Amaxosa sein mochte, doch Cetywayo, als König der mächtigsten Kaffernstämme das Haupt und der bewegende Geist der Vereinigung wäre." — — „Viele Personen, welche behaupten sie (die Zulu) zu kennen, versichern mich, daß mit Ausnahme des Königs und einiger seiner Edlen und Höflinge und der jungen Regimenter, die Zulu im allgemeinen die Ruhe und den Schutz, welchen ihre Verwandten unter britischer Herrschaft genießen, beneiden und den König nötigen würden, jegliche Bedingungen, welche zu ihrem und des Landes Vorteil sind, anzunehmen.

Ob aber dieses ohne Krieg erreicht werden kann, hängt hauptsächlich vom Könige ab, und ich habe bis jetzt in Beziehung auf ihn noch nichts gehört, das mir die geringste Hoffnung gab, daß er irgend welche Bedingungen annehmen würde, welche seine eigene Macht beschränken, es sei denn durch die ihm schwer beizubringende Überzeugung, daß Widerstand nutzlos ist." — — „Nach der eingehendsten Betrachtung kann ich zu keinem andern Schlusse kommen als dem, daß es unmöglich ist, der Notwendigkeit, die Zuluangelegenheit jetzt zu ordnen und vollständig zu schlichten, auszuweichen, und daß für unsere eigne Sicherheit kein Weg sich zeigt als der, daß wir bestimmte Bedingungen für die zukünftige Regierung des Zululands niederlegen und den Regenten, wenns nötig ist, mit Gewalt zwingen dieselben auch zu beobachten."

Sir H. Bulwer, der den Krieg nicht für nötig hielt und die Hauptschwierigkeit nur in der Grenzangelegenheit sah, schreibt unterm 18. November schon:

„Es giebt, so viel ich sehen kann, nur zwei Wege, unser Ziel zu erreichen: entweder die Absetzung des jetzigen Königs, weil er die Versprechungen und Verpflichtungen die er bei seiner Krönung übernommen, nicht gehalten hat, oder daß wir, was wir bisher noch nicht gethan, Garantien für die gebührende Beachtung der Versprechungen der Zukunft fordern." — „Das System der Regierung des Zululandes ist so schlecht und die Disposition des jetzigen Königs ist einer bessern Ordnung der Dinge so feindlich, daß irgend eine Verbesserung unter seiner Herrschaft fast hoffnungslos erscheint. Ich denke, wir würden, wenn wir es für nötig erachteten, gerechtfertigt sein, wenn wir ihn absetzten und an seiner Stelle einen andern Regenten einsetzten." — — „Der Lauf der Ereignisse der letzten 2 Jahre hat die Position der Britischen Autorität in Südafrika geändert. Jene Ereignisse haben unsere Verantwortlichkeit vermehrt und die politische und militärische Stellung ist eine solche geworden, daß die Beziehungen der Zuluregierung zu uns und die Zustände im Zululande mit Sicherheit nicht länger mehr gelassen werden können, wie sie sind."

Sir Th. Shepstone sagt am 18. Nov. 1878 in seinem „Memorandum" u. A.:

„Auf Versprechungen und Verpflichtungen, so feierlich sie auch gegeben werden mögen, können wir nach den bisherigen Erfahrungen nichts geben." — — „Aber halbe Maßregeln werden nutzlos oder schlimmer als nutzlos sein, und wir müssen uns entschließen zu thun, was unbedingt notwendig ist, und zwar vollständig thun auf jedes Risiko und jede Kosten hin, oder wir müssen mit dem gegenwärtigen ungewissen Zustande zufrieden sein. — Das Zululand muß veranlaßt werden sich der Civilisation zu erschließen; der ausschließliche militärische Charakter der Organisation und Herrschaft

muß geändert werden; keine neuen Regimenter dürften mehr gebildet und den bereits bestehenden keine Mannschaften mehr eingereiht werden; den Soldaten jedes unverheirateten Regimentes müßte das Heiraten gestattet werden; die Zulu müßten, was Feuerwaffen betrifft, entwaffnet werden; britische Offiziere müßten als Residenten eingesetzt und ausgestattet werden mit den Rechten, dafür zu sorgen, daß Gerechtigkeit und Ordnung den bei Cetywayos Einsetzung proklamierten Principien gemäß gehandhabt und aufrecht erhalten und keine Todesstrafe vollzogen werden dürfte ohne die Bestätigung seitens des Residenten. Die bereits bestehenden Missionsstationen, zu deren Errichtung die Zuluregierung Erlaubnis gegeben hat, müßten den Missionsgesellschaften, zu welchen sie gehören, zugesichert und die Occupation derselben als logische Konsequenz des bei Cetywayo Einsetzung getroffenen Übereinkommens auf die Entscheidung des Vertreters der britischen Regierung und nicht auf irgend ein Zulugutachten sich stützen. Diese Maßregeln halte ich für durchaus notwendig, ehe wir einen Anfang in der Änderung, die nötig ist das Zuluvolk zu sichern Nachbarn und einem fortschrittlichen Gemeinwesen zu machen, erwarten können. Aber sie schließen die Vernichtung der jetzigen Zulumacht in sich, und der Versuch, sie anzunehmen, muß, wenn man sich dafür entscheidet, mit dem Bewußtsein gemacht werden, daß der Zulukönig sich widersetzen wird, von welcher Art das, was die Häuptlinge und das gemeine Volk annehmen, auch sein mag."

Werfen wir nun erst, wenn auch hier und da schon vorgreifend, einen Blick auf Cetywayo und das Missionswerk.

Cetywayo[1]) ist wie bekannt einer der vielen Söhne des Zulukönigs Panda. Die Art und Weise wie er sich zu erheben verstanden hat u. s. w. darf auch als bekannt vorausgesetzt werden. Was seine äußere Erscheinung betrifft, so ist es wohl kaum nötig viel über dieselbe zu sagen, da er auf der Reise nach Kapstadt photographirt wurde und das gut gelungene Konterfei bereits in Europa verbreitet sein wird. Der reichlich 6 Fuß hohen Gestalt war trotz der Nacktheit das „königliche" gleich anzusehen, und gehört er ohne Zweifel zu den „schönen Kaffern"; eine edle Erscheinung. Am allerwenigsten sieht man ihm den „Tyrannen" an, obgleich andere ihm die „Verschlagenheit seines Wesens" aus den Augen gelesen haben wollen. Vergesse man nicht, daß auch der Zulukönig nicht als König geboren, sondern durch seine Umgebung erzogen wird, und somit auch Cetywayos Launenhaftigkeit u. s. w. hauptsächlich seiner Umgebung zuzuschreiben ist. Seine Umgebung war aber ein Heer von Schmeichlern, deren vornehmste durch ihn zu Reichtum und Ansehen gekommen, da er sich durch Erhebung solcher Kreaturen ergebene Leute verschaffen wollte, um die Anhänglichkeit an Umbulazi, seinen Bruder und Panda, so wie auch später seinen Rivalen Ham zu paralysieren.

[1]) Cetywayo Passivum von ceba = beschuldigen, anklagen, verleumden, betrügen 2c. = cetywa bedeutet der Verleumdete, Betrogene.

Zur Mission stand er im ganzen nicht unfreundlich,[1]) wie er denn auch einst Oftebro's Schüler war. Als ich ihn einmal besuchte, benutzte er ein Stück weißes Papier, in welches ich ein ihm zum Geschenk gemachtes Rasiermesser gewickelt hatte, zum „schreiben". Einige Grundstriche, O und U waren noch erkennbar. Die Furcht vor noch lebenden Brüdern, sein Streben nach Alleinherrschaft u. s. w. brachte es mit sich, daß er dem Übertritt zum Christentume in keiner Weise Vorschub leisten wollte, obwohl er zuweilen aussprach: „Die Mädchen mögen lernen, aber die Soldaten gehören mir." Mr. Shepstone gegenüber — wie dieser mir selbst sagte — hat er vor der Krönung, als S. ihm riet Glaubensfreiheit zu gestatten, geäußert: „Wo soll ich denn meine Soldaten hernehmen!" — So wie die Verfassung des Zululandes einmal war, hätte er sich — natürlich menschlich gesprochen — und das glaubte er selber, durch zu große Hinneigung zum Christentum unmöglich gemacht. Dennoch wäre es mit Gottes Hilfe in mancher Beziehung anders gewesen, wäre nicht der Mann, von dem leider in folgendem noch viel die Rede sein muß, und seines gleichen zu Einfluß bei Hofe gelangt, ich meine J. Dunn. Die Aufregung nach Pandas Tode (s. Hermannsb. Missionsblatt v. Okt. 1873 S. 196) welche die ganze Mission im Zululande in Frage stellte, war sein Werk, und wenn Cetywayo bei dieser Gelegenheit zum Bisch. Schreuder sagte: „nun weiß ich, was ihr im Lande jetzt zu thun habt, ihr schickt eure Leute umher, um die Neuigkeiten zu erfragen und sie nach jenseits berichten zu können" u. s. w., so darf diese und viele andere seiner Äußerungen als nicht direkt seinem Herzen entquollen angesehen werden.[2]) Früher hatte er verboten auf einer Missionsstation Blut zu

[1]) Einmal fragte er mich: „Wie betragen sich meine Leute auf Engingindhlovu (großer Soldatenkraal in der Nähe der Station)? Plagen sie dich auch und kommen sie zum Sonntage?"

[2]) Wie ihm vieles zugeschrieben, wovon er nichts wußte, davon nur einige Beispiele: Mein Vorgänger hatte den Nachbarn Ochsenriemen geliehen, wenn sie irgend welche Arbeit unter ihrem Vieh damit zu thun hatten. Sich selbst solche zu drehen waren sie zu vornehm und faul. Ich lieh ihnen dieselben auch. Da ich aber die Leute noch nicht kannte, brachten viele die Riemen nicht zurück und ich sah mich genötigt, vor der Verabreichung ein Pfand (Keule oder Spieß) zu fordern, das nach Rückgabe der Riemen wieder herausgegeben wurde. Die Soldaten aber wollten sich dazu nicht verstehen. Sie ließen deshalb des Königs Vieh, welches krank war, ohne Medezin. Als der Häuptling nach Hause kam und nach der Ursache fragte, sagten sie, daß ich ihnen die Riemen zum binden nicht leihen wollte. — Der brachte bald des Königs Wort, daß ich „morgen" das Land verlassen müsse. Cetywayo wußte nichts davon und der Häuptling mußte Strafe bezahlen. — Cetywayos Bruder Umaguendu beraubte 2 Getaufte auf Emlalazi

vergießen und durften die etwa dahin geflohenen und ergriffenen „Ausgerochenen" nicht auf der Station getötet werden. Nachdem wurden sogar Angehörige der Stationen auf denselben getötet. Wie weit er davon Kenntnis hatte vermag ich nicht zu sagen.[1])

Sir Bartle Frere charakterisiert ihn folgendermaßen:

„Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß seine Geschichte von Anfang an mit Zeichen des Blutes geschrieben ist. Ich verweise nicht nur auf die lange Chronik seiner Schlächtereien — von dem Hinmorden seiner Brüder und derer, die sich zu ihnen hielten, im Beginn seiner Laufbahn, bis auf die neuere Zeit, wo er unterschiedslos eine allgemeine Destruktion aller unverheirateten Frauenzimmer anordnete, weil sie einem von ihm in plötzlicher Laune gegebenen Befehle, die ältern unverheirateten Soldaten seiner Armee als Ehemänner anzunehmen, sich durch die Flucht zu entziehen gesucht, und das Abschlachten dann auch auf die Verwandten der gemordeten Frauenzimmer ausgedehnt wurde, weil sie die Leichen, um sie zu beerdigen, wegnahmen — sondern ich nehme seinen Charakter nach seiner eigenen Aussage über sich. Sie wurde an den Gouverneur von Natal vor kaum 2 Jahren geschickt, als derselbe, von dem Abschlachten der Mädchen hörend, schrieb, daß man ihn (Cetywayo) erinnern möchte an das, was zwischen ihm und dem Repräsentanten der Natalregierung, Sir Th. Shepstone, abgemacht sei, auch hinsichtlich einer gelinderen Regierung in seinem Lande und er hoffe, daß der ihm vorliegende Bericht falsch sei. Cetywayo antwortete: „Habe ich jemals so zu Shepstone gesagt? Hat er den weißen Leuten erzählt, daß ich mich solchen Einrichtungen gefügt? Wenn er das gesagt hat, so hat er sie betrogen. Ich töte, aber ich halte keineswegs dafür, daß ich es im töten schon sehr weit gebracht habe. Warum weichen die weißen Leute von nichts ab? Ich habe noch nicht angefangen. Ich habe noch zu töten; es ist die Weise unserer Nation und ich werde davon nicht abweichen. Warum spricht der Gouverneur von Natal mit mir über meine Gesetze? Gehe ich nach Natal und diktiere ihm seine Gesetze? Ich werde mit keinem der Gesetze und Ordnungen Natals übereinstimmen, denn dadurch würde ich den großen Kraal, welchen ich regiere, ins Wasser werfen. Meine Leute hören nicht, wenn sie nicht getötet werden; wenn ich wünsche Freund der Engländer zu sein, gebe ich damit noch nicht meine Zustimmung dazu, daß

unter dem Vorgeben, daß es nach des Königs Befehl sei. Als der Missionar zu Cetywayo kam, war dieser sehr aufgebracht und es mußte Vieh, Kleider und alles Geraubte wieder herausgegeben werden.

[1]) Als ich ihn einmal besuchte, fragte er nach dem Vater des mich begleitenden Petrus. So wie er den Namen hörte, wußte er sofort, daß der genannte vor Jahren „ausgerochen und getötet" sei. Er war aber nicht getötet, sondern lebte noch in Natal, was man Cetywayo verborgen. Der gegenwärtige Bediente Sambele wußte es und kam nicht wenig in Verlegenheit. Doch er wußte sehr gewandt das Gespräch auf etwas anderes zu leiten. An dem Tage war Cetywayo überhaupt sehr freundlich und willigte in manches. Einmal hatte ein Zulu den Miss. Müller auf den Kopf geschlagen. Cetywayo verurteilte denselben zum Tode. Alles Bitten des Missionars und der Versuch ihn zu überzeugen, daß es keine Todsünde, selbst die endliche Bitte, ihm den Menschen zu schenken, konnte ihn nicht bewegen, der Mensch wurde getötet, zum nicht geringen Schmerze der Missionare.

mein Volk durch Gesetze, die mir von ihnen zugesandt werden, regiert werde. Habe ich die englische Regierung nach dem Tode meines Vaters nicht gebeten mir zu erlauben, meine Spieße in Feindesblut zu waschen und sie haben diese ganze Zeit mit mir gespielt und mich wie ein Kind behandelt? Gehe zurück und sage den Engländern, daß ich jetzt auf meine eigne Rechnung hin handeln werde; und wenn sie wünschen, daß ich mit ihren Gesetzen übereinstimmen soll, werde ich gehen und ein Wanderer werden; aber bevor ich gehe, wird man es sehen, da ich nicht gehen werde ehe ich gehandelt habe. Geh zurück und sage dieses dem weißen Manne und laß es ihn gut hören. Der Gouverneur von Natal und ich sind gleich. Er ist Gouverneur in Natal und ich bin Gouverneur hier."

Das Missionswerk im Zululande darf ebenfalls als ziemlich bekannt vorausgesetzt werden. Es begann mit Bisch. Schreuders Wirksamkeit (s. Kleine Missionsbibliothek von Grundemann II, 291 ff.). Von Owens, Gardiners u. A. Wirksamkeit aus den Zeiten der Könige vor Panda haben auch die ältesten Missionare nicht viel wahrgenommen. Sind unter allen heidnischen Völkern „die allgemeinen adamitischen Herzensriegel" Hochmut und Wollust die Haupthindernisse an der Bekehrung, so auch im Zululande und hat dort die Mission mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen. — Eine Station nach der andern wurde jedoch errichtet, so daß schließlich ihrer im ganzen 23 vorhanden, und — wenn auch nicht überall gleich — wurden die Gottesdienste zahlreich besucht. — Sehen auch die Zulu in dem Missionar oft zu wenig den Boten Gottes und zu viel den „umlungu", weißen Mann, so respektieren sie ihn doch und er kann ihnen viel — und mehr als ein anderer umlungu sagen, ehe sie etwas verdrießt. Wer als Missionar erst im Zululande und dann in Natal wirkte, wird die Erfahrung machen, daß trotz der größeren Plackereien, die hier aus Furcht vor der Obrigkeit nicht vorkommen, doch die Teilnahme und die Aufmerksamkeit auf Seiten der Zulu ist. Im Zululande war der Übertritt zum Christentum, wenn nicht mit dem Tode, so doch mit vielem Spott und Mißhandlungen verbunden. Hier ist desto mehr Stumpfsinn und Gleichgiltigkeit. Auch im Zululande fand sich nach und nach ein Häuflein solcher, die Spott und Verfolgung auf sich nehmend Christen wurden, und bald gab es keine Station, auf der nicht mehrere Getaufte waren. Am meisten zählten ihrer die Stationen Entumeni, Etyowe und Kwamakwaza, auf deren jeder gegen 50 und mehr in netten Häuschen wohnten. Wenn in einem weiter unten mitgeteilten Schreiben die von den Missionaren der 3 im Zululande vertretenen Gesellschaften gegen 700 angegeben sind, so ist damit jedenfalls zu hoch gegriffen. 4—500 mag etwa die Zahl der Zuluchristen betragen.

Man verwechselt so oft die Zulu im Zululande mit denen in der Natalkolonie, weil einige der unter den letztern arbeitenden Gesellschaften ihre Mission auch „Zulumission“ nennen, was insofern berechtigt ist, als die meisten Eingebornen Natals Zulus sind, die aber doch von den „freien“ Zulu unterschieden werden müssen.

Als 1869 der Bischof Wilkenson im Zululande ankam, schien auch Cetywayo sich der Mission ernstlicher zuzuwenden, denn er versprach dem Bischof seinen Sohn und die Söhne der Vornehmsten zur Erziehung zu übergeben. Doch wir zweifelten von vorn herein daran, daß Cetywayo sein Versprechen halten würde. Er hielt es auch nicht. Von den auf Kwamagnaza zu diesem Zwecke geplanten Bauten wurde nur eins fertig gestellt, aber auch dieses Gebäude wurde nicht zum unterrichten des Prinzen u. s. w. benutzt, sondern zur Schule für die Kinder der Getauften.

Hinsichtlich der Praxis gingen die Norweger und Hermannsburger ziemlich Hand in Hand, nur daß die ersteren (wenigstens so lange als Bischof Schreuder an der Spitze stand, s. Grundemann a. a. O.) unbedingt das Hanfrauchen untersagten. Der Unterricht der sich zur Taufe Meldenden wurde mit Leseunterricht begonnen, obgleich Lesenkönnen nicht zu den Erfordernissen zur Taufe gerechnet wird, sondern bei wirklichem Heilsverlangen das Wissen der Hauptsachen aus der biblischen Geschichte und dem Katechismus, wie Enthaltung von groben Sünden genügt. Auf den Stationen der Ausbreitungs-Gesellschaft (S. P. G.) war in mancher Beziehung etwas mehr Freiheit. Versuche mit Predigern aus den Eingebornen haben meines Wissens nur die Norweger gemacht, jedoch mit wenig Erfolg.

Wie in der letzten Zeit, als die Gegensätze zwischen Cetywayo und den Engländern sich mehr und mehr verschärften, und als J. Dunns Einfluß überwiegend wurde, auch die Stellung der Missionare und der Getauften unhaltbar zu werden anfing, so daß man denselben hier und da das Leben sauer machte, es zu förmlicher Verfolgung kam und sogar einige getötet wurden, darf als bekannt vorausgesetzt werden.[1])

Was das Verhalten der Getauften im letzten Kriege betrifft (von den wenigen Abgefallenen, die auf Seiten der Zulu gekämpft haben, ist nicht die Rede), so dürfen wir sagen, daß sie GOtt sei Dank keine Ur-

[1]) Herr Ostebro, welcher Cetywayo wohl am besten kennt, meint, daß dieser mit Bedauern die Missionare ziehen sah, ihren Wegzug aber für nötig hielt, wenn er Krieg haben wollte.

sache zum Lästern gegeben haben. Einige, die im Lande blieben, mußten ihre Kleider hergeben und Fellschurze tragen. Von Cetywayo wurden sie zum Teil als Boten benutzt — und einer, der mit auf Seiten der Zulu kämpfte, ist bei Isandhlwana gefallen. Drei zu unserer Station Emyati gehörige sollten getötet werden, sind aber wunderbarer Weise gerettet.

Von den in diesem Kriege aus der Zahl der Heidenchristen Natals von der Station Edendale, die so berühmt geworden, indem sie durch ihr christliches Betragen und ihre Tapferkeit selbst die Achtung der Feinde der Mission sich erworben, soll weiter unten noch einiges gesagt werden.

Daß die Mission im Zululande in mancher Beziehung nicht vergeblich gewesen, das muß auch ein Händler,[1]) der kürzlich das Zululand durchreiste und seinen Bericht im „Natal-Kolonist“ abdrucken ließ, bestätigen. In diesem Berichte heißt es:

„Obgleich die Missionsstationen zerstört und von den Zulu aufgebrannt sind, fand ich doch im ganzen Lande der Stimmung Ausdruck gegeben, daß sie sich freuen würden, wenn die Missionare wieder zurückkämen. Als ich bemerkte, daß sie sich doch müßten glücklich und zufrieden fühlen, da die Missionare fort seien, — sahen sie mich erstaunt an und riefen aus: „Warum? Was haben sie jemals einem Unrecht gethan? Haben wir nicht immer im Frieden mit ihnen gelebt? Sie gehörten zu uns.“ Die höher stehenden Zulu waren der Meinung, daß einige der Missionare ihre Stationen zu Stätten der Zuflucht für schlechte Charaktere gemacht und solche Leute sich als den Gesetzen des Landes nicht unterthan angesehen hätten, was kein König oder Häuptling erlauben könne.[2]) In wenigen Fällen ist mir mitgeteilt, daß einige Missionare sehr

---

[1]) Wenigstens scheint er ein solcher zu sein; möglich jedoch auch, daß er nur auf „Untersuchung“ im Lande umherzog, oder, was auch möglich, Mitglied der Grenzkommission war.

[2]) Es sind wohl hier zunächst „Verfolgte“, „Ausgerochene“, „Hexen“ gemeint. Solche aufgenommen, geschützt, so weit es möglich oder versteckt zu haben, rechne ich mir nicht zur Sünde an. Andere thaten es anders. Jeder sei seiner Meinung gewiß. Einmal war ich bei einem Missionar, der in der Nähe des Königskraales wohnte, zum Besuch. Es war in der Zeit als Cetywayo die in der Nähe oder auf seinem Kraale zu Tötenden nicht mehr erdrosseln und erstechen, sondern nachdem sie geschlagen, die Hände auf den Rücken binden, in den am andern Ufer des Umvolosi gelegenen großen Wald transportieren, die Füße binden und den Wölfen und Tigern zur Speise vorwerfen ließ. Der Bruder erzählte mir, daß fast jeden Tag solche Exekutionen vorgenommen würden und zuweilen auch noch einer entwische. In einer vorherigen Nacht sei ein solcher Mensch vor sein Haus gekommen, mit gebundenen Händen auf dem Rücken und vielen Kopfwunden. Er habe ihm erzählt, daß der Gedanke: an welcher Stelle wird der Wolf dich zuerst anbeißen? an den Ohren? der Nase? — ihm solche Angst eingeflößt, daß er seine Fußfesseln kräftig zersprengt habe, er möge ihm nun die Handfesseln lösen, damit er versuche nach Natal zu entkommen. Er habe ihm die Wunden gewaschen,

grob (extremely rude) gegen den letzten König waren, und er anfing jeden Verkehr mit ihnen zu meiden, obgleich er nicht wünschte, ihnen irgendwie in ihre Arbeit zu reden. Am Sonnabend Nachmittag fragte eine Frau einen meiner Bedienten, ob ich beabsichtige auch am folgenden Tage zu reisen, da es Sonntag sei; er antwortete ihr daß Reisen keine Arbeit sei. Aber diese Antwort befriedigte sie nicht ganz und sie war der Meinung, daß die Missionare dies nicht für recht halten würden." („Natal-Kolonist" vom 8. November 1879. „From a Late Visitor.")

So unklar und verworren die Berichte und Urteile der europäischen Presse (soweit sie hier bekannt geworden) über den Zulukrieg sind, so ist doch so viel richtig, daß „großer Heldenthaten mit Ausnahme einiger Bravourstücke, an denen es in englischen Feldzügen nie fehlt, das englische Heer in diesem Kriege sich nicht rühmen kann". Große und kleine Mißgriffe wurden in Menge begangen und die schwere Niederlage bei Isandhlwana wurde durch den Sieg bei Ulundi nur notdürftig aufgewogen, trotzdem dieser entscheidend für den Feldzug ausfiel.

Im Juli 1878 fing man bereits an vom Kap und England mehr Truppen herbeizuziehen und Freiwillige anzuwerben. Daß man damals noch nicht bestimmt von dem Ausbruche des Krieges überzeugt war, und denselben, wenn möglich zu verhindern suchte, geht auch daraus hervor, daß man — wie bestimmt versichert werden kann — versuchte, Cetywayo gegen eine angemessene Summe Geldes seine Gewehre abzukaufen. — Oberst Wood versicherte mir Ende August: „Ob Krieg oder Frieden, kann ich und kann der General, und kann Sir Bartle, und kann auch die Regierung in England nicht sagen." Ebenso sprach der General, welcher am 9. August mit dem Kommodor und seinem Stabe hier ankam und den wir wegen einer bestimmten Angelegenheit zu sprechen hatten. Im September kam Sir Bartle Frere selbst, dem die Beilegung der Streitigkeiten mit den Zulu übertragen war. Mehrere Regimenter waren

---

Medizin hineingethan, dann aber gesagt: nun geh dorthin zu dem Wagen des Händlers, der Treiber ist ein Natalkaffer, er wird dir deine Fesseln lösen". „Ich durfte es nicht thun", schloß er, „sonst wäre es mit meiner Wirksamkeit hier vorbei gewesen". Ein jeder sei seiner Meinung gewiß. —

Was aber die „Gesetzlosigkeit" betrifft, so wird es keinem Missionare einfallen den zum Christentume Übergetretenen am Gehorsam gegen König und Häuptling, soweit dasselbe ohne Sünde geschehen kann, zu hindern. Vielerlei gab es, dem natürlich ein entschiedenes veto entgegengesetzt werden mußte. Zum pflügen, bauen und andern Arbeiten beim Könige haben die Missionare ihre Leute stets gehen lassen. Daß später, wenn die Verhältnisse für die Christen sich günstiger gestalten, auch seitens derselben Kriegsdienste geleistet werden mußten, hatte man längst im Auge. Bis dahin war aber Cetywayo nicht davon zu überzeugen, daß auch die zum Christentum übergetretenen noch seine Leute und viel bessere Diener und Soldaten sein würden als die Heiden.

um diese Zeit bereits in Natal und im südlichen Transvaal stationiert. — Sir Bartle Frere bereitete, nachdem er allseitig sich zu orientieren gesucht, das Ultimatum vor, ohne jedoch der friedlichen Zwecke zu vergessen; auch der Mission nahm er sich warm an. Das Ultimatum sowohl wie der Schiedsspruch wegen des „streitigen Gebietes" wurden am 11. Dezember unter großer Feierlichkeit an der untern Tugela übermittelt. Der Schiedsspruch war für die Zulu insofern erfreulich, als ihnen darin der größte Teil jenes Gebietes zuerkannt war. Aber das Ultimatum sagte ihnen nicht so zu. Cetywayo sollte die Mörder der vom Natalgebiet gewaltsam weggeholten Frauen ausliefern und Vieh als Strafe für andere Grenzverletzungen bezahlen; die Missionare sollten zurückkehren und niemand am Übertritt zum Christentum gehindert werden dürfen; ein englischer Resident sollte im Zululande wohnen, die bisherige Kriegsverfassung sollte geändert, den Zulus das Heiraten frei stehen. Innerhalb 30 Tagen sollte Cetywayo sich entscheiden.

Es war nicht so leicht zu sagen, was er thun würde. Wenn behauptet wird, das Ultimatum sei für Cetywayo unannehmbar gewesen, so ist dies nur insofern richtig, als diese Behauptung den redlichen Willen voraussetzt zu halten, was man verspricht. Hat Cetywayo die bei seiner Krönung ihm auferlegten Verpflichtungen gehalten? Kein Mensch wird diese Frage zu bejahen im Stande sein, denn er hat nichts davon gehalten. Und doch gelang es ihm, mit den Engländern so manches Jahr auf freundschaftlichem Fuße zu bleiben. Aber der Resident?! Wenn nun aber jener „Resident" — was nach den neuesten Erfahrungen gar nicht unmöglich — der damals bereits besoldete Agent of the English im Zululande J. Dunn gewesen wäre? Cetywayo und Dunn hätten es fertig gebracht, die britische Regierung auch noch manches Jahr zu täuschen. Ein Beweis für diese Annahme ist die Aussage eines Zulu, die also lautet: „Ich war auf des Königs Kraale als das Ultimatum besprochen wurde. Ham riet, man möge alle Bedingungen annehmen und Sirayo's Söhne sofort ausliefern. Cetywayo und die andern Häuptlinge stimmten dem zu, da kam Sirayo und Dabulamanzi zu Pferd angesprengt und erklärten sich gegen die Annahme der Bedingungen, sagend: „Wir wollen alle Engländer töten und Natal nehmen. Dies änderte die Sache. Alle bis auf Ham, waren auf ihrer Seite." (Fortsetzung folgt.)

Die kontinentale Missions-Konferenz zu Bremen.

(4.—7. Mai 1880.)[1])

Von Dr. Schreiber.

Es waren auf der Konferenz, die in diesem Jahre zum 5. male tagte, vertreten: die Bremer Mission durch Insp. Zahn und Pastor Vietor, die Berliner durch Insp. Kratzenstein, die Goßnersche durch Insp. Lic. Plath, die Leipziger durch Direktor Hardeland, die Mission der Brüdergemeinde durch Dir. Kühn, die Rheinische durch Insp. Dr. Fabri, Dr. Schreiber und C. F. Klein, die Baseler durch Insp. Schott. Es fehlten also von deutschen Gesellschaften nur die Vertretungen von Hermannsburg und Breklum; beide hatten zugesagt, waren aber verhindert worden. Das Gleiche war der Fall mit der Pariser Mission und der Niederländischen, von denen die erstere einen telegraphischen Segensgruß sandte; dagegen war noch vertreten die Utrechter Miss.-Gesellschaft durch Insp. van Looien und die schwedische Fosterland Stiftelsen durch Insp. Neander. Außerdem waren noch der Herausgeber des „Ev. M.-Mag." Miss. Hesse und der Herausgeber dieser Zeitschrift anwesend; und neben einer Anzahl Bremer Freunden aus dem Pastoren- und Kaufmannsstande wohnte noch ein schwedischer Missionsfreund P. von Möller den Verhandlungen bei.

Dienstag, den 4. Mai wurde die Konferenz, deren Glieder sich schon am Abend vorher im Hause des Herrn Stövesand begrüßt hatten, in dem alt gewohnten traulichen Gartensaal des Herrn F. Vietor durch den Pastor prim. Vietor eröffnet und nach den einleitenden geschäftlichen Mitteilungen Insp. Dr. Fabri zum Vorsitzenden gewählt. Weil einer der Referenten, Professor Hoffteede de Groot durch Krankheit leider verhindert war zu kommen, und auch niemand sein Referat: „Warum trägt die Mission unter den Mohammedanern so wenig Früchte?" übernehmen konnte, so mußte dieser Gegenstand ganz ausfallen und wurde infolge dessen der Besprechung über das erste Thema: „Die missionarische Predigt", der ganze erste Tag gewidmet, dagegen das zweite für diesen Tag bestimmte Thema auf Freitag verlegt.

Dr. Warneck erstattete das Referat. Da dasselbe in diesem Blatte zum Abdruck kommen wird, genüge folgende kurze Inhaltsangabe. Nachdem einleitungsweise die Predigt als das hauptsächlichste, nicht das einzige, Missionsmittel bezeichnet und dann die missionarische Predigt im Unterschiede von der Unterweisung der Katechumenen und der Gemeindepredigt als die Verkündigung des Evangeliums an Heiden definiert, auch die Schwierigkeit derselben kurz charakterisiert und vor generalisierenden Regeln gewarnt worden war, beantwortete der Referent, seinen Weg von der Peripherie nach dem Centrum nehmend, sechs Hauptfragen: 1. wo soll der Missionar seine Heidenpredigt halten? Antwort: überall, wo er eine zum Hören willige Zuhörerschaft findet. Bezüglich der indischen Straßenpredigt wurden ernste Bedenken geltend gemacht, obgleich sie nicht geradezu verworfen wurde. Wiederholung der Heidenpredigt an demselben Orte, unter Abweisung der missionarischen Touristenreisen, wurde ebenso dringlich empfohlen wie der

[1]) Dieses Referat wird auf Beschluß der Konferenz unter Zugrundlegung des Protokolls veröffentlicht. D. H.

Anschluß von Gesprächen. 2. In welcher Sprache ist die missionarische Predigt zu halten? Antwort: in derjenigen, welcher die Eingeborenen in ihrem Verkehr untereinander sich bedienen. Besondere Schwierigkeiten entstehen hier auf den mehrsprachigen Missionsgebieten. Das Dolmetschen wurde entschieden widerraten. 3. Wer soll die Heidenpredigt halten? Der Missionar oder eingeborene Evangelisten? Antwort: der erstere, solange die eingeborenen Gehilfen noch Rekruten sind. 4. Welchen Ausgangspunkt soll die missionarische Predigt nehmen? Antwort: sie soll nicht Textpredigt sein, sondern nach Pauli Vorbild kasuell ihre Anknüpfung im Leben des Heidentums suchen, daher die Notwendigkeit eines völligen Einlebens in die Anschauungen 2c. des Volkes, welchem der Missionar predigt. Wer das Volk nicht versteht, den versteht auch das Volk nicht, hier wie auf dem Missionsfelde. Auch das Heidentum hat seine Dämmerung des Lichts. 5. Was soll der Missionar den Heiden predigen? Er soll ihnen die großen Thaten Gottes, speciell die Geschichte des Lebens Jesu erzählen, noch specieller ein Zeuge des Todes und der Auferstehung Jesu sein. Nicht Dogmatik docieren, sondern wesentlich Geschichte traktieren. Erst Kerygma, dann Dogma; erst Evangelium, dann Epistel. Ähnlich den apostolischen Diegesen Luk. 1, 1. Aber keinen Sprung machen ins Allerheiligste. 6. Wie soll der Missionar seine Botschaft ausrichten? In einer verständlichen und nicht verletzenden Weise. Besonders der zweite Punkt wurde eingehend besprochen und ebenso einer maßvollen Polemik wie einer gesunden Art, das Strafamt zu üben und das Sündenbewußtsein zu wecken, das Wort geredet. Schließlich wurde mit Nachdruck geltend gemacht, daß mehr als an der besten Methode an der Persönlichkeit des Predigers selbst liege.

Hieran schloß sich nun eine eingehende Diskussion, die noch manches Interessante zu Tage förderte. Mit dem Hauptinhalt des Referats erklärten sich alle einverstanden, aber natürlich gab es einzelnes zu beanstanden resp. zu vervollständigen. So hatte Dr. Warneck auf Grund vielfachen Zeugnisses von Seiten der Missionare gemeint, der Straßenpredigt nur einen geringen Wert beimessen zu können. Dem gegenüber wurde ausgesprochen, daß, so fruchtlos diese Art der Arbeit auch oft scheine, sie doch nicht unterbleiben dürfe, einmal weil es oft das Einzige sei, was einem Missionar zunächst zu thun möglich ist, sodann weil es doch auch genug Beispiele gebe, wo der also ausgestreute Same, nachdem er vielleicht lange unter dem Schutt gelegen, doch noch aufgehe, weil, auch wenn der höchste Zweck der Predigt, nämlich die Erweckung oder Bekehrung der Zuhörer gewiß nur in den seltensten Fällen erreicht werde, doch auch das schon nicht zu verachten sei, daß auf die Weise vielleicht einzelne veranlaßt würden, wenigstens hernach das eigentliche Predigtlokal oder eine Unterredung mit dem Missionar zu suchen, oder wenn selbst das nicht der Fall sei, so werde doch die öffentliche Meinung mit dem Christentum bekannt gemacht. Es werde gewissermaßen durch solche öffentliche Predigt von dem betreffenden Lande im Namen des Evangeliums Besitz ergriffen. Natürlich könne eine einmalige flüchtige Predigt wenig oder nichts ausrichten, eben deswegen werde es darauf ankommen, entweder sich immer etwas länger an einem Orte aufzuhalten, oder, was wohl noch besser, dieselben Orte regelmäßig wieder zu besuchen, ja auch wohl dieselbe Predigt, namentlich die Erzählung der Haupt-Thatsachen immer und immer zu wiederholen. Den Ort für die Heidenpredigt betreffend wurde aus Südindien konstatiert, daß die Errichtung besonderer Predigtlokale für die Heiden meistens ihren Zweck wenig erreiche, weil, nachdem die Neugier befriedigt, der Besuch äußerst gering sei; dagegen wurde von anderer Seite auch das Predigen auf den großen indischen Götzenfesten (Melas)

als durchaus nicht vergeblich bezeichnet. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob uns nicht die h. Schrift sowohl als die Praxis der alten iroschottischen Mönche darauf führe, daß man vor allen die Heiligtümer des Heidenvolkes aufsuchen müsse, um an diesen, dem Heiden heiligen Stellen das Evangelium zu verkündigen. Obwohl gegen jene Begründung Bedenken laut wurden, so konnte doch andrerseits konstatiert werden, daß in China allerdings sehr viel in den Ahnenhallen gepredigt wird, ebenso auch in Indien in Götzentempeln.

Gegenüber der Forderung des Referenten, daß ein Missionar doch nicht zu früh, ehe er noch der Landessprache recht mächtig sei, mit der Predigt an die Heiden beginnen solle und daß man ebenso doch auch nicht vorschnell sein sollte, einzelnen Gehilfen predigen zu lassen, wurde daran erinnert, daß Gott überall sein Werk mit Krüppeln treiben müsse — wogegen allerdings geltend gemacht wurde, daß wenn es sich um die Aufstellung von Normen handle, man nur sehr mäßiglich auf diese Thatsache Rücksicht nehmen dürfe. Dazu dürfe nicht übersehen werden, daß nicht selten grade die jungen Christen, wenn sie auch noch schwach in ihrer Erkenntnis seien, doch in der Kraft der ersten Liebe viel ausrichten könnten und daß sie jedenfalls durch ihre Kenntnis der Volkssprache einen großen Vorteil hätten vor dem europäischen Missionar. Gegenüber der Verwerfung der Predigt in einer andern als der Landessprache, wurde die Meinung laut, daß doch vielleicht in einzelnen Fällen das Englische Kirchensprache zu werden bestimmt sei, ähnlich wie es in alten Zeiten das Lateinische gewesen.

Hatte der Referent betont, daß es bei der Heidenpredigt vor allem darauf ankomme, kasuelle Anknüpfungen zu suchen, so wurde ergänzend betont, daß aber doch die die ganze Predigt beherrschende Grundanschauung nicht fehlen dürfe; hatte er verlangt, daß die Predigt nichts geradezu Verletzendes haben und möglichst wenig Polemik enthalten solle, so wurde dem gegenüber hervorgehoben, daß gewisse Dinge durchaus nicht geschont werden könnten und eine gewisse Verletzung des heidnischen Bewußtseins unumgänglich sei. Darin war man einverstanden, daß der Missionar, um das Sündenbewußtsein zu erwecken, zunächst immer von dem ausgehen müsse, was in dem Bewußtsein des Heidenvolkes noch als Recht und Unrecht gelte, von dem letzten Rest sittlichen Bewußtseins, und sei dies auch nur, wie bei den Chinesen, das Princip des Anstandes. Im Anschluß hieran schlug Dr. Warneck vor, es möchten doch an alle Missionare Fragebogen versandt werden um zu konstatieren, einmal was von den verschiedenen Heidenvölkern noch als gut anerkannt werde, und sodann, wie viele Erinnerungen und Anklänge an den Monotheismus sich noch unter ihnen fänden, beides sehr wichtige Fragen gegenüber den darwinistischen Prinzipien der modernen Religionswissenschaft. — Auf die Frage, ob es nicht angebracht sei, die zukünftigen Missionare in den Missionshäusern Übungen in der Heidenpredigt anstellen zu lassen, wurde erwidert, daß es doch wohl wichtiger sei, die jungen Leute dahin zu bringen, daß sie aus ihrem innern Leben heraus frei und klar den jedesmaligen Verhältnissen entsprechend reden lernten. Das sei mehr wert, als viele specialisierte Anweisungen. Auch wurde gewarnt vor all' zu vielen Künsten und die Einfalt im Zeugnisablegen betont und dann die Geduld.

Am Mittwoch, den 5. Mai, standen zwei Themata auf der Tagesordnung, die sich aufs engste mit einander berührten. Zuerst verlas Dr. Schreiber sein Referat über die Frage: „Was können wir von den Amerikanern und Engländern für Theorie und Praxis der Missionsarbeit lernen.“ Natürlich sei die Mei-

nung nicht die, als ob nicht auch jene noch manches von uns lernen könnten, aber es müßte doch wunderbar sein, wenn man bei dem so viel großartigeren Missionsbetrieb in England und Amerika nicht auch reichere Erfahrungen gemacht und erprobtere Grundsätze gewonnen habe, wobei es sich ja freilich nicht um Wahrheiten handeln könne, die etwa uns ganz und gar verborgen geblieben wären. Aber die Sache liege so, daß man dort das Princip, daß das Ziel der Missionsarbeit gleichzeitig mit der Gewinnung einzelner Seelen auch in der Gründung von selbstständigen, sich selbst unterhaltenden und sich selbst ausbreitenden Gemeinden bestehe, von Anfang an klarer erkannt, mehr in den Vordergrund gestellt und energischer verfolgt habe, als bei uns in Deutschland. Dies habe aber einen zweifachen Grund, nämlich einmal, weil man in den deutschen, auf landeskirchlichem Boden erwachsenen und mit den deutschen Kirchen ursprünglich in keinen Zusammenhang stehenden Missionaren, zumal auch bei dem nur sehr mangelhaften Gemeindebewußtsein, gar nicht daran habe denken können, die heimischen kirchlichen oder Gemeindeverhältnisse dort im Heidenlande anproduzieren zu wollen — während solches für die englischen und amerikanischen Gesellschaften durchaus einfach, naheliegend und auch praktikabel gewesen sei; zweitens aber habe man in Deutschland die Missionsarbeit nicht bestimmt genug als Evangelistenarbeit aufgefaßt, die deutschen Missionare hätten meistens die Gemeinden für sich gesammelt, um dann selbst die Pastoren derselben zu werden. Es thue uns also not, daß wir noch mehr Fleiß als bisher auf die Heranbildung von eingebornen Gehilfen, namentlich aber von eingebornen Pastoren, von denen die Engländer und Amerikaner ganz ungleich viel mehr hätten als wir, verwendeten, dann würden wir auch leichter dahin kommen, wirklich sich selbst unterhaltende Gemeinden zu bekommen, denn natürlich nur die eingebornen Prediger, nicht aber die europäischen Missionare sollten von den Gemeinden aus den Heiden unterhalten werden.

Auch dürfte es uns Deutschen anzuempfehlen sein, daß wir den Engländern und Amerikanern etwas mehr darin nachfolgten, den jungen Gemeinden aus den Heiden die Verwaltung ihrer Angelegenheiten so bald als möglich selbst anzuvertrauen und ihnen die Pflicht sowohl jedes einzelnen als der ganzen Gemeinde, mit teilzunehmen an der eigentlichen Missionsarbeit, recht früh ins Gewissen zu schieben. Im weitern Fortgang seien dann auch eigene kleine Missionsgesellschaften am Platze und segensreich.

Außerdem zählte der Referent noch eine Reihe einzelner Punkte auf, in denen wir vielleicht von den Engländern und Amerikanern lernen könnten; da ist der Grundsatz der Amerikaner, den Missionar so zu stellen, daß er sich keine Nahrungssorgen zu machen braucht, und also Herz und Hand ganz und ungeteilt seiner Arbeit widmen kann, während bei unsern Missionaren, die ungleich geringer besoldet und die billigsten sind, doch gar viele mit Sorgen der Nahrung beschwert, dadurch mannigfach in ihrer Arbeit gehindert, auch wohl zu allerlei Nebenbeschäftigung, die ihrer Missionsarbeit nur schädlich sein kann, verleitet werden. Da ist der andere Grundsatz der Amerikaner, daß man, Kulturarbeit und Missionsarbeit scheidend, von der ersteren grundsätzlich nicht mehr unternehmen will, als eben zur Erreichung der Missionszwecke unumgänglich nötig ist, und also in bezug auf alle kulturellen Unternehmungen, die die Missionsarbeit kompliziert machen und dadurch leicht hindern, die Regel aufgestellt: Je weniger desto besser, eine Regel die gerade jetzt, wo man bei uns mit vollem Recht auf die eminente Bedeutung der Mission als Kulturmacht hingewiesen hat, doch auch sehr zeitgemäß zu sein scheint, um nämlich vor aller Übertreibung zu warnen. Da sind endlich die Mis-

sionsärzte und Jungfrauen im Dienst der Mission, die in englischen und amerikanischen Gesellschaften zahlreich Verwendung finden, während bei uns von den ersteren gar keine und den letzteren so gut wie gar keine zu finden sind. Betreffs der Missionsärzte meinte Referent, daß wir wohl im ganzen zunächst bei unsrer deutschen Weise bleiben müßten, daß wir nämlich nur allen unsern Missionaren einige ärztliche Kenntnisse und Anweisungen mit auf den Weg zu geben suchen, dagegen gab er es der Überlegung anheim, ob wir nicht auch, in bescheidenem Maß und unter Rücksichtnahme auf deutsche Charaktereigentümlichkeit, für die mancherlei nicht unwichtige Arbeit, welche die Frauen nicht nur eben so gut, sondern zum Teil viel besser als Männer thun können, und dabei auch viel billiger, hie und da, wo sich die rechten Persönlichkeiten ungesucht dazu finden, auch in unsern Missionen einzelne Jungfrauen und Witwen anstellen könnten.

Die Diskussion beschäftigte sich zunächst mit dem ersten wichtigsten Teile, die verschiedene Auffassung von der Aufgabe der Missionsarbeit. Dabei wurde konstatiert, daß das Verlangte, nämlich das Absehen auf die Bildung selbständiger Gemeinden, doch auch in einzelnen deutschen Gesellschaften — namentlich in Leipzig — von Anfang an klar und bestimmt als Grundsatz aufgestellt sei. Im allgemeinen wurde aber allseitig zugestanden, daß hier allerdings der deutschen Mission eine Wandelung not thue und daß man, um eine solche herbei zu führen, einerseits den Zöglingen unsrer Missionsanstalten von vorn herein die richtigen Anschauungen über ihre zukünftige Arbeit beizubringen suchen müsse, weil jetzt gar nicht selten die Missionare selbst die Hauptgegner der Selbständigmachung der Gemeinden aus den Heiden seien, andrerseits namentlich auch eine zu dichte Besetzung der Missionsgebiete mit europäischen Missionaren zu vermeiden habe. Was die finanzielle Selbständigmachung der Gemeinden anbetrifft, so wurde von einer Seite die Bildung von Gemeindefonds, zur Fundierung der Gehälter angeraten, von andrer Seite aber betont, daß daneben jedenfalls für die immerfort neu zu übende Opferwilligkeit der Gemeinde die Hauptlast zu tragen bleiben müsse; weiter wurde man davor gewarnt, daß man sich doch ja hier vor aller unevangelischen Treiberei und Erpressungen ernstlich hüten solle, andrerseits aber nachdrücklich betont, daß man doch ja die jungen Christen frühzeitig auch an den Gedanken gewöhnen müsse, daß sie sich ihr Christentum — so gut wie das Heidentum oder den Islam — auch etwas müssen kosten lassen, und sie lehren, daß es nicht mehr als billig ist, daß sie für die Bedürfnisse der eigenen Gemeinde mit der Zeit auch selbst sorgen. Wenn man diese Gewöhnung nicht rechtzeitig beginne, so sei es außerordentlich schwer, hernach das früher Versäumte nachzuholen.

Ehe dann in die Besprechung der übrigen, einzelnen Punkte des Referates eingegangen wurde, verlas Insp. Schott sein Referat über: „Die Pflicht der kontinentalen Missionsgesellschaften, die Aufgaben der medizinischen Mission in die Hand zu nehmen.“ Ausgehend von der in bezug auf diese Sache durch Prof. Christlieb auf der vorjährigen Allianzversammlung gegebenen Anregung und der Mitteilung, daß im Zusammenhange damit dem Referenten eine Summe von 20000 Frs. behufs der Aussendung eines Missionsarztes zur Verfügung gestellt worden sei, wurde zuerst nachgewiesen, daß die bekannte Stelle Luk. 9, 6 nur im relativen Sinne als Begründung für die heutigen medizinischen Missionen verwendet werden könne. Die Heiden haben aber ein Anrecht an alle guten Gaben, und auch ihr Krankheitselend schreit zu uns. Zudem verbindet sich gerade die heidnische Heilmethode wesentlich mit ihrer Religion

resp. mit der Zauberei, die durch unsere medizinische Praxis also bedeutend unterminiert werden muß. Dabei sollen Missionsärzte nicht bloß heilen, sondern Gehilfen der Missionare durch That und Wort sein. Auch für die Aussendung weiblicher Ärzte liegt ein Bedürfnis vor. Es ist ein Spital zu errichten; in diesem sind Ansprachen zu halten und die einzelnen Kranken seelsorgerisch zu behandeln. Auch die Rücksicht auf die Gesundheit unserer eigenen Missionare, besonders auf klimatisch gefährlichen Missionsgebietn sollte uns die Aussendung von Ärzten nahe legen. Der knapp gehaltene Vortrag schloß mit der Aufstellung folgender Gesichtspunkte: 1. Der Missiohsarzt muß vor allem ein tüchtiger Arzt. 2. Er muß zugleich zum Missionar qualifiziert sein und ganz in den Missionsdienst treten. 3. Es ist für Nachschub im Personal zu sorgen. 4. Auch aus der Zahl der Missionshauszöglinge sind qualifizierte junge Leute event. zum Studium der Medizin zu veranlassen. 5. Der Missionsarzt erhält seine Besoldung aus der Missionskasse, in welche die Bezahlung für Kuren und Arzneien fließt. In Basel ist alles vorbereitet, und hofft man bald die Sache verwirklichen zu können.

Die sämtlichen Anwesenden waren mit der Sache selbst durchaus einverstanden, nur wünschte man den englischen Namen der medical missions für das deutsche Unternehmen womöglich vermieden. Der Vorteile, die ein Missionsarzt hat und gewährt, wurde mehrseitig gedacht, aber auch mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß es sich in erster Linie doch um eine That der Humanität handle, und daß die englische Praxis der direkten Verbindung der Predigt mit dem ärztlichen Berufe vielfach auch etwas Gesuchtes und Gemachtes an sich trage. Zu seinem ersten Versuche wurde Basel allseitig der göttliche Segen gewünscht. Auch hier wird die Praxis uns mit der Sache am vertrautesten machen.

Darnach kamen noch einige der vom Referat Dr. Schreiber übrig gebliebenen Punkte zur Besprechung. Zwar die Frage des Verhältnisses der Mission zu Kultur-Bestrebungen, wurde als zu weitschichtig auf eine spätere Konferenz zu eingehender Besprechung verschoben. Im Betreff der Billigkeit der deutschen Mission wurde allerdings anerkannt, daß das ein sehr zweifelhafter Ruhm sei und daß gegenwärtig manche der deutschen Missionare in der That zu gering besoldet seien, doch trug man Bedenken, den Grundsatz der Amerikaner: den Missionar sorgenfrei zu halten, in dieser Allgemeinheit zu acceptieren.

Was endlich die Anstellung von Jungfrauen und Witwen in der Mission anbetrifft, so wollte diese den meisten Gliedern der Konferenz nicht recht einleuchten, nur für den Fall, daß sich eine nahe Verwandte einer Missionarsfamilie dazu willig finden ließe, die dann also sich ganz an diese betreffende Familie anschließen könnte, schien der Konferenz die Sache unbedenklich und empfehlenswert.

Donnerstag, den 6. Mai, Himmelfahrtsfest, fand natürlich keine Sitzung der Konferenz statt, wohl aber predigte am Morgen der Insp. Schott in der Liebfrauenkirche und Abends um 5 Uhr fand dort eine öffentliche Missionsversammlung statt. In derselben redeten nach einander eine ganze Anzahl der Glieder der Konferenz ein kurzes Wort. Nach einer Einleitung des Insp. Zahn schilderte Dir. Kühn die segensreiche Wirksamkeit eines Kaffern-Pastors in Südafrika; Missionar Hesse gab eine anschauliche Darstellung davon, wie ein Missionar in Indien zu den Heiden predigt; Insp. Kratzenstein schilderte die Thätigkeit und Erfolge der Berliner Mission in Südafrika an der Geschichte dreier Stationen; Dr. Schreiber berichtete davon, wie der

Herr seit der letzten Konferenz auf seinem ehemaligen Gebiet auf Sumatra Ehre eingelegt und große Dinge gethan habe; Insp. Plath erzählte auf Grund eigener Erlebnisse während seiner Inspektionsreise in Indien, einzelne Beispiele davon, wie das Evangelium still und verborgen seine Siege feiert; und Insp. Schott zeigte zum Schluß an einigen charakteristischen Zügen aus China, worauf es in der Missionsarbeit eigentlich ankomme und schloß dann diese durch ihre Mannigfaltigkeit ausgezeichnete Missionsstunde mit Gebet.

Freitag, den 7. Mai, kam das Referat des Insp. Plath an die Reihe, über die Frage: „Zu wie mannigfacher Fürsorge verpflichtet es uns, daß unsre Missionare verheiratet sein dürfen?" Durch den Umstand, daß die evangelischen Missionare verheiratet sein dürfen, erwachsen den Leitern der evangelischen Mission eine ganze Anzahl z. T. sehr schwieriger und zarter Aufgaben. Das Referat hatte es sich zur Aufgabe gestellt, diese der Reihe nach vorzuführen, und die verschiednen Weisen, wie man sich dieser Fürsorge bei uns zu entledigen sucht, darzulegen und mit einander zu vergleichen. Es kamen hier also Verlobung und Verheiratung der Missionare, Heimbringung, Unterbringung, Erziehung und weitere Versorgung der Kinder, endlich Versorgung der Witwen und Waisen zur Sprache. Über alle diese Punkte wurden dann von den Leitern der einzelnen Missionsgesellschaften ausführliche Darlegungen der Festsetzungen und Erfahrungen aus ihrer Praxis gegeben. In bezug auf die Verlobung besteht ein Unterschied, insofern einige Gesellschaften die strengere Praxis haben, daß sie die Verlobung vor der Aussendung ganz und gar verbieten, die andern dagegen sie nach vollendeter Ausbildung unmittelbar vor der Hinausreise gestatten. Es zeigte sich übrigens, daß auch bei den meisten, die jetzt noch die strengere Praxis haben, die Neigung besteht, sich der mildern zuzuwenden, um so viel als möglich alle unnatürlichen Verhältnisse zu vermeiden. Was die Verheiratung betrifft, so sind so ziemlich alle Gesellschaften einig in der Praxis, daß derselbe erst nach einigen Jahren — 2 oder mehr — der Missionsarbeit draußen, nachdem der Missionar sich akklimatisiert und das was er werden sollte, auch wirklich geworden ist, eintreten kann. Nur die Brüdergemeinde hat die Praxis, ihre Missionare, — mit Ausnahme der für Grönland und Labrador bestimmten, wo man um der Schwierigkeit der Sprache willen einen Unterschied macht — gleich verheiratet hinausgehen zu lassen, und ebenso macht es die Utrechter Gesellschaft.

In Beziehung auf die Missionarskinder gestaltet sich die Sache auf den einzelnen Missionsgebieten sehr verschieden. Aus Südafrika wurde mehrfach konstatiert, daß die Kinder zum guten Teil an Ort und Stelle blieben und dort teils in der Familie der Missionare selbst, teils in besondern Instituten eine angemessene Erziehung erhalten können. In Indien und China dagegen müssen die Kinder schon um ihres körperlichen Wohles willen, am liebsten mit 6—8 Jahren nach Europa gesandt werden, und auf der Westküste Afrikas ist man durch die schlimmen Erfahrungen nach und nach so weit gekommen, daß man jetzt die Kinder, um sie am Leben zu erhalten, schon im allerzartesten Alter heimsendet.

Für die Erziehung der Missionarskinder in der Heimat hat man sich in Basel und Barmen gezwungen gesehen, eigene Anstalten zu gründen, die namentlich für die Knaben ganz unentbehrlich sind, während man für die Mädchen noch eher Unterkommen in passenden Familien findet. Mit derartigen Kinderhäusern sind auch z. T. wie z. B. in Basel eigene Schulen verbunden. In diesen Anstalten werden die Kinder bis zu einem

gewissen Alter — meist bis zum 15.—16. Jahre erzogen, um dann einen Beruf zu wählen über den entweder die Leiter der Missions-Gesellschaft oder die Eltern in Überlegung mit jenen entscheiden. Bei dieser Gelegenheit wurde von einer Seite dringend davor gewarnt, doch ja nicht die Missionarstöchter so zu erziehen, als ob sie alle Lehrerinnen werden müßten.

Bei der Versorgung der Witwen und Waisen, wozu auch noch die Versorgung der Emeriten als nahe verwandter Gegenstand hinzugezogen wurde, stellte es sich heraus, daß alle ältern Missions-Gesellschaften darauf geführt werden, hierfür besondere Kassen zu gründen, um diese mit dem Alter einer Gesellschaft immer bedeutender werdenden Ausgaben nicht aus den laufenden Einnahmen bestreiten zu müssen. Die Speisung dieser Kasse, die man natürlich auf mancherlei Weise zu bedenken sucht, kann wohl kaum auch eines Heranziehens der Missionare selbst zu einer, wenn auch nur geringen Beisteuer aus ihrem Gehalt, entraten.

Bei dieser Gelegenheit kamen auch die allgemeinen Gehaltsverhältnisse der Missionare zur Sprache, namentlich der Unterschied, daß in einigen Gesellschaften ein festes Gehalt gegeben wird, in andern nur eine sog. Verwilligung bis zu einer gewissen Höhe, wobei der Missionar, was er von diesem Betrage etwa nicht gebraucht, der Kasse wieder zuzuweisen hat, und weiter der andre Unterschied, daß manche Gesellschaften im Gehalt nicht nur einen Unterschied machen zwischen Verheirateten und Unverheirateten, sondern auch noch Vergütung für jedes Kind zahlen, eine Weise, deren Abschaffung indes von den Betreffenden selbst dringend gewünscht wurde, nur ist es schwierig, dabei dann die Billigkeit und Gerechtigkeit zu wahren.

Gegen den Vorwurf, als ob die evangelische Mission, im Gegensatz zur römischen, in die Einseitigkeit verfallen sei, daß es fast aussähe, als müsse ein jeder Missionar verheiratet sein, wurde nicht nur vom Referenten auf die Fassung seines Themas („dürfen") verwiesen, sondern auch von andrer Seite bezeugt, daß es doch auch nicht an Beispielen fehle, wo ein Missionar um des Herrn willen ledig bliebe. Ebenso wurde ausgesprochen, daß die evangelische Mission trotz der großen Bürde, die ihr durch die Verheiratung ihrer Missionare auferlegt werde, dennoch immer fester davon überzeugt werde, daß auch hier schließlich das der Ordnung Gottes Entsprechende auch das Beste und Heilsamste sei, indem eben nur der verheiratete Missionar, der den Heiden ein christliches Familienleben darstelle, auch der rechte Mann sei, um christliche Familien als Bausteine der Christengemeinden zu gewinnen und durch das Beispiel allein den Heiden gezeigt und gelehrt werden könne was eine christliche Ehe und was christliche Kinderzucht sei.

Zum Schluß wurden noch einige untergeordnete Fragen z. B. die über das gewöhnliche Alter der Zöglinge bei der Aufnahme in die Missionsanstalten besprochen, wobei sich heraus stellte, daß in den meisten Anstalten 18 oder 20 Jahre als das Minimum, 24—25 als das Maximum des Aufnahmealters festgehalten wird, freilich mit Ausnahmen in besondern Fällen.

Aufs neue hatte auch diese Konferenz bei allen Teilnehmern den doppelten Eindruck hervorgerufen, einmal daß es durchaus wünschenswert sei, dieselbe je nach Umständen alle 3 oder 4 Jahre zu wiederholen, und sodann, daß es nicht gut sei, weder in betreff der Zeit noch des Ortes Änderungen zu versuchen. Auch diesmal wieder haben es die Bremer Freunde durch ihre Gastfreundschaft und Liebeswürdigkeit allen Gästen angethan

und mit vollem Recht konnte bei dem Abschiedsmahle, das am Abend noch alle Teilnehmer der Konferenz mit einer Anzahl Bremer Missionsfreunden vereinigte, es ausgesprochen werden, daß Bremen noch immer, wenn auch in anderem, neuem Sinne, den Namen hospitium ecclesiae verdiene.

Außer mancherlei Anregungen hat diese Konferenz aufs neue die innere Einheit der evangelischen Mission in Deutschland und auf dem Kontinent zum Ausdruck gebracht, und vielleicht ist das ihr größter Gewinn, daß man sich dieser Einheit und Einmütigkeit in allen Hauptsachen aufs neue recht deutlich und lebendig bewußt geworden ist.

(Der **Quartalbericht** folgt in nächster Nummer.)

Die Urgestalt der Religion.

Von

Prof. D. O. Zöckler.

Erster Artikel:

Der angebliche Ur-Atheismus.

Wir reden von der „Urgestalt der Religion" (in der Einzahl), bekennen uns also damit von vornherein zur Annahme, daß die Religion in gewissem Sinne nur Eine sei. Die Vielheit der Religionen, wie sie dermalen besteht, gilt uns weder als ursprünglich noch als notwendig und für alle Zeiten bleibend. Es gab einst nur Eine Religion und es wird dereinst wieder nur Eine Religion sein. Die jetzigen vielen Religionen bilden einen vorübergehenden Zustand der Geteiltheit, dem schließlich am Ziele der menschlichen Geschichte die Herrschaft der Einen Religion der Wahrheit folgen wird.

Wir könnten nicht so urteilen, gälte uns die Religion als einseitiges Menschenwerk, als rein menschlichen, diesseitigen Ursprungs, als etwas ganz nur in gewissen Anlagen und Eigentümlichkeiten unsrer Natur Wurzelndes. In diesem Falle allerdings verhielte es sich mit den Religionen genau wie mit den Sprachen, den Nationaltrachten, den physiologischen Racen-Unterschieden: ihre jetzige Vielheit müßte dann als etwas Notwendiges und Normales, für immer Bleibendes und nicht wieder Aufzuhebendes gelten; statt obiger Formulirung unsrer Überschrift wäre richtiger (nach E. Zeller) und AA. zu setzen: „die Urgestalt der Religionen." [1] — Was uns den Anschluß an diese Redeweise verbietet, ist unser Religionsbegriff. Religion ist uns nicht die Entwicklung einer gewissen Natur-Anlage, nicht ein Produkt unsres geschöpflichen Geisteslebens, ein einseitiges Erzeugnis, des menschlichen Subjekts (a natural outgrowth of the human mind — Max Müller u. AA.). [2]) Zum menschlich-subjectiven Faktor des religiösen Verhältnisses gesellen wir den objektiven, übermenschlichen, göttlichen, als gleich notwendig wie jenen hinzu. Religion ist Gemeinschaft

[1]) Vgl. Zellers Vortrag: „Über Ursprung und Wesen der Religionen" (in seinen „Vorträgen und Abhandlungen" II, 8).

[2]) Zur Kritik dieser einseitigen Begriffsfassungen der Religion, insbesondere der M. Müllerschen, vgl. die lehrreiche Schrift von Missionar Ernst Faber in Kanton: „Introduction to the Science of Chinese Religion" (Hongkong 1879), p. 3 59.

des Menschen mit Gott. Zu ihr gehört Zweierlei: menschliche Empfänglichkeit uud göttliche Mitteilsamkeit, Offenbarung von Gnade und Wahrheit seitens Gottes und glaubend-liebende Aufnahme dieser Gottesoffenbarung seitens des Menschen. Auch in ihrer primitivsten Urform muß sie diese beiden Faktoren in irgendwelchen keimhaften Anfängen in sich geschlossen haben; auch wo sie aufs Äußerste entstellt und verkümmert ist, müssen Spuren davon noch erkennbar bleiben. Man mag die Voraussetzung, daß stets diese Doppelheit von Faktoren im Begriff der Religion enthalten sei, als „dualistisch" tadeln: wir können von solchem Dualismus nicht lassen, weil unsre religiöse Erfahrung ihn allein als wahr bezeugt, jene Fassung der Religion als bloße Naturanlage aber als irrtümlich und unzureichend verurteilt. Wir ziehen unsren „dualistischen" Religionsbegriff dem naturalistischen oder monistischen der modernen Weltweisheit vor, weil wir nur jenem objektive Wahrheit zuerkennen können. Erblickt man, mit einer dermalen weitverbreiteten Schule religionshistorischer und psychologischer Forscher, in der Religion das Entwicklungsprodukt gewisser Anlagen und Bedürfnisse unsres Geisteslebens, so greift man zwar nicht unbedingt fehl; aber man trifft nicht die ganze und volle Wahrheit der Sache. Erschöpfend wird das Wesen der Religion erst da definiert, wo sie als Verhältnis realer Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen gefaßt wird.

Mit dieser Präzisierung unsres Religionsbegriffs weisen wir die nachstehenden Untersuchungen über die Urgestalt der Religion von vornherein in Bahnen, denen Einiges von dem, was die Vertreter einer naturalistisch einseitigen Auffassung des Wesens der Religion vor Allem für nöthig und wichtig halten, fern bleiben wird. Wir werden uns in tierpsychologische Grübeleien, in Fragen wie die, ob die Treue des Hunds gegen seinen Herrn ein echtes Vorbild menschlicher Religiosität sei, überhaupt in das Forschen nach Analogien zu religiösem Empfinden und Handeln im vormenschlichen Naturbereiche, nicht einlassen. Die Naturwissenschaft, die Psychologie, die historische Anthropologie mögen ein Recht dazu haben, sich mit solchen Fragen angelegentlich und ernstlich zu befassen: uns gehen dieselben hier nichts an. Andrerseits beabsichtigen wir doch auch keine lediglich biblisch-theologische Darstellung unsres Gegenstands, keine Schilderung der Uranfänge der Beziehungen zwischen Gottesreich und Weltreich auf Grund der Offenbarung in heiliger Schrift, keinen Abriß der biblischen Urgeschichte vom Paradies bis zur Sprachentrennung. Unsre Absicht ist eine vergleichend-religionsgeschichtliche und apologetische. Was die neuere

Religionsforschung zur Beleuchtung der Anfänge der religiösen Gesammtentwicklung unsres Geschlechts direkt wie indirekt Verwertbares beigebracht hat, gilt es übersichtlich zusammenzustellen und zur Kommentirung des in h. Schrift über eben jene Anfänge Geoffenbarten zu verwenden. Die einseitigen Theorien des modernen Naturalismus werden auf solche Weise ihr Korrektiv empfangen; ihr Haltbares wird dankbar aufgenommen, ihre Verirrungen werden als solche dargethan und ausgeschieden werden.

Drei Stufen sind es, durch welche unsre Untersuchung sich hindurchzubewegen hat: eine erkenntnistheoretisch verbreitende, eine kritisch sichtende und ausscheidende, und eine mittelst Ziehung des positiven Ergebnisses abschließende. Wir haben uns auseinanderzusetzen, erstlich mit der Meinung derer, welche einen Zustand völliger Religionslosigkeit als jenseits aller Religionsentwicklung gelegen und als durch eine Reihe heutiger Naturvölker nach thatsächlich repräsentirt voraussetzen; sodann mit der Annahme, daß irgendwelche niedere und rohe Religionsform animistischer, fetischistischer oder polydämonistischer Art den Ausgangspunkt aller religiösen Entwicklung gebildet habe und noch bilde; endlich mit dem, was sonst noch an Einwürfen gegen, sowie an Zeugnissen für die biblisch verbürgte Darstellung des Monotheismus als die Urform aller Religion vorgebracht wird. Es sind also kurz gesagt die drei Probleme des Ur-Atheismus, des Ur-Animismus (Ur-Fetischismus, -Polydämonismus, 2c.) und des Ur-Monotheismus, deren wissenschaftliche Prüfung uns im Nachstehenden obliegt.

Giebt es völlig religionslose Völker?

Wir können von dieser das empirische Material unsrer Untersuchung betreffenden Vorfrage nicht Umgang nehmen, weil der angebliche Atheismus gewisser Stämme immer noch hie und da ins Gefecht geführt wird, wo es den positiv-religiösen Standpunkt zu befehden gilt. Man sollte denken, daß nachdem anthropologische Forscher wie E. B. Tylor, A. de Quatrefages, Max Müller, Ad. Bastian, O. Peschel, Th. Waitz und G. Gerland sich energisch gegen die Annahme atheistischer Stämme ausgesprochen,[1]) diese Annahme ihre Rolle völlig ausgespielt hätte. Dennoch

[1]) E. B. Tylor, die Anfänge der Kultur, deutsch von Spengel und Poske, I, 412—419. — A. de Quatrefages Unité de l'Espèce humaine, in der Revue des deux Mondes 1861, Avr. p. 654 ss; sowie „das Menschengeschlecht", Leipz. 1878, II, S. 231 f.; — Max Müller Ansprache an die Arische Sektion des Londoner Orientalistenkongresses 1874 (Report etc., p. 21). — Ad. Bastian, die Völker des

figuriert dieselbe noch hie und da auf der Tagesordnung literarischer Diskussionen, welche die Anfänge der menschlichen Entwicklung und Kultur betreffen. Populäre oder halbwissenschaftliche Kompendien des Darwinismus wie die von Häckel, Dodel, Osc. Schmidt; deßgleichen L. Büchner's Kraft- und Stoff-Buch in der jeweilig neuesten Auflage gefallen sich immer noch im Wiederkäuen des Satzes von der Nicht-Allgemeinheit der religiösen Anlage und vom angeblich reichlichen Vorkommen thatsächlicher Belege dafür im heutigen Völkerleben.[1]) Die Namen eines John Lubbock als englischen Hauptvorkämpfers für die Wahrheit dieses Satzes und eines Moriz Wagner als seines Hauptverteidigers in Deutschland genießen immer noch beträchtliches Ansehen[2]). Von den ihren Behauptungen widerfahrenen Widerlegungen, insbesondre durch Tylor als Kritiker Lubbocks, sowie durch Gerland gegenüber Wagner — wird in gar manchen Kreisen keine, oder so gut wie keine Notiz genommen.

Es hat deßhalb nicht als überflüssig zu gelten, daß noch neuestens von theologischer Seite mehrfach Einsprache gegen das naturalistische Lieblingsaxiom vom gänzlichen Atheismus gewisser Stämme erhoben worden ist. Julius Happel (ref. Prediger zu Bützow in Mecklenburg-Schwerin) hat dies in seiner gekrönten Preisschrift: „Die Anlage des Menschen zur Religion" gethan; deßgleichen der Schreiber dieser Zeilen in seinen Monographien: „Das Kreuz Christi" und „die Lehre vom Urstand des Menschengeschlechts."[3]) Jüngst hat der Wiener Theologe Prof. Dr. Gustav

---

östl. Asien, Bd. VI, Vorw. S. I ff; auch; „der Mensch" &c. III, 208. — O. Peschel, Völkerkunde, S. 139—273. — Theod. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. II. S. 72 ff. — G. Gerland, in Bd. VI. der Waitzschen Anthropol., bes. S. 796 ff; auch „Anthropologische Beiträge," Bd. I, 1875, S. 279—286. — Vgl. auch F. v. Hellwald, Kulturgeschichte &c., S. 24, sowie im „Ausland" 1870, S. 1033 ff; 1873, S. 707; 1875, S. 100. Selbst dieser extrem materialistisch gerichtete Kulturhistoriker gesteht das Nichtvorkommen absolut religionsloser Stämme ziemlich unumwunden zu. „Die Völkerkunde lehrt uns," sagt er am zuletzt angef. Orte, „daß die Existenz religionsloser Völker fast mit positiver Gewißheit zu verneinen sei." Ähnlich auch: O. Caspari, die Urgeschichte &c. II, 157—166.

[1]) Häckel, Natürl. Schöpfungsgeschichte, 7. Auflage S. 676 f. — A. Dodel, Schöpfungsgeschichte, S. 457. — Oscar Schmidt, Descendenzlehre und Darwinismus, Leipz. 1873, S. 279 ff. — L. Büchner, Kraft und Stoff, S. 186 ff. —

[2]) John Lubbock, Prehistoric Times, 3. edit., pag. 576 ss; auch: Origin of Civilization, p. 138. — Moriz Wagner, Neueste Beiträge zu den Streitfragen der Entwicklungslehre — Augsb. Allg. Zeitung, 1873, Beil. zu Nr. 92 f.

[3]) Jul. Happel, die Anlage des Menschen zur Religion. Gekrönte Preisschrift, Harlem 1877. S. 90 ff. — O. Zöckler, das Kreuz Christi, 1875, Beilage V,

Roskoff (bekannt durch seine „Geschichte des Teufels,“ 2 Bde.; Leipzig 1870) der Frage eine ungemein gründlich eingehende Untersuchung gewidmet. Auf nahezu 100 Seiten seiner Schrift: „Das Religionswesen der rohesten Naturvölker“ (Leipzig, Brockhaus; XIV, 179 Seiten) prüft er die altherkömmlichen wie die neuerdings beigebrachten Instanzen für die angebliche völlige Religionslosigkeit einer Anzahl von wilden Völkern. Sein Ergebnis lautet wesentlich so wie dasjenige Tylors, de Quatrefages und Gerlands. Kein einziger bündiger Beweis für das behauptete Fehlen jeglicher Spur von Religion bei gewissen Stämmen sei durch die ethnologische Forschung erbracht worden; überall laufe die vorgebliche absolute Religionslosigkeit auf bloßen Schein hinaus; überall schwinde dieser Schein bei genauerer Kenntnisnahme von der Sprache, Sitte, den Lebenseigenthümlichkeiten und traditionellen Vorstellungen der betr. Völker. Eine gewisse niederste Stufe von Religiosität, bestehend im Glauben an geistige Mächte guter oder böser Art und in einzelnen auf deren Verehrung bezüglichen Gebräuchen, finde sich überall, auch bei den tiefstehendsten und tierähnlichsten Stämmen; wo das Gegenteil behauptet werde, da liege einfach ein Fall von relativer Unkenntnis des betr. Forschungsgebietes vor. In Lubbocks Argumentation zu Gunsten des Vorkommens atheistischer Völker, die er überhaupt vornehmlich bekämpft, weist R. eine Menge von Widersprüchen, Unklarheiten und seltsamen Inkonsequenzen nach. Er zeigt, daß der englische Gelehrte vom Begriff und Wesen der Religion nirgends eine bestimmte Definition giebt, daß die Frage, ob nicht eine Religion niederster Art bei allen Stämmen nachweisbar, fast ebenso oft von ihm bejaht wie verneint wird, daß überhaupt „in seinen Erörterungen ein unheimliches Schwanken vorherrscht.“ Mit gebührendem Nachdruck rügt er insbesondere den seltsamen logischen Fehler, den er damit begeht, daß er seine bekannte Aufzählung der sieben Stufen oder Stadien des religiösen Lebens der Menschheit mit — dem „Atheismus oder dem vollständigen Fehlen aller religiösen Begriffe“ beginnen läßt, also die gänzliche Abwesenheit aller Religiosität doch als niedersten Grad und Ausgangspunkt der religiösen Entwicklung betrachtet, woraus Fetischismus, Tote-

---

S. 417 ff. und: „Die Lehre vom Urstand“ rc. 1880, S. 191 ff. — Vgl. auch die wider Moriz Wagner a. a. O. gerichteten „Ethnographischen Berichtigungen von Joh. Huber“ Augsb. Allg. Ztg. 1873, Nr. 126, sowie den Aufsatz von O. Pfleiderer: „Zur Frage nach Anfang und Entwicklung der Religion,“ in den Jahrbüchern für protestant. Theologie, 1875, S. 65 ff.

mismus (Natursinnbilder-Kultus), Schamanismus, Idololatrie ꝛc. sich erst hervorgebildet hätten!

Wir halten den betreffenden Teil der Roskoffschen Ausführung in der That für im Wesentlichen abschließender Art. Darin, daß er im Vorwort erklärt: er bilde sich nicht ein, das letzte Wort zu behalten," geben wir dem Wiener Gelehrten allerdings Recht. Es fehlt viel daran, daß der letzte vom „Religionswesen der rohesten Völkerstämme" handelnde Teil seines Buchs Ansichten entwickle, welche unangefochten bleiben könnten; vielmehr hoffen wir im weiteren Verlaufe unsrer Untersuchung das großenteils Unhaltbare des von ihm daselbst Aufgestellten darthun, ja teilweise ihn innerer Widersprüche, Inkonsequenzen und Unklarheiten von kaum geringerer Art, als jene von ihm an Lubbock gerügten, zeihen zu können. Zur ersten Hälfte seiner Erörterungen jedoch, enthalten in Abschn. I: „Die Frage und ihre verschiedne Beantwortung" und Abschn. II: „Die angeblich religionslosen Volksstämme," wissen wir uns, was die Hauptergebnisse betrifft, nur zustimmend zu erklären. Der Verfasser ist hier von wesentlich gesunden Anschauungen ausgegangen und demgemäß zu Resultaten gelangt, denen höchstens in untergeordneten Nebenpunkten widersprochen werden kann. Ergänzungsbedürftig und hinsichtlich seiner Methode anfechtbar erscheint sein Räsonnement allerdings auf mehreren Punkten, wie wir dies im Folgenden unschwer nachzuweisen im Stande sein werden.

Wir beginnen mit Betrachtung des zweiten Abschnitts der Roskoffschen Untersuchung, der die herkömmlich aufgeführten Beispiele angeblich religionsloser Volksstämme im Einzelnen hinsichtlich ihres Verhaltens zum Bereiche religiöser Lebensäußerungen kritischer Prüfung unterzieht. Die zu Grunde gelegte Anordnung ist zweckmäßigerweise eine geographische; es wäre nur zu wünschen gewesen, daß dieses Einteilungsprincip strenger als es geschehen, gehandhabt worden wäre. Man folgt derartigen Aufzählungen religionswissenschaftlicher Beobachtungen aus dem Völkerleben, so trockner Art sie teilweise sein mögen, immer doch am liebsten, wenn sie nach Weltteilen, und innerhalb derselben nach organisch zusammengehörigen Länder- und Völkergruppen geordnet sind. Bis zu einem gewissen Grade hat Roskoff sein Material nach diesem Gesichtspunkte gegliedert, doch nicht ohne gelegentliches willkürliches Abgehen von der begonnenen Reihenfolge. Auf die Neuholländer läßt er, hiezu bestimmt durch eine gelegentliche Zusammenstellung bei seinem Gegner Lubbock, zunächst die Buschmänner und Hottentotten Südafrikas, dann die Feuerländer folgen; greift dann in

Neuhollands Umgebungen zurück (Andamanen-Insulaner; Tasmanier), springt hierauf von der südlichen Halbkugel zu den Nordpolar-Ländern über (Grönländer, Eskimos, Lappen) und reiht dann an diese in wohlmotivirter Folge nord- und südamerikanische Indianerstämme, samt den Bewohnern Polynesiens. Nachdem das auf die Letzteren bezügliche Material ziemlich reichhaltig erörtert worden, muß man den Verfasser nochmals nach Süd- und Äquatorial-Afrika, zu den Kaffern- und zu einigen Negerstämmen, begleiten; hierauf mittelst kühnen Sprunges abermals nach Nordamerika zu den wurzelgrabenden Indianerstämmen (Algonkins rc.), endlich wieder zurück zur Südsee, zu den Bewohnern der Damood-Insel zwischen Neu-guinea und Australien, mit deren Besprechung die Überschrift schließt. — Man halte uns nicht für pedantisch! Wären wenigstens die letzten großen Sprünge vermieden worden, für welche sich schlechterdings kein Grund absehen läßt, so würde die Rundschau in der Hauptsache als zweckmäßig geordnet erschienen sein. Durch jene überraschenden Nachträge aus allen Weltteilen aber gewinnt leider das Ganze den Anschein des Ungeordneten, planlos Zusammengetragenen. Und abgesehen von diesem Scheine der Planlosigkeit, hat die Nichtbefolgung eines strengen und klaren Einteilungs-princips den Übelstand nach sich gezogen, daß mehrere nicht unwichtige Völker und Völkergruppen, deren Zugehörigkeit zu den angeblich ganz athei-stischen Stämmen auch dann und wann behauptet worden, unberücksichtigt geblieben sind. Wir heben Einiges von diesen Defekten der im Allge-meinen sehr reichhaltigen und verdienstlichen Übersicht hier hervor.

Keine wesentliche Übergehung oder Weglassung dürfte im Bereich des australischen und polynesischen Völkerlebens zu notiren sein. Die ziemlich zahlreichen Fälle von oberflächlicher Beurteilung des Religions-wesens dieser Südseebewohner, deren Reisende wie sonstige Berichterstatter seit länger als einem Jahrhundert sich schuldig gemacht, werden im Gan-zen vollständig registrirt und als Anlaß zu mancher lehrreichen Bemerkung verwertet. Was Dampier, Dumont d'Urville, Chamisso, Forster, J. D. Lang und Andre über eine angebliche völlige Religionslosigkeit der Ein-gebornen verschiedner Inselgruppen, desgleichen Queenslands und mehrerer andrer australischer Landschaften berichtet hatten, wird großenteils aus den eignen Aussagen der betr. Schriftsteller widerlegt. Auf Grund ihres Glaubens an eine große Zahl übernatürlicher Wesen und insbesondre an ein höchstes gutes und böses Princip, deßgleichen auch an Seelenfortdauer nach dem Tode, werden die australischen (neuholländischen) Stämme, soweit man sie irgend genauer erforscht hat, samt und sonders der Reihe der

angeblich religionslosen Völker entnommen; das schon von Tylor in ihrem Betreff gefällte Urteil wird nachdrücklich bekräftigt: „Aus den übereinstimmenden Zeugnissen einer großen Zahl von Beobachtern wissen wir jetzt, daß die Eingeborenen von Australien schon zur Zeit der Entdeckung von einem höchst lebhaften Glauben an Seelen, Dämonen und Gottheiten erfüllt gewesen und es immer geblieben sind." Ähnlich lautet das hauptsächlich auf Waitz und seinen Fortsetzer Gerland gestützte Prüfungsergebnis in Betreff der polynesischen, mikronesischen und melanesischen Eingeborenen; auch bezüglich ihrer erweist sich das behauptete Fehlen jeglicher Spur von Religiosität regelmäßig als auf oberflächlicher Kenntnis beruhend und bei tieferem Studium sich in leeren Schein verwandelnd. Quatrefages' und Waitz-Gerlands tadelnde Bemerkungen über Lubbock wegen allzu einseitiger und kritikloser Reproduktion der Angaben von Reisenden, die es an gründlicherer Beobachtung der betr. Zustände und Vorstellungsweisen fehlen ließen, erfahren auch hier ihre allseitige Rechtfertigung.[1]) — In ähnlich gründlicher und erschöpfender Weise wird über das ungeheure Bereich der nord- und südamerikanischen Indianerbevölkerung Rundschau gehalten und das Wichtigere von den in ihrem Betreff gepflogenen Verhandlungen mitgeteilt. Was Reisende wie früher Azara, Léry, neuerdings Bates u. AA., oder ältere katholische Missionare wie Dobrizhoffer, Baegert ꝛc. von angeblichen Zeugnissen für die Abwesenheit aller Spuren von Religion bei diesen oder jenen Eingeborenen der neuen Welt beigebracht, wird — großenteils auch wieder aus gegenteiligen Äußerungen eben derselben Berichterstatter selbst — als nichtig dargethan. Die auf Atheismus der betr. Stämme lautenden Behauptungen schlagen auch hier sämmtlich in ihr Gegenteil um. Mag Azara bei seinen Beschreibungen brasilianischer und sonstiger südamerikanischer Indianerhorden bis zum Ermüden oft versichern: „ils n'ont aucune religion", oder: „ils ne connaissent ni religion, ni culte, ni lois, ni récompenses, ni châti-

---

[1]) S. 37—42; 84—105. — Für Neu-Guinea und seine gleichfalls bisweilen für religionslos erklärten Papuas konnte noch das Reisewerk v. Rosenbergs: „Der malayische Archipel" (1879) angeführt werden, wonach jene Stämme zwar keine religiösen Gebräuche haben, aber doch an gewisse höhere, den Menschen feindliche Wesen, Manoën genannt, glauben. Deßgleichen für die benachbarte Insel Neu-Hannover der Bericht des Kapitän-Lieutenants H. Strauch von der „Gazelle" (in der „Zeitschrift für Ethnologie" 1877, I, S. 56), wonach zwar nichts direkt auf Kultusübung Hinweisendes, aber doch gewisse Beschwörungs- und Zaubergebräuche dort angetroffen worden seien; das von den Eingeborenen oft gebrauchte Wort **sálick** scheine s. v. a. **tabu** zu bedeuten, u. s. f. —

ments," etc.: er beweist durch die von ihm selbst angeführten Thatsachen direkt oder indirekt das Vorhandensein des Geleugneten. Und wo er selbst diese Berichtigung seiner Urteile nicht bietet, da erfolgt sie durch die Darstellungen von Spix und Martius, Max v. Wied, St.-Hilaire, u. s. w.[1])

Weit weniger vollständig ist, was R. über die asiatischen Völker mitteilt, die man als Repräsentanten einer vorgeblich absolut religionslosen Menschheit angeführt hat. Außer den Mincopie oder Andamanen-Insulanern, deren durch Lubbock behauptete völlige Religionslosigkeit er mittelst lehrreicher Verweisungen auf Peschel, Waitz und Quatrefages (als Gewährsmänner für ihren Kultus von Sonne, Mond, verschiednen Genien der Gewässer, des Walds, der Gebirge 2c.) widerlegt, führt er nur ganz beiläufig noch die Dajaks des nordöstlichen Borneo an, als welche zwar der Götzenbilder und des Opferkultus, darum aber doch nicht der Omina und Augurien sowie gewisser Reste von altem Hindukultus entbehrten[2]). Er hätte gerade auf dieses interessante Kapitel von den Dajaks etwas näher eingehen gesollt. Die Art, wie ihr bekannter Bändiger, der Radscha James Brooke, seine anfänglich gehegte Meinung von ihrem völligen Atheismus nachgerade aufzugeben genötigt wurde, als er sie genauer kennen lernte, darf als besonders lehrreich gelten[3]) — Von den Völkern des nördlicheren Ostasiens hätte der Aïnos auf den japanischen Inseln gedacht werden können, für welche einst Pott einen völlig religionslosen Zustand als das Ursprüngliche zuerweisen suchte, bis die gründlicheren Forschungen von Bastian u. aa. ihn widerlegten.[4]) Eine von R. ganz unberücksichtigt gelassene Völkerschaft Vorderindiens, die mehrfach auch unter den thatsächlichen Belegen für die Existenz religionsloser Stämme figuriert hat, sind die Kolhs in Bengalen. Nach dem von Missionar Jellinghaus im I. Jahrgange der Allg. Missions-Zeitschrift erstatteten Berichte über diese Stämme galten dieselben früher vielfach als wesentlich religionslos. Höchstens eine gewisse abergläubige Dämonenfurcht wollte man ihnen lassen; im Übrigen sollten sie aller religiösen Ideen und Handlungsweisen baar sein. Selbst in Missionskreisen war man teilweise dieser Meinung, die auch Jellinghaus so lange hegte, bis tieferes Eindringen in das Studium der Kolhssprachen sowie die durch einen Angehörigen der

---

[1]) S. 54—84. [2]) S. 51 f., u. S. 103. [3]) Vgl. Lubbock, Origin of Civilization, p. 227.

[4]) S. Näheres bei Happel, a. a. O., S. 92. Mit dem Stamm der Tincqui in Nordost-Sibirien, dessen völlige Religionslosigkeit neuerdings Prof. Nordenskiöld beobachtet haben wollte (s. Athenae. 28. Febr. 1880), wird es sich nicht wesentlich anders verhalten.

Brahmasamadsch-Sekte ihm erteilte Belehrung ihn zu besserer Einsicht brachte. Ein ziemlich umfassendes System niederer religiöser Vorstellungen und abergläubiger Gebräuche enthüllte sich nun vor seinen Blicken. Nicht sowohl schlechthinige Gottesleugnung, als vielmehr „Ignorierung Gottes (Röm. 1, 28. 31) in der Verehrung der Naturkräfte und geheimnisvollen dämonischen Mächte durch Zauberei und zauberische Opfer," wurde jetzt als das wahre Wesen des Heidentums dieser Stämme von ihm kennen gelernt[1]). — Noch ein Stamm asiatischer, und näher indischer Abkunft, die seit fast einem Jahrtausend in Europa umherwandernden Zigeuner, sind verschiedentlich als aller und jeder Religiosität entbehrend bezeichnet worden; so noch neuerdings von dem Engländer Charles G. Leland in einer Schrift über die engl. Zigeuner und ihre Sprache (The English Gipsies and their Language, London 1873). Man hat jedoch auch diesem Beobachter Mangel an hinreichender Gründlichkeit nachgewiesen. Das Ergebnis des ungleich tiefer in die Kenntnis von Sprache und Sitten des unruhigen Wandervolks eingedrungenen Mr. Groome lautet vielmehr: „Obgleich ihre Religion jetzt fast auf Null reduziert ist, begegnen wir doch hie und da Wörtern, welche das Vorhandensein eines früheren Glaubens andeuten, z. B. duvel (abzuleiten nicht etwa von diabolos, sondern von skr. dêva, mahadêva), welches Himmel und Gott bedeutet," u. s. f.[2]) — Hier sind also zugleich mit dem Nichtgegründetsein des Vorurteils von einem Fehlen aller Religion bei diesem Volke auch Spuren von seinem Herabgesunkensein von einer vormals inne gehabten höheren Religionsstufe ans Licht getreten. Die Zigeuner sind als ethnologische Parallele zu jenen verkommenen Subjekten innerhalb der modernen Gesellschaft dargethan worden, welche sich aller Reste des überlieferten religiösen Glaubens möglichst entschlagen haben und so thatsächlich ganz oder beinahe auf die Stufe des Atheismus herabgesunken sind.

Für Afrika hat R. die zu erwägenden Thatsachen in einer Beziehung, was nemlich die südafrikanischen Stämme der Hottentotten, Buschmänner und Kaffern angeht, ziemlich vollständig in Betracht gezogen; nur stört es, daß er seine auf die Kaffern Stämme bezüglichen Angaben, wie schon erwähnt, durch einen weiten Zwischenraum von dem

---

[1]) S. Jellinghaus, Die Kolhsstämme ꝛc., Allg. Miss.-Ztschr. I, 1874, S. 29 f. 63 f. — Vgl. L. Nottrott, Die Goßnersche Mission unter den Kolhs, 1874, S. 57.

[2]) Siehe Groomes Vortrag im Anthropolog. Verein zu Göttingen (Corresp.-Bl. der deutschen Gesellschaft f. Anthropol. ꝛc., 1873, Nr. 11, S. 87.)

die beiden andren Betreffenden trennt, statt der notorischen Zusammengehörigkeit sämtlicher Bantu-Völker als Einer Völkergruppe Rechnung zu tragen. — Sehr unvollständig ist, was R. über die Religionsverhältnisse der Negervölker des äquatorialen Afrika und die auf sie bezüglichen Kontroversen berichtet. Er greift lediglich zwei einst vom französischen Reisenden Caillié (1830) als religionslos geschilderte Stämme des westlichen Binnen-Afrika, die Bambaras und die Wassoulou-Neger heraus, um aus späteren und genaueren Forschungen das von jenem über sie Angegebne zu berichtigen. Aber mit völligem Stillschweigen übergeht er jene centralafrikanischen Stämme der Dinka, Nuehr, Schilluk, Bohr, Djur, Bongo ꝛc., welchen der bekannte Erforscher des weißen Nil, Sir Samuel Baker, alle Religion abzusprechen versucht hatte, und zwar in der Form sowohl des entwickelteren Glaubens an Gottheiten als des roheren Aberglaubens.[1]) So keck diese Bakerschen Behauptungen, auf die sich teilweise auch Moritz Wagner noch beruft, vorgetragen wurden, so sehr entbehren sie der Begründung. Schon frühere Reisende, wie Kaufmann, Brun-Rollet, Lejean, hatten verschiedne religiöse Vorstellungen, Opfergebräuche bei den genannten Stämmen wahrgenommen. Was aber neuerdings, nach den Bakerschen Expeditionen am weißen Nil, durch Georg Schweinfurth und Ernst Marno über Art und Sitte derselben ermittelt worden, zeigt vollends, wie sehr von der Oberfläche abgeschöpft die Beobachtungen gewesen sein müssen, auf Grund deren man ihnen völligen Atheismus nachzusagen wagte. Bei den Nuehr fand Marno nicht bloß solche Gebräuche in Übung wie Regenmacherei, Zauberei, die Beschneidung ꝛc.: er begegnete auch einem ziemlich entwickelten Glauben an ein höchstes Wesen, den bösen Geist Nyeledit, dessen Name zugleich als Bezeichnung ihres Lieblingsstieres diente.[2]) Für die Dinka hatte schon der Erforscher ihrer Sprache, Mitterrutzner, das Vorhandensein verschiedner Beschwörungsgebräuche bei Kranken und Toten, sowie den Glauben an einen guten und einen bösen Geist (Dén-dit und Ják) als original, d. h. als nicht etwa erst durch Missionare importiert, nachgewiesen.[3]) Schweinfurth bestätigt diese Angaben; er teilt obendrein aus eigner Beobachtung

[1]) Baker, The Albert Nyanza I, 246 und öfter; auch: Races of the Nile Basin, in den Transactions of the Ethnol. Soc. etc., vol. V, p. 231.

[2]) Ernst Marno, Reisen im Gebiet des weißen und blauen Nil, Wien 1874, S. 343 ff.

[3]) Mitterrutzner, Die Dinkasprache, Brixen 1866, S. 49 f. (vgl. Gerland, Anthropologische Beiträge, I, 285).

die Beschwörung eines Krankheitsdämons durch einen Kodjur oder Priester der Dinka mit. Bei den südlich vor diesem Stamme lebenden Djur fand derselbe Reisende eine abergläubige Furcht vor den Seelen ihrer abgeschiedenen Vorfahren als traditionelle Volksreligion vor. Auch der Stamm der Bongo huldigt nach ihm dem Kultus der Ahnen, die er in Gestalt geschnitzter Holzfiguren verehrt, zeigt aber auch sonst noch verschiedne Spuren von Religiosität, namentlich den Glauben an ein höchstes Wesen, genannt „Loma", was s. v. a. Schicksal (gutes oder böses) bedeutet. Mit Recht hat schon Gerland, gegenüber Moriz Wagner, diese Schweinfurthschen Mitteilungen über die Religiosität der Bongo als eigentümlich lehrreich und wichtig hervorgehoben. „Ein religiöser Kultus in unserem Sinne fehlt den Bongos überhaupt, wie allen Negervölkern des von mir betretenen Gebiets; und für die Gottheit hat ihre Sprache keinen selbständigen Begriff, sondern dieselbe Bezeichnung „Loma" bedeutet Glück und Unglück, gleichviel ob selbstgewollt und heraufbeschworen, oder ob von den unsichtbaren Schicksalsmächten beeinflußt. Loma wird für das Schicksal sowohl wie für das höchste Wesen gebraucht, das sie in den Gebeten ihrer fremden Bedrücker „Allah" anrufen hören; bei Einzelnen kommt auch der Ausdruck „Loma-Góbo," d. h. Gott der Obere, in Anwendung, um den Gott der Türken zu bezeichnen .... Wird einer krank, so heißt es: Loma hat ihn krank gemacht; verliert aber jemand im Spiel oder kehrt von Jagd und Krieg ohne Leute zurück, so sagt man wörtlich: er hat kein Loma, also kein Glück gehabt. Zahlreich ist der Vor-Olymp der Bongos mit bösen Dämonen, Werwölfen, Hexen, Waldkobolden u. s. w. besetzt."[1]) Auch was Schweinfurth über die menschenfressenden Stämme der Njamjam und der Monbuttu sagt, tritt der Annahme entgegen, als entbehrten dieselben bestimmterer Religionsvorstellungen, zeigt vielmehr einen ähnlichen dämonologischen Aberglauben, wie der eben geschilderte, dazu auch Spuren des Glaubens an ein höchstes Wesen als auch bei ihnen verbreitet. Von den Monbuttu speciell heißt es: „Sie wußten es sehr gut zu begreifen, was die Muhammedaner, welche in ihr Land kamen, unter Kniebeugen und indem sie sich auf den Boden warfen, als „Allah" anzurufen pflegten." Die Bezeichnung, welche sie für Gott gebrauchten, als Einheit des höchsten Wesens gedacht, eröffnet merkwürdige Perspektiven in die verwandtschaftlichen Beziehungen der afrikanischen Völker."[2])

---

[1]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika 1874, I, S. 334 ff; vgl. S. 255. 360.
[2]) Schweinfurth, a. a. O. II, 192 f. (bei Gerland, S. 286).

Über die Ursachen, worauf die oft wiederkehrende Behauptung vom Fehlen aller religiösen Vorstellungen bei wilden Stämmen beruht, giebt Roskoff in seinem ersten, über „die Frage und ihre verschiedne Beantwortung“ handelnden Abschnitte einige recht lehrreiche Andeutungen; doch hätten wir auch hier manches bestimmter hervorgehoben gewünscht, als dies geschehen ist. Daß die hauptsächlich der Naturbeschaffenheit der Länder und Menschen, weit weniger ihrem geistigen Zustande zugekehrte Weise des Beobachtens, wie sie seitens der meisten neueren Reisenden geübt wird, einen Haupterklärungsgrund für die häufige Wiederkehr des Phantoms einer angeblichen Religionslosigkeit bildet, wird richtig hervorgehoben. Desgleichen werden zwei in der Beschaffenheit der zu untersuchenden Völker gelegene Schwierigkeiten, aus welchen die betr. optische Täuschung oft genug entspringt, richtig gewürdigt: die Schwerverständlichkeit der Sprachen der Wilden, deren Bewältigung, besonders soweit die Ausdrücke für übersinnliche Vorstellungen wie Gott, Ewigkeit, Geist 2c. in Betracht kommen, den meisten Europäern nur sehr langsam und allmählich zu gelingen pflegt, sowie die eigentümliche Scheu vor dem Eingehen auf religiöse Besprechungen, wie man sie bei zahlreichen Wilden antrifft. Was R., übereinstimmend mit Quatrefages, Waitz u. aa., über diesen letzteren Punkt sagt, wirft namentlich ein lehrreiches Licht auf unsren Gegenstand. Teils weil es dem Wilden lächerlich vorkommt, Fragen über einen Schöpfer Himmels und der Erde und über sonstige religiöse Materien auch nur aufzuwerfen; teils weil ihm das Denken überhaupt, und zumal das Denken über abstrakte Gegenstände allzugroße Anstrengung verursacht; teils endlich weil er mißtrauisch gegen die Fremden ist, und Mitteilungen über den Glauben seiner Väter an sie grundsätzlich, als eine Profanation heiliger Angelegenheiten, vermeidet: aus allen diesen Gründen hält es in den meisten Fällen sehr schwer, Zuverlässiges über die Religionsverhältnisse wilder Stämme aus demselben herauszulocken. Es werden als Belege dafür u. a. die Schwierigkeiten angeführt, welche Campbell, Arbousset und Daumas unter den Buschmännern, Wallis unter den Tahitiern bei ihren Bemühungen um Gewinnung einiger Aufschlüsse über religiöse Dinge zu zu bestehen hatten — Schwierigkeiten, welche A. de Quatrefages treffenderweise in Parallele setzt zu der Mühe und Not, die ein Pariser es sich kosten lassen müsse, um „in Frankreich selbst über die abergläubigen Ansichten des Matrosen oder des niederbretagnischen Bauern etwas herauszubringen“ [1]). Als einen weiteren interessanten Fall ähnlicher Art fügen wir

[1]) A. de Quatrèfages, das Menschengeschlecht 2c., II, S. 216; vgl. Roskoff, S. 3 ff.

dem hinzu, was Dr. Harmand, ein französischer Erforscher Hinterindiens, von den Schwierigkeiten berichtet, die es ihm verursacht habe, etwas über die wahre Bedeutung gewisser Weihegeschenke, womit die wilden Khâ-Völker daselbst ihre Gottheiten ehren, zu ermittlen. „Vor den Thüren lagen auf Holzklötzen oder kleinen Erhöhungen aus Bambu Fellstücke und Haare von Ebern und Hirschen, Schalen vom Schuppentier und der Schildkröte, sowie etliche Körner Reis: wohl Opfer an die Geister des Walds oder an die der betr. Tierarten nach Erlegung eines Stücks derselben. Die Khâs selbst darf man nach solchen Dingen nicht fragen: nie erhält man, wenn überhaupt, eine befriedigende Auskunft. Um eine solche zu erhalten, müßte man lange Zeit unter ihnen zubringen und einen vortrefflichen Dolmetsch bei sich haben. Und auch dann sagten sie vielleicht nur: „Wir machen das so, weil wir es stets so gesehen haben und weil wir es nicht anders machen können als die andern", u. s. f.[1]) — Schon Tylor verglich den Fall solcher Reisenden, denen die Objekte ihrer ethnologischen Erforschung längere Zeit hindurch als schlechthin aller Religion entbehrend vorkommen, mit dem ähnlichen, wo die betr. Wilden scheinbar der Kunst der Feuerbereitung oder gar der Sprache gänzlich entbehren. Noch näher liegt es, die neuerdings oft gehörte Behauptung, als ob den Wilden ein entwickelter Farbensinn fehle und sie in bezug auf einzelne Farben wie Blau oder Rot ꝛc. regelmäßig blind seien, hier zu vergleichen. L. Geiger, Grant Allen, Hugo Magnus und andre darwinistisch gerichtete Schriftsteller haben über diese angebliche teilweise Farbenblindheit der roheren Stämme vielfach die übertriebensten Behauptungen aufgestellt. Dagegen zeigen die gründlicher eindringenden Beobachtungen von Richard Andree und Albert Gatschet, daß auch hier mit großer Vorsicht geurteilt werden muß, daß der angebliche Mangel an Unterscheidungsvermögen für gewisse Farben oft genug bloßer Schein ist und jedenfalls nur sporadisch auftritt, während zahlreiche Naturvölker mit auffallend feiner Empfindung für Farben und Farbennuancen begabt erscheinen.[2])

Unter den Ursachen, die dem Wahne vom Vorkommen religionsloser Stämme Vorschub geleistet, läßt Roskoff auch eine allzuenge Fassung

---

[1]) Siehe die Auszüge aus Harmands Reisewerk über Hinterindien im „Globus", Bd. 36 (1879), Nr. 19.

[2]) R. Andree, Über den Farbensinn der Naturvölker — Zeitschr. für Ethnol. 1878, IV, S. 323 ff; desgleichen Alb. S. Gatschett, Farbenbenennungen in nordamerikan. Sprachen; — ebendas. 1879, IV, 293 ff. Vgl. Beweis d. Gl., Aug. 1880.

des Religionsbegriffs, insbesondere Identifikation von Religion mit christlicher Kirchenlehre, figurieren. Es kann ihm auch hierin im allgemeinen Recht gegeben werden; daß allzu entwickelte religiöse Vorstellungen bei den Wilden erwartet, und bei deren Nichtwahrnehmung dann sofort völliger Atheismus gemutmaßt wurde, mag gewiß oft genug vorgekommen sein. Wenn aber R. dieses auf Verwechslung von Religion mit Kirchenglauben beruhende übereilte Schlußverfahren in Bausch und Bogen hauptsächlich den „christlichen Missionaren“ aufbürdet, so macht er sich einer entschieden mißverständlichen Ausdrucksweise schuldig und begeht an einem ansehnlichen Teile der Vertreter der Missionssache ein notorisches Unrecht. Die Beispiele, womit er seine Behauptung erläutert, sind in der That ausschließlich dem Wirken römisch-katholischer Missionare, und zwar zumeist solcher der früheren Jahrhunderte, entnommen. Der spanische Bischof Ortiz im 16. Jahrhundert, dessen Berichte über die neuentdeckten amerikanischen Indianer als zur Klasse halbtierischer und halbmenschlicher Wesen gehörig und als jedweder Religiosität unfähig durch den edlen Las Casas widerlegt wurden; der Californien-Missionar Pater Baegert im 17. Jahrhundert; weiterhin Dobrizhoffer als Berichterstatter über die Abiponer u. aa. südamerikanische Stämme — solche und ähnliche Gewährsmänner aus älterer Zeit sind es, die er einseitig im Auge hat, wenn er den „christlichen Missionaren“ Scheu vor tieferem Eindringen in die zu erforschenden Sitten, Vorstellungen und Volkscharaktere vorwirft, wenn er alte und längst veraltete Chamisso'sche Aussprüche, wie: „Die Verachtung, welche die Missionare gegen die Völker hegen, scheint uns bei ihrem frommen Geschäfte ein unglücklicher Umstand zu sein;“ „Keiner von ihnen scheint sich um die Geschichte, Gebräuche, Glauben, Sprachen 2c. bekümmert zu haben,“ 2c., wider sie ins Feld führt, ja wenn er sich nicht scheut, ein durch keine Restriktion oder nähere Bestimmung gemildertes Urteil über sie niederzuschreiben, wie das auf S. 7: „Die glaubensselige Ausschließlichkeit und Selbstüberhebung der Missionare achtete nur das als Religion, was mit ihrem Katechismus übereinstimmte, der ihnen als absoluter Maßstab galt; wo sie keine solche Buchreligion, keinen Komplex von kirchlichen Glaubenssätzen vorfanden, da fanden sie auch keine Spur von Religion. Solch mechanisches Anlegen eines mitgebrachten Maßstabes auf dem religiösen Gebiete, das in der Geschichte Religionskriege, Massenhinrichtungen und Ketzerverfolgungen hervorgebracht hat, bringt in der Wissenschaft heillose Verwirrung hervor,“ u. s. f. — Wir können nicht umhin, die hier ausgesprochene, auf „Hervorbringung

heilloser Verwirrung" lautende Anklage vielmehr gegenüber dem Wiener Theologen, dessen Darlegungen wir bisher hauptsächlich gefolgt sind, zu erheben. Verwirrung mag ja in den Köpfen der Leser, auf deren Beifall er bei Schreibung der mitgeteilten Worte hauptsächlich gerechnet haben wird, schon zur Genüge herrschen; dieselbe muß jedoch bis zur Heillosigkeit gesteigert werden, wenn den „christlichen Missionaren" insgesamt, ohne irgendwelche Sonderung oder Unterscheidung, Dinge der angeführten Art wie „glaubensselige Ausschließlichkeit und Selbstüberhebung", „Buchreligion", „mechanisches Anlegen eines mitgebrachten Maßstabes" 2c. schuldgegeben werden! Ignoranz kann einer so auffallenden Ignorierung des durch die evangelischen Missionare auf unsrem Gebiete Geleisteten, wie sie hier stattfindet, kaum zu Grunde liegen. Man fühlt sich deßhalb unwillkürlich zur Frage versucht: *was hat die evangelische Mission dem Verfasser gethan?* warum müssen ihre Verdienste hier geflissentlich totgeschwiegen, warum müssen ihre Vertreter mit denen der jesuitischen und sonstigen papistischen Missionen vergangener Jahrhunderte in gleiche Verdammnis gebracht werden? Reichlich die Hälfte jener berichtigenden Angaben, die D. Roskoff selbst späterhin dem thörichten Gerede vom Atheismus dieser oder jener Völker gegenüberstellt, sind den Forschungen evangelischer oder auch neuerer katholischer Missionare entnommen; weder betreffs der Hottentotten und Kaffern, noch betreffs vieler nord- und süd-amerikanischer Indianerstämme, noch betreffs der Südseebewohner würde eine vollständige Zurückweisung jener auf absolute Religionslosigkeit lautenden Anklagen ins Bereich der Möglichkeit gehören, hätte nicht der ausdauernde Fleiß und das bewunderswerte Geschick so mancher praktischer Missionare und Missionsschriftsteller deutscher, niederländischer, französischer, englischer, amerikanischer Nation das dazu erforderliche Material, zum Teil unter den größten Schwierigkeiten, angesammelt und die den Sprachen, Sitten und Traditionen ihrer wilden Pfleglinge aufs Mühsamste abgelauschten Geheimnisse zum Gemeingute der ethnologischen und religionswissenschaftlichen Forschung erhoben! Es ist rein überflüssig, zur Erhärtung des hier Gesagten, auf unsren früheren Artikel: „Mission und Wissenschaft" in Jahrg. 1877 dieser Zeitschrift, oder auf die denselben ergänzende Partie unsrer „Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft" (II, 334 ff.) zu verweisen. Was R. selbst als Kritiker der Atheismus-Hypothese später bei den einzelnen in Diskussion gezogenen Völkern zusammenstellt, zeigt zur Genüge, welch reiche Beiträge zur Widerlegung dieser Hypothese gerade von missionarischer Seite her geliefert worden

sind. Um so weniger kann es gerechtfertigt werden, wenn er da, wo er die Versäumnisse und Verfehlungen auf dem fraglichen Gebiete registriert, einen beträchtlichen Teil derselben dem Stand der Missionare als solcher indiscriminatim aufbürdet und dieselben ohne weiteres mit oberflächlich beobachtenden Naturforschern oder mit Reisenden ohne religiöses Interesse und psychologischen Scharfblick auf gleiche Linie gestellt.

Missionare, namentlich evangelische Missionare, haben vieles dazu beigetragen, den hier besprochnen Irrtum aus den Archiven der religionswissenschaftlichen Forschung zu tilgen. Soweit er immer noch nicht ganz daraus verschwunden, soweit etwelche Arbeit zu seiner vollständigen Beseitigung auch ferner noch zu thun ist, befinden gerade Missionare sich in vorzugsweise begünstigter Lage. Gerade durch sie können die Beweise für das ausnahmslose Vorkommen der Spuren einer gewissen minimalen Religiosität und der Reste einer verloren gegangenen Gottesgemeinschaft des Menschengeschlechts im Leben aller Völker vorzugsweise leicht aufgesammelt, können die dabei sich erhebenden Fragen und Bedenken auf vorzugsweise einleuchtende Art gelöst werden. Beisteuern zu dem betr. Nachweise, aus welchem Erdteil und von welcher Schicht des Völkerlebens sie auch herkommen mögen, werden auch in Zukunft noch verdienstlich bleiben. Gesetzt auch, die These vom Vorkommen atheistischer Stämme verlöre schließlich ihre letzten Vertreter in den wissenschaftlichen Kreisen, sodaß das Streiten wider sie zum Donquixotischen Kampfe mit Windmühlen oder zum zwecklosen Beklopfen eines toten Leichnams würde:[1]) auch dann noch wird jeder neue Beitrag zur Erforschung des Religionswesens der

---

[1]) In der That verurteilt auch das soeben in deutscher Übersetzung erschienene „Kompendium der Religionsgeschichte" von C. P. Tiele in Leiden (deutsch von Lic. F. W. T. Weber; Berlin, 1880) — ein geschickt abgefaßtes Büchlein, das zu ziemlichem Einfluß auf weitere Kreise gelangen dürfte — die von uns bestrittene Annahme als unhaltbar. „Die Behauptung, daß es Völker oder Stämme ohne Religion gebe, beruht auf ungenauer Beobachtung oder auf Begriffsverwechslung. Einen Stamm oder ein Volk, das an keine höheren Wesen glaubte, hat man noch nirgends gefunden .... Man hat deshalb wohl das Recht, die Religion, wenn dieses Wort auch für die Geisteranbetung nur in uneigentlichem Sinn gebraucht werden kann, eine allgemein menschliche Erscheinung zu nennen." (S. 7 f.). — Aus der außerdeutschen Literatur neuester Zeit gehört hieher das in mehrfacher Hinsicht bedeutende Werk von Prof. Robert Flint in Edinburgh: Anti-Theistic Theories; being the Baird Lecture for 1877 (Edinburgh 1879), worin der Widerlegung Lubbocks ein besondrer Abschnitt: „Are there tribes of Atheists?" gewidmet erscheint. Desgl. Max Müller's Hibbert-Vorlesungen (deutsche Ausg., Straßb. 1880), S. 88.

rohesten Wilden seinen Wert behaupten und in die an unser Problem sich anschließende weitere Untersuchung, betreffend das Wie? und Woher? jener niedersten religiösen Lebenserscheinungen, mit nützlicher Wirkung einfließen.

Der Zulukrieg.

Sir Garnet Wolseleys „Settlement" und die Mission.

Von Missionar Rößler.

(Schluß.)

General Thesiger (der nachherige Lord Chelmsford) war unterdessen mit der Einrichtung von Grenzbefestigungen u. s. w. beschäftigt. Drei Regimenter wurden aus Natalkaffern gebildet und Oberst Durnford zum Anführer derselben bestellt. Je näher die Frist ihrem Ende kam, und Cetywayo, der nach seinen frühern Erfahrungen die ganze Geschichte wohl auch nicht für sehr bedeutend hielt, nichts von sich hören ließ, so bereitete man sich, da unterdessen auch noch mehr Truppen gelandet, energischer zum Angriffe vor.[1])

Fünf verschiedene Kolonnen wurden gebildet: Nr. 1 an der Küste unter Oberst Pearson; Nr. 2 die aus den 3 Reg. Schwarzen, unter weißen Offizieren und eine Batterie, sollte an der Middle Drift bei Krantzkop ins Zululand gehen; Nr. 3 unter Oberst Glyn bei Rocks Drift; Nr. 4 unter Oberst Wood an der westlichen Grenze bei Utrecht und Lüneburg; Nr. 5 endlich, eine unter dem Kommando des Hauptmanns Mc Leod stehende Schar von Bauern, sonstigen Freiwilligen, wie auch einigen hundert Amaswazi, sollte am Umpongolo herunter operieren. Diese 5 Kolonnen waren etwa 15000 Mann (7000 Kaffern, 7000 Soldaten, 800 Volontairs und 100 berittene Polizisten) stark.

Kurz vor Ablauf der Frist überschritt J. Dunn mit einer Anzahl Zulu und gegen 2000 Kopf Vieh die Tugela, um in Natal eine Zuflucht zu suchen. Mit großem Mißtrauen wurde er aufgenommen und entwaffnet. Dieser Übertritt war aber auch für die, welche bis dahin noch einen friedlichen Ausgang erwarteten, kein gutes Zeichen. Zu gleicher Zeit meldete Oberst Wood, daß die Zulu in großen Massen sich vor seiner Front zusammenzögen und die in der Nähe des Umpongolo wohnenden ihre Habe von den Kraalen hinweg und in die Berge und Höhlen brächten.

Der 10. Januar war herangekommen und S. B. Frere machte in den Zeitungen bekannt, „daß er zur weitern Geltendmachung der im Ultimatum bezeichneten Forderungen die Vollmacht in die Hände des Generals gelegt, und demselben nach Gutdünken zu handeln überlasse." Diese Erklärung und Cetywayos Haltung war eine deutliche Kriegserklärung. Bald darauf veröffentlichte S. B. F. noch ein langes, die Ursachen des Krieges enthaltendes Dokument.

---

[1]) Obgleich die nun folgende Geschichte des Krieges selbst in dieser Ausdehnung eigentlich nicht in unsre Zeitschrift gehört, so lasse ich sie doch ziemlich unverkürzt folgen, da meines Wissens die deutsche Presse noch keine so zusammenhängende und übersichtliche Darstellung gegeben. D. H.

Nr. 4 hatte schon am 6. Januar in 2 Abteilungen den Blutfluß überschritten, doch setzte sie erst am 17. den Vormarsch fort und beunruhigte bis nach Kambula hin den Feind mit der Reiterei (Freiwillige unter Oberst Buller). Am 11. Januar überschritt Nr. 3 bei Rocks Drift den Grenzfluß Büffel ohne jeglichen Widerstand seitens der Zulu und die Verbindung mit Nr. 4 durch berittene Freiwillige war bald hergestellt. Sonntag der 12. Januar ist der Tag, an welchem der erste Zusammenstoß mit den Zulu am Unqutu, wo sie eine feste Stellung eingenommen hatten, stattfand. Nach 1½ stündigem heißem Kampfe und nachdem 70 gefallen, zogen sie sich zurück, während auf seiten der Weißen nur unbedeutende Verluste. Die folgende Woche war in Anspruch genommen von Straßenbau u. dgl., so daß die ganze Kolonne am 20. nach Isandhlwana (einige Stunden von der Grenze) gelangte. Am 21. wurde eine starke Patrouille ausgeschickt um einen (in Folge seiner Auflehnung gegen die Regierung) 1857 von Natal nach dem Zululande geflüchteten Häuptling Matyana, welcher ein festes Lager bezogen, anzugreifen. Da aber die Abteilung dem Feinde gegenüber sich zu schwach fühlte, bezog sie das Bivouak und bat um Verstärkung, welche mit dem General an der Spitze am Morgen des 22. Isandhlwana verließ. Während nun Lord Chelmsford Matyanas Befestigung stürmte, griff eine etwa 20—25000 Mann starke Armee die unter Oberst Puleine bei Isandhlwana zurückgebliebene Proviantkolonne an, und war nach einem gegen 4 Stunden dauernden verzweifelten Kampfe seitens der Weißen Herr derselben. Von den Weißen fielen 47 Offiziere und 776 Mann und eben so viel, wenn nicht mehr Schwarze. Welch unermeßliche Beute die Zulu gemacht, ist wohl nur annähernd zu bestimmen.[1] — In derselben Nacht griffen etwa 5000 Zulu den von etwa 100 Mann besetzten Posten bei Rocks Drift an, mußten aber, nachdem der Kampf bis zum frühen Morgen gedauert sich, 400 Tote zurücklassend, zurückziehen, während die Engländer, welche sich in der Eile mit Mais und Mehlsäcken verschanzt hatten, nur 17 Tote und 10 Verwundete hatten. Nach der Ansicht vieler hat diese tapfere Schar die Zulu am weiteren Vordringen in Natal gehindert und soll Cetywayo darüber sehr aufgebracht gewesen sein. — Der General, welcher am Nachmittage die Meldung von dem Vorgange bei Isandhlwana erhielt, kampierte in der Nacht mit seinen Streitern auf dem Totenfelde. Zum Unglück hatte Nr. 3 den Übergang bei Krantzkop nicht bewerkstelligen können, war auf Ordre nach Rocks Drift marschiert, und traf gerade ein bei Isandhlwana als die Zulu das Lager angriffen. Der Kommandant konnte nicht hindern, daß seine Schwarzen das Weite suchten, und er (Oberst Durnford) nebst andern fiel nach tapfern Widerstande. Er gehörte zu denen, die dafür hielten, daß die Zulu das englische Heer mit Freuden begrüßen und gut aufnehmen würden.

Lord Chelmsford zog sich über die Grenze zurück und eilte nach Moritzburg um mit S. B. F. das weitere zu beraten. Die Kolonnen 4 u. 5 erhielten Befehl behufs Sicherung der Grenzen sich zurückzuziehen. — Nr. 1 ging über die Tugela, während 2 Kriegsschiffe an der Küste kreuzten. Zahlreiche Abteilungen drangen bis zum Matikale vor mit Gefangenen und Vieh zurückkehrend. Die Kolonne bewegte sich in 2 Divisionen, gefolgt von 2 Proviantkolonnen,[2]) deren jeder eine Bedeckung von 3

[1]) Der Verlust auf Seiten der Zulu wird so verschieden angegeben, daß ich lieber von Angabe irgend einer Zahl absehe.

[2]) Jede Kolonne hatte mit Ausnahme von Nr. 5 einige hundert Wagen, Schlachtvieh u. s. w.

Kompagnieen beigegeben war, vorwärts. Als am 22. Januar die erste Division in der Nähe der Station Inyesane (7 Stunden von der Tugela) das Frühstück bereitete, wurde sie von etwa 8000 Zulu angegriffen; allein die letzteren mußten nach zweistündigem Kampfe die Flucht ergreifen, einige hundert Tote und Verwundete zurücklassend. Am selbigen Tage erreichte die Kolonne die norwegische Station Etyowe und erhielt in der Nacht die Nachricht von Isandhlwana. Sofort wurde beschlossen die berittene Mannschaft und die Eingebornen nach der Grenze zurück zu schicken, und das Militär, gegen 1600 Mann, zur Befestigung und Haltung der Station bis auf weitere Ordre zurückzubehalten. Nahe an 3 Monate hat sich diese Abteilung unter viel Entbehrung, da auch von den Zulu ihnen viele Schlachtochsen weggetrieben wurden, gehalten.

Die folgenden Monate schlossen eine Zeit banger Erwartungen in sich, denn jedermann hielt dafür, daß die Zulu die gute Gelegenheit auch ausnutzen würden. — Aus allen Teilen Südafrikas kam Hilfe an Menschen, Gelder für die Verwundeten, Witwen und Waisen der bei Isandhlwana Gefallenen herbei. Aber bis zur Ankunft von Verstärkungen aus England war weder der Ersatz von Etyowe noch eine sonstige Operation möglich. Die Verbindung mit Etyowe war eine zeitlang gänzlich abgebrochen, bis es möglich war vermittelst des Heliographen bei hellem Wetter dieselbe herzustellen. Oberst Wood (Nr. 4) richtete unterdessen ein festes Lager bei Kambula ein und unternahm von da aus zum Teil sehr erfolgreiche Streifzüge, wobei auch der große Militärkraal Umaculusiosi am 1. Februar zerstört wurde. Oberst Pearson verbrannte Dabulamanzie und andere Kraale am 17. März. — Am 4. Februar wurde unter Major Black von Rocks Drift aus eine Abteilung nach dem Schlachtfelde beordert. Die entsetzlichen Schilderungen der Augenzeugen werden bekannt sein. Die Leichen der beiden Offiziere, welche mit der Regimentsfahne beinah die Grenze erreicht, aber doch noch den Zulu in die Hände gefallen, wurden beerdigt und der größte Teil der Fahne gefunden. — Am 9. Februar unternahm Oberst Buller (Nr. 4) eine Rekognoscierung nach Hlobane, deren Resultat die Zerstreuung des Feindes und erbeutetes Vieh war. In der Nacht vom 10.—11. Februar überfielen die berüchtigten Mordbrenner Umbiline und Manyinyoba die Gegend von Lüneburg, verbrannten die Stationen Entombe und Zoar 1½ Stunde vom Lager und mordeten und raubten, was ihnen in die Hände fiel. Auch mehrere Getaufte fanden ihren Tod. Eine von den Feinden für tot gehaltene Christin ist unter treuer Pflege der Lüneburger seitdem von ihren 38 Stichwunden genesen. Da auf Lüneburg zu wenig Besatzung, konnte so gut wie nichts zur Vertreibung der Mordbrenner gethan werden.

Am 5. März traf aus England das erfreuliche Telegramm ein, daß sofort 6 Reg. Infanterie, 2 Reg. Kavallerie, 2 Batterien Artillerie, 1 Kompagnie Ingenieure, Wagen ꝛc. mit 4 Generalmajoren eingeschifft werden sollten. — Während der Zeit wurde in der Frühe des 12. März eine an beiden Ufern des Intombe lagernde Kompagnie des 80. Regiments, gegen 20—30 Pulver- und Proviantwagen bei sich führend, von einigen 1000 Zulu überfallen und, — wie wohl kaum zu bezweifeln — eine Beute ihrer Sorglosigkeit. Es gelang den Zulu alles mitnehmen zu können, nachdem sie ohne sonderlichen Verlust die Soldaten in ihren Zelten und Wagen niedergestochen. Auch der Hauptmann Mariarty wurde getötet und verstümmelt. Anfang März war es auch, als Ham zu den Engländern überging. Verschiedene kleine Treffen, die in diese Zeit fallen, sind weniger von Bedeutung; bemerkenswert ist nur, daß in einem derselben Umbilini

getötet wurde. Am 17. März landete bereits das 91. Regiment und von da an erschien ein Dampfer nach dem andern. Auch 400 Maultiere aus Amerika kamen an.

Der 24. März war in der Kolonie Natal ein allgemeiner Bußtag.

Das erste, was zu geschehen hatte, war der Entsatz von Etyowe, wo Hunger und Krankheiten bereits eingezogen. Der Train (100 Wagen x.) war an der Tugela schon in Bereitschaft, und die ankommenden Truppen wurden sofort dorthin beordert. Als genug vorhanden, konnte am 29. die Kolonne sich in Bewegung setzen. Am 24 hatte Major Black mit einer Abteilung den Büffel überschritten, um das Totenfeld bei Isandhlwana zu sehen. Er fand noch über 100 Wagen, die Skelete u. s. w. vor, sonst war aber alles, was die Zulu hatten gebrauchen können, fortgebracht. Obwohl von seiten der Zulu auf das Detachement geschossen wurde, kam es ohne Verluste am selben Tage wieder zurück.

Am 2. April hatte sich die Hilfskolonne auf Engingindhlovu, am Inyesane, verschanzt und wurde von etwa 10000 Zulu angegriffen; nach einstündigem Kampfe und mit einem Verlust von 1000 Toten verließen sie das Feld; englische Verluste 2 Offiziere und 5 Mann tot und 45 Verwundete. Nach der Schlacht erhielt L. Ch. die Depesche über die bei Hlobane erlittene Niederlage und den Sieg des folgenden Tages bei Kambula. Oberst Wood hatte am 26. März mit 500 Weißen und ebenso viel Schwarzen Kambula verlassen, um Umbilinis fast unzugängliche Festung anzugreifen. Der Angriff wurde am 28. März erfolgreich ausgeführt; jedoch die auf der Höhe des Berges der Ruhe pflegenden Sieger wurden von einem zur Vernichtung des Lagers bei Kambula ausgeschickten gegen 20000 zählenden Zuluheere umzingelt und 13 Offiziere und 80 Mann getötet und 30 verwundet. Die übrigen schlugen sich durch und entkamen, so weit sie beritten waren, nach Kambula. Von dem beabsichtigten Überfalle Kambulas erhielt Oberst Wood rechtzeitige Kunde und so war am Morgen des 29. alles zum Empfange bereit. Bald erfolgte der Angriff und 5 Stunden dauerte der Kampf, in welchen die Zulu sogar teilweise Besitz von dem verschanzten Viehkraal ergriffen, und soweit an die Wälle des Lagers vordrangen, daß einzelne die Bajonette erfaßten. Auch sollen tausende von Frauen in Reserve gewesen sein, um (weil man an Isandhlwana dachte) Hilfe beim Abschlachten und Transport der Beute zu leisten. Nachdem von den 20000 über 2000 gefallen und die englischen 3 Offiziere und 17 Mann an Toten und 8 Offiziere und 59 Mann Verwundete hatten, ergriffen die Zulu die Flucht. Dies ist jedenfalls der bedeutendste Sieg des ganzen Krieges, wenn man davon absieht, daß bei K a m b u l a hinter Schanzen und bei Ulundi im freien Felde gekämpft wurde. Den größten Verlust hatten die Zulu ohne Zweifel bei K a m b u l a. — Allerlei Krankheiten brachen in der Zeit aus und mußten hunderte nach Natal in die Hospitäler transportiert werden.

Lord Chelmsford ließ eine Besatzung auf Engingindhlovu und erreichte am 3. noch Etyowe, wo die seit dem 22. Januar dort eingeschlossene Besatzung laut aufjubelte, und am 4. ihren Rückweg antreten konnte. L. Ch. zog sich, nachdem er in der Richtung nach Entumeni noch eine Anzahl Kraale verbrannt hatte, mit seiner Kolonne nach Natal zurück, wohin unterdessen die Truppen von seewärts sich ergossen.

Es wurden nun von den frischen Truppen 2 Divisionen gebildet. Die erste befehligte Generallieutenant Grealock und sollte dieselbe an der Küste in der Richtung nach Ulundi operieren; die zweite unter Generalmajor Newdigate, bei welcher auch die

Kavallerie und das Hauptquartier waren, sollte von Nordwesten nach Ulundi vordringen. Außerdem blieb die Woodsche Kolonne bestehen und das 14. Regiment wurde nach Rocks Drift gelegt. — Diese Vorbereitungen nahmen den ganzen April und einen großen Teil des Mai in Anspruch. Der unterdessen zum General ernannte Wood verließ Kambula anfang Mai in der Richtung nach Cetywayos Residenz Ulundi. Bis zum 27. war das Hauptquartier in Utrecht und die zweite Division am Blutflusse. Am 1. Juni wurde die kleine Abteilung mit Prinz Napoleon und Lieutinant Carey, da sie sorglos im hohen Grase abgesattelt und Kaffee gekocht, überfallen und der Prinz getötet. Am nächsten Tage fand man seine Leiche, bedeckt mit vielen Assagenstichen. Der wirkliche Sachverhalt der Katastrophe ist bis jetzt noch in Dunkel gehüllt. — Am 6. Juni vereinigte sich Woods „fliegende Kolonne" mit Newdigates Division, um gemeinschaftlich vorzugehen. In Zwischenräumen von 4—5 Stunden wurden Forts errichtet und kleine Besatzungen zurückgelassen. In einem Gefecht mit dem Zulus am 7. fiel ein Lieutenant. Der Marsch bis zum Umvolosi nahm mit Errichtung der Forts, Straßenbau u. s. w. 6 Wochen in Anspruch. Am 28. Juni wurde Cetywayo eine dreitätige Frist gewährt, auf die aber keine Antwort erfolgte und so kam es zur Schlacht bei **Ulundi**, wo 15000 Zulus geschlagen und 1000 von ihnen getötet wurden. Cetywayo, welcher Augenzeuge von einem Berge aus gewesen sein soll, floh — und somit war der Krieg beendigt.

Die Division an der Küste drang nur etwa 10 Stunden weit ins Zululand ein. J. Dunn (der 150 seiner Leute zu Verfügung stellte) wurde unter die Zahl der Offiziere aufgenommen und spielte eine große Rolle. Am 25. kam bei dieser Division ein Gesandter Cetywayos, als Zeichen der Geneigtheit einen Elefantenzahn tragend, an, erhielt jedoch nicht die Erlaubnis nach Natal zu gehen, sondern wurde zu Lord Chelmsford geschickt. Die sich oftwiederholenden Depeschen Lord Chelmsfords: „where is Grealock?" sind sprüchwörtlich geworden.

So wie Sir Garnet Wolseley angekommen, gab er den Kommandeuren Befehl bis auf weiteres die Operationen einzustellen. — Bald nach der Schlacht bei Ulundi übergab Lord Chelmsford das Oberkommando — und verließ mit den Generälen Wood u. A. Afrika. Den Verlust der Engländer im Zulukriege an **Weißen** schätzt man auf über 2000 (bis jetzt über den Verlust der Schwarzen noch nichts näheres bekannt) und den der Zulu auf wenigstens 10000.

Die Gesamtstärke der englischen Armee, welche im Zulukriege aufgeboten, betrug etwa 42000, wovon gegen 2000 englische Truppen und 22000 Kolonialtruppen (1600 Weiße und gegen 20000 Schwarze). Die Kriegskosten schätzt man auf etwa 5 Millionen Pfd. St., wozu Natal 200000 beitragen soll, trotzdem es schon über 100000 Pfd. beigesteuert hat für die Kolonialtruppen.

Zum dritten Male marschierte nun eine Armee mit Sir Garnet an der Spitze ins Zululand, als Ziel Ulundi. Viele der Häuptlinge hatten sich schon auf Unterwerfung geschickt und so begegnete Sir Garnet keinem weiteren Widerstande. Cetywayo, der nach Sir Garnets Bestimmung auf jeden Fall gefangen werden sollte, wurde bis zum 28. August unter großen Strapazen für ihn und seine Verfolger hin und her getrieben, an welchem Tage er von dem Oberstlieutenant Morter im Ungoma-Walde gefangen wurde.[1]) Nachdem Cetywayo unter Eskorte von Ulundi nach Port Durnford

[1]) Oberstlieutenant M. ließ den Kraal umzingeln und schickte Kaffern zum Könige in die Hütte ihm zu sagen, herauszukommen. Erst weigerte er sich. Doch kam er

(an der Mündung des Umlalazi) abgeführt war,[1]) hielt Sir Garnet am 1. Sept. seine Ansprache an die um ihn versammelten Häuptlinge, deren Inhalt ich weiter unten folgen lasse. 13 Häuptlinge wurden über die 13 Distrikte, in welche das Zululand eingeteilt, ernannt, unter denen J. Dunn den Löwenanteil (von der Tugela bis zum Umhlatuzi und von den Quellen des Umhlatuzi bis an das Meer) erhielt. Als Grenze zwischen dem Zululande und Transvaal wurden die Flüsse Blut, Pemsane und Pongolo festgesetzt und eine Kommission ernannt, welche die Grenzen der einzelnen Distrikte bestimmen sollte. Sir Garnet eilte nun nach Transvaal, wo die Boers immer unruhiger wurden und vor allen Sekukuni noch fest saß. Schon seit fünf Jahren hat er Arbeit und Mühe gemacht. Drei große Expeditionen, die gegen ihn geschickt wurden, sah er vor seinen Augen umkehren. Er glaubte sich stark genug und wies die ihm von Sir Garnet gestellten leichten Bedingungen trotzig zurück. Mit 12000 Mann Weißen und Schwarzen ist er besiegt, seine Festung geschleift und er selbst gefangen.

Die im obern Teile des Zululandes gegen Umanyinyoba aufgebotenen Truppen zerstreuten dessen Scharen und ließen ihn selbst, trotzdem er eigentlich längst ein english subject gewesen,[2]) zu Cetywayo zur Zeit des Krieges übergegangen und so viel Unheil angerichtet hat, laufen. Auf der Straße durchs Zululand nahmen die von Ulundi zurückkehrenden Truppen die Gewehre, welche die Zulu ablieferten in Empfang und bald war kein englischer Soldat mehr im Zululande.

Dies ist in kurzem der Verlauf des nun, Gott sei Dank, beendigten Zulukrieges.

Da die Ansprache Sir Garnets die „Bedingungen" nicht nur enthält, sondern zugleich ein Kommentar derselben ist, lasse ich hier dieselbe anstatt der Bedingungen folgen. Die Ansprache an die versammelten Häuptlinge und das „Zuluvolk" wurde Satz für Satz von Mr. Shepstone in die Zulusprache übertragen und lautet:

„Heute sind es gerade 6 Jahre, daß Cetywayo als König der Zulu gekrönt wurde und erst gestern habt ihr gesehen, wie er als Gefangener von hier weggebracht worden, um niemals wieder ins Zululand zurückzukehren. Bei seiner Krönung sagte Cetywayo zu, mehrere in Zukunft zu haltende Bestimmungen zu beobachten, aber er hat jenes Versprechen nicht gehalten. Sein Land wird nun in verschiedene Häuptlingschaften geteilt und ich hoffe, sein Schicksal wird für alle Häuptlinge eine Warnung sein, nicht in seine Fußstapfen zu treten, dagegen aber den Befehlen und Bestimmungen gemäß zu

---

heraus dem Offizier entgegen und bat ihn, er möge ihn erschießen. Doch versicherte er ihm, daß ihm kein Leid geschehen solle und so ließ er sich abführen — von Sir Garnet wurde er freundlich empfangen und ein Zelt für ihn hergerichtet.

[1]) Daß man ihn so heimlich wegbrachte, war nicht gut. Viele Weiße, besonders aber Kaffern glaubten nicht, daß er gefangen; Sekukuni glaubte es auch nicht. Die Amapondo und andere Stämme glauben es bis heute noch nicht, daß Cetywayo nicht mehr im Zululande sei.

[2]) In Natal sowohl wie in Transvaal, wo er bis zuletzt wohnte. Er gehörte zu Langalibaleles Stamme und war ein Hauptanführer am Buschmanns-Passe, wo die drei Engländer zur Zeit des Aufstandes getötet wurden. Er hat nicht gezweifelt, daß er mit dem Tode bestraft werden würde; darum hielt er sich in seiner Höhle auch bis zum äußersten.

handeln, welche die Königin gegeben hat, und welche ganz gewiß diejenigen, welche ungehorsam sind, strafen wird. Die Interessen und die Wohlfahrt der südafrikanischen Völker liegen der Königin sehr am Herzen und sie wünscht, daß die Bewohner dieses Landes dahin kommen, es so weit zu bringen, wie die in Natal es schon gebracht haben. Sie wird milde sein gegen Vergehen aus Unwissenheit begangen, aber obgleich ich gesagt habe milde, wenn Unwissenheit Fehler zu begehen veranlaßt, werden diejenigen, welche hartnäckig gegen die gute Regierung und den Frieden handeln, sicher gestraft, wie Cetywayo bestraft worden ist. Wie bekannt ist die Königin weit von hier, aber ihre Macht ist sehr groß, und somit in der Lage alle zu bestrafen, welche töten oder gegen ihren Willen Krieg führen. Cetywayo strafte seine Leute am Leben um geringfügiger Vergehen willen und ohne ihnen Gelegenheit zur Selbstverteidigung zu geben oder ihnen ein öffentliches Verhör zu gestatten. Dies muß aufhören. In Zukunft dürfen gewöhnliche Vergehen nur am Eigentum gestraft werden. Cetywayo hielt eine mächtige Armee und erlaubte seinen Leuten nicht ohne seinen Willen zu heiraten; hinfüro ist den jungen Leuten das Heiraten zu gestatten, wann und wen sie wollen, vorausgesetzt, daß sie ein Weib ernähren können,[1]) und des Mädchens Eltern einwilligen. Übertreter dieses Gesetzes sollen seitens des Kraalherren mit Strafe belegt werden. Da Zululand fast ringsum von englischen Besitzungen umgeben und von keiner Seite bedroht ist, bedarf es auch keiner großen Armee, und in Zukunft dürfen weder Waffen noch Munition eingeführt werden oder in den Händen irgend eines Zulu sich befinden. Ebenso ist es untersagt, irgendwelche Waren an der Küste des Zululandes zu landen, da solche Landung leicht zum Gewehrschmuggel mißbraucht werden kann. Die jungen Männer sind zur Arbeit anzuhalten, denn nur durch Arbeit können sie reich und glücklich werden. Cetywayo beförderte die Zauberei und das, was als „Ausriechen" bekannt ist. Solche lächerliche und thörichte Gebräuche haben die Häuptlinge abzuschaffen.[2]) Cetywayo bei seiner Stellung zur Zauberei und Ausriecherei veranlaßte den Verlust vieler Menschenleben, und weder Leben noch Eigentum war sicher. Jeder Häuptling verstehe ja deutlich, bevor er den Frieden unterzeichnet, daß keiner seiner Leute ohne öffentliches Verhör und ohne daß dem Verklagten gestattet worden ist, seine Zeugen zu rufen, gerichtet werden darf. In dem, was ich sage ist nichts neues, obgleich die jungen Leute es nicht wissen mögen, aber diese Gesetze und Gebräuche wurden hoch gehalten ehe Tshaka das sogenannte Militärsystem einführte. Ich beabsichtige einen englischen Offizier als Residenten hier zu lassen, damit er die Augen und Ohren Englands sei, über das Volk wache, sehe wie die Gesetze gehalten werden und ob die Häuptlinge gerecht regieren. Ich weiß, daß noch eine beträchtliche Zahl Waffen, wie auch (Königs) Vieh im Lande ist. Die Häuptlinge, welche mit der Königin in gutem Einvernehmen stehen wollen,

[1]) Sir Garnet wußte jedenfalls nicht, daß im Zululande das Weib den Mann ernährt, und letzterer sich schämt im Garten zu arbeiten.

[2]) In Natal, das beinahe 1/2 Jahrhundert englisch ist, besteht es noch in voller Stärke, nur mit dem Unterschiede, daß ein „Ausgerochner" nicht von der Obrigkeit in Strafe genommen wird; allein ein Geächteter, wenn nicht mehr — ist er doch, und die Häuptlinge strafen auch die „Hexen". Sir Garnet wird durch seinen Befehl schwerlich dieses tiefgewurzelte Übel beseitigen!

werden sich beeilen, dieselben herbeizuschaffen und an den britischen Residenten abliefern.[1])

Wie ihr selbst nach eurer eignen Weise hinsichtlich des Rechtes des Krieges und der Eroberung wißt, gehört jetzt das Zululand der Königin von England. Sie hat jedoch bereits Land genug in Afrika, und so hat sie durch mich, als ihren Vertreter, gewisse Häuptlinge über Distrikte, die ich gleich bezeichnen werde, ernannt. Diese Häuptlinge haben zu bedenken, daß dieses ein Akt der Gnade ist, und daß das, was ich hinsichtlich der Austeilung des Landes an verschiedene Häuptlinge thue, nicht mehr ist, als was Cetywayo früher auch gethan hat. Ihr wißt, daß unsere Gesetze, Religion und Gebräuche von den euren sehr verschieden sind, und die Königin will euch die unsern nicht aufzwingen. Was die Gesetze und Gebräuche, welche beobachtet werden sollen, betrifft, so sind es die alten guten aus der Zeit vor Tshaka, nur Leben und Eigentum ist zu beschützen und keine Hinrichtung darf vorgenommen werden ohne ordentliches Verhör. Was die Religion betrifft, so wollen wir euch die unsrige nicht aufzwingen, und das Missionswerk soll nicht gegen die Wünsche des Häuptlings und Volkes, wo etwa sich Missionare niederlassen wollen, unternommen werden. Die englische Regierung ist sehr darauf bedacht, weißen Leuten im Zululande das Ansiedeln nicht zu erlauben, und darf Veräußerung irgend welchen Grundbesitzes nicht vorgenommen werden. Ich betrachte dieses um so mehr als einen wichtigen Punkt, da vielfach gesagt ist, daß weiße Leute von Zulus Land gekauft haben, und dies zu großen Verwickelungen geführt hat. Wenn daher Missionare kommen und wünschen unter dem Volke zu wohnen, so darf ihnen nichts weiter an Land zugestanden werden, als ein kleines Stück für ihr Haus und Garten, und darf das Zuluvolk von dem Lande, das ihm in Wirklichkeit gehört, nichts weggeben. — Von denen, die ich heute zu Häuptlingen zu ernennen dachte, sehe ich viele zu meiner Betrübnis nicht hier, aber die, welche hier sind, sollen jetzt das Dokument, welches das, was ich jetzt gesagt, enthält, zeichnen, und wovon ein Exemplar jedem Häuptlinge zur Aufbewahrung übergeben wird, und eins in meinem Besitze bleibt. Die Grenzen der verschiedenen Distrikte werden nachher genannt und später von den zu diesem Zwecke zu ernennenden Offizieren definitiv bestimmt werden."

Hierauf begann das Zeichnen. Der erste, welcher seinen Namen unter die Bestimmungen setzte, war J. Dunn. Den andern wurde zum Zeichnen des üblichen Kreuzes von Mr. Shepstone (Bruder des Sir Theoph. Sh.) die Hand geführt.

Jemand, der es wissen kann, sagte bei Gelegenheit der Besprechung dieses „Settlement": „Man legt in England zu wenig Wert auf das ganze. Nur einzelne Teile sind es, denen man seine Aufmerksamkeit zuwendet und zwar so weit als sie der gegenwärtigen Regierung von Nutzen sind. Das „Settlement" des Zululandes wird weniger in Rücksicht auf das Wohl oder Wehe der Zulu oder Kolonisten in betracht gezogen,

---

[1]) Bis heute noch nicht geschehen; sie haben Zeit genug gehabt, die Gewehre und das nach tausenden zählende Vieh des Königs bei Seite zu bringen. Man schätzt das Vieh des Zululandes auf 250000 Stück.

sondern nur insofern als es mit Erfolg gegen die Opposition verwendbar ist." Ists so, so hat man wohl auch nicht mit Unrecht gesagt, daß in dieser Hinsicht S. G. W. zu bedauern sei. Er hat, das wird ihm jeder lassen, jetzt (wie schon 1875 in Natal) die ihm gegebenen Instruktionen befolgt,[1]) deren hauptsächlichste die waren, den Krieg bald zu beendigen, die Ausgaben zu reduzieren und die Verantwortlichkeit seitens der Regierung in England für Südafrika möglichst zu beseitigen. Die ersten beiden hat er in kurzer Zeit ausgeführt, da der Krieg beendigt wurde, als er kaum das Kommando übernommen hatte. Die Gefangennahme Cetywayos hat er mit Energie betrieben. „Catch him" war die Losung. Er erkannte bald, daß die Absetzung und Entfernung Cetywayos einer der ersten Bedingungen des Friedens sei. Als er eines Tages Cetywayos ersten Minister, zwei seiner Brüder und andere Häuptlinge vor sich sah, sagte er zu ihnen: „Wenn der König nicht gefangen wird, so soll jeder Distrikt, in welchem er verborgen, dafür büßen, und als sie beteuerten, sie wüßten nicht wo er sei, erwiderte er: „Es ist eure Sache es zu wissen, und von diesem Wissen hängt der Friede und die Wohlfahrt des Landes ab." Wäre eine solche Sprache auch hinsichtlich der Auslieferung der Gewehre, Munition u. s. w. angewandt worden, so brauchten die Einwohner von Natal u. s. w. nicht mit solcher Unruhe an die Zukunft zu denken, „weil die Zulu jetzt viel besser bewaffnet sind als vor dem Kriege." Anstatt der tausende von englischen Hinterladern 2c. wurden alte unbrauchbare Gewehre abgeliefert und wie bald waren die Sammler dieser Artikel aus dem Lande!

Es ist nicht angezeigt, hier auf die politische Seite des „Settlements" zu weit einzugehen, aber so viel muß gesagt werden, daß ganz Südafrika dieses „Settlement" verurteilt als „schwach, fruchtlos und von kurzer Dauer." — „Der Mann, welcher durch den Zulukrieg am meisten gewonnen hat, ist John Dunn, der, welcher am schlimmsten dabei wegkommt, ist John Bull, — der jetzt geworden ist zum — John Done."[2]) S. G. W. mußte sich, als er den Boers auseinandersetzte, daß nicht Begehr nach Besitz, sondern die Schwäche und Mißregierung Transvaals zur Annexion desselben gehört habe, das beweise ja auch die huldreiche

[1]) Damit soll nicht gesagt sein, daß er auch die Mission nach Instruktion behandelt hat. In den Angelegenheiten der Mission hatte er höchstwahrscheinlich freie Hand. Ob er den Auftrag hatte Cetywayo zu fangen und ins Exil zu bringen, ist noch nicht klar.

[2]) Ein Wortspiel: Dunn und Done. Das letztere etwa gleich: toter Mann.

Weise, in welcher England gegen das Zululand verfahren sei, von einem Boer Joubert sagen lassen: „Ja, England enthielt sich der Annexion des Zululandes, des Landes einer Nation von Heiden, deren Barbarismus und heidnische Greuel, wenn nicht um Rache, so doch um Beschränkung zum Himmel schrieen, während es Transvaal, dessen Bevölkerung sich nie dergleichen schuldig gemacht, sondern stets in Frieden und Eintracht mit ihren Nachbarn lebte, annektierte!"

Der „Resident" ist bis jetzt noch nicht ernannt,[1]) wie es scheint, scheitern die bezüglichen Verhandlungen an der Schwierigkeit der Lage, in welche „die Augen und Ohren der engl. Regierung" versetzt werden. Transvaal und Natal sollen den „Residenten" besolden, jedoch weigert sich das letztere bis jetzt.

Ein englischer Gouverneur mit einer Garnison für ein oder zwei Jahre in der Mitte des Zululandes würde sicher guten Erfolg erzielt haben. Selbst die Zulu fühlen sich nicht „gesettelt" und ihre Überzeugung sagt ihnen, daß sie viel zu gut weggekommen sind. Weiße und Schwarze, die mit im Heere gegen die Zulu gefochten, haben diese Stimmung desselben wahrgenommen, sich für Gesandte der Regierung ausgegeben und „Kriegssteuer" eingetrieben, die ihnen willig gegeben wurde, bis ihnen das Handwerk gelegt worden ist. Ebenso läßt sich J. Dunn (natürlich für sich) von jedem Hüttenbesitzer einen Kopf Vieh bezahlen „für seine Dienste zur Wiederherstellung des Friedens". Andererseits sind sie in Unruhe, da ihnen gesagt ist, daß die Engländer so lange warten würden, bis erst ihre Herden wieder ruhig auf der Weide sind, dann würde ihnen alles genommen. — Solchen Reden werde natürlich geglaubt und rasch verbreitet. Auf die in Natal eingeführte Bezahlung der Hüttensteuer waren die Zulu ganz und gar gefaßt, und die Eingebornen Natals erwarteten zum wenigsten die Entrichtung dieser Steuer seitens der Zulu.

Man wird sich demnach auch nicht wundern, wenn die Natalkaffern, die so lange vergeblich gefragt: „Bezahlen die Zulu keine Steuer" u. s. w. es nicht dabei bewenden lassen, ihrer Verwunderung über die Güte der

[1]) „Wo ist der Resident? Ist Mr. Wheelright (bisheriger Magistrat im Umvoti-Distrikt und Mitglied der Grenzdistriktkomission, welcher zum Residenten bestimmt schien) noch im Zululande? Denkt er dort zu bleiben? An welcher Stelle wird er sein Zelt aufschlagen? Sind die „Augen und Ohren" bereits in Thätigkeit und wem haben sie Bericht abzustatten? Interessante Fragen, aber wer kann sie beantworten?" fragte kürzlich jemand in der Zeitung.

Regierung[1]) gegen die Zulu Ausdruck zu geben, sondern von dem Zululande als einem Lande der Freiheit und Ungebundenheit des Lebens nach heidnischer Weise reden und viele dahin zu ziehen verlangen und andere schon hingezogen sind.

Was die Missionsstationen betrifft, so waren zur Zeit des Ausbruches des Kriegs 22 vorhanden im Zululande: 10[2]) Hermannsburger, 9 Norwegische und 4 Englische (S. P. G.). Nur eine Station ist unzerstört geblieben, das ist (das dem Rechte nach der Stavanger Gesellschaft gehörige, aber dem Bischof Schreuder überlassene) Entumeni. Bis zu der Zeit, in welcher Oberst Pearson Etyowe zur Festung machte, waren im ganzen die Stationen von seiten der Zulu verschont geblieben. Bald aber gab Cetywayo den Befehl, dieselben zu zerstören. Die Gebäude wurden angezündet und nachdem Bedachung und Holzwerk verbrannt, wurden hie und da auch die Mauern niedergerissen, und wo, wie auf Kwamagwaza, Sachen in Kellern und andern Orten verborgen worden waren, wurden dieselben geraubt und Unbrauchbares wie Harmonium, Bücher u. s. w. vernichtet. Auch wurden hin und wieder, wie auf Inyozane, die Bäume abgehauen.

Doch die englischen Truppen haben hier und da das Zerstörungswerk vollendet. Hinsichtlich der Anpflanzungen sind sie weit davon entfernt gewesen nach 5 Mose 20, 19. 20 zu verfahren, sondern haben sich, zum teil in recht brutaler Weise an den Bäumen vergriffen. Auf Etyowe, welches so lange zur Festung diente, mag es zu entschuldigen sein, wenn von den vielen hundert Bäumen „kein einziger" übrig gelassen wurde, aber anderwärts, wo Feuerholz u. dgl. sich in der Nähe fand, bleibt es ein Akt der Barbarei.

Daß es der englischen Regierung — wenigstens dem Bevollmächtigten

---

[1]) Umehlokazulu, der Mörder jener Frauen, dessen Auslieferung das Ultimatum forderte, wurde gefangen und in Maritzburg hinter Schloß und Riegel gebracht, doch bald in „Ehren" entlassen, „weil England nicht zweimal straft" und Cetywayo dafür bestraft sei. Vor einigen Wochen ist Umehlokazulu in Maritzburg gewesen beim Advokaten, um einen Prozeß gegen die Regierung anzustrengen wegen „gesetzwidriger Gefangennahme und Einsperrens."

[2]) Wenn im Missionsblatt und andern Blättern 13 zerstörte Stationen der Hermannsburger angegeben werden, so sind die 3 an der Grenze in Transvaal zerstörten mit eingeschlossen.

[3]) Wenn im Hermannsburger Missionsblatte Sept. 79 aus einem Briefe hervorgeht, daß jene Peitschenstäbe wild im Walde wachsen, so ist das dahin zu verbessern, daß das erwähnte Bambusrohr Missionspflanzung ist.

derselben — nicht thunlich erscheint, irgendwie den Missionsgesellschaften Schadenersatz zu gewähren, zeigt die Antwort auf ein Schreiben des Sup. Hohls v. 8. Sept. cr. an Sir Garnet Wolseley. Dieser hatte dem General den Nachweis geliefert, daß die Hermannsburger Mission durch Zerstörung von 10 Stationen einen Schaden von c. 100 000 Mk. erlitten, und „unterthänigst" um Ersatz gebeten.

Die Antwort v. 17 Sept. lautete: „Mein Herr! Ich bin vom General Sir Garnet Wolseley beauftragt Ihnen mitzuteilen, daß er Ihre Bittschrift v. 8 d. M., worin Sie um Erstattung der seitens der Hermannsburger Missionsgesellschaft durch den Zulukrieg erlittenen Verluste nachsuchen, erhalten hat.

Sr. Ex. befehligt mich Ihnen zu erwidern, daß das Unternehmen Ihrer Gesellschaft im Zululande eine reine Privatsache ist, und er nicht in der Lage sei, irgend welchen Grund zu finden, auf welchen hin Ihrer Bitte um Schadenersatz Folge gegeben werden müßte." Herbert.

Eine afrikanische Zeitung bemerkte u. A. zu dieser Entschädigungsfrage:

„Es ist klar, daß die Missionare eigentlich nicht Ursache haben Schadenersatz für ihr verwüstetes Eigentum zu beanspruchen, da ihre Darstellung viel mit dem von S. B. F. angewandten Maßregeln, Cetywayo zur Vernunft zu bringen, zu thun hatte. Ihre Berichte haben ohne Zweifel viel Anteil am Ultimatum und ihr Auszug aus dem Lande schloß die Vernichtung der Stationen in sich. Die meisten verließen das Zululand vor Überreichung des Ultimatum und dem Ausbruch des Krieges. Sie verließen es, weil sie das Land für unsicher hielten. Was hernach geschehen ist, ist nichts mehr als was sie fürchteten und wirklich erwarteten. Es ist dies eins der natürlichen Resultate der Missionsarbeit in heidnischen Ländern. Nichtsdestoweniger halten wir dafür daß, besonders was Etyowe und Kwamagwaza betrifft, die Angelegenheit in Betracht gezogen werden sollte. Diese Stationen wurden erst dann zerstört als die Operationen schon längst begonnen hatten und Cetywayo ließ sie nur deshalb zerstören, weil er fürchtete, die Engländer würden sie ferner zu Festungen benutzen und war somit ihre[1]) Zerstörung eine Folge des offensiven Vorgehens unserer Truppen." — — „Diese Frage im Lichte der einfachen Billigkeit erwägend, halten wir dafür, daß es gerecht und huldreich zugleich wäre, wenn die Regierung für die infolge des Krieges erlittenen Verluste der Mission Schadenersatz gewährte. Die wenig tausend Pfund, welche es betragen würde, wären eine kaum nennenswerte Hinzufügung zu den Millionen, die für den Zulukrieg ausgegeben worden sind. England hat sich selbst für dieses Volk ins Mittel gelegt; es hat viel Blut und Geld an die Befreiung desselben von der Tyrannei seines Königs gewandt; es hat sich das Recht der Herrschaft über dasselbe erobert und würde es somit nur seiner Politik und dem guten Rufe entsprechen, denjenigen zu helfen, welche ihr ganzes Leben daran gesetzt, sich dem Wohle der Zulu zu widmen. Die zerstörten Missionsstationen im Zululande appellieren laut an das edelmütige Herz Englands."[2])

---

[1]) So weit mir bekannt, sind auch die andern alle erst zu dieser Zeit zerstört, wenigstens der Hauptsache nach.

[2]) Was den Anfang dieses Citats betrifft, so ist einiges zu erwidern in aller Bescheidenheit. Daß damit zu viel gesagt worden ist, möchten nächst den Thatsachen schon die früher zur Charakteristik Cetyw. angeführten Worte S. B. F. beweisen. Wohl sind

Aber ist nicht endlich auch eine Frage erlaubt nach den Vorteilen, die der Zulukrieg gebracht? Es sind Straßen gebaut, die Möglichkeit der Landung an einigen Stellen der Küste nachgewiesen, Humanität praktisch gelehrt durch die von den heidnischen Gebräuchen abweichende Behandlung der Gefangenen und Verwundeten; der auch der Mission so hinderliche Nationalstolz hat durch die Niederlage auf den Schlachtfeldern nicht nur, sondern auch durch die Teilung des einen Königreichs in 13 Distrikte einen gewaltigen Stoß erlitten, das Vertrauen auf die Wissenschaft der Zauberdoktoren hat, da sie trotz aller Zaubermittel und „Medizinen" doch geschlagen wurden, wohl auch etwas an Stärke verloren.[1]) Dieser Krieg hat weiter

---

zum Teil die Berichte der Missionare im Zululande eingeholt und S. B. F. war es sehr darum zu thun die Meinung derselben zu hören. Als aber vor einigen Jahren die Feindschaft gegen die Christen sich steigerte und einige derselben getötet wurden und die Missionare sich an Sir. H. Bulwer wandten, war er gar nicht geneigt sich der Sache anzunehmen und beweist dies auch sein Bericht, den er darüber der Regierung in England einschickte und der später samt der Antwort des Kolonial-Ministers im Blaubuche erschien. Diese Antwort ließ ganz davon absehen, daß Cetywayo unter gewissen Bedingungen von den Engländern gekrönt wurde und zu diesen auch die gehörte, daß er ohne Urteil und Recht (doch wohl auch die Christen des Zululandes eingeschlossen) in Zukunft nicht töten solle. Der Minister verwahrte sich dagegen, etwas mit dem den Zuluchristen Zugefügten zu thun zu haben und warnte den Gouv. v. Natal vor jeglicher Intervention wegen des Missionswerkes im Zululande.

Doch weil einmal die Rede von dem großen Einflusse ist, den die Missionare bezüglich des Zulukrieges geltend gemacht haben sollen, noch ein Beispiel, das noch viel mehr zeigen kann, zu welchen Leuten man die Missionare machte. Mr. F. W. Chesson, Sekretär der Aborig. Soc., geht in seinem Briefe an die „Times" (24. Sept.), in welchem er unter anderm mit dem Briefe eines Kolonisten Barker, der in demselben selbst sagt, daß er die Zulusprache nicht sprechen, aber ein wenig verstehen kann, Cetywayos Unschuld und Friedensliebe zu beweisen sucht, noch weiter, indem er schreibt: „Ich glaube daß Cetywayos größtes Verbrechen darin bestanden hat, daß er die Missionare nicht leiden mochte, und im Hinblick auf den großen Diensteifer, welchen einige dieser Herren dadurch entfaltet haben, daß sie einen Krieg unterstützten, durch den viele tausende des Volks, das zu Christen zu machen sie ausgesandt waren, getötet wurden, war vielleicht seine Abneigung gegen sie nicht ganz unbegründet." Soll man noch Worte verlieren über solche Beschuldigungen? Nur wünschen kann ich, was ich schon so manchen habe auch wünschen hören, daß es doch dem Mr. Chesson und seiner Partei einmal gefallen haben oder noch gefallen möchte, einige Jahre unter den Kaffern (bes. Zulu) zu wohnen und sich das Thun und Treiben der Missionare anzusehen!)

[1]) Vermißt man hier größere für das Zuluvolk zu erwartende Vorteile, so ist zu bedenken, daß dem „Settlement" durchaus — abgesehen von dem, was auf dem Papiere steht — die Vorbedingungen zu solchen fehlen, so lange S G. .dasselbe nicht ändert. Die neuesten Nachrichten beweisen, daß die 13„ Unabhängigen" doch als „Cetywayos

auch den andern Völkern Südafrikas einen Beweis von der Überlegenheit der Weißen gegeben, denn wenige glaubten bis dahin, daß die Weißen die Zulu besiegen würden. Der Zulu galt in ihren Augen einfach für unüberwindlich. Daß dieser Eindruck durch die Art des „Settlement" geschwächt worden, läßt sich leider nicht leugnen. Diese und andere Vorteile, wohin auch die Telegraphenverbindung mit Europa zu rechnen ist, hat der Zulukrieg gebracht.

Aber ein alle diese Vorteile in den Schatten stellender Nachteil ist der, daß der Ausgang des Krieges mit seinem „Settlement" den Zulu die Überzeugung beigebracht hat, daß sie bisher mit Unrecht dafür gehalten, der Inkosikazi (Königin) und ihren Repräsentanten samt andern Engländern gelte das Christentum als eine Hauptsache, indem es ihnen nun recht plausibel gemacht wurde, daß das Christentum etwas sei, worauf nicht viel Gewicht zu legen. — Die nicht zu leugnende weltgeschichtliche Bedeutung Englands und die Erfüllung seiner Pflichten, die es bezüglich der Ausbreitung des Christentums unter seinen vielen Millionen Heiden hat, erscheint durch das „Settlement" in einem sonderbaren Lichte.

Die englische Staatsmaxime gegen alle Religionen Toleranz zu üben und zwar in der ausgedehntesten Weise, zeigt sich in der bereits mitgeteilten Ansprache S. G. Wolseleys. Wie folgenschwer das im „Settlement" in Beziehung auf die Mission „Gemachte" ist, zeigte sich bald. Ob die bereits bestehenden Stationen dem Urteilsspruche mit unterworfen waren, darüber war noch nicht jedermann im Klaren.

Auf diesen Teil des „Settlement", welcher sich mit der Mission „auseinandersetzt", einzugehen, liegt mir nun noch ob. Es ist um so schmerzlicher, daß es gerade der Mann ist, von dem wir, wenn auch nicht so viel wie von S. B. Frere, doch auf Grund seiner Erfahrungen mit den Christen im Aschantikriege und seiner Äußerungen über die Arbeiten der Baseler Brüder an der Westküste, mehr erwartet hatten für die Christianisierung der Zulu. Wir erwarteten wenigstens Sympathie für das Missionswerk, allein wir mußten uns bald überzeugen, daß es Antipathie und Mißtrauen war, womit S. G. der Mission begegnete.

Infolge der der Mission im Zululande angewiesenen Stellung schrieb Bischof Schreuder einen Brief an S. G. W. worauf derselbe folgende Antwort an Bischof Schreuder von Prätorea aus unter dem 4. Okt. absandte:

---

minores" regieren werden, wenn sie noch ein wenig weiter sind. Ham hat schon mehrere getötet „weil sie von ihm nicht gut gesprochen" — und andere „Vertragsbrüche" sind schon vorgekommen.

„Lieber Bischof Schreuder. Ihren Brief vom 23. erhielt ich vorgestern und danke ich Ihnen mir Gelegenheit gegeben zu haben, die irrigen Eindrücke, welche in bezug auf die im Settlement den Missionaren zugewiesene Stellung in Natal im Umlauf sind, zu korrigieren. Ich denke, daß ich alle Ihre Fragen am besten damit beantworten kann, daß ich sage, die Missionare haben dieselbe Stellung, welche sie hatten, als das Zululand noch ein großes Königtum unter einem despotischen Monarchen war. Dieselben Rechte und Privilegien, welche sie unter den frühern Königen hatten, haben sie jetzt unter den Häuptlingen, und die Macht, welche jene Könige hatten, die Missionare zu hindern im Zululand zu kommen und sich dort niederzulassen und zu lehren, steht noch den unabhängigen Häuptlingen für ihre Distrikte zu Gebote. Die Stellung der Missionare im Zululande bleibt wie sie ursprünglich dort gewesen ist, nur mit der Ausnahme, daß sie es früher mit einem despotischen Herrscher, der über eine mächtige Armee zu verfügen hatte, zu thun hatten, dagegen hat es der Missionar jetzt, wenn er sich in irgend einem Teile des Landes niederlassen will, zu thun mit dem Häuptlinge jenes Distrikts, der keine Armee hinter seinem Rücken und der feierlich versprochen hat gerecht zu regieren, keine Todesstrafe ohne vorheriges Gericht zu vollziehen u. s. w. und dessen Handlungen stets unter der Kontrole des Britischen Residenten stehen.

Es ist möglich, daß unter den 13 Häuptlingen einige sind, bei denen der Widerwille der Eingebornen gegen die Missionare so stark sein wird, daß sie denselben keinen Zutritt in ihren Distrikten gestatten, aber es ist eben so gewiß, daß viele keinen Widerspruch erheben werden. Da in Wirklichkeit die meisten der Missionare, die bisher im Zululande gearbeitet haben, Händler gewesen sind, mag es sogar den Häuptlingen sehr erwünscht sein, es mit einer so respektablen Sorte von Händlern zu thun zu haben.

Wenn sie auch kein Wohlgefallen an der Predigt finden, so werden sie doch die Vorteile, welche ihnen die Kaufläden der Missionsstationen darbieten, zu schätzen wissen.

Ich habe deshalb große Hoffnung, daß der Ausgleich im Zululande das Land für Missionsunternehmungen öffnen wird, und obgleich ich, wie irgend einer ein Gegner davon bin, den Eingebornen das Evangelium Christi „des Mannes des Friedens" mit Gewalt aufzudrängen, so würde sich niemand mehr freuen als ich, wenn das Christentum im Zululande reißende Fortschritte machte. Solchen Fortschritt aber mit Gewalt herbeizuführen durch Einschüchterung der Zulu oder Einmischung der Regierung ist nicht meine Absicht, denn das kann, wie ich dafür halte, nur erfolgreich geschehen durch stille, anspruchslose und geduldige Arbeit wirklich frommer Männer, die entschlossen sind das Werk Gottes zu treiben, und Leute, die von persönlichem Nutzen und den Vorteilen der Handelsunternehmungen absehen. Wenn ich die Thatsache voraussetzen darf, lassen Sie mich sagen: es kann nur geschehen von Männern wie Sie selbst, die wie Sie, während Ihrer langen Wirksamkeit geleitet worden sind: von jener Redlichkeit des Vorsatzes und der Hingebung an Gottes Werk, wodurch Sie sich immer ausgezeichnet haben.

Die früheren Könige des Zululandes hatten weder Macht Land zu veräußern[1]),

---

[1]) Was wohl die Politiker und Juristen hierzu sagen? Einer, der so viele Jahre im Zululande gewesen, jedoch keines von beiden ist, aber recht viele Lebenserfahrung und gerade auch nicht wenig gelernt hat, der ehrwürdige Oftebro sagte: „Wenn die Zulukönige keine Macht hatten Land wegzugeben, warum sagte die engl. Regierung das nicht, anstatt eine Kommission zu erne nnen umdie Ansprüche der Boers zu untersuchen" (welche bekanntlich für ein Stück jenes Landes Panda Vieh bezahlt hatten)? „It is only Sir

noch Recht einem Weißen irgend welches dauernde Besitzrecht zu übertragen; ebensowenig haben jetzt die 13 unabhängigen Häuptlinge, die jetzt das Land regieren, solche Rechte. Ich freue mich, daß Oberst Klark im Krantzkop Distrikt erfolgreich war — — und hoffe, daß die an Ihrer Missionsstation Entumeni vorbeiziehenden Truppen dieselbe in keiner Weise beschädigten.

Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie so freundlich waren, zu mir nach Ulundi zu kommen, und mir so hilfreich zur Seite standen.

„Sollten Sie es für wünschenswert halten von diesem Briefe öffentlich Gebrauch zu machen, so habe ich nichts dagegen.“

Hören wir zunächst unparteiische Stimmen in der Presse, ehe wir auf das von Seiten der Missionare Gesagte und zu Sagende kommen. Freilich ist die Auswahl schwer, da die gesamte Presse die Angelegenheit behandelte. Besonders der „Mercury“ nahm sich der Missionare an. Die Leser wollen es entschuldigen, wenn die Citate zum Teil etwas umfangreich werden. Es geschieht der Sache zu Dienst. Vorausgeschickt sei noch, daß wie die Presse aller Schattierungen mit dem „Settlement“ im allgemeinen, so auch mit dem auf die Mission sich beziehenden Teile nicht zufrieden ist.

Der „Mercury“ bemerkte nach Abdruck des Briefes S. G. an Bischof Schreuder:

„Wir können nicht sagen, daß wir diesen Brief mit der geringsten Spur von Genugthuung gelesen haben. Von Anfang bis zu Ende macht er auf uns beinah den Eindruck eines Hohngelächters. Er ist, wie wir glauben, eingegeben von boshaften, gehässigen und mißleitenden Informationen und starrt von lauter Täuscherei. Der hohe Bevollmächtigte Ihrer Majestät sagt dem Bischof Schreuder klar und deutlich, daß die Missionare jetzt dieselbe Stellung im Zululande haben, wie sie sie zu der Zeit hatten, als das Land noch ein großes Königtum „unter einem despotischen Monarchen“ u. s. w. Das mag in der Theorie alles gut sein; aber welches sind die Thatsachen? Von der Zeit Tschakas bis zu der Cetywayos genossen die Missionare im Zululande eine nachsichtige Duldung. Kaum hat S. G. W. die Regierung des Zululandes übernommen, so macht er auch öffentlich bekannt, daß das Missionswerk dort nicht befördert werden wird, und sein Führer, Philosoph und Freund, sein mit besonderer Gunst ernannter Häuptling J. Dunn, verbietet den ältesten Missionaren ihre frühere Stellung in seinem Lande einzunehmen und droht ihnen[1]), sie mit Gewalt hinauszuwerfen, im Fall sie versuchen würden, ihre verwüsteten Stationen wieder herzustellen. Diese Handlungsweise, welche

---

Garnets humbug.“ Man darf wohl auch fragen: Wie konnte denn S. Th. Shepstone bei der Krönung von Cetywayo die Station Entumeni und viele 1000 Acker dazu sich schenken lassen, damit er sie für die treuen Dienste, die der Bischof dem Zuluvolke geleistet, demselben wieder schenken könne, wie denn auch geschehen und die Schenkungsurkunde ausgefertigt worden, wovon 1 Ex. in B. Schreuders Händen und das andere im Maritzburger Archiv aufbewahrt worden ist?

[1]) Mit Ostebro hat er den Anfang gemacht, und bald darauf drohte er den Engländern und Deutschen ebenfalls mit Gewalt.

nicht bestritten worden ist und nicht bestritten werden kann, widerlegt die Aussage des hohen Bevollmächtigten und reduziert die hohlen und phantastischen Gründe mit welchen er sich bemüht eine durchaus unhaltbare Sache zu unterstützen, auf weniger als nichts." — Wann ist's versucht, sich selbst verleugnende Missionare aus Natal zu vertreiben? Ist's nicht leeres Gerede und Gespött, wenn S. G. auf Natal hinweist? In Natal werden die Missionare nicht nur geduldet, sondern man sucht ihnen die Arbeit zu erleichtern, und starkes Getränk wird den Eingebornen verwehrt. Soll im Zululande das Gegenteil gelten? Sollen die Zulu mit Branntwein und Rum civilisiert werden?"

„Wir können jetzt nicht mehr über den Gegenstand sagen. S. G. W.'s Brief hat den Makel, welcher seiner Zulu-Politik anhaftet, nur vergrößert. Nichtsdestoweniger danken wir S. G., Gelegenheit gegeben zu haben, die Angelegenheit von einer andern Seite zu betrachten, und empfehlen dieselbe vor allen denjenigen, welche am meisten von ihr betroffen werden. Sr. Ex. hat nicht ermangelt mit Überzeugung auf eigne Verantwortung hin, und wir zweifeln nicht, mit vollem Vertrauen in die Aussagen seiner Berater zu behaupten, „daß in Wirklichkeit die meisten der Missionare, welche bisher im Zululande gearbeitet haben, Händler gewesen sind." Nicht als ein Gerücht hat er diese Behauptung veröffentlicht, sondern als Darstellung einer Thatsache und als einen offenbaren Hohn. Wir werden uns freuen, von den Missionaren selbst zu hören, was sie zu diesem Hauptangriffe zu sagen haben. Er ist so frei gewesen es in eine Form zu kleiden, die die Kritik herausfordern muß und es ist jetzt an den Missionaren zu sagen, inwiefern sie eben so viel „Händler" gewesen sind als „Lehrer des Wortes Gottes", und ob sie sich mit Angelegenheiten beschäftigt haben, welche solche Sprache rechtfertigen und zu erklären, in wiefern diese Beschäftigung mit ihren heiligen Amtsgeschäften sich verträgt."

„S. G. W. ist gegen J. Dunn nicht sonderlich höflich; er setzt ihn in gleichen Rang mit den andern Häuptlingen, und der erste, welcher kein Wohlgefallen an der Predigt der Missionare findet, und dessen Widerwille gegen dieselben so groß ist, daß er ihnen den Zutritt verbietet, ist gerade Dunn. Er, der Engländer that, was u Gause nicht that, bevor der Einfluß des englischen Zuluhäuptlings die Häuptlinge dahin brachte anders zu denken und zu handeln[1]).

Hierauf veröffentlichte, wie es scheint, Major Buttler in derselben Zeitung einen längern Brief, in dem er sich der Zulumission annahm. Ich kann es mir nicht versagen, seinen Brief folgen zu lassen:

Daß England eine christliche Nation ist, wird wohl niemand leugnen. Unsere geliebte Regentin ist eine Christin, und die Sitzungen des englischen Parlaments sowohl wie die gesetzgebenden Versammlungen der Kolonieen, über welche ihre Satrapen gesetzt sind, werden mit Gebet zu ihm, welcher gesagt hat: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur" eröffnet.

In welcher Lage würden wir uns heute befinden, wenn christliche Missionare sich nicht unserer Vorfahren erbarmt und sie zu Christo gebracht hätten. Aber ich gehe weiter und sage, daß derjenige die Geschichte schlecht kennt, welcher nicht sieht, daß die Macht, der Reichtum und alles, was wir unter dem Nimbus Englands verstehen, ihm zu dem einzigen Zwecke gegeben ist, daß es vor der Welt Zeugnis ablegen möge von dem Sohne Gottes. Wenn wir als Nation aufhören dies zu thun, wird Englands Macht abnehmen und sein Untergang eine geschichtliche Thatsache sein.

Diejenigen, welche über das Missionswerk spötteln und dasselbe in Verruf bringen,

haben wenig Begriff davon, wie viel sie der Predigt J. Wesleys und den Arbeiten jener guten Männer zu verdanken haben, welche sich dem Missionswerke unter den Heiden widmeten. Kenner der Geschichte wissen, wie es mit Religion und Moral in jenen Tagen stand. — — —

Es giebt viele Theoretiker und jeder hat seinen eignen Plan für die Gestaltung Südafrikas zum Besten der Eingebornen; aber kein Plan kann gedeihen, der die christlichen Missionare ausschließt. Eine Wissenschaft, welche nicht „weise zur Seligkeit" macht, ist schlechter als gar keine. Ein beredter Schriftsteller sagt über diesen Gegenstand: „„von der Geschichte der modernen Welt kann gesagt werden, daß sie Zeugnis ablegt von der Thatsache, daß wo irgend diese Wissenschaft, gepaart mit Weisheit zur Seligkeit hingelangt ist, zeitliche Segnungen der Erfolg gewesen, sei es direkt oder indirekt, und klar hinweisend auf das Wort Gottes als die Quelle. Direkt z. B. haben wir es gesehen an den Erfolgen der Mission unter den verschiedensten Heiden, davon viele zu den am niedrigsten stehenden gehören und solche, welche die am meisten erleuchteten alten Heiden, als in die Klasse der Tiere des Feldes gehörig, angesehen und behandelt haben würden."" Folgen Nachweise aus der Missionsgeschichte. —

Es kann diese Wahrheit nicht geleugnet werden. Oft wurde es versucht, die Mission in Mißkredit zu bringen, aber die Geschichte derselben hat die Thatsache vollständig bewiesen, daß das erfolgreichste Mittel die Heiden zu civilisieren kein anderes ist, als sie Gott und unsern Herrn Jesum Christum kennen zu lehren. Es ist wirklich von großer Bedeutung, daß bis jetzt noch kein Mittel zur Civilisation erfunden ist, welches der christlichen Mission gleich kommt. Wir unterschätzen andere Ansichten nicht; wir behaupten nur, daß diese bis jetzt den ersten Preis gewonnen hat, und zum Beweis berufen wir uns nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch darauf, was die Prediger vom Kreuze im Altertume gethan haben.

Ich behaupte, daß diese Wahrheit vollständig bestätigt wird durch die Erfolge der Mission in Südafrika. Diese Versicherung bedarf keines Beweises. Was ich zu sagen nötig habe ist das: Seht euch um! Es ist nur das, was wir als selbstverständlich erwarten konnten, wenn wir in Betracht ziehen, was der Missionar zu lehren verpflichtet ist. Er lehrt: „Du sollst den Feiertag heiligen;" aber mit nicht weniger Nachdruck fügt er hinzu: „sechs Tage sollst du arbeiten," und weiter: „wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen." Dieser eine Ausspruch, welcher so oft auf den Lippen der Missionare, enthält die Elemente aller wahren Civilisation: Ehrlichkeit, Fleiß, Menschenliebe

Ich rate denen, welche die Christen aus den Heiden verleumden, erst ihre eigne schmutzige Wäsche zu waschen, bevor sie sich wieder herausnehmen auf ihre Nachbarn los zu hauen. „Ziehe zuvor den Balken aus deinem Auge und siehe dann, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest." Mögen die Klagen über die Heidenchristen hinsichtlich ihrer Ehrlichkeit, Moralität u. s. w. geprüft werden, und es wird gewöhnlich — wenn auch, wie ich gerne zugebe, nicht immer, sich herausstellen, daß 1) diejenigen, welche die Klagen erhoben, dieselben nicht aus eigner Anschauung haben, 2) daß die Beschuldigten oft überhaupt nicht Christen, sondern halbcivilisierte Kaffern sind, welche die Kleider und Laster der Europäer angenommen haben.

Ich habe nun in bezug auf die Worte Sir G. W.'s folgende Fragen zu thun:

1) Wer dachte je daran den Zulu das Christentum aufzuzwingen? Ich bin überzeugt, s hat nie ein Zulumissionar so etwas gewünscht. 2) Da das Land nicht annektirt wurde, stimme ich vollständig mit der Bestimmung, wornach weiße Ansiedler ausgeschlossen werden, aber warum werden die Missionare zu ihnen gerechnet? Welche Missionare haben jemals für sich im Zululande Land zu erwerben gesucht, anders als in Übereinstimmung mit dem Zulugesetz und demjenigen, welches in Südafrika gilt? Ich habe nie gehört, daß die Zulumissionare mit ihren Nachbarn Landstreitigkeiten gehabt haben. Zunächst ist das Land bei den Zulu kein Verkaufsartikel. Die Missionare haben nur erhalten, was sie zu ihrem Bedarf nötig hatten, d. h. der Missionar erhielt a small patch, für seinen eigenen Gebrauch, und so viel er für die Heidenchristen nötig hatte, mit beliebiger Weide.

Diese 2 Gegenstände veranlassen mich zu der Annahme, daß die „small patch"-Klausel das größte Hemmnis des Missionswerks im Zululande sein wird. Die Zeit wirds lehren, ob ich Recht oder Unrecht habe. Erstens höre ich, daß Mr. J. Dunn seine Regierung damit angefangen hat, zu zeigen, daß er mit der Mission nichts zu schaffen haben will, und 2) hat S. G. keine Rücksicht auf die Zuluchristen genommen.

Ists so gemeint, daß es dem Missionar nicht gestattet ist um sein kleines Stück her ein christliches Dorf zu bilden, wie es bisher Brauch gewesen ist, dann ist meine Vermutung richtig. Wohnten die Zulu in Städten, wie in einigen Teilen Südafrikas, dann möchte das „kleine Stück" für die Missionare genügen, aber da sie so zerstreut wohnen, ist es auf keine andere Weise möglich das Missionswerk erfolgreich zu treiben.

Ich habe das Wort „unstaatsmännisch" gebraucht. Ich habe es absichtlich gethan, und zwar im Hinblick auf die Thatsache, daß die Zuluchristen in dem neuen „Settlement" ganz außer Betracht gelassen sind. Ich weiß ihre Zahl nicht bestimmt anzugeben. Es mögen nahe an 700 sein. So viel ich höre, wünschen sie alle in ihre alte Heimat zurück zu kehren, und wir können erwarten, daß sich ihre Zahl rascher vermehrt als es bisher der Fall war. Aber es hätte bei der neuen Einrichtung von S. G. auf sie Rücksicht genommen werden müssen. Sie sind auch Zulu, und haben eben so gut ein Recht auf ihren Platz wie die andern. Was ich meine ist, daß Missionare und Christen aus den Zulu dieselben Rechte und Privilegien zu fordern haben, „deren sie sich unter Panda und Cetschwayo erfreuten". Sie haben sich keines Unrechts schuldig gemacht, sondern haben mit Ausnahme von 2 oder 3 von Mr. Laasens Leuten, die auf der Seite der Zulu waren, wie ein Mann auf der Seite der Engländer gestanden und insofern sind sie die alleinige civilisierte Agentur der Zulunation gewesen. — — —

Was die Missionare anbetrifft, so haben sie keine Ursache sich entmutigen zu lassen, der, welcher für sie ist, ist stärker als die, welche gegen sie sind, — keiner der Angriffe gegen das, was ihnen am Herzen liegt, kann ihnen in Wirklichkeit schaden, aber sowohl um des guten Rufes Sr. Ex. als um des Friedens aller willen hoffe ich, daß die Angelegenheit nochmals in Erwägung gezogen wird und ich gebe den Zulumissionaren den Rat, auf iese Weise eine Entscheidung herbeizuführen."

Es war ja wünschenswert, daß die 3 im Zululande vertretenen Denominationen gemeinschaftlich vorgegangen wären, allein der Norwegische Konsul Mr. Cato übernahm es, für die Norweger in die Schranken zu treten und säumte auch nicht dies öffentlich kund zu geben. Er veröffentlichte zunächst ein Schreiben folgenden Inhaltes:

„Es ist mir schmerzlich, Ihnen sagen zu müssen, daß der außerordentliche und unverantwortliche Brief S. G. W. an Bischof Schreuder den Norwegischen Missionaren viel Schmerz und Betrübnis bereitet hat. Augenblicklich kann ich nicht mehr thun als Ihnen die beifolgende Kopie eines Briefes zu übersenden, den ich so eben von Rev. Herrn Oftebro empfangen habe, also lautend: „„Ich muß Ihnen einige Zeilen in bezug auf den Brief Sr. Ex. S. G. W. an Bischof Schreuder schreiben, welcher Brief in den Zeitungen veröffentlicht ist und in welchem Sr. Ex. den erschreckenden Ausspruch thut, daß die meisten der Missionare, welche bisher im Zululande gearbeitet haben, Händler gewesen sind. Ich weiß natürlich nicht, woher S. G. seine Information erhalten hat, aber sie ist durchaus unbegründet, und wie es mir scheint, nur zu dem Zwecke in Umlauf gebracht, die öffentliche Meinung irre zu leiten. Ich sehe mich als Superintendent der norwegischen Mission in Afrika verpflichtet, feierlich gegen diese Beschuldigung zu protestieren, was unsere Mission betrifft, und fordere jedermann heraus zu beweisen, daß einer unserer Missionare ein Händler gewesen ist. Ich habe nicht nötig, Sie daran zu erinnern, daß unsere Mission die älteste im Zululande ist, daß ich selbst 27 Jahre darin gearbeitet habe und daß wir nicht weniger als 9 Stationen in verschiedenen Teilen des Landes hatten““.

Ich brauche diesem mein eignes Zeugnis nicht beizufügen, da eine vollständige Darstellung dieser Missionare sich im Blaubuche v. Dez. befindet, die an S. B. Frere gesandt wurde und gerade in jetziger Zeit lesenswert ist, und sich jedermann überzeugen kann, daß die Plünderung und Vernichtung der Station des Herrn Oftebro (Etyowe) durch die Truppen schon genügte, sein Herz zum Bluten zu bringen, ohne Hinzufügung dieser beschimpfenden Kränkung. Ich habe, ehe ich die Stadt verlasse (Mr. C. ist Parlamentsmitglied und mußte in die Sitzung), keine Zeit diese Angelegenheit weiter zu verfolgen, aber Sie sollen bald wieder davon hören. Unterdessen bitte ich Sie 2 Auszüge, die mit dieser Angelegenheit zusammenhängen, bekannt zu geben. Einen finden Sie S. 351 des Blaubuches, der aber die Beschaffenheit eines Residenten handelt. Der andere Auszug ist aus einem in meinem Besitz sich befindlichen Briefe des Herrn Dunn und bezieht sich auf Herrn Oftebro, dahin lautend: „Sollte er es irgend wie wagen auf Grund seines früheren Besitzrechtes von der Station Besitz zu ergreifen, so werde ich mich in die peinliche Notwendigkeit versetzt sehen, ihn mit Gewalt daran zu verhindern.“ Dann lesen Sie in den „Natal Times“ v. 22. Jan. die Rede, welche S. B. Frere auf der Missionarsversammlung in Maritzburg gehalten hat, und ich denke, Sie werden zu dem Schlusse kommen, daß S. G. W. das alte Sprichwort bestätigt: „„Je größer der Mann ist, desto leichter läßt er sich hintergehen““.

Ihr

G. C. Cato.

Da die Kritik seitens der Presse uns in dieser Angelegenheit anerkennenswert zur Seite stand und die Urteile derselben doch mehr Anspruch auf Unparteiligkeit erheben können als Rechtfertigungsgründe der Missionare als der am nächsten Beteiligten, so gebe ich noch einige Citate. Auf die Rechtsfrage geht der hier folgende Artikel schon mehr ein.

Der Mercur bemerkte am Tage nach Abdruck des Cato'schen Briefes, am 27. Oct.:

„Mr. Catos Brief bringt S. G. W. in eine ungünstige und wirklich unwürdige Lage. Es thut uns leid und auch wieder nicht. Leid thut es uns, daß ein Mann von seiner Bedeutung so übel beraten werden konnte einen Brief zu diktieren, der seiner so unwürdig ist. Es thut uns nicht leid, weil es nur billig ist, daß einer so weittragenden und grundlosen Beschuldigung wie den von ihm gegen eine große Anzahl harmloser christlicher Missionare gerichteten, mit so nachdrücklichem Widerspruche entschlossen entgegen getreten wird. Der Hauptpunkt der Beschuldigung wiegt schwerer als es zunächst scheinen könnte. Sie war darauf berechnet, den Eindruck hervorzurufen, daß beinah alle Missionare sich mehr mit dem einträglichen Gewerbe des Handels als mit der Arbeit am Gotteswerke beschäftigt hätten. Von solcher Stelle aus gesprochen mußte die Anklage als eine gegründete erscheinen und hätte, wäre ihr nicht sofort widersprochen, alle Missionsbestrebungen in Verruf gebracht. Herr Ostebro hat darum wohl daran gethan, daß er voller Entrüstung positiven Widerspruch gegen S. G's Aussage einlegt. Er war hierzu um so mehr verpflichtet als er mit Bisch. Schreuder einer der ältesten Väter der Mission im Zululande ist. Seine Mission ist die älteste im Zululande. Stationen seiner Gesellschaft waren, als J. Dunn sich im Zululande niederließ, bereits seit Jahren gegründet. Es ist eine beachtenswerte Thatsache, daß gerade strenge Händler und Leute, welche mehr darauf erpicht sind die Religiosität zu verachten und zu verschreien als sie zu respektieren, ohne Rückhalt zugeben, daß die Norwegischen Missionare im Zululande nichts gethan haben, was den Respekt und die Ehre beeinträchtigt. Wären jene Missionare auf der Liste der kaufmännischen Konkurrenten verzeichnet gewesen, ihre Nebenbuhler, die Händler, würden unter den ersten gewesen sein, welche sich gefreut hätten sie bloß stellen zu können. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß die Aussage des H. Ostebro durchaus wahr ist, und S. G. hat sich selbst in die Klemme gebracht, entweder die Richtigkeit seiner Aussage zu beweisen, oder frei zu bekennen, daß er irre geführt ist. Um seinetwillen wünschen wir, daß er das letztere thut. So viel ist klar, daß die Sache so nicht bleiben kann. Sie ist von internationaler Bedeutung und wird ohne Zweifel weitere Untersuchung und Intervention zur Folge haben. Wir können uns der Überzeugung nicht verschließen, daß nach der Billigkeit die Missionare ein bestimmtes Recht auf andere Belohnung haben als die, welche sie empfingen. Wenn es bewiesen werden könnte, daß sie einen schädlichen politischen Einfluß im Zululande ausgeübt, wenn es bewiesen werden könnte, daß ihre Gegenwart dort gefährlich für den Frieden, die Ordnung und gutes Regiment gewesen, dann verhielte sich die Sache ganz anders. Aber nichts von der Art ist vorgebracht, noch kann es vorgebracht werden. Sie mögen J. Dunn und noch 1 oder 2 andere naturalisierte oder interessierte Engländer, die das Zululand für sich selbst haben wollten, auf die Zehen getreten haben, aber es ist unmöglich zu beweisen, daß ihr Einfluß unter den Zulu in irgend einer Weise feindlich gegen Britische Interessen oder den Frieden und die Ordnung gewesen ist.

Man übersehe nicht, daß in einem unabhängigen heidnischen Reiche, wie das Zululand gewesen ist und — alas! — sein wird, der Tauschhandel absolut zur Existenz nötig ist. Der Gegenwert dort ist nicht klingende Münze, sondern Naturalien und Vieh, wie auch in Natal noch zum Teil. — — Wenn dies hier so ist, wie vielmehr im Zululande, wo das Vieh allein den Wohlstand repräsentiert. Wenn die Missionare Fleisch, Korn u. a. zum Lebensunterhalt nötiges kauften, oder sie haben hier Arbeit zu bezahlen gehabt und solche Artikel verabreicht, das ist kein handeln. Es ist gewiß höchst

frivol und unbillig dem Miss. vorzuwerfen, er sei mehr Händler als Lehrer, weil er für ein Stück Vieh, das er kaufte, oder das Getreide, das er bedurfte, die Arbeit die ihm geleistet wurde, Decken, Hacken oder Perlen, die bei den Zulu außer dem Vieh noch gelten, bezahlte. Dies ist wie wir nicht zweifeln, das, was jenen Beschuldigungen zu Grunde liegt; wir wundern uns aber, daß ein Mann mit so scharfen Verstande und großen Erfahrungen nicht merkte, daß einige Erklärungen dieser Art zur Hand gewesen, um die Einflüsterungen und Beschuldigungen, mit welchen sein Ohr vergiftet worden, zu beleuchten.

Wie bereits gesagt, ist die Frage von internationaler Bedeutung. S. G. Günstling hat öffentlich gedroht, Gewalt zu gebrauchen im Fall Herr Ostebro versuchen würde, seine beinah 30 J. mit Besitzrecht innegehabte Station zu beziehen. Sehr nette Fragen über Besitzrechts-Ansprüche werden auf einmal durch dieses Drohen mit gewaltsamer Vertreibung aufs Tapet gebracht. Kann eine Macht, welche jede Absicht das Eroberungsrecht auszuüben, ausdrücklich ablehnte, in dieser Angelegenheit überhaupt ein Recht haben darein zu reden? S. G. W. erklärte den Zulu ausdrücklich, daß es nicht die Absicht der Königin sei, ihr Land in Besitz zu nehmen. In wiefern kann er J. Dunn oder irgend einen andern autorisieren, die Ansprüche solcher Männer, welche das Eigentum gegen 30 J. besessen haben, mit Füßen zu treten? J. Dunn war, bevor S. G. ihn dazu machte, nicht Zuluhäuptling, er wurde dazu gemacht in einem und demselben Atem, in welchem S. G. jedem nominellen Anspruche, das Land zu regieren, entsagte. Die Zulu selber, das „Volk" würden sich wirklich sehr freuen ihre alten weißen Freunde und Lehrer zurückkehren zu sehen. Nur der neue Häuptling ist es, welcher darnach trachtet, dem Missionswerke unter dem besiegten Volke den Zutritt zu verschließen, und der somit das Volk gänzlich verwirrt und verdirbt. Was auch geschehen mag, wir sind überzeugt, daß man anderwärts diese Verwickelung nicht unbeachtet lassen wird. Die norwegische und die deutsche Regierung sind an der äußerst willkürlichen Behandlung unbeteiligt, welche ihren eignen Unterthanen jetzt seitens der Britischen Vertreter zu Teil wird. S. G. W. hat es vorgezogen, das Verdikt der ganzen Christenheit herauszufordern, und wir irren uns gewaltig und würden uns noch mehr getäuscht sehen, sollte jenes Verdikt nicht zu einer schnellen Änderung einer Politik führen, die unvertilgbaren Mißkredit auf den englischen Namen gebracht hat." „**Natal Mercury**" Nr. 3378.

J. Dunn mußte sich nun wohl wegen seines Verfahrens hören lassen. Am 6. Oct. erschien ein Schreiben an Miss. Robertson v. 29. Sept. — „Ich erlaube mir Ihnen einen Brief zuzusenden, den ich soeben von dem Häuptling J. Dunn erhalten, und dessen Publizierung, wie Sie sehen werden, er selbst wünscht."

Dieser Brief datiert Enhlovini 26. Sept. 1879 lautet:

„Veranlaßt durch die Aufregung, welche mein Verhalten hinsichtlich der Besitznahme Ihrer Station in meinem Territorium seitens der Missionare hervorgerufen hat, schreibe ich und bitte Sie, bekannt zu machen, daß meine Absichten falsch verstanden sind, und ich nicht willens bin das Missionswerk zu verbieten, sondern dasselbe nur in einer bestimmteren und nutzbringenderen Weise ausgeführt haben will, als es früher auf den meisten Missionsstationen getrieben worden ist. Meine Absicht ist, daß das unter mir stehende Volk im Lernen der Künste der Weißen Fortschritte mache. Ferner habe ich zu konsta-

tieren, daß ich niemandem erlauben werde, Besitz von irgend einem Platze zu ergreifen, der nicht meine Autorität anerkannt.“ J. R. Dunn.

Nachdem Robertson in seinem diesem Briefe beigefügten Schreiben Dunns Brief in seine einzelnen Teile zerlegt und versichert hatte, daß er nicht in feindlicher Stimmung schreibe oder Öl ins Feuer gießen wolle, sondern so viel als möglich zur Verständigung beitragen möchte, beleuchtete er die einzelnen Teile. Zunächst wies er darauf hin, daß es auf Grund von Röm. 13, 1. 2 selbstverständlich sei, daß die Missionare seine Autorität anerkennen; was aber die von J. Dunn angedeutete neue Weise Mission zu treiben betreffe, so scheine er ein neues System erfunden zu haben, das mehr Erfolg verspreche als das seit mehr als 1800 Jahren befolgte alte und fordere er Dunn auf, doch ja sein System zu publizieren, im übrigen protestiere er dagegen, daß eine Regierung irgend welches Recht habe, sich in die religiösen Angelegenheiten der Missionare und dessen, was sie zu lehren haben, zu mischen, sintemal dieselbe die Mission nicht besolde.

In der Presse wurde die Angelegenheit nach Veröffentlichung obiger Korrespondenz eifrig besprochen und insonderheit J. Dunns Auftreten gegen die Missionare scharf getadelt, und der Regierung vorgehalten, daß J. Dunn nicht der Mann sei, der irgend welches Urteil in Sachen der Mission abgeben könne „denn er ist, wie er nicht leugnen kann, ein Polygamist, oder laßt uns in Beziehung auf seinen Glauben und Lebenswandel sagen, ein Türke.“ —

Die Händlerangelegenheit S. Es. wurde, bis J. Dunn seinen neuen Plan fertig hatte, noch weiter behandelt.

Missionar Kück veröffentlichte am 22. Okt. folgenden Brief:

„S. Ex. S. G. W. behauptet in seiner Antwort an Bisch. Sch., daß „die meisten der Missionare, welche bisher im Zululande gearbeitet haben, Händler gewesen sind.“ Da 4 andere Missionare und ich seit vielen Jahren als Boten der Hermannsburger Gesellschaft in dem Distrikte, in welchem jetzt J. Dunn Häuptling ist, gearbeitet haben, halte ich es für Recht und Pflicht, Ihnen und Ihren zahlreichern Lesern eine kurze Beschreibung unseres sogenannten Handels im Zululande zu geben.

Als wir ins Zululand gekommen und mit Erlaubnis Pandas und Cetywayos unsere Häuser zu bauen begannen, hatten wir Arbeiter nötig und waren dieselben Zulu. Für diese Arbeiter bedurften wir Essen und Lohn; da sie aber den Wert des Geldes nicht kannten, sahen wir uns genötigt, Waaren zu kaufen und mit Decken, Hacken u. s. w. unsere Arbeiter zu bezahlen. Wir hatten Zugochsen und Vieh für den Haushalt nötig und kauften sie für Waren. Weder meine Brüder noch ich gingen auf Handel, ebenso wenig schickten wir unsere Leute zu diesem Zwecke aus. Alles von uns gekaufte Vieh wurde zu uns gebracht und wir kauften es nicht, um damit Handel zu treiben, sondern zu unserm eignen Bedarf. Ich frage: wer hat uns gesehen, Vieh nach Natal treibend, um dasselbe dort zu verkaufen? Ich kenne in J. D. Distrikt keinen Missionar, der Vieh zu Handelszwecken verkauft

hat. Ich denke diese Erklärung wird genügen, Ihnen zu zeigen worin unser „Handel“ während unseres Wohnens im Zululande in Wirklichkeit bestanden hat. — Die Leser und Sie selber mögen urteilen, ob wir „Händler“ und ob unsere Stationen solche mit „Kaufläden“ gewesen sind oder nicht. Ich bin höchst erstaunt, wie der hohe Bevollmächtigte in solcher Hast ein solches Urteil abgeben konnte, ohne es vorher zu prüfen. Er nahm das, was der Beschuldiger ihm sagte, als unwiderlegliche Wahrheit an, ohne die beschuldigten Missionare zu fragen. Ich fordere den Mann, welcher S. G. W. sagte, daß fast alle Missionare Händler, auf, hervorzutreten[1]) und zu beweisen, was er gesagt hat.

Vor allem erinnere man sich daran, daß Sr. Ex. ein Urteil über einen Gegenstand abgegeben hat, davon er persönlich selbst nichts kennt und seine Aussage lediglich auf Hörensagen beruht. Er ist zur Zeit, als die Miss. im Zululande arbeiteten, nie auf einer der dortigen Stationen gewesen. Wie befremdend ists daher, daß er Gefallen daran fand, als ausgemachte Thatsache bekannt zu machen, daß „almost — —“ Die Quellen, aus denen er schöpfte, können nur einige sehr wenig respektable Männer gewesen sein, die im Zululande sich herumgetrieben haben, Männer, welche Feinde des Missionswerkes und des wahren Christentums überhaupt sind.

Die Beschuldigung gegen die Missionare ist einfach nicht wahr. Sr. Ex. hat die Behauptung ausgesprochen ohne jeglichen Schatten von Beweis. — Folgen die in Kruses Briefe angegebenen Thatsachen, nur weiter ausgeführt und heißts dann weiter: „Insofern mögen alle Missionare und nicht nur „„almost all““ der Tauschhandelei angeklagt werden können und Sr. Ex. kann sie darauf hin „„a respectable class of traders““ nennen. Ich kann aber wirklich nicht ausfindig machen, wie sie hätten anders handeln können, da Missionare, eben so gut wie andere Menschen nicht ohne Speise zu leben vermögen. Aber der Herr Bevollmächtigte scheint nicht diese Art des Tauschhandels mit „trade“ zu bezeichnen, weil er mit Bisch. Schreuder (wenn es nicht Ironie sein soll) eine Ausnahme macht, da Bisch. Sch. nicht sagen wird, daß er in dieser Hinsicht weniger schuldig ist als andere. Auch was die Benennung „Missionare“ betrifft herrscht eine große Unklarheit. Die Zimmerleute, Maurer und Kolonisten mit andern Beschäftigungen, welche hierher kommen um auf den Missionsstationen Häuser zu bauen, sind oft „Missionare“ genannt worden. Solche Arbeiter, die schon vor Jahren aus der Mission getreten und jetzt in Natal Landbau u. s. w betreiben, werden von manchen für „Missionare“ gehalten, was sie niemals gewesen sind. Sie sind Kolonisten und können auch Händler sein. Ich glaube diese Verwirrung hat zu den konfusen Berichten und Wirtshausgesprächen über den Handel der Miss. nicht wenig beigetragen. Es mag einige Missionare geben, die ihr Missionswerk mit „business of a dealer“ vermischt haben, obgleich ich es nie gesehen. Aber einige sind noch nicht „almost all“. Archibald Forbes (Korresp. der Daily News) erzählte (wie ich selbst gelesen) der ganzen Welt, „daß die Gesamtheit der Kolonisten in Natal Lügner und Trunkenbolde seien,“ weil er einigen Trunkenbolden auf der Straße begegnet ist. Die Aussage des hohen Bevollmächtigten gehört in die Klasse der A. Forbes'schen Berichte über die Einwohner von Natal. Der Apostel Paulus war, wie wir wissen, ein guter Missionar ein „really Godly man, bent upon doing Gods work“ (S. G. Worte), obgleich er viel zu seinem Unterhalt durch „Handel“ sich verschaffte. Er war ein Zelttuchmacher. Es ist also die

[1]) Bis jetzt hat sich noch niemand gemeldet.

Frage, ob der den Zulumissionaren nachgesagte Handel „mehr verunehrend" ist als Zeltuchmachen.

Der H. Bevollmächtigte scheint, was ihn selbst betrifft, dem Missionswerke freundlich gesinnt zu sein. Er sagt: „Es würde sich niemand mehr freuen als ich, wenn das Christentum im Zululande reißende Fortschritte machte." Jetzt können diese Worte nur durch Thatsachen illustriert werden und die Thatsachen sind die: S. G. W. hat einen Engländer über einen großen Teil des Zululandes ernannt. Jener Engländer hat das Christentum längst aufgegeben und dafür das Zulutum angenommen; er fordert nicht nur als Häuptling anerkannt zu werden (was ihm kein Missionar weigern wird[1]), aber er schreibt Regeln und Bedingungen vor, nach denen auf den längst bestandenen Missionsstationen missioniert, d. h. ein christliches Werk getrieben werden soll, zu welchem er nie einen Pfennig beigesteuert hat und auch nicht beisteuern wird.

Sr. Ex. glaubt, daß die Ausbreitung des Christentums im Zululande „nicht mit Gewalt oder durch Einschüchterung der Zulu oder Einmischung der Regierung herbeizuführen sei." Aber wird das Christentum nicht thatsächlich mit Gewalt und durch Einmischung der Regierung aufgehalten? Oder was sind Herr Dunns Thaten? Einige Missionare haben gegen 20 Jahre im Zululande gearbeitet und die Zulu hatten nichts gegen sie, so lange bis einige Weiße Einfluß über den König und die Eingebornen bekamen und die politischen Schwierigkeiten herbeigeführt wurden.

Endlich erlaube ich mir, meiner Hoffnung Ausdruck zu geben, daß der Sieg, welchen die Gottlosigkeit im Zululande gewonnen hat, nicht lange währen wird. Ich hoffe das zum Besten des Zuluvolkes und ich bitte die Diener am Wort und andere treue Christen in Anbetracht des Befehles unseres Herrn wegen der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden uns mit ihren Gebeten und Handlungen zur Seite zu stehen."

Wenn ich sagte, daß die gesamte Presse (in Natal allein erscheinen 6 größere Zeitungen) über Mr. Dunn's Vorgehen u. s. w. aufgebracht war, so ist dabei zu bemerken, daß nachdem D's. Brief an Mr. Rob. erschienen, der „Kolonist" (Bisch. Kolensos Organ), welcher wohl auch durch seine Verbindung mit Dunn näheres wußte, sich befriedigend aussprach und J. D. als eine Art Reformator darstellte, welcher das Missionswerk und besonders das Erziehungswesen in glorreiche Bahnen leiten werde und wurde schließlich hervorgehoben, daß J. D. sich wohl nur gegen die „Gesetzlosigkeit" der Heidenchristen verwahren wolle. Darauf hin richtete der Norweger Laasen folgenden Brief an die Redaction des Kolonisten und wurde derselbe in Nr. 1024 nicht nur abgedruckt, sondern seitens der Red. dazu bemerkt: „Wir danken unserm Korrespondenten für seinen Brief und werden uns freuen mehr von ihm zu hören."

„Mein Herr! In ihrer letzten Dienstagsausgabe haben Sie einen Leitartikel über den gegenwärtigen Stand der Angelegenheiten zwischen den Zulumissionaren und Herrn J. D. gebracht. Es wird darin gesagt, daß Herr D. in Zukunft den Missionaren er-

---

[1]) Obgleich dies nicht so leicht ist in Rücksicht auf den Mann und seinen Charakter.

lauben wird, ihre Arbeit in seinem Territorium zu treiben, und daß er nur fest dabei beharre, „daß solche Arbeit sich nicht auf das Lehren der Bibel beschränke, sondern auch auf die Unterweisung in Industrie und überhaupt auf allgemeineren Unterricht ausgedehnt werde". Erlauben Sie mir zu konstatieren, daß ich Herr Dunns ersten Brief an einen Missionar gelesen habe. In jenem Briefe stand kein Wort über die Zukunft, sondern allein über seine gegenwärtigen Absichten. Mr. D. dekretierte, daß er jetzt nicht beabsichtige, irgend einem Missionare zu erlauben in dem Gebiet, über welches er zum Häuptling ernannt sei, sich niederzulassen.

Wäre er der Kaiser von Rußland gewesen, er hätte nicht despotischer gesprochen haben können. Er sagte nichts von der industriellen Erziehung und der Einrichtung des Landes und niemand konnte sagen, ob oder ob nicht das kleine Wort „jetzt" in Herr Dunns Wörterbuche „für immer" bedeute und wie viel Gutes er nach einigen Jahren zu thun beabsichtige

Sie sagen, H. D. Absicht ist, die Missionsstationen zu Mittelpunkten der industriellen Erziehung zu machen. Er kann natürlich so viele Industrieschulen errichten als ihm gefällig ist und sie auch so stellen, daß sie sich selbst erhalten. So weit wünsche ich ihm den besten Erfolg. Aber wir haben mit seinen industriellen Schuleinrichtungen, deren Blühen wir in einiger Zeit zu sehen wünschen, nichts zu thun; es ist nicht seine Sache sich mit den alten Missionsstationen des Zululandes zu befassen. Es ist schon längst beabsichtigt auf einer der ältesten Stationen des Landes eine Industrieschule einzurichten, aber die Ausführung war unter dem bisherigen Regime nicht möglich, und das, was längst beschlossen ist, würde auch ohne Zweifel jetzt ausgeführt werden, wenn mehr Sicherheit des Eigentums vorhanden wäre als früher. Allein kann irgend eine Missionsgesellschaft oder ein Missionar J. D. gestatten, ein Recht als Missionsdirektor auf den Missionsstationen sich anzumaßen? Und wenn H. D. „jetzt" die Missionare aus dem Lande weisen kann, kann er dasselbe nicht auch in Zukunft thun? Wo ist dann die Sicherheit? Nein, mein Herr, lasse man J. D. seine eignen Industriestationen und sein Volk, seien es Christen oder Heiden, regieren, so weit es ihm seiner politischen Kapazität nach zusteht; kein Missionar wird ihm, insofern er Häuptling ist, darein reden. Aber J. D. muß wissen, was die ganze Kolonie Natal weiß, nämlich daß er gerade die am wenigsten geeignete Person ist, das wirkliche Missionswerk zu leiten. Wenn er noch etwas Schamgefühl hätte, würde es nicht nötig gewesen sein ihm das erst zu sagen und er würde es den Missionaren überlassen haben, zu bestimmen, ob sie in Verbindung mit ihrer andern Missionsarbeit Industrieschulen errichten wollen oder nicht. Sollte Mr. D. dabei bleiben, andere als die ihm als politischen Herrscher zustehenden Rechte in Sachen der Missionsstationen zu beanspruchen, so ist das dasselbe wie Vertreibung der Missionare. Das Missionswerk wird von der Kirche getrieben und gehört nicht in J. D. Departement. S. G. W. hat ihn zum Vicekönig gemacht, hat er ihn auch zum Papst gemacht? Und was wird das Resultat seines Geschwätzes über industrielle Erziehung sein? Wird es nicht ein wenig Sand sein sollen, der den Leuten in die Augen gestreut werden soll, oder ein Vorwand die Missionare, welche die unbequemen Wahrheiten der lästigen Bibel lehren, los zu werden?

In Ihrem Leitartikel deuten sie an, daß das Mißtrauen auf Rechnung der unehrlichen und verrufnen Heidenchristen zu setzen sei. Es ist sehr wahrscheinlich, daß (wie

gewöhnlich) viel über sie gesagt werden wird, um so mehr, da sich eine gute Gelegenheit darbietet, obgleich man denken sollte, daß Leute, wie Herr D., wenigstens Ursache genug hätten hinsichtlich ihres guten Rufes still zu schweigen. Ich verteidige die Kafferchristen nicht, da das Missionswerk mit ihnen weder steht noch fällt, aber ich erlaube mir zu bemerken, daß

1) viele sogenannte Kafferchristen nie zu einer christlichen Gemeinde gehörten; sie mögen kürzere oder längere Zeit bei ihren Verwandten auf der Station gewesen sein und die Kleider lieb gewonnen haben. Warum soll denn das Missionswerk getadelt werden, weil die Kaffern Hosen tragen? Thäte man nicht besser, wenn man die Schneider tadelte?

2) Es ist in den heidenchristlichen Gemeinden großer Mangel an geistlichem Leben, was niemand mehr beklagt als die Missionare selbst. Aber ich verstehe nicht, wie Leute, welche die Völkergeschichte kennen, erwarten können, daß der christliche Kaffer in der ersten Generation schon fähig sein soll ein so selbstverleugnendes wahres Christentum, wie es in altchristlichen Ländern gefunden wird, zu zeigen.

3) Was für wahres Christentum haben viele Weiße den Eingebornen vorgelebt? — Ich gehöre nicht zu denen, welche so viel über die Kolonisten zu sagen haben. Trotz des üblen Rufes giebt es auch viele gute Leute unter den Kolonisten Südafrikas. Aber in allen Gemeinschaften finden sich Herabgekommene und es ist die Wahrheit, wenn ich sage, daß ich nie einen christlichen Kaffer im Zululande gesehen habe, der sich in einer gemeineren Weise betragen hätte als einige weiße Leute in demselben Lande sich betragen haben.

Doch, ob viele oder wenige der christlichen Kaffern unehrlich und gemein sind, das ist noch kein Beweis dafür, daß das Missionswerk eine Verkehrtheit ist. Die Zeit hat es bewiesen, daß die Bibel die größte Macht der Civilisation ist. Ich bin überzeugt, daß auch die Kaffern im Laufe der Zeit den meisten Gewinn aus dem Bibelunterricht empfangen werden. Sollte jemand bessere Mittel den Zustand der Eingebornen zu heben, kennen, so mag er dieselben versuchen, aber es nicht allein beim Schwatzen bewenden lassen."

Nun beeilte sich aber auch J. Dunn seine „Konditions" fertig zu stellen und drucken zu lassen. Bruder Ostebro, der mir dieselben, nachdem ich sie in der Zeitung gelesen, in besonderem Abdruck zusandte, schrieb unter dieselben: „Ach Gott vom Himmel sieh darein!"

Hier sind sie:

„Bedingungen, unter welchen es einer bestimmten Zahl Missionslehrern erlaubt werden soll, Stationen in meinem Territorium zu haben. Jeder Missionar, welcher die Erlaubnis begehrt, eine Station in meinem Territorium anzulegen, soll ein Dokument unterschreiben, in dem er sich verpflichtet, folgende Bedingungen zu beobachten und auszuführen:

1) soll er meine Autorität als Häuptling anerkennen.

2) soll er anerkennen, daß er keinerlei persönliche Rechte oder Ansprüche auf Land innerhalb des Territoriums hat.

3) Die Schulen, welche auf den Missionsstationen gegründet werden sollen, müssen eingerichtet werden nach dem Grundsatze einer gewöhnlichen einfachen englischen Schule; beide, die Zulu- und die englische Sprache soll gelehrt und keine überflüssige Aufmerksamkeit darf Unterrichtsgegenständen wie Musik u. s. w. gewidmet werden.

4) Daß keinem sich hierzu neigenden Eingebornen das Handeln gelehrt werden darf. (?!)

5) Daß keinem Eingebornen erlaubt werden soll ohne meine Erlaubnis, irgend einen Kraal zu verlassen um sich auf einer Missionsstation niederzulassen.

6) Daß es deutlich verstanden werde, daß ein Eingeborner dadurch, daß er auf einer Missionsstation wohnt, nicht befreit ist von den seinem Häuptling schuldigen Stammespflichten.

7) Daß jeder Eingeborne, der begehrt auf einer Missionsstation zu wohnen, verpflichtet sein soll, ein Haus in europäischem Stile zu bauen.

8) Daß den industriellen Bestrebungen jede Unterstützung zu teil werde, damit mit der Zeit die Stationen sich selbst erhalten können.

9) Daß es den Stationen nicht erlaubt sein soll zu Handelsstationen gemacht zu werden (that the stations shall not be allowed to be made trading stations for dealing in cattle for profit").

8. Oktober 1879. J. R. Dunn,
Chief.

Doch nachdem wir des Mannes „Bedingungen" gehört, unter denen er das Missionswerk in „Dunnsland" — wie das Südzuland jetzt heißt — gestatten will, sehen wir ihn wohl selbst ein wenig an. Eine hiesige Zeitung berichtete vor kurzem, daß in einer deutschen Zeitung gefragt worden sei: Wer ist J. Dunn? Da der Mann schon lange eine Rolle im Zululande gespielt und unter Gottes Zulassung — wie es scheint — noch ferner zu spielen hat, haben auch die Leser dieser „Zeitschrift" ein Recht zu fragen: „wer ist J. Dunn?"

John Dunn ist ein Engländer und war früher Schreiber bei dem Grenz-Agenten Hauptmann Wormsley. Als er sich einiger Vergehen gegen das Gesetz schuldig gemacht, verließ er Natal, um im Zululande eine Zuflucht zu suchen. Bald hatte er sich dort so eingerichtet, daß er, nachdem Umbulazi, auf dessen Seite er mit kämpfte, getötet war, Cetywayos Grenz- und Zollwächter an der Tugela wurde. Er und 2 seiner Genossen haben damals manchen flüchtigen Zulu niedergeschossen. Von Zeit zu Zeit wurden an Cetywayo einige Pfund Sterling von der „Zollbeute" des

fast nackt ins Land gekommenen Zöllners J. D. abgeliefert. Er wußte sich immer mehr bei C. in Gunst zu setzen und das gelang ihm um so leichter, als er ein persönlicher Feind der Boers ist, und so erhielt er bald einen großen Platz. Handel, Jagd u. s. w. machten ihn bald zum reichen, Manne.[1]) Zu seiner Frau nahm er sich noch eine nach der andern aus den Zulu hinzu und lebte wie ein Zulu. Wir haben Zulu erzählt, daß er zu ihnen gesagt: „Seht nicht meine Haut an und daß ich Kleider trage, ich bin ein Zulu wie ihr, mit dem, was die Missionare predigen, habe ich nichts zu schaffen." Zur Zeit des Krieges hatte er bereits 16 Frauen. Einige ältere ließ er auspeitschen und jagte sie weg, um gleich darauf ihre Stellen durch jüngere zu ersetzen.

Daß wir oft Gelegenheit hatten gegen diesen „weißen Heiden" zu zeugen, da die Zulu oft sich auf ihn beriefen, bedarf kaum der Erwähnung. Um so feindseliger war er aber auch gegen die Missionare gesinnt und rühmte sich, daß es ihm ein leichtes sei, alle Missionare aus dem Lande zu bringen. Wie der Bootsmann an der Tugela versicherte, verschmähte er es aber nicht die Namen der Missionare auf seine Gewehrkisten u. a. zu setzen und sie als „harmloses Missionsgut" dem Zollamte zu präsentieren. — Cetywayo schenkte ihm vor etwa 7 Jahren eine mehrere □Meilen enthaltende Strecke Landes wo er dann auch von Zeit zu Zeit inmitten seiner Kraale residierte. Je mehr er in Cetywayos Gunst stieg, desto mehr auch in den Augen der Zulu und „Inkosi" König, Häuptling, wurde er bald allgemein genannt, und angeredet. Die, welche ihn nicht liebten, fürchteten ihn doch. Mit dieser Furcht war es so schlimm, daß es uns schwer wurde auch in kritischen Fällen unsere Leute zu bewegen, etwas gegen Dunn oder seines Volks Willen zu thun. Einmal fuhr ich nach der Tugela. Es hatte geregnet und war die Drift des Matikule stark ausgetrieben. Bevor ich den Fluß erreichte waren 2 Wagen J. D.s dort angekommen. Er hatte Leute gerufen, die Drift auszubessern und war eben damit fertig. Als wir auf der Höhe des Berges ihnen sichtbar wurden, kam die ganze Abteilung wie ein Rudel Wölfe auf uns zugestürzt und fielen über Menschen und Ochsen her. Meine Leute wagten es nicht ein Wort zu sagen, sondern ließen ruhig mit sich „machen". Endlich gelang es mir, die Ursache des Überfalls zu erfahren. Die Drift war von und für J. D. und nicht für die Mis-

[1]) Schon 1871 versicherte mich sein Schwager, daß er 4000 Pfd. Sterl. in der Bank habe. Dazu rechne man die großen Viehherden, vielen Wagen u. s. w. Er wohnte in einem Hause mit großen Glasthüren u. s. w.

sionare ausgebessert. Aus Gnaden durften wir sie aber schließlich benutzen, nachdem ich bemerkt, daß ich bis jetzt diese Straße mit Drift für eine allgemeine und nicht speciell für die Herrn Dunns zu halten in der Lage gewesen sei.

„Bist du J. Dunn?" fragte mich jener Häuptling, der angeblich von C. geschickt war, wegen der bereits angedeuteten Riemengeschichte, und ich ihm gebot sein Gewehr zur Seite zu stellen, als er mit gespannten Hähnen auf mich und die mit mir im Garten pflügenden Leute zielte. „Danke Gott, daß ich nicht J. D. bin, denn wäre ich J. D. und nicht ein Christ, so würde ich dir sofort das Gewehr wegnehmen und mit dir thun wie du für alle heut hier ausgeübten Schändlichkeiten (er war betrunken und sein Benehmen schweinisch) verdient hast." — Als einmal Bisch. Schreuder in Gegenwart einer Zahl Häuptlinge zu Cetyw. sagte, daß J. D. doch nur das Seine suche und nicht in Wahrheit sein Freund sei, er werde ihm noch einmal Verderben bringen u. s. w., geboten die Häuptlinge dem Bisch. Schweigen und sagten: „er ist unsere Milchkuh."

Stand er in hoher Gunst bei Cetyw., so gab es doch auch Zeiten, wo er ihn haßte und J. D. während dessen an der Grenze, wo er sich auch einen Haushalt eingerichtet hatte, wohnte. Nur ein Beispiel. Farmer in Natal gingen oder schickten zuweilen zu Cetyw. mit Geschenken (worunter Gewehre die genehmsten) und baten ihn Arbeiter zu schicken. Er ließ dann je nach Bedürfnis 50 oder 100 von der Amatongagrenze rufen und schickte sie nach Natal. 6 Monate hatten sie zu arbeiten, der Lohn für 5 Monate gehörte Cetywayo und J. D. hatte das Geld in Empfang zu nehmen. Als schon mehrere 100 gearbeitet hatten, kaufte J. D. für Cetyw. einen Wagen, gab 12 Gewehre, Munition und einige Pfd. Sterling dazu und die Sache schien abgemacht. Allein der König ließ ihm sagen: „Du hast mich betrogen"! — und schickte darauf zu Bisch. Sch., damit der ihm nach der Zahl der Leute, Monate &c. genaue Rechnung halte. Das Resultat war natürlich, daß Herr D. „geschmust." Vorwürfe gab es genug und D. war wütend auf Sch. — Als nun eines Tages J. D. bat einen von ihm ausgerochenen Zulu (D. ließ natürlich auch „ausriechen" und als vornehmer Zulu trieb er es schwunghaft) zu töten, antwortete Cetyw.: „Töte du ihn!" Aber seinen Leuten gab er den Auftrag: „Paßt auf, ob D. ihn tötet, damit ich ihn bei der Natalregierung des Mordes beschuldigen kann."

Von hohen Herrn aus England, die im Zululande dem Jagdvergnügen sich widmen wollten u. a., wurde er aufgesucht und waren sie nicht wenig

froh, wenn sie an seinen großen Jagden teilnehmen durften. Sprach man seine Verwunderung darüber aus, wenn einmal ein solcher Herr sich über D. äußerte und etwa auch hinzufügte: „wäre er in Natal, so würde er gehängt," — daß die Herren aber doch seine Freundschaft so suchten, so hieß es: „Hier ehren wir ihn, aber in Natal würden wir uns weigern, ihm die Hand zu reichen."

Als am 26. August 1878 im Natalparlament über die Bewilligung von 300 Pfund für J. D. als engl. „Protector of Emigrants" (welches Amt er bald nach der Krönung erhielt) verhandelt wurde, sprach u. a. M. Shepstone (Sohn des Sir Th. S.) dagegen, und begründete sein veto damit, daß J. D. gegen das Natalgesetz im Zululande Gewehrhandel triebe, und das falle um so mehr ins Gewicht, als man möglicher Weise vor einem Kriege mit den Zulu stehe; er könne nicht einsehen, daß man einem solchen für die Kolonie so gefährlichen Manne ein Amt und so viel Geld gäbe. Es sei ein Schimpf für die Kolonie, um so mehr als es der Regierung bekannt sein müsse, daß J. D. als er gefragt wurde, auf welcher Seite er im Fall eines Krieges stehen werde, bestimmt geantwortet: „auf Seiten der Zulu."

Als er merkte, daß die Zulu nicht als Sieger aus dem Kampf mit den Engländer hervorgehen würden, verließ er das Land. Man war erst in Furcht, daß er es doch noch auf das Verderben der Engländer abgesehen, ihnen in den Rücken fallen wolle u. s. w. Doch bald war er mit seinen Leuten, die als Führer, Spione u. s. w. gebraucht wurden, in voller Thätigkeit gegen die Zulu und ein kürzlich von einem Zulu gethaner Ausspruch ist sehr bezeichnend: „Sehr wunderten wir uns, daß J. D., der uns so lange mit Gewehren versorgt (auch einexerziert hatte!) zu den Engl. überging; wir dachten er würde mit unserm Könige leben und sterben; aber jetzt sehen wir, daß er unsern König verkauft hat, um sein Land zu besitzen."

Vieles wäre noch über seinen Charakter und seine Thaten zu sagen, allein dies Wenige wird genügen zu zeigen, was für ein Mann er ist und wie es ganz natürlich, wenn er das Missionswerk nicht leiden kann, denn es ist eine stete Anklage gegen sein finsteres Treiben, das eben das Licht haßt. Im Verborgenen will er so viel wie möglich bleiben und war es nur zu gut zu verstehen, daß er auch in der ersten Zeit seiner Regierung ungesehen sein Werk treiben wollte. Denn nicht nur die Missionare, sondern auch die Händler durften nicht ins Land. Letzteren ist es jetzt gestattet gegen Entrichtung von 25 Pfd. Sterl.

für den Wagen hineinzugehen und soll er bereits 1000 Pfd. Sterl. eingenommen haben. Dazu rechne man die Kriegssteuer, welche er sich bezahlen ließ (jeder Hüttenbesitzer 1 Kopf Vieh). Ebenso begreiflich ist es, wenn er fordert, daß die getauften Zulu sich keiner der „Stammespflichten“ entziehen. Wer kann sagen, was der Heide J. D. unter „Stammespflichten“ versteht uud ob nicht der ganze heidnische Ahnenkultus u. s. w. dazu gehört?

Unter „Autorität“ meint er höchstwahrscheinlich auch den Komplex seines Handelns und Thuns. Er kann dann auch nach Belieben die Leute am Sonntag statt in die Kirche zur Arbeit, Jagd und andern Beschäftigungen rufen, und als Majestätsbeleidigung wird er es ansehen, wenn der Missionar den Leuten, die sich auf ihn berufen, sich genötigt sieht, seine Sünden und Schanden als des Teufels Thun und Wesen zu brandmarken. Daß es für die Missionare absolut unmöglich ist, sich seinen „Bedingungen“ zu fügen, bedarf keines Beweises.

Wie es auch seitens der Presse an Spott nicht fehlte, davon nur einige Beispiele. Die „Times of Natal“ brachten einen Artikel mit der Überschrift „John Dunn und die Missionare“ und schrieb:

„Die Missionsarbeit im Zululande ist nun des Erfolges gewiß, den J. D. ist ihr geneigt. Sein Ziel, um es mit seinen eignen Worten zu sagen, ist: „dieselbe in einer bestimmteren und nutzbringenderen Weise auszuführen als sie früher auf den meisten Missionsstationen getrieben worden ist.“ Wir wollen die kleinen Fehler im Englischen, die ihren Weg in diesen Brief gefunden haben, nicht tadeln. Ein Mensch kann sich nicht im Nu den amtlichen Stil aneignen. Laßt uns nur betrachten was J. D. für die Missionssache thun kann: Er kann das Missionswerk zu einer Sache des Beispiels anstatt der Vorschriften machen. Da er selbst die Zulugebräuche vollständig angenommen hat, kann er die Eingebornen die ganze Weite der christlichen Liebe fühlen lassen. Keine Engherzigkeit, kein Vorurteil ist auf seiner Seite. Da er selbst Besitzer von einem Dutzend Frauen ist, wird er gegen einen unwissenden Kaffer, der 1/2 Dutzend haben will, nicht hart sein. Da er seine eignen Frauen mit Vieh oder Flinten bezahlt hat, wird er nicht gegen Lobola wüten (ukulobola = die Zahlung für Frauen seitens des Mannes in Vieh ꝛc.). Mit den Kaffern selbst durch Familienbande verknüpft, wird er für ihre moralische Wohlfahrt sich liebreich interessieren. Jetzt, da J. D. angezeigt hat, daß er wünscht, daß sein Volk die Künste der Weißen sich aneignet und er auch den andern Häuptlingen dazu raten will, ist wirklich Hoffnung auf eine gute Zukunft der Zulu vorhanden.“

Nach den neueren Berichten hat John Dunn auch den St. Michael- und Georgsorden erhalten und heißt es in Anbetracht dieser Dekoration in einer andern Zeitung in satirischer aber sehr bezeichnender Weise:

„Es wird geflüstert, daß die Eifersucht die Ursache der Dunnschen Weigerung ist, die Missionare in sein Gebiet zu lassen. Er will die Herren mit den weißen Hals-

tüchern nicht haben, damit sie den dunkeln Madamen Dunns nicht einen Haufen Unsinn lehren. Zunächst würde ihnen gesagt werden, sie sollen mehr Kleider tragen. 86 neue Kleider würde kein Spaß sein, denn sie werden alle nötig haben Christinnen zu werden und gesetzlich mit John verbunden zu werden. 86 Trauringe, das Stück zu 21 Mark! Dann würden die Missionare ihnen erklären, daß ihre Kinder zur Schule geschickt und lesen und schreiben lernen müßten. 343 kleine Dunns mit Fibeln und Tafeln zu versorgen! Dann würden die Frauen Dunns begehren in die Betstunden und Abendversammlungen zu gehen, und damit würden sie den andern Zuludamen begegnen und ihnen Geschichten erzählen; dann würden sie zu lange in der Gebetsversammlung bleiben und es würden, um dem lieben John das zu lange Warten in der Nacht zu ersparen, 86 Schlüssel nötig sein. 86 Schlüssel! Dann könnten die Dunnschen Frauen dafür halten, daß die Missionare hübscher sind als John und sie während Johns Abwesenheit mit seinem Branntwein und Pasteten traktieren. Ja, J. D. hat ganz Recht, wenn er die Missionare nicht haben will." —

Mit jeder Transvaal (S. G. W. war ja dort) und engl. Post erwarteten wir, daß irgend etwas geschehen würde, eine Änderung in die Lage zu bringen, doch S. G. hüllte sich in Schweigen. Da erschienen die sogenannten „Instructions" [1]), welche wohl etwas „mehr Licht" aber keineswegs irgendwelche Befriedigung veranlaßten. Nur einige nächstliegende Punkte seien mir gestattet hervorzuheben. Den „Bedingungen" der Häuptlinge gehen nämlich die „Instruktionen" für den im Zululande einzusetzenden englischen „Residenten" zur Seite. Diese Instr. erklären die „Bedingungen" der Häuptlinge, ähnlich wie S. B. Freres „Memorandum" dem „Ultimatum" erklärend nachgefolgt war. Zwischen beiden Schriftstücken ist aber ein nicht zu verkennender Unterschied. Während das „Memorandum" darauf angelegt war, das „Ultimatum" gemeinverständlicher zu machen, sind die „Instruktionen," ganz und gar darnach angethan, das Mißbehagen und den Widerwillen, mit welchem die „Bedingungen" für die Häuptlinge von Anfang an aufgenommen wurden, nur zu steigern. Weder erklären sie die sich von selbst aufdrängenden Schwierigkeiten hinweg, noch sind sie darnach beschaffen, die so scharf verurteilten Punkte des „Settlement" irgend wie abzuschwächen. Von Anfang bis zu Ende merkt man das Bestreben sich der Verantwortlichkeit zu entziehen, während auf der andern Seite doch in imposanter Weise die Gewalt in Anspruch genommen wird. Es ist rein unmöglich herauszufinden, was eigentlich der engl. Resident im Zululande soll? Er soll „wachen und allezeit bereit sein den Häuptlingen des Zululandes (J. D. eingeschlossen?) beratend

[1]) Diese sind für den zuerst berufenen „Residenten," welcher aber nachher den Posten nicht annahm, und zu unterscheiden von den „Instructions" des jetzt ernannten Mr. Osborn, wovon später die Rede sein wird.

zur Seite zu stehen," aber er hat „keine Gewalt über sie oder ihr Volk auszuüben" („exercise no autority over them or their people"). Während er den Häuptlingen Vorstellungen machen darf, wenn sie die Gesetze brechen und darüber an seine Regierung zu berichten verpflichtet ist, „hat er sich vorsichtig jeder Maßregel in Beziehung auf die Klagepunkte zu enthalten." „Er soll den Gouverneur von Natal oder den High Comm. — je nach dem der Fall ist — vollständig über alles, was im Zululande vorgeht, informieren, bis er weitere Befehle erhält." Dieses u. a. möchte wohl möglich sein, wenn Cetywayo als alleiniger König im Zululande geblieben wäre (wie es etwa dem S. B. F. Plane zu grunde lag) und der Resident auf oder in der Nähe des Königskraals wohnte. Aber nun! 13 Distrikte, 13 Regenten, 13 „unabhängige" und rivalisierende Gerichte u. s. w. So viel × 13 auf eines Mannes Schultern! — mit höchstens „einigen" schwarzen Gehilfen, wer begreift es?

Doch auch J. Dunns Stellung wird etwas klarer aus den „Instructions". Man lese: „Alle Brüder des Königs mit Ausnahme von Ham, welche vorziehen im Zululande zu bleiben, sind in der Nachbarschaft von Dabulamanzis Kraale (unweit der Station Umlolazi) anzusiedeln, wo ihnen von dem Häuptlinge J. D. unter dessen Augen sie zu leben haben, Plätze anzuweisen sind". Also J. D. hat die Oberherrschaft im südlichen Zululande mit der Aufgabe das Königsgeschlecht zu hüten, und der „Britische Resident" ist eine Art peripathetische Polizei in den andern Distrikten.

Muß der Missionar wissen, wen er in dem „Residenten" vor sich hat, so doch von allem auch, wie sich derselbe zu seinem Wirken stellt. Auch darüber geben schließlich die „Instruktionen" etwas: „Sie haben sich sorgfältig fern zu halten von aller Missions- oder Bekehrungsarbeit („you will be careful to hold yourself aloof from all missionary or proselytising enterprise.")

Ich muß hierbei unwillkürlich an die Worte eines alten Veteranen, des greisen Oftebro, denken. Er schrieb mir u. a. vor einigen Monaten: „Alles ist für die Mission so ungünstig wie möglich geordnet. Wenn man den Krieg nur für den Barbarismus und gegen das Christentum geführt hätte, könnte man es nicht besser gethan haben. Eine Schande ist dieses „Settlement" S. G.'s für die englische Nation; es scheint als ob alles nur darauf angelegt ist, J. D. zu befördern. Gott vom Himmel sehe darein und öffne für uns das Feld! Es ist zu hart, unsere Arbeit aufzugeben zu einer Zeit, wo wir hätten ernten können."

Allein ich lasse lieber jemanden reden, der kein Norweger und kein Deutscher, auch kein „Dunkelmann“ und kein Missionar, sondern ein Engländer und Laie ist. Er sagt zu dieser Bestimmung hinsichtlich des Verhaltens des Residenten zum Missionswerke:

„Die Instruktionen verhindern mehr als bisher das Missionswerk im Zululande; sie machen das Schlechte noch schlechter. Die Worte sind so gestellt, daß man sich genötigt sieht zu meinen, der Verfasser halte das Christentum für weiter nichts als für ein Blendwerk und einen Fallstrick und daß die englische Regierung aufgehört habe, den christlichen Glauben als einen wichtigen Faktor in dem menschlichen Leben zu betrachten und daß die Königin von England auf ihre Stellung „Verteidigerin des Glaubens“ zu sein, verzichtet hat, und daß alle Traditionen der englischen Geschichte und alle Eigentümlichkeiten des großen englischen Volkes der Vergangenheit angehören. „Proselytising“ von was? laßt uns Sir Garnet Wolseley fragen. Von der Religion des Zuluvolkes? Was ist die denn? Ist es von dem Glauben, den John Dunn jetzt bekennt? Will S. G. die Güte haben den Leuten zu sagen, was es sein mag? Sind die Götter gemeint welche Cetywayo anbetete, oder sind die alten Götter gemeint welche „„in den guten alten Zeiten““ vor Dingiswayo (väterlicher Freund und Erzieher Tschakas) mächtig waren und ihren Einfluß über Südafrika ausübten? Will S. G. W. sich herablassen uns die mythologischen Geheimnisse jener vorhistorischen Zeit zu enthüllen? Der Schluß der „Instruktionen“, welcher sich auf die Mission bezieht, hält fest, was nicht mehr vorhanden ist. Zu Gunsten einiger heidnischer Häuptlinge wird der übertragene, oder doch bisher unbeanstandete Besitz konfisziert. Land auf dem sich Männer niederließen, mit großen Kosten ihre Gebäude errichteten und sonstige Einrichtungen trafen, in dem guten Glauben an den ehrlichen Rechtsbesitz; diesen Männern, gegen welche keine gültigeren Beschuldigungsgründe vorgebracht sind, oder vorgebracht werden können, wird es genommen.“

Das ist bis jetzt der Stand dieser traurigen Angelegenheit. Ja „Gott vom Himmel sehe darein“. Oftebro ist nun von J. D. selbst gebeten worden, nach Etyowe zurückzugehen. Er hatte eine lange Unterhaltung mit D., wobei er sich recht freundlich benahm, gab O. auch sein „Ehrenwort“, ihm in seiner Arbeit nach Kräften Beistand zu leisten. O. hat aber die „Bedingungen“ nicht unterschrieben. Es scheint, daß J. D. von höherer Autorität der Rat gegeben wurde, doch wenigstens mit O. eine Ausnahme zu machen. Einige andere Missionare, deren Stationen nicht in „Dunnsland“ liegen, sind ebenfalls — ohne ihre Familien — ins Zululand gegangen. Hinsichtlich der andern Stationen, wie auch in den Distrikten, deren Häuptlinge sich haben von J. D. beeinflussen lassen, sind die Aussichten noch trübe. Der Schade ist unberechenbar. Und ob auch S. G. manche Gegenbestimmung träfe, die aber schwerlich sehr weit gehen werden, da sie das Bekenntnis eines begangenen Irrtums ꝛc. einschließen würden — so haben die Zulu und ihre Häuptlinge doch bereits eine Lektion gelernt, die sie schwerlich bald vergessen.

Nach neueren Nachrichten von England soll von der dortigen Regierung die Weisung hierher gelangt sein, den Missionaren keine Hindernisse zu bereiten. — Es ist möglich, daß jene Nachricht gegründet ist, obwohl sich noch nichts davon merken läßt, denn auch die „Times" hat sich jetzt der Sache angenommen, während — soweit bis jetzt bekannt — andere englische Zeitungen über J. D.'s Vorgehen gegen die Mission geschwiegen haben. Die „Times" sagt u. a.:

„Ein sonderbares und nicht gerade willkommenes Stück von Intelligenz wird uns, aus dem Zululande gemeldet. Der wohlbekannte J. D., einer von den 13 Häuptlingen welche S. G. W. eingesetzt hat, das Land zu regieren, soll den Missionaren die Rückkehr in seinen Distrikt verwehrt haben. Das von einem Manne, der zu den Europäern gehört, gegebene Beispiel wird schwerlich von den andern Häuptlingen unbeachtet gelassen werden. Es liegt nach dem von S. G. mit ihnen abgeschlossenen Vertrage ganz innerhalb ihrer Rechte, für oder gegen die Zulassung der Missionare in ihren Distrikten sich zu erklären. Aber es ist schwer, sich der Betrübnis darüber zu enthalten, daß die Entscheidung gegen die Missionare von einem solchen ausgeht, dessen Beispiel seine Kollegen beeinflussen wird. Seit vielen Jahren haben Missionsstationen im Zululande bestanden. Teilweise mag, wie nicht zu bezweifeln, die Handlungsweise der Missionare unverständig sein. Aber trotzdem wird zugegeben werden müssen, daß ein Europäer und ein Christ, wenn er ein wirklicher Missionar, -- eine bessere Art der Civilisation ist als der gewöhnliche Zulu, und daß da die Missionare die einzigen Europäer sind, denen in Zukunft die Niederlassung im Zululande gestattet wird, es betrübend ist, wenn ein Häuptling, der es am wenigsten sollte, dieselben ausschließt. Es wird gesagt, daß die Zulu sich freuten, ihre alten Freunde bewillkommnen zu können, als ihre Rückkehr durch J. D. verhindert wurde. Schwerlich wird es zu den erfreulichen Resultaten des nun glücklich beendigten Krieges gehören, daß die über das Zululand verbreiteten Missionsstationen verlassen liegen bleiben und daß viele friedliche Beispiele eines civilisierten und selbstverleugnenden — nicht zu sagen christlichen — Lebens hinfort dem Lande entzogen werden sollen."

Major Buttler führt England seine Pflichten gegen Zululand und ganz Südafrika u. a. in den ergreifenden Worten zu Gemüte:

„Und nun laßt uns auf eine fast vergessene Geschichte kommen. Vor der Thür Englands liegt das Denkmal einer großen Sünde. Vor 300 J. trug ein englisches Schiff die erste Ladung Sklaven von Afrika nach Amerika, die ja von jener traurigen Küste geholt wurden. Während zweier Jahrhunderte wurde jener schreckliche Handel durch englisches Kapital und engl. Unternehmungen in einem viel größerem Umfange als von irgend einer andern Nation fortgesetzt.[1]) Könnte der lange Katalog der Schrecken, welcher das Festland Afrikas mit Blut bedeckte und den tropischen Ocean mit Leichen bestreute, heute enthüllt werden, so möchte die Nation wohl vor dem Anblick des menschlichen Elendes bestürzt dastehen.

Alle die langen Jahrhunderte des Frevels sind noch unbezahlt. Die Sklaven, die

---

[1]) Im Jahre 1778 wurden 120 000 Afrikaner von der Küste durch Europäer geholt, davon die Hälfte in britischen Schiffen.

vor 50 Jahren von uns frei gemacht sind, sind nicht der tausendste Teil derer, die wir zu Sklaven gemacht haben. Doch die Rechnung ist noch offen und das Unrecht, welches während all dieser Jahre in Westafrika von uns gethan ist, kann in der Zukunft im südlichen Kontinente noch berichtigt werden.

Dies wird dann die Frage sein, zu welcher die Engländer ein Recht haben: „Was habt ihr an diesem Volke gethan? Habt Ihr sie in all diesen Jahren nichts besseres gelehrt, als wie sie ihre Spieße mit Gewehren vertauschen sollen? Dürft Ihr uns erzählen, daß in diesem Lande, welches größer ist als Spanien, Frankreich und Deutschland zusammen, kein Platz für 300 000 Weiße und 1½ Millionen Schwarze ist? Und kann all Euer Lehren, Predigen und Civilisieren nichts besseres für diesen Afrikaner entfalten als eine Scheibe für Eure Kugeln? — — — —

Wenn man die jämmerlichen Scenen wie sie jetzt vorgeführt, und die Selbstsucht und den Gegensatz, welcher in diesem am meisten beweinenswerten unserer Kafferkriege, seinen Gipfel erreicht hat, ansieht, so steigt in dem Geiste des Engländers der brünstige Wunsch auf, daß doch ein neuer Anfang versucht und das Alte vorüber sein möchte!"

Wir wollen durch des Herrn Hilfe in dem Panier, darunter wir streiten, dennoch den Sieg geschrieben sehen, aber mit Assaph (Ps. 82, 2) fragen auch wir: „Wie lange wollt Ihr unrecht richten und die Person der Gottlosen vorziehen? Gott, mache dich auf und richte das Land; denn du bist Erbherr über alle Heiden."

Elim, Ende Dezember 1879.

In einer Nachschrift vom 15. Febr. 1880 bemerkt der Verfasser, daß bis jetzt wesentliche Änderungen nicht eingetreten seien; Dunns Einfluß im Zululande wachse, die Anlage von Kaufläden habe er gegen eine jährliche Abgabe von 100 Pfund gestattet; dazu habe ihn die Natalregierung zum Bootsmann an der Tugela gemacht, so daß es ganz von ihm abhänge, wen er in das Land hineinlassen wolle und wen nicht, zwei Hermannsburger Missionaren habe er einen Besuch nicht gestattet.

In der Person des Mr. Osborn ist jetzt der Resident ernannt. Bezüglich der Missionare hat sich Sir Garnet Wolseley nochmals etwa dahin geäußert: die Stellung derselben bleibe wie sie bereits im „Settlement" bezeichnet, nur daß sie, da der brit. Res. im Lande sei, ruhiger leben könnten als früher. Land dürfe darum von den Häuptlingen nicht veräußert werden, weil es Volkseigentum ist, aber er hoffe „daß die Häuptlinge allen Missionaren, die aus dem Zululande geflohen", erlauben würden ihre früheren Stationen wieder zu besetzen. S. G. lobt „den segensreichen Einfluß, welchen die nichthandelnden Missionare auf die Zulu ausgeübt" und während er dem Resid. Mr. O. einschärft, sich „von aller direkten Missionsarbeit fern zu halten", giebt er ihm die Ordre, sein „bestes bei jedem Häuptlinge zu thun, von ihm die Zulassung der Miss. unter gewissen Bedingungen zu erlangen." Der Miss. „muß die Autorität des Häuptlings anerkennen und allen schicklichen Verordnungen („reasonable regulations") desselben Folge leisten." Man sieht, daß im Grunde auch mit diesen Bestimmungen, welche — wie man wohl mit Recht annimmt, — infolge von Winken aus London gegeben sein sollen, nicht viel zum bessern geändert ist. S. G. glaubt jedoch, daß durch diese Anordnungen Mr. O. in der Lage sein wird, „das Werk des Evangeliums zu fördern (to forward the work of the Gospel)."

Hoffentlich gilt von dieser traurigen Verirrung der englischen Politik das alte Athanasianische Wort: nubicula est, transibit.

Wie wir eben lesen, befinden sich 7 norwegische Missionare wieder auf ihren Stationen, nur ist uns unklar geblieben, ob diese sämtlich in „Dunnsland“ liegen.

D. H.

Die Massenübertritte in Südindien.

Von Missionar Baierlein.

II.

Die Gründe.

Diese große Anzahl der Heiden, die sich in den letzten zwei resp. drei Jahren zum Christentum gewandt haben, hat unter denen, die der Mission ferner stehen, Verwunderung erregt; unter den Missionaren nicht. Und wenn die Zahlen auch noch zehn mal so groß gewesen wären, so würden die Missionare sich wohl sehr gefreut und Gott gedankt haben, aber erstaunt wären sie nicht. Haben sie doch so viele Jahre dafür gearbeitet und gebetet, darauf gehofft und gewartet, daß es sie gar nicht wundernehmen kann, wenn nun die Erhörung kommt. Ja sie nehmen diese Zahlen auch nur als ein Angeld an auf fernere größere Siege des Evangeliums. Denn jenachdem das Christentum mehr und mehr bekannt wird, können auch die Erfolge der Mission erwartet werden. Ohne Aussaat giebt es nirgends eine Ernte. Wenn aber, wie noch heut in manchen Teilen Indiens unter einer Million Heiden kaum ein Missionar arbeitet, so kann von eigentlicher Aussaat kaum die Rede sein. Es ist nur wie ein Anfang der Urbarmachung des Bodens. Es sei denn, daß Gott durch ein besondres Walten den Herzensboden schon zerschlagen und urbar gemacht hätte. In manchen Gegenden, wie namentl. in Tinnevelly, ist freilich reichlich gesäet worden, aber dort ist auch in diesen Jahren die größte Zahl der Katechumenen gekommen. Das kann ja auch kaum anders sein. Sehen doch die Heiden mit Augen, daß die Gottseligkeit, welche die Missionare predigen, die Verheißung auch dieses wie des zukünftigen Lebens hat. Die christlichen Dörfer mit ihrer ordentlichen Anlage, bessern Häusern, größeren Reinlichkeit, Schule und Kirche; die Christen in ihrem stillen gesetzten Wandel, in ihrer einfachen aber reinlichen Kleidung, die Überlegenheit derer besonders, die aus christl. Schulen hervorgegangen sind, also daß

Männer und Frauen lesen und schreiben können 2c., das sind alles so viele beredte Predigten, die, indem sie immer stärker hervortreten, immer eindringlicher werden. Dann kommen noch die täglichen Gottesdienste, die schöne Sonntagsfeier, wo Männer, Weiber und Kinder mit ihren Büchern in der Hand in die Kirche gehen, und in anständiger und vernünftiger Weise Gott dienen. Wie muß das alles von dem wilden Heidenlärm abstechen, womit die Heiden ihren Dämonen dienen und sich selbst dämonisieren lassen. Und wenn sie nun ihre eignen Landsleute als Pastoren fungieren sehen, und fast nach einer jeden Stunde Weges eine christliche Gemeinde mit einem eingebornen Pastor antreffen; so müßten die Hindus doch noch viel gewohnheitsmäßigere Leute sein, als sie es wirklich sind, wenn sie nicht davon berührt werden sollten. Dazu kommt noch, namentlich in Tinnevelly, auch die sociale Seite der Sache hinzu. So viel ihrer Stammesgenossen (Schanaren), so viel ihrer Verwandten sind schon Christen, daß es zuletzt nur eines äußern Anstoßes bedarf, damit sie es auch werden.

Dieser äußere Anstoß ist natürlich bei den Einzelnen sehr verschieden. Krankheiten, Todesfälle, Verluste, Zerfallen mit seinen Angehörigen und viele andre Sachen sind hinlängl., den äußern Anstoß zu geben, nachdem im Innern ein Samenkörnlein vielleicht schon Jahre lang gelegen hat. Immer ist die Hand Gottes dabei, die da für Christum erziehet, innerlich ziehend, äußerlich treibend. Es ist eine außerordentlich äußerliche und oberflächliche Auffassung der Sache, zu sagen: die Leute kommen nur aus äußeren Beweggründen und suchen nur das Ihre. Dieses Urteil ist sehr billig und kostet weder ein Studium der Sache, noch ein sorgfältiges Eingehen in die Verhältnisse.

Das Ihre suchen die Leute freilich, und sollen es auch suchen. Und welche immer dem Worte des HErrn nachkommen: „wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Ende;“ „kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken;“ „wen da dürstet, der komme her und trinke“ 2c. 2c. — die suchen alle das Ihre.

Der HErr will aber, daß wir das Unsre suchen sollen, und legt es tausendfach in unsern Weg, damit wir es auch finden möchten. Der Mensch ist aber nicht lauter Geist, sondern hat einen Leib sowohl wie eine Seele; und es ist des HErrn Wille, daß sich Leib und Seele freuen sollen in dem lebendigen Gott. Darum heilte Er auch die Lahmen und Blinden, die Gichtbrüchigen und Aussätzigen, die zu Ihm kamen, obwohl sie zunächst nur das äußere Elend zu Ihm trieb, und sie zunächst äußere

Hilfe von Ihm erwarteten. Denn als der HErr einen Blinden frug: Was willst du, daß ich dir thun soll? so war die Antwort nicht: HErr, daß ich selig werden möchte; sondern HErr, daß ich sehen möchte! Und der Aussätzige rief: HErr so du willst, kannst du mich wohl reinigen. Der HErr aber wies keinen deswegen von sich, sondern heilete sie und ließ sie gehen. Und seine Knechte unter den Heiden sollten die da kommen, zurückweisen, weil sie auch mit äußerer Not beladen sind?

Wer könnte denn bei den Heiden, und namentlich bei der unwissenden Menge, auch nur höhere Beweggründe erwarten? Waren sie doch auch in Israel nicht häufig. Und die Menge suchte den HErrn nicht einmal, weil sie Zeichen und Wunder gesehen hatte, sondern weil sie Brod gegessen und satt geworden war — die doch das Wort Gott hatte. Soll man von den Heiden, die es nicht haben, besseres erwarten? Wissen viele doch nicht einmal ob sie eine Seele haben, oder sind es doch wenigstens nicht gewiß. Sie leben eben dahin wie das Vieh, und suchen nur was ihnen wohlthut. So sterben sie auch dahin in der Stumpfheit der Sinne, ohne Furcht und ohne Hoffnung. Erst durch die Predigt des Evangeliums (die sie gar oft hören müssen, ehe sie nur irgendwie begreifen, um was es sich handelt), fangen sie an sich auf sich selbst zu besinnen. Und wenn sie dann kommen, sich dem Fremdling anvertrauen, und von dem Guten, davon sie eine dunkle Ahnung haben, sich unterrichten lassen wollen, dann sollte sie der Fremdling erst in ein peinliches Verhör nehmen, nach den innersten Beweggründen forschen und sie fortschicken, wenn sie, die Irdischgesinnten, reden wie Irdischgesinnte? Sollte er sich nicht vielmehr freuen, daß sie nur kommen, und er nun Gelegenheit hat den himmlischen Sinn in sie zu pflanzen? Treue Knechte laden ein und bringen zusammen wen sie finden. Der die Worfschaufel hat, das ist ein andrer, und Er allein wird seine Tenne fegen.

Bei den unterrichteten Klassen, namentlich die durch Schulen der Europäer gegangen sind, ist ja vieles anders, und da kommt es allerdings vor, daß manche mit ziemlicher Erkenntnis kommen. Natürlich richtet sich dann auch das Verfahren und der Unterricht nach der Person. Aber solche sind bis jetzt nur noch Ausnahmen. Ihre Zeit wird auch kommen, einstweilen aber sind es die niedern und oft die niedrigsten Volksklassen, mit welchen es die Mission zu thun hat. Und wenn von diesen einer käme und sagte: Herr, ich suche nur das Heil meiner Seele, und möchte auch gern durch Jesum Christum selig werden rc., so würde sich ein Neuling unter den Missionaren wohl sehr darüber freuen, und das wäre ja

auch die rechte Weise des Kommens, wie man sie sich in der Heimat denkt. Ein erfahrner Missionar aber würde sich den Mann zweimal ansehen und wahrscheinlich erkennen, daß er es hier entweder mit einem Echo zu thun hat, welches ein andrer in den Mann hinein rief, oder etwa mit einem Manne, der schon andre Missionare angeführt hat. Am sichersten und heilsamsten ist es immer ein genaueres Eingehen in die Verhältnisse und Beweggründe erst dann vorzunehmen, wenn die Leute schon einigen Unterricht empfangen haben, und also wissen, worum es sich eigentlich handelt. Dann muß es ihnen natürlich ans Herz gelegt werden, ob sie den Mann mit der Dornenkrone für ihren König annehmen und auf dem schmalen Wege Ihm folgen, oder auf den breiten Weg dieser Welt zurückkehren wollen. Denn Kampf und Verfolgung folgt nach der Bekehrung zu Christo in diesem Lande gar oft auch bei den Ärmsten, und mancher Tagelöhner bekommt die Dornen in der Krone seines HErrn gar wohl zu fühlen, wenn er nach der Taufe in sein Dorf zurückgekehrt ist. —

Wie nun der äußere Anstoß bei den Einzelnen sehr verschieden ist, so war die gewaltige Zuchtrute Gottes, die Hungersnot, ein äußerer Anstoß für Tausende. Sahen sie doch mit offnen Augen, wie ihre Götter hilflos waren, und ihre Tempel verlassen und leer standen. Denn der Götzendienst der Heiden ist nur so eine Art gegenseitiger Hilfsgesellschaft. Geben die Götter Regen und fruchtbare Zeiten, so wird ihnen fleißig geopfert, von welchen Opfern sie wiederum ihr Wohlleben haben. Fällt es aber den Göttern ein, ihrer Pflicht zu vergessen und gegen ihre Diener unerkenntlich zu sein, nun so rächen sich diese sofort damit, daß sie ihnen keine Opfer bringen, und berauben sie somit ihres Wohllebens, und zwingen sie also, wieder an ihre Verehrer zu denken. So verstummten denn in der Hungersnot Trommeln und Schalmeien, und die ägliche Salbung der Götzen hatte für lange Zeit ein Ende. Vertrocknet, bestaubt und wie betrübt standen sie da und beides Furcht und Hoffnung hatte mit der Verehrung aufgehört.

Nicht besser war es mit den Göttern der Erde, den Brahmanen, bestellt. Anfangs thaten sich wohl einige hervor und speiseten eine Anzahl jeden Tag. Bald aber hörte das auf und allgemeines Verzagen lagerte sich auf die Gesichter. Nach der genausten Berechnung sind an drei Millionen Menschen verhungert, oder an der Hungerruhr gestorben. Und hier, wo jeder fünfte Einwohner des Königreichs starb, wandelte man monatelang buchstäblich unter den Leichen. — Da waren es die Fremdlinge, die, zwar nicht von dem Volke, aber wohl von ihren Obersten ge-

haßten Weißen, welche die Verschmachtenden zu Tausenden in Speiselager sammelten und mit Lebensmitteln wie mit Arzeneien versorgten. Ja sie gingen von Haus zu Haus, suchten das Elend auf und halfen, wo noch Hilfe möglich war. Viele von ihnen, von den weißen Fremdlingen, holten sich dabei lange Krankheiten, nicht wenige fanden auch den Tod, während sie anderen das Leben zu retten suchten. Ich sah höhere Beamte nach ihrer harten und verantwortungsvollen Tagesarbeit die Reihen dieser Verschmachtenden, die in Speiselagern zusammen gedrängt waren, durchgehen und von der für sie bereiteten Speise selbst kosten, um sich zu überzeugen, daß alles was möglich ist für sie geschehe. Es gehörten schon starke Nerven dazu, den Anblick dieser Tausende zu ertragen, aus deren gläsernen Augen der Tod herausstierte. Nun aber noch die Ausdünstungen der eng zusammen gedrängten Menge, mit Beulen bedeckt, mit Ruhr behaftet, und auf deren Körper wie auf ihre Lumpen seit Monaten kein Tropfen Wasser gekommen war! — Die weißen Fremdlinge fühlten aber die Verantwortung, die auf ihnen lag, und setzten sich gern jeder Gefahr aus. Die Erdengötter Indiens aber, die Brahmanen 2c., wie anders handelten die!

Die Hungersnot machte gar vieler Herzen offenbar. Vornehme eingeborne Beamte, Brahmanen und andre, die 4—600 Mk. monatlichen Gehalt bezogen und sonst im Reichtum schwelgten, die zogen sich scheu zurück und mochten das Elend ihres Volkes auch nicht mit einem Finger anrühren. Hier ward es offenbar, was das Christentum und was das Heidentum für Menschen macht. Die kalten stolzen Engländer, die sonst alles verachten, was nicht englisch ist, die konnten weich sein, wie ein Kind, ja ihre Gesundheit und ihr Leben riskieren, um diese arme dunkle Menge zu retten. Die Leute aber ihrer eignen Farbe, die sonst so weich sind, daß sie auch ein Insekt zu töten sich scheuen, die konnten ihre eignen Landsleute zu tausenden verschmachten und hinsterben sehen, ohne im Geringsten gerührt zu werden.

Und auch dieses Unerklärliche, das nur durch das Christentum erklärt wird, weil dies allein die Herzen für die Mitmenschen erweicht und teilnahmsfähig macht, ist doch nur eine Seite dieses dunklen, schauerlichen Bildes, welches die Hungersnot aufrollte. Denn es war den zarten Brahmanen und andern eingebornen Beamten nicht genug, sich scheu zurückzuziehen und teilnahmslos zu bleiben bei dem Elende ihres Volkes; sie suchten selbst noch durch dieses Elend sich zu bereichern. Sie raubten das, was für die Armen gegeben ward, von dem ja viel durch ihre Hände gehen mußte, und wurden somit die Ursache, daß so viele tausende mehr

starben, als sonst der Fall gewesen sein würde. Einige von ihnen mußten wohl darüber ins Gefängnis wandern, aber die meisten, viele hundert von ihnen, waren viel zu schlau, als daß man ihnen ihre Dieberei und Schwindelei hätte beweisen können.

Natürlich konnte das Volk, und zwar nicht nur die davon betroffnen, sondern das Volk im ganzen, der Sache nicht unkundig sein. Das mußte notwendig dazu führen, einen Vergleich anzustellen zwischen den christlichen Fremdlingen, die alles thaten, um die Verschmachtenden zu retten, und ihren eignen heidnischen Vorgesetzten, die alles thaten, um sich durch das Elend der Menge zu bereichern. An ihren Göttern irre geworden, mußten sie nun auch an den vornehmsten Dienern ihrer Götter irre werden. Ist es nun noch ein Wunder, daß sich tausende von ihren Göttern weg zu dem Gotte der Christen wandten, und von der Gängelung ihrer Götzenpriester zu der Führung der christlichen Missionare? Ja ein Wunder ist es wohl, aber nur, daß statt so vieler tausende nicht so viele hunderttausende umkehrten.

Auch ist wohl zu merken, daß diese Umkehr nicht während, sondern **nach** der Hungersnot geschah. Während die große Not andauerte, war gar kein Aufmerken da. Blankes Verzagen beherrschte die Gemüter. Erst als die größte Not vorüber war und die Hoffnung des Lebens wiederkehrte, fing man an sich wieder zu besinnen und über das Vergangene nachzudenken. Auch sind die da kamen gar nicht immer solche, die in der Not unterstützt worden waren. Im Gegenteil; von den vielen tausenden, die in Speiselagern monatelang unterhalten wurden, sind sehr wenige Christen geworden. Viele starben als Heiden, die übrigen kehrten als Heiden in die Dörfer zurück. Auch kamen die Bekehrungen nicht überall da vor, wo die Hungersnot hauste und Hilfe verabreicht ward. Während sich im Süden von Tinnevelly Tausende herzudrängten, ist es im Norden desselben Distrikts ziemlich stille geblieben. Und im Königreich Mysore, wo die größte Not herrschte, und so viel Hilfe geschah, ist es ganz stille geblieben. Hungersnot ist ja kein Gnadenmittel, sondern eine Zuchtrute Gottes. Die Zuchtruten Gottes treiben aber die Gottlosen zum Zähneknirschen und nicht zur Buße. Offb. 16, 9—11.

Ein sehr eklatantes Beispiel davon giebt die Mission im Nellore-Distrikte. Während nämlich in Ongole (im Nellore Distrikte) 9000 getauft wurden und noch 39 000 der Taufe warten, blieb es im nahen Nellore fast ganz still. Und doch hat gerade dort, wie wohl sonst nirgends, der Missionar Mittel in den Händen gehabt, den Armen zu helfen.

Er hat mit eignen Händen in und um Nellore über 60 000 Mk. ausgeteilt, und fast niemand wandte sich zum Christentum.

Das zeigt doch ganz deutlich, daß die Hungersnot wohl für viele ein Anstoß war zur Entscheidung zu kommen, daß aber, wo sonst nichts vorlag als die Hungersnot, das Evangelium auch keine Siege feierte.[1])

Kurz: es ist der Zug des Vaters zum Sohne, welcher die Heiden zu Christo bringt. Der Mittel und Wege hat der Vater ja viele, aber wo Er nicht zieht, da kommt niemand, oder bleibt doch niemand. Nach der ersten Woche des Unterrichts kann ein erfahrner Missionar meist schon sehen, wer nur mitgelaufen ist und wer vom Vater gezogen ward. Wenn größere Zahlen kommen, sind öfters solche Mitläufer dabei, aber die bleiben selten auch nur bis zur Taufe. Ausnahmen finden immer und überall statt, und werden von mir bereitwillig zugegeben. Aber als unumstößliche Regel wiederhole ich: Es kommt — auch bei diesen Heiden — niemand zum Sohne, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater. Und von unsern getauften Christen bezeuge ich eben so bestimmt, und es ist mir in den 33 Jahren unter den Heiden hundertmal gewiß geworden, ungeachtet aller Schwachheit um und an: GOtt hat sein Werk in diesen Seelen.

Die evangelischen Missionen in Japan.[2])

Von Dr. Grundemann.

I. Allgemeines.

Amerika hatte das lange verschlossene Japan geöffnet, aber noch nicht für die Mission. Erst der von England 1858 erzwungene Vertrag gewährte Ausländern die Erlaubnis, sich auf den bei den geöffneten Häfen

[1]) Unser Berichterstatter hätte noch hinzufügen sollen, daß, wie besonders Caldwell ausdrücklich betont, der Hungersnot gerade in Tinnevelly eine energische evangelistische Thätigkeit voraufgegangen war. D. H.

[2]) Im Anschluß an den S. 97 ff. dieses Jahrganges gedruckten Vortrag. Es sei hier vergönnt eine Unrichtigkeit die sich in den letzteren eingeschlichen hat, zu berichtigen. Wir sind nämlich darauf aufmerksam gemacht worden, daß neuere Forschung herausgestellt hatte, daß die Holländer selber nicht bei der Ceremonie des Kreuztretens beteiligt gewesen sind. Die japanischen Behörden haben dieselbe vielmehr nur von den mit den Ausländern in Berührung gekommenen Japanern ausführen lassen. Hiernach ist der betreffende Passus auf S. 111 zu berichtigen. Daß die Holländer gegen die Katholiken mit den Heiden gemeinsame Sache gemacht haben, wird hierdurch nicht verändert, mag auch sonst in den älteren Darstellungen von katholischer Seite in dieser Hinsicht manches übertrieben sein.

kommen, unter andern der später zum apostolischen Vikar ernannte Mr. Petitjean. Zu ihrer Freude hatten sie entdeckt, daß selbst durch die Jahrhunderte lange Verfolgung die Bekenner des Christentums nicht gänzlich ausgerottet waren. In der Gegend von Nagasaki, besonders in einem Dorfe Urakami, hatten sich noch Scharen heimlicher Anhänger desselben erhalten wenn auch unter den äußerlich angenommenen Formen des Buddhismus. Diese fielen nun wieder den Priestern zu, welche sich kühn über die Konzession hinaus in der Tracht der Eingebornen zu ihnen wagten. An der Weigerung dieser Christen, fernerhin die Bonzen bei ihren Leichenbegängnissen fungieren zu lassen, kam ihr Bekenntnis an den Tag und zog ihnen Anklagen beim weltlichen Gerichte zu. Da sie sich weigerten ihren Glauben zu verleugnen, so wurden ganze Scharen von ihnen nach der kalten Nordinsel Yeso verbannt, indem die Regierung sie zugleich für ihre dortige Kolonisation benutzte. Bei dem Transport sind wahrscheinlich viele umgekommen, da sie in großer Menge in die Schiffe gepackt wurden. Die Intervention einiger europäischer Konsuln war fruchtlos. Damit war der alte Christenhaß, der besonders bei den Bonzen seine Stätte hatte, wieder mächtig geschürt. So mußten denn in den folgenden Jahren auch etliche von den wenigen, die sich inzwischen zum evangelischen Glauben bekannt, Gefängnis und Bande erdulden.

Unter den ungünstigen Verhältnissen aber, unter welchen die Mission in jener Zeit zu leiden hatte, sind fast als die schlimmsten zu bezeichnen: die Laster der meisten Europäer und Amerikaner, welche Schiffahrt und Handel in wachsender Zahl nach Japan führten. Die Unsittlichkeit, welche an den geöffneten Hafenplätzen noch jetzt im Schwange geht, muß jedem anständigen Menschen die Schamröte auf die Wangen treiben, wie ein Reisender, der für Religion und Mission keineswegs Partei nimmt, erst kürzlich versichert hat. Das anmaßende und zuweilen gradezu rohe Benehmen, das manche Europäer, auf den von ihren Nationen gewährten Schutz trotzend, sich gegen selbst hochgestellte Eingeborne zu schulden kommen ließen,[1] war auch nicht geeignet, den Japanern einen rechten Begriff von den Eigenschaften eines Christen beizubringen. Alles, was das Volk an den Ausländern wahrnahm, wurde überhaupt auf die Rechnung des Christentums geschrieben und das eingewurzelte Vorurteil fand auf allen Seiten Stoff für das ungünstigste Bild von dieser Religion.

Die wenigen Missionare standen noch zu vereinzelt da, als daß ihr

[1]) Besonders von englischer Seite erfolgten einige derartige Fälle, die im ganzen Lande Aufsehen erregten.

von dem der meisten andern Europäern so verschiedener Wandel in den Augen der Eingebornen hätte zur Geltung kommen können; dazu waren ihnen wie gesagt durch die argwöhnischen Behörden die Hände gebunden. Es sind jedoch aus jener Zeit einige ehrenvolle Ausnahmen zu erwähnen, von Ausländern, die neben ihrem irdischen Beruf ganz in der Stille recht segensreich gewirkt haben, um in ihrer nächsten Umgebung dem Christentum Raum zu schaffen. Besonders war dies der Fall bei einigen der Amerikaner, welche, als gegen Ende der sechziger Jahre ein Umschwung in der Stellung zu den Fremden sich Bahn brach, als Lehrer oder Leiter technischer Anstalten ins Land gerufen wurden.

Es ist bereits (S. 117) erwähnt worden, wie sich aus Anregung der jungen Japaner, die im Auslande fremde Sprachen studiert hatten, um als Dolmetscher dienen zu können, und die gesättigt mit europäischer Kultur zurückgekommen waren, eine Partei der Fremdenfreunde gebildet hatte, die schnell an Macht gewann und in deren Bahn auch der Mikado einlenkte, nachdem er die seit lange entrißene Herrschaft wieder erlangte. Mit der Bewunderung der überlegenen westländischen Kultur war ein mächtiger Hunger nach derselben erwacht, dem mit der Gründung von Schulen und anderer Anstalten nach europäischem Muster genügt werden sollte. Leute dieser Richtung unterschieden wohl zwischen der Kultur und dem Christentum und wollten nur die erstere. Jedoch hatte bei ihnen der alte Fanatismus einer gewissen Toleranz Platz gemacht, und so zögerten die Behörden damals nicht, auch die Missionare zum Unterricht an höheren Schulanstalten mit heranzuziehen.

Damit beginnt nun erst überhaupt eine regelmäßige Missionsthätigkeit. Denn daß die Missionare nicht einen bloßen religionslosen Unterricht erteilen konnten, verstand sich von selbst, wenn auch direkt in der Schule nicht eigentlicher Religionsunterricht gegeben werden durfte. Sie gewannen jedoch bald auf manche ihrer Schüler solchen Einfluß, daß diese privatim bei ihren Lehrern auch Unterweisung in Glaubenssachen suchten, die Bibel lasen u. s. w.

So war denn die Mission, wenn auch alle öffentliche Verkündigung des Evangeliums noch verboten blieb, nach dieser Seite hin in ein neues Stadium eingetreten. Mochten auch in diesen letzten Jahren der ersten Periode in der Geschichte der evangelischen Mission in Japan die hervortretenden Früchte immerhin nur gering sein, so ist der Einfluß, der von den christlichen Lehrern an den Schulen ausging, nicht hoch genug anzuschlagen. Auch unter den andern aus dem Auslande berufenen Lehrern

waren solche, die aus ihrem Christentum kein Hehl machten[1]) wie auch schon die Feier des Sonntags, die um der Lehrer willen in die Schulen eingeführt wurde, ein lautes Zeugnis für das Christentum war. — Bis 1872 jedoch beschränkten sich die Fälle eines Übertritts, die noch dazu ohne alles Aufsehen vollzogen werden mußten, kaum auf ein Dutzend. Noch durfte vor keiner öffentlichen Versammlung geschweige denn in einer von Eingebornen besuchten Missionskapelle gepredigt werden. Es war die Zeit der kleinen Anfänge. Beiläufig freilich fällt doch in die Wagschale, was die Missionare in literarischen Arbeiten bis dahin leisteten. Vor allen ist in diesem Stücke Dr Hepburn von der amerikanisch reformierten Mission zu erwähnen, der nicht bloß mit seinem trefflichen japanischen Wörterbuche allen nachfolgenden Arbeitern das wichtigste Hülfsmittel schuf, sondern selber verschiedene Teile der heil. Schrift, Traktate u. s. w. ins Japanische übersetzte.

Eine ganz neue Periode dieser Mission begann, wie gesagt mit dem Jahre 1872. Die europäischen Einflüsse waren allmählich so mächtig geworden, daß man die alte Schroffheit gegen das Christentum nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Die erwähnten Tafeln mit den Strafgesetzen wurden im ganzen Reiche entfernt.[2]) Freilich wurde bald darauf ausdrücklich erklärt, daß die letzteren nicht aufgehoben seien; denn die Reaktion machte sich in diesem Stücke doch wieder geltend. Zur völligen Religionsfreiheit ist Japan noch nicht durchgedrungen. In Wirklichkeit aber sind die Verhältnisse von derselben nicht sehr entfernt, da die Regierung im ganzen und großen von der ferneren Anwendung jener alten Gesetze Abstand nimmt, sowie sie im allgemeinen auch zu den Arbeiten der Missionare ein Auge zudrückt, obwohl ihnen hier und da von einzelnen unfreundlichen Beamten Schwierigkeiten bereitet werden, während ihnen dagegen auch andre auf das freundlichste entgegenkommen. Eine große nationale Partei, welche mit einer gewissen Begeisterung das alte Schinto-System vertritt, ist, obwohl sie sich mit der europäischen Kultur befreundet

[1]) Von einem Herrn Warren Clark verlangten die Behörden bei seiner Anstellung, daß er wenigstens die ersten 3 Jahre über die Religion schweigen sollte. Er erklärte dies für unmöglich, wurde aber trotzdem angestellt. Er hielt denn auch an jedem Sonntage (und zuletzt dreimal) Sonntagsschule mit denjenigen seiner Zöglinge, die dies wünschten.

[2]) Diese Maßregel hing zusammen mit der Repression gegen den Buddhismus, der allen europäischen Einführungen das größte Hindernis zu bereiten suchte. Die fortschrittliche Partei gewann soweit das Übergewicht, daß dem Buddhismus sein Charakter als Staatsreligion entzogen wurde.

hat, gegen das Christentum bitter gestimmt. Andere jener sich überstürzenden Kulturkämpfer haben sich dem europäischen Materialismus und Unglauben ergeben. Bei dem allen aber ist dem Christentum genügender Boden gelassen, seine Wurzeln auszubreiten und überraschend hier und da eine Menge seiner Wurzelschößlinge an das Licht zu senden. Manche der Kulturreformen haben nicht wenig dazu beigetragen. So namentlich die Einführung unsres Kalenders. Der christliche Sonntag wurde zunächst freilich noch durch die alten heidnischen Feiertage (1. 6. 11. 16. 21. u. 26 jedes Monats) ersetzt.[1]) Vier Jahre später aber wurde auch der Sonntag offiziell unter dem Namen „Tag des Lichtes" für das ganze Reich als Ruhetag eingeführt. Die unparteiliche Besprechung derartiger Gegenstände in manchen japanischen Zeitungen hat übrigens viel zu solchen Erfolgen beigetragen.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Missionare, sobald es die Verhältnisse gestatteten, die öffentliche Predigt des Evangeliums mit allen Kräften betrieben. Es fehlte ihnen daher nicht an geeigneter Thätigkeit auch als sie durch den Einfluß der Oppositionspartei aus den staatlichen Schulämtern verdrängt wurden. Die Predigt übte bald auf das Volk große Anziehungskraft aus, wenn zunächst auch wenig religiöses Interesse dabei im Spiele sein mochte, sondern mehr das Streben nach abendländischer Kultur die Zuhörerscharen zusammenführte. Dennoch verbreitete sich bald in weiteren Kreisen der Eindruck, daß das von den Missionaren verkündete Christentum etwas ganz anderes sei, als was man aus der Beobachtung der Fremden mit ihren Lastern bisher dafür gehalten hatte. So fanden sich denn auch bald Leute, in denen ein Forschen und Fragen nach der Wahrheit erwachte, wenn auch oft noch verwachsen und verquickt mit jener wunderbaren Reformsucht, die mit staunender Bewunderung der weit überlegenen europäischen Kultur weite Kreise des Volkes fast fieberhaft ergriffen hatte.

Unter diesen Verhältnissen hat sich denn die evangelische Mission in Japan ganz außerordentlich schnell entfaltet. Während die Zahl der getauften evangelischen Japaner vor 1872 kaum ein Dutzend betrug die um ihres Christentums willen fortwährend bedroht waren, giebt es jetzt, acht Jahre später, mehr als 7000 japanische, evangelische Christen, die ihren Glauben frank und frei bekennen, und deren 2500 zur Klasse der Abendmahlsgenossen gehören. Damals gab es nicht eine Gemeinde. Jetzt sind

[1]) Dies geschah infolge des unvorsichtigen Ausspruches eines katholischen Missionars, daß mit dem Kalender eigentlich auch das Christentum angenommen sei.

in allen Teilen des Landes evangelische Gemeinden aufgewachsen und, wohl zu merken, nicht durch die direkte Thätigkeit der Missionare ins Leben gerufen, sondern von Japanern selbst gestiftet, meist ohne Kosten der Missionsgesellschaft oder nur mit geringem Zuschuß selbst die nötigen Geldmittel beschaffend und geleitet von selbst erwählten japanischen Pastoren, welche ihre Ausbildung durch die Missionare empfangen haben und mit ihnen immer noch in Verbindung bleiben, während diese keine offizielle Gewalt über die Gemeinden haben.[1]) Von eingebornen Predigern war in jener ersten Periode der evangelischen Mission noch gar nicht die Rede; jetzt giebt es eine ganze Schar tüchtiger ernster und treuer Männer[2]), die sich dem geistlichen Amte gewidmet haben und deren Zahl fortwährend durch mehrere gutgeleitete theologische Seminare vergrößert wird.

Mit der christlichen Literatur war es anfänglich sehr schwach bestellt. Zunächst mußte man sich mit einigen chinesischen Schriften behelfen und diese durften nur mit größter Vorsicht privatim verbreitet werden. Jetzt werden zahlreiche christliche Bücher, unter andern die meisten Teile des Neuen Testamentes in guter japanischer Übersetzung in allen japanischen Buchhandlungen — nicht etwa an besonderen christlichen Verkaufsstellen — öffentlich feil geboten und finden solchen Absatz, daß auch heidnische Verleger und Drucker nach dieser Seite hin ihre Geschäfte machen. Auch eine christliche Zeitschrift ist im ganzen Lande verbreitet. Neben den religionslosen Regierungsschulen fehlt es nicht mehr an christlichen Schulen verschiedener Art, namentlich auch für das weibliche Geschlecht. Anstatt des Argwohns, mit dem die Missionare sonst betrachtet wurden, wird ihnen jetzt vielfach die größte Freundlichkeit selbst von Beamten entgegengebracht; wenn auch hier und da zuweilen die heidnische Opposition fühlbar wird. — Durch die christlichen Gemeinden aber geht meistenteils ein frischer Hauch jugendlicher Begeisterung, in dem sich oft leuchtende Züge der ersten Liebe aus den Gemeinden der apostolischen Zeit widerspiegeln. Das Christentum bewährt seine Gemeinschaft bildende Kraft. Wo ein Japaner das

[1]) In den der bischöflichen Kirche angehörigen Gemeinden gestaltet sich dies Verhältnis natürlich etwas anders. Bei den presbyterianischen und kongregationalistischen Gesellschaften wird ja ein derartiger Zustand als Ziel überall in der Mission angestrebt, aber auf den meisten Gebieten gelingt es erst nach Jahrzehnten, Gemeinden von solcher Selbstständigkeit zu gewinnen. Der Umstand, daß die Missionare nur in den bestimmten Hafenplätzen ihren Wohnsitz haben dürfen (wenn ihnen auch dann und wann eine Reise ins Land mit einem Passe erlaubt wird), hat gewiß dazu beigetragen, die jungen Gemeinden auf eigene Füße zu stellen.

[2]) Natürlich gilt auch hier: Keine Herde ohne etliche räudige Schafe.

Evangelium annimmt, sammelt sich alsbald um ihn ein Häuflein von Gläubigen, die mit ihm die Bibel lesen und beten. Diese Shinja, (—dscha) wie sie genannt werden, sind freilich nicht immer „Gläubige“ in unserm Sinne des Wortes. Man darf nicht vergessen, daß auch hier immer noch zutrifft was oben von der Verquickung des religiösen und des Kultur-Interesses gesagt wurde. Wo das letztere überwiegt, tritt auch vielfach Mattigkeit und Rückgang ein. Dennoch fehlt es nicht an aufrichtigen Seelen, die das Heil suchen und in Christo finden. Beachtenswert ist es auch, daß die christliche Bewegung sich keineswegs auf die unteren Klassen beschränkt, sondern in allen Ständen Vertreter findet. So giebt es z. B. Juristen und Ärzte, die Vereine zum Bibellesen gebildet haben. Eine ganz neue Erscheinung in Japan aber ist das Zurücktreten der Standesunterschiede, wie es sich vielfach in den christlichen Gemeinden findet, wo angesehene Beamte mit den Lastträgern und Karrenschiebern (Dschinrikischa-Männern) als Brüder vereinigt sind.

Ich möchte mit der vorstehenden Schilderung die Leser keineswegs zu der Ansicht verleiten, als sei das ganze japanische Volk bereits auf dem besten Wege, sich der evangelischen Kirche zuzuwenden. Ich hebe daher ausdrücklich hervor, wie diese Bewegung dem Volksganzen gegenüber noch immer nur auf kleine Kreise sich beschränkt, bitte auch von der Qualität der Christengemeinden sich keine allzu ideale Vorstellung zu machen und will gern zugeben, daß der Hochdruck der abendländischen Kultur mit als einer der Hauptfaktoren der Bewegung anzusehen sein mag. Trotzdem muß ich die genannten Erfolge des Evangeliums in dem kurzen Zeitraume als etwas Staunenswertes bezeichnen, sowohl quantitativ, als auch nach dem innern Werte der jungen Gemeinden, in denen sich auf mancherlei Weise ein christliches Leben zeigt, das weiter entwickelt ist, als in manchen viel älteren heidenchristlichen Gemeinden andrer Missionsgebiete.

II. Specielles.

Nachdem wir im vorstehenden versucht haben, in kurzen Zügen den gegenwärtigen Zustand der evangelischen Mission in Japan zu charakterisieren, gehen wir nun auf die Arbeiten der verschiedenen Missionen im einzelnen ein.

Wir beginnen 1) mit den presbyterianischen. Dieser kirchlichen Richtung gehörten zwei der zuerst in Japan eingetretenen an: die amerikanisch reformierte und die amerikanisch presbyterianische. Erst 1874 kam auch von Schottland die uniertpresbyterianische hinzu. Da die betreffenden Denominationen in der Lehre, wie in der

kirchlichen Organisation von einander nicht abweichen, so sind diese drei Missionen zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigt worden, wodurch natürlich die Kräfte sich stärkten, und die nachteilige Zersplitterung der Denominationen beschränkt wurde. Von den drei genannten Seiten wird gemeinsam an dem Aufbau der presbyterianischen Kirche Japans gearbeitet, die in einem aus eingebornen Christen gebildeten Presbyterium (Tschiukuwai), dem alle mit dieser Mission verbundenen Gemeinden unterstellt sind, schon eine feste Grundlage gewonnen hat. Aus den Missionaren der drei Gesellschaften hat sich ein „Konzil" gebildet, welches die gemeinsamen Arbeiten regelt. Ein gemeinsames theologisches Seminar (Union theological School zu Tokio) bildet die Prediger aus, welche nach bestandener Prüfung von dem Presbyterium ihre Lizenz erhalten. Vier derselben sind bereits ordiniert, während 15 andre (deren mehrere wahrscheinlich inzwischen auch die Ordination empfangen haben) schon als Prediger bestimmter Gemeinden angestellt sind. Es sind dies alles meist die ältesten Bekehrten. Die Berichte geben ihnen ein gutes Zeugnis. Es fehlt nicht an Zuwachs für das geistliche Amt; 18 junge Leute werden für dasselbe vorbereitet. Daneben werden manche junge Mädchen und Frauen als Bibelleserinnen ausgebildet, die zwar nicht mit einem offiziellen Amte betraut werden, aber privatim, ganz in der Stille in ihren Kreisen ein gesegnetes Werk treiben.

Nach dem letzten Berichte waren in dieser presbyterianischen Mission 15 ordinierte Missionare nebst zwei Ärzten und einem Lehrer beschäftigt; neben ihnen wirkten noch 11 Lehrerinnen teils in Kostschulen, teils in Elementarschulen. Im ganzen beläuft sich die Schülerzahl nahezu auf 400.

Von den 18 dem Presbyterio unterstellten Gemeinden befinden sich 2 in Yokohama, und 9 in verschiedenen Stadtteilen der Hauptstadt Tokio (inklus. Schinagava). An den beiden genannten Orten haben die meisten Missionare ihren Wohnsitz. Eine dritte Station ist Nagasaki, wo jedoch nur eine kleine Gemeinde besteht. Die Provinz Schimosa, östlich von Tokio, hat drei Gemeinden, nämlich zu Hoden, Omora und Sakura, die nördliche, Musaschi eine zu Wadomura. Endlich bestehen Gemeinden zu Kiriu in Kodzuke und Uyeda in Schimano. Nach dem letzten Berichte zählten diese Gemeinden zusammen anfangs 1879, die getauften Kinder mit eingerechnet, 1089 Mitglieder. Im Laufe eines Jahres waren deren 355 hinzugekommen. Die Beiträge für kirchliche Ausgaben beliefen sich auf etwa 8000 Mark. Einige der älteren Gemeinden bestreiten selber fast ihre gesammten Ausgaben.

Nur im Vorübergehen erwähnen wir die Sonntagsschulen. Sehr

charakteristisch aber für die Lebenskraft dieser jungen Kirche ist der Missionseifer, mit dem bereits die Weiterverbreitung des Evangeliums in Angriff genommen ist. Das Presbyterium hat einen besonderen Board für die Mission gebildet und dieser hat bereits Schritte gethan, einen Missionar nach Korea zu senden. Der erste Sendbote mag jetzt wohl schon abgeordnet sein; ein zweiter befindet sich in Vorbereitung für diesen Beruf. Als Ort der Station ist die Hafenstadt Fusan ins Auge gefaßt. Da Korea bisher aller evangelischen Mission vollständig verschloßen blieb, so ist es höchst wichtig, daß auf diese Weise das Evangelium dorthin kommt.

Großen Vorschub hat der presbyterianischen Mission die ärztliche Thätigkeit Dr. Hepburns (amerik. ref.) in Yokohama geleistet. Seine Klinik ist jeden Sonnabend geöffnet und wird von etwa 60 Patienten besucht. In Tokio hat der Missionsarzt Dr. Faulds (unirt presb.) gleichfalls eine ausgedehnte Wirksamkeit. Er nahm auch die Gelegenheit wahr, in einer Reihe von Vorträgen der falschen, glaubenslosen Wissenschaft entgegen zu treten, die leider in weiten Kreisen in Japan Eingang findet. So trat er öffentlich gegen die Vertreter des Darwinismus auf. Es folgten darüber in Zeitschriften und sonst lebhafte Verhandlungen. Auch der japanische Kladderadatsch behandelte die Sache mit anerkennenswerter Unparteilichkeit.

Wie sich Dr. Hepburn um die christliche Literatur in japanischer Sprache verdient gemacht hat, ist schon erwähnt. Die Übersetzung des N. T. ist jetzt vollendet. Um über die des A. T. zu beraten, waren sämtliche in Japan arbeitende evangelische Missionare zu einer Konferenz zusammengetreten. Die verschiedenen Bücher wurden verschiedenen Männern zugewiesen, um so die Vollendung des Ganzen zu beschleunigen. —

2) Eine zweite Gruppe der in Japan thätigen Missionen gehört der anglikanischen Kirche an. Die protestantisch bischöfliche,[1]) welche schon 1859 in Nagasaki begonnen war, wurde später nach Oosaka verlegt. Eine zweite Station ist dann in Tokio hinzugekommen, wo auch ein Missionsarzt zwei verschiedene Heilanstalten leitet.[2]) An jedem dieser Orte wirken 2 amerikanische Missionare von mehreren National-

---

[1]) Da ich über diese Mission seit meiner Bearbeitung desselben Gegenstandes in Burkhardts Kl. Missionsbibliothek kein neues Material erhalten habe, muß ich mich darauf beschränken, den betreffenden Abschnitt von dort hier aufzunehmen.

[2]) Die Aufsicht über diese ganze Mission hatte früher Bischof Williams in Shanghai. Demselben aber wurde seit 1875 Japan als Diöcese zugewiesen und er hat seinen Sitz in Tokio genommen.

gehilfen unterstützt. Die numerischen Erfolge sind weniger bedeutend, als die eben erwähnten. Von den 43 Kommunikanten kommen auf die kleine Gemeinde von Oosaka nur sieben. Schülerzahl: 51. Zu Tokio gehören übrigens zwei Außenstationen auf dem Lande. Die Berichte erwähnen noch mancherlei Hindernisse, aber auch die fortschreitende Beseitigung derselben. So ist z. B. in neuerer Zeit von japanischen Zeitungen hingewiesen worden auf das Unberechtigte der obligatorischen buddhistischen Begräbnisse. Kürzlich hat der Chef eines großen Bankgeschäfts, obwohl er selbst kein Christ ist, ein Blatt zur Verbreitung der Bekanntschaft mit dem Christentum begründet, weil er sich von dieser Religion für die Zukunft Japans doch am meisten verspreche.

Wenn auch nicht wie die presbyterianischen zu gemeinsamer Thätigkeit verbunden, so doch im besten Einvernehmen mit der letztgenannten Mission arbeitet die der Church Missionary Society, der ersten europäischen Missionsgesellschaft, welche in Japan Hand ans Werk legte. Der Anstoß dazu war schon im Jahre 1866 durch einen Aufruf der amerikanischen Missionare gegeben, der in den kirchlichen Missionskreisen lebhaftes Interesse und Fürbitte erweckte. Ein ungenannter Freund gab 80000 Mark zur Begründung eines besonderen Missionsfonds für Japan. Doch zog sich die Sache noch einige Jahre hin bis anfangs 1869 Missionar Ensor, als der erste evangelische Glaubensbote von Europa in Japan landete. Er nahm seinen Wohnsitz zu Nagasaki. Seine Thätigkeit blieb sehr beschränkt. Man begegnete ihm überall mit Zurückhaltung. Bald nach seiner Ankunft mußte er öfters Zeuge sein von der harten Deportation katholischer Christen, wobei seine Missionsfreudigkeit ernstlich auf die Probe gestellt wurde. Ganz unerwartet stellte sich in jener Zeit nach Nikodemus Art ein Wahrheit suchender Japaner ein. Dieser wie in der Folge ein paar andre konnten getauft werden.[1]) Auch im öffentlichen Leben besserte

[1]) Einer jener Bekehrten, namens Futagawa, ist ein leuchtendes Beispiel von christlicher Standhaftigkeit. Er wurde unter dem Vorwande, daß er unberechtigter Weise zwei Schwerter (das Abzeichen der Samurai) getragen habe, in Wirklichkeit aber weil er Christ geworden war, gefangen genommen. Alle Versuche ihn zu befreien waren vergeblich. Er wurde nach einem entfernten Teile des Reiches transportiert. Der Missionar konnte nichts mehr von ihm in Erfahrung bringen. Erst als Herr Ensor schon nach England zurückgekehrt war, erhielt er einen Brief von der wohlbekannten Hand, nebst einem ausführlichen Tagebuche. Futagawa war endlich frei gelassen, nachdem er drei Jahre lang in der härtesten Gefangenschaft geschmachtet hatte. An Händen und Füßen mit Ketten beladen, lag er mit rohen Verbrechern in einem Kerker, dessen niedrige mit spitzen Nägeln versehene Decke jedes Stehen verhinderte. Der Schmutz war

sich die Stimmung gegen den evangelischen Missionar, nachdem seine Verschiedenheit von den Katholiken bekannt wurde. Krankheitshalber aber mußte er schon nach einigen Jahren zurückkehren, nachdem bereits 1871 ein zweiter Missionar, Burnside, ihm zu Hilfe gekommen. Auch dieser mußte 1875 aus gleichem Grunde die Arbeit aufgeben, hatte jedoch die Station soweit gefördert, daß schon eine hübsche Kirche auf dem Inselchen Deschima gebaut werden konnte. Sein Nachfolger, Maundrell, der bereits 10 Jahre auf Madagaskar thätig gewesen, weihte sie ein. Die Gemeinde aber ist noch nicht sehr gewachsen, bis jetzt 48 Seelen, deren 18 Kommunikanten sind. Der Aufstand der Samurai 1876—77, welcher die benachbarten Provinzen unsicher machte, war ein Hindernis für die Mission. Seither haben eingeborne Gehilfen an zwei andern Punkten der Insel Kiuschiu dem Evangelio Eingang geschafft. Der eine ist die große Stadt Kumamoto mit 100 000 Einwohnern, wo schon unter den Zöglingen einer vom Amerikaner Capt. James geleiteten höheren Lehranstalt Interesse für das Christentum erweckt war. Einige von den jungen Leuten kamen nach Nagasaki und schloßen sich der dortigen Christengemeinde an. Die andre geöffnete Thür ist zu Kagoschima, wohin der Missionar im vergangenen Jahre plötzlich einmal durch den Telegraphen gerufen wurde. Er begab sich sofort im japanischen Dampfer dahin. Die Arbeit des Gehilfen hatte solche Frucht getragen, daß 12 Bekehrte, darunter ein Arzt, in den nächstfolgenden Wochen getauft werden konnten.

Eine zweite Station der C. M. S. wurde zu Oosaka gegründet, wo Rev. C. F. Warren im Laufe des Jahres 1874 im freundlichen Anschluß an die bischöflichen Missionare aus Amerika seine Vorbereitungen traf. Anfangs 1875 konnte er mit der Predigt beginnen, zu welchem Zweck er ein einfaches Kirchlein errichtete, das von neugierigen Eingebornen wohl

---

unbeschreiblich. Auch die geringste sanitäre Einrichtung war nicht vorhanden Die Speisen waren in einem Zustande, der sie nur für Schweine geeignet erscheinen ließ. Öfters wurde dem Bekenner die Freiheit angeboten, falls er seinen Glauben verläugnen wolle. Er blieb fest. Sein Leiden nahm ihn innerlich furchtbar mit. Im Trübsinn dachte er einmal sogar daran, sich das Leben zu nehmen. Der Herr ließ die Versuchung vorübergehn und es kamen bessere Zeiten. Er durfte sich freier bewegen, bekam sogar die Aufsicht über andere Gefangene, denen er nun gelegentlich die christliche Heilswahrheit vortrug. Bei einer größeren Zahl derselben hat das Evangelium Frucht gebracht. Als er endlich frei kam, kehrte er nach Nagasaki zurück. Seinen Freund Ensor fand er nicht wieder. Er schloß sich an den Missionar Dening an, der nach Hakodate ging; trat aber später zur presbyterianischen Mission über, in der er jetzt als Evangelist zu Tokio arbeitet.

besucht wurde. Anderthalb Jahr später taufte er dort die 6 Erstlinge, darunter seinen Sprachlehrer, obwohl diesen mit etwas Bangigkeit, da er mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen vom Christentum überzeugt erschien. Er ist denn hernach auch wieder abgefallen. Die übrigen, zum Teil den höheren Ständen angehörend[1]), sind treu geblieben. Sie konnten sich nicht satt hören an den Erzählungen aus der Heilsgeschichte, begannen aber alsbald selbst zu missionieren, die vornehmen namentlich, indem sie in ihren Häusern Versammlungen zur Bekanntmachung des Evangeliums einrichteten.[2]) Dadurch wurden denn mehr und mehr suchende Seelen herangezogen. So hat sich dort eine Gemeinde von 50 Gliedern gebildet. Ein zweiter Missionar, Evington, bereist vielfach die Umgegend. Warren treibt auch literarische Arbeiten, besonders für ein japanisches kirchliches Gesangbuch. Auch ist er beteiligt bei der Übersetzung des Common prayer-book, für welche die drei bischöflichen Missionen eine Kommission ernannt haben. Ein schöner Zug der Mission zu Oosaka ist die brüderliche Gemeinschaft, welche hier zwischen den Missionaren der verschiedenen Denominationen besteht und die sogar zu einer gemeinsamen Feier des heil. Abendmahls sämtlicher Bekehrten und Missionare führte. Die englischen und amerikanischen Episkopalisten knieten mit den Missionaren vom congregationalistischen American Board und den japanischen Christen dieser drei Gesellschaften zusammen am Tische des Herrn in der hübschen Kirche, welche seit einigen Jahren an die Stelle des kleinen Versammlungshauses getreten ist (cf. Report 1877—78 p. 211).

Die Gründung der dritten Station zu Tokio hatte mancherlei Schwierigkeiten, da in der Stadt selbst Ausländer weder Grundbesitz erwerben noch Häuser mieten dürfen. In der denselben geöffneten Vorstadt (Tsukidschi, dicht an der See gelegen) war 1874, als Missionar Piper, der bis dahin auf Hongkong gearbeitet hatte, eintraf, keine einigermaßen angemessene Wohnung zu finden, so daß er sich mit den Seinen unter Entbehrungen behelfen mußte, wie sie sonst der Missionar nur in unkultivierten Ländern zu ertragen hat. Doch gelang es, 1876 einen Schuppen zur Predigthalle einzurichten, und zwei Jahre später konnte eine Kirche eingeweiht werden. Da M. Piper die Leitung der ganzen japani-

---

[1]) Doch gehörte auch ein Dschinrikischamann mit seiner Frau zu dieser kleinen Gemeinde. Dieser befindet sich nebst einem andern jetzt in theologischer Ausbildung.

[2]) Eine Laterne mit der Inschrift: „Hier kann man die göttliche Lehre hören“ sammelte die Gesellschaft, die jedesmal mit Thee und andern Erfrischungen bewirtet wurde.

schen Mission einer Gesellschaft zu besorgen hat, auch mit literarischen Arbeiten beschäftigt ist, konnte er nicht seine ganze Kraft der Evangelisation an Ort und Stelle widmen. Doch hat sich ein Häuflein Bekehrter um ihn gesammelt, von dem gerühmt wird, daß es in der That eine im Geist verbundene Gemeinde bilde. Auch wird erwähnt, wie das Christentum das Familienleben durchdringe. Ein Mann erzählte, daß, wenn er etwa das Tischgebet unterlasse, ihn seine Frau jedesmal mit bedeutsamem Blicke daran erinnere. — Nach den letzten Angaben hielten sich zum Missionar 22 Personen, von denen 10 Kommunikanten. Auch in der Stadt selbst ist neuerlichst ein Predigtplatz eröffnet. — Noch erwähnen wir kurz einer wichtigen Konferenz aller in Japan arbeitenden bischöflichen Missionare, die 1878 in Tokio gehalten wurde.

Infolge einer Reise M. Pipers nach Niigata, dem einzigen auf der Westküste eröffneten Hafen, wurde auch dort 1876 ein Missionar stationiert. Der dortige Boden erweist sich jedoch ziemlich hart für das Missionswerk, wozu die Ungunst der Behörden, sowie der feste Halt des Buddhismus in der Bevölkerung beitragen. Missionar Fyson hat erst 7—8 Bekehrte gewinnen können. Bei seinen Reisen in der Umgegend findet er weniger Widerstand als in der Stadt. Doch waren auch dort noch manche betrübende Erfahrungen von unlauteren Beweggründen, Verwechselung des Christentums mit Zauberei u. dgl. zu machen.

Endlich auch zu Hakodati,[1]) wo sich seit 1874 die fünfte Station der C. M. S. befindet, gab es zunächst Enttäuschungen. Missionar Dening (früher in Magagaskar) kam in Begleitung des oben genannten Futagawa (Vergl. S. 408 f. Fußnote) dorthin, konnte durch ihn sofort predigen und gewann bald einen Bekehrten. Letzterer fiel jedoch bald wieder ab, nachdem auch der Gehilfe den Missionar verlassen hatte. Besser ging es mit einem zweiten, der bald mit Kühnheit und Energie trotz der Hindernisse seitens der Behörden zu arbeiten begann und des Missionars „rechte Hand“ wurde. Dieser mußte 1877—78 seine Heimat besuchen, inzwischen durch Rev. J. Williams vertreten. Bei seiner Rückkehr mußte er staunen über die Fortschritte der Mission. Große Scharen der Bevölkerung fanden sich zu den Gottesdiensten ein; darunter manche regelmäßig. Eine geräumige Kirche wurde gebaut; an drei Außenstationen: Ono, Ariwaka und Nanai wurde das Evangelium verkündigt. Auch diese Station hat bereits eine kleine christliche Gemeinde.

[1]) Früher schrieb man Hakodade. Der letzte Vokal ist in beiden Fällen schwankend bald „e“ bald „i“.

Einen sehr interessanten Anknüpfungspunkt hat diese Mission in Satsuporo (Saporro) gewonnen. Dort, einige Meilen von der Nordwestküste landeinwärts, hat die Regierung eine Kolonie angelegt mit einer Anstalt zur theoretischen und praktischen Ausbildung von jungen Leuten für den Ackerbau. Zunächst war auch eine Mädchenschule eingerichtet unter Leitung von Fräulein Dennis, durch deren Einfluß einer von den Zöglingen jener Anstalt dem Christentum gewonnen wurde. Missionar Dening taufte ihn, als er zum Besuch da war. In der Folge wurde ein christlich gesinnter Amerikaner, Prof. Clark (vergl. oben S. 402 f. Fußnote), zum Direktor berufen, der durch sein entschiedenes Zeugnis und unterstützt von Ito, jenem ersten Bekehrten, eine ganze Anzahl seiner Schüler dem Evangelio zugeführt hat.[1]) So ist auch dort bereits eine Gemeinde entstanden.

Seine Besuche in Satsuporo gaben dem Missionar Gelegenheit mit der Aino-Bevölkerung in Berührung zu kommen. Er lebte mehrere Wochen in einem ihrer Dörfer, lernte ihre Sprache, gewann ihr Zutrauen und versuchte ihnen die Grundzüge der christlichen Wahrheit nahe zu bringen. Bis jetzt zwar ist die Ainomission über diese ersten elementaren Anfänge noch nicht hinausgekommen; doch scheint sie eine weitere Zukunft zu haben. Von vorn herein hatte man sie bei Anlegung der Station zu Hakodati im Auge gehabt.

Die statistischen Angaben von 1879 über die Japan-Mission der C. M. S. zeigen 8 ordinierte Missionare, 12 eingeborne Gehilfen, 62 Kommunikanten, 128 Anhänger und 56 Schüler.

Die bischöfliche Mission ist in Japan schließlich auch durch die Society for the Propagation of the Gospel vertreten. Ihre beiden Missionare Wright und Shaw langten 1873 in Yokohama an und ließen sich unter allerlei Schwierigkeiten in Tokio nieder und richteten sich ein, unterstützt durch den amerikanischen Bischof Williams, sowie im besten Einvernehmen mit dem russischen Archimandriten Nikolai, mit dem sie einigermaßen ein Abkommen wegen gegenseitiger Abgrenzung ihrer Arbeiten trafen. Wright eröffnete, nachdem die Schwierigkeiten der Sprache überwunden waren, eine Schule, und zwar mitten in der Stadt, wobei bereits ein Bekehrter Hilfe leistete. Shaw widmete sich mehr der direkten Evan-

---

[1]) Die japanischen Behörden bedeuteten ihn, er habe nichts vom Christentum zu lehren, sondern sollte sich auf die Moral beschränken. Er ergriff die Bibel, sagte: „Hier ist mein Lehrbuch der Moral," und setzte den Herren auseinander, daß rechte Moral von der Religion nicht zu trennen sei. Seine Aufgabe bezüglich des Ackerbaus löste er dabei in vortrefflicher Weise.

gelistenarbeit, übernahm auch den englischen Gottesdienst, für den ein Buddhistentempel eingeräumt wurde. Nach und nach fand sich eine Anzahl Katechumenen und zu Weihnachten 1878 konnten ihrer 8 getauft werden. Um jene Zeit geschah es, daß durch einen Landmann aus dem Norden, der in der Hauptstadt Missionar Wright kennen gelernt hatte, der Keim der Mission in die Gegend von Fukuschima (Hauptort von Iwaka, 30 Meilen nördlich von Tokio) verpflanzt wurde. Man schickte ein paar junge Leute, um dort die Angeregten weiter zu unterrichten. In Tokio wurden in der Folge verschiedene Predigtplätze eröffnet, nachdem zuvor in verschiedenen Lokalen, namentlich in Improvisatoren-Hallen, zum Teil unter Schwierigkeiten gepredigt war. Um jeden derselben sammelte sich ein Häuflein Katechumenen. Anfangs 1877 zählte diese Mission 60 Getaufte und ebensoviel Katechumenen. Ein Fräulein Hoar (ausgesandt von dem mit der S. P. G. verbundenen Frauenvereine) bemühte sich, japanische Mädchen christlich zu erziehen und bildete ihrer zweie weiter zu Lehrerinnen aus. Auch die Sonntagsschule war in gutem Gange, hatte aber infolge von Verläumdungen seitens buddhistischer Priester eine Zeitlang zu leiden, da sämtliche Mädchen von den Eltern zurückgehalten wurden.

Merkwürdig ist es, daß von den beiden Missionaren ein jeder, wie es scheint, auf eigene Hand arbeitet. Im Bericht über das Jahr 1877 sagt Wright, daß er 5 Predigtplätze an verschiedenen Teilen der Stadt habe, an denen mannigfaltige Gottesdienste gehalten werden. Neben der sonntäglichen Kommunion schien ihm sogar noch Wochenkommunion wünschenswert. Es versteht sich von selbst, daß die hochkirchlichen Formen in aller Ausführlichkeit hervortreten. Außerdem hatte er eine Bibelklasse und die Tagesschule. Eine Außenstation Ono, 36 englische Meilen entfernt (die Hälfte zu Eisenbahn), wurde monatlich von einem Gehilfen besucht. Noch sei erwähnt, daß W. den Brief an den Diognet, sowie die des heilgen Clemens und Ignatius — auch Thomas a Kempis ins Japanische übersetzte.

Shaw dagegen hielt christliche Gottesdienste nur auf seiner Centralstation, während in verschiedenen dichtbevölkerten Stadtteilen reine Missionsansprachen gehalten wurden, in denen immer die Hörer aufgefordert wurden, sich auf der Centralstation einzufinden, um mehr über das Christentum zu erfahren. Leider war die Zahl der eingebornen Gehilfen für diesen Plan noch nicht ganz ausreichend. Derselbe Missionar erbaute 1879 eine schöne würdige Kirche, in der auch englische Gottesdienste für die Mitglieder der Gesandtschaft und die in der Koncession wohnenden Eng-

länder gehalten werden. Daneben hat er eine Knabenschule, mit 25 bis 30 Schülern. Während seiner ganzen Thätigkeit in Japan hat er 130 Personen getauft.

Eine zweite Station hatte die S. P. G. zu Köbe[1]) begründet, wo ihre beiden Missionare Foß und Plummer 1876 eintrafen. Der letztere mußte inzwischen Krankheits halber schon wieder zurückkehren. Der erstere arbeitet in einer Schule, die der christlichen Gemeinde Mitglieder zu liefern verspricht. Mit Hilfe eines Bekehrten von Tokio war auch bald die evangelistische Thätigkeit aufgenommen, durch die bereits einige Seelen gewonnen wurde. Die junge Station, welche auch eine kleine Mädchenschule hat, geht langsam aber sicher voran. — Das ganze Streben der Freunde dieser Mission geht vor allen Dingen dahin, einen eignen englischen Bischof für Japan zu haben. Bis jetzt versieht der Bischof von Hongkong die bischöflichen Funktionen.

Wir wenden uns nunmehr 3) derjenigen Mission zu, welche bis jetzt die weitesten Erfolge gehabt hat. Der American Board sandte 1869 seinen ersten Missionar Mr. Greene nach Japan, der nach kurzem Aufenthalt in Yedo sein Arbeitsfeld zu Kobe wählte. Für direkte Missionsthätigkeit war damals noch wenig Raum. Späher umgaben den Missionar und, hätte er predigen wollen, so würden seine Zuhörer sogar in Lebensgefahr geraten sein. Nur seinem Sprachlehrer und seinen Dienern durfte er die christliche Wahrheit nahe bringen und hier und da einen im Privatgespräch darauf hinweisen. Auch verbreitete er gelegentlich das Neue Testament in chinesischer Sprache. Etwa nach Jahresfrist folgte der zweite Missionar, O. H. Gulick, der sich zu Oosaka niederließ. Eine dritte Station entstand 1876 zu Kioto, als der oben erwähnte Nisima in Begleitung des Missionar Davis in sein Vaterland zurückkehrte. Endlich ist auch, durch Dr. Berry, der seit 1872 längere Zeit in Kobe gewirkt hatte, die große Stadt Okayama besetzt worden.

Unser Raum gestattet nicht, eine ausführliche Geschichte der einzelnen Stationen zu geben. Wir bemerken nur im allgemeinen folgendes: Seit dem Eintritt der neuen Ära hat diese Mission sehr schnelle Fortschritte gemacht. Die Schulen zu Kobe und Oosaka gelangten zur Blüte, da sie von den Behörden nicht nur zugelassen, sondern sogar begünstigt wurden. Noch größeren Einfluß gewann die ärztliche Thätigkeit. Dr. Berry befand sich, noch ehe er ein Jahr im Lande verlebt hatte, an der Spitze eines

[1]) Ein paar Meilen westlich von Oosaka; dort befindet sich die zu der großen Hafenstadt Hiogo gehörige Koncession für die Ausländer.

japanischen Hospitals, dem ausgedehnte Hilfsmittel zu Gebote standen, und hatte 20 Studenten der Medizin unter seiner Leitung, die sich im folgenden Jahre bis auf 50 vermehrte. Den religiösen Ansprachen an die Patienten wurde kein Hindernis in den Weg gelegt. Auch auf dem Lande konnte er mehrere Zweigstationen der ärztlichen Mission eröffnen, in welchen der Keim zu späteren Gemeinden gelegt ward. Weithin aber machte Dr. Berry seinen Einfluß unter den japanischen Ärzten geltend durch eine Art gedruckter Unterrichtsbriefe, welche an eine große Anzahl von Ärzten versendet wurden, die ihren Wirkungskreis nicht verlassen konnten, um sich persönlich bei dem christlichen Doktor einzufinden.

Überhaupt wurde die Presse tüchtig für die Mission benutzt. Es entstand sehr schnell eine ansehnliche christliche Literatur in japanischer Sprache, mit deren Verbreitung die Missionare wenig Mühe hatten, da die inländischen Buchhandlungen dieselbe in reger Weise betrieben. Eine von den Missionaren des Board herausgegebene christliche Zeitschrift „Schitschi-Itschi-Sappo" d. h. „wöchentlicher Bote", hat sich eines bedeutenden Erfolges zu erfreuen. Tief ins Land, wo noch kein Missionar hingekommen, sind durch dies Blatt die Samenkörner der Wahrheit ausgestreut worden. Die Bibelübersetzung, bei welcher der älteste der Bostoner Missionare, Mr. Greene besonders beteiligt war — als Mitglied der ständigen Kommission für diesen Zweck hat er seinen Aufenthalt gänzlich in Yokohama genommen — ist nunmehr bereits vollendet.

Von der größten Wichtigkeit für die Mission ist das Seminar zur Ausbildung japanischer Prediger, das Herr Nisima in Kioto leitet. Es kam der Anstalt sehr zu Hilfe, daß eine Anzahl von jungen Leuten, die vorher in der Schule des Kapitän James in Kumamoto vorgebildet und für das Christentum erweckt waren, in dieselbe eintraten. Die Zöglinge werden uns folgendermaßen charakterisiert:

„Alle sind arm, von ihren Eltern enterbt und haben meistens nichts als ihre Bibel und die Kleider, die sie tragen. Sie besitzen eine Bildung und Kenntnis des Englischen, die sie befähigen würde, eine Anstellung mit einem monatlichen Gehalt von 100 Dollar zu erhalten, wenn sie in den Staatsdienst übertreten und 1—2 Probejahre durchmachen würden. Hier arbeiten sie für 3½ Dollar monatlich und bereiten sich zu dem noch schwereren Dienst der Predigt vor. Für Beköstigung und Unterricht zahlen sie 2½ Dollar zurück und es bleibt ihnen also nur 1 Dollar monatlich für Kleidung, Licht, Feuerung Schreibmaterial, Bücher, Wäsche u. s. w. einschließlich der Gaben der Wohlthätigkeit; denn sie alle legen wöchentlich einen kleinen Beitrag für die Ausbreitung des Evangeliums zurück. Ich glaube nicht, daß auf unserm Planeten ein Beispiel größerer Entsagung um Christi willen vorkommt, als wir es in unsern Schulen haben. Doch haben wir noch keinen Klageseufzer gehört."

Die Anstalt ist übrigens nicht bloß für das theologische Studium eingerichtet, sondern soll überhaupt christliche Kultur in Japan verbreiten helfen. Der Kursus dauert 7 Jahre, deren 5 dem Englischen und den allgemeinen Wissenschaften gewidmet werden. Geschichte, Geographie, Naturgeschichte (inkl. Astronomie, Chemie, Geologie), Rhetorik, Logik, Staatsökonomie, Internationales Recht, Kulturgeschichte u. s. w. sind die Unterrichtsgegenstände. Erst die zwei letzten Jahre umfassen den eigentlichen theologischen Kursus. In neuster Zeit zählte die Anstalt 127 Zöglinge, deren 15 im vergangenen Jahre die theologische Prüfung befriedigend bestanden.

Eine ausgedehnte Thätigkeit gilt dem weiblichen Geschlecht. Kostschulen für Mädchen bestehen zu Kioto, Oosaka und Kobe. Am letzteren Orte ist das Anstaltsgebäude errichtet durch die Wohlthätigkeit eines Exdaimio, der 2000 Mk. für diesen Zweck zur Verfügung stellte. Die Erfolge dieser Schulen veranlaßten den Board, eine größere Anzahl Lehrerinnen auf dieses Feld zu senden. Einschließlich der Frauen der Missionare sind jetzt dort 30 weibliche Gehilfinnen beschäftigt. Ihre Thätigkeit beschränkt sich aber nicht blos auf die Schulen, sondern sie treiben direktes Missionswerk in den Häusern an dem weiblichen Teile der Bevölkerung. Mehrere Gemeinden sind entstanden aus solchen in die Familien gepflanzten Keimen. Unter den ersten 16 Bekehrten zu Hiogo waren 11 Frauen.

Die Arbeiten der Missionare beschränken sich keineswegs auf die Hauptstationen, sondern sie suchen auf Reisen in der Umgend christliches Interesse zu wecken, sowie sie auch die bereits gebildeten Außengemeinden stärken. Vielfach werden sie auf diesen Reisen mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen und ihnen die Gelegenheit bereitet, vor größeren Versammlungen Ansprachen zu halten. Hier und da finden sie auch wohl bereits Gemeinschaften von Leuten, die nicht fern vom Reiche Gottes sind, wie z. B. die Ai-Riso-Scha d. h. „Nächstenliebe-Gesellschaft" oder „Verein für sittliche Reform". Doktoren, Lehrer, Kaufleute und Juristen sind bei derartigen Erscheinungen beteiligt.[1]) Man darf dieselben aber keineswegs überschätzen. Der Hunger und Durst nach westlicher Kultur ist es vielfach, der die Gemüther bewegt, der aber das Heilsverlangen der Seele nicht ersetzen kann. Oftmals werden die Missionare als die Träger der Kultur stürmisch von großen Massen begrüßt, die auch der Verkündigung des Evangeliums zustimmen. Wenns aber hernach zur Sammlung einer christ-

[1]) Es wird ein Verein von Juristen erwähnt, die sonntäglich zusammenkommen um die Bibel zu lesen.

lichen Gemeinde kommt, so ziehen sich die meisten wieder zurück und es bleibt nur ein kleines Häuflein übrig. So ging es besonders auf der Insel Schikoku, wo Hunderte, wenn nicht Tausende zum Eintritt in die christliche Kirche bereit zu sein schienen. Doch hat die erste Gemeinde, die dort im Oktober 1879 zu Imabari (40 Meilen westlich von Kobe) organisiert wurde, mit 7 Mitgliedern beginnen müssen. In andern Fällen findet sich eine größere Anzahl zum Übertritt bereit und ihre Motive sind nicht immer rein. Dem Japanen wird es überhaupt nicht schwer, seine Götter zu wechseln; hie und da ist er mit seinem bestehenden Kultus unzufrieden, der ihm übrigens auch nicht unbeträchtliche Geldopfer auferlegt. Auch fallen in neuerer Zeit die politischen Hindernisse weg, wie auch die soziale und verwandtschaftliche Stellung derer, die Christen werden, vielfach nicht erschüttert wird. Bei der Stiftung der Gemeinden verfährt man daher immer sehr vorsichtig. Dennoch kann man sich manchmal nicht solcher Mitglieder erwehren, die sich nachher bald lau erweisen. Andrerseits aber zeigen diese jungen Gemeinden uns manche hellscheinende Lichter, die vom Geiste Gottes entzündet sind, durchdrungen von christlichem Ernst und vollster Hingabe für die Sache des Herrn.

Ein Doktor, der sich von seinem früheren unmäßigen und unkeuschen Lebenswandel bekehrt hatte, zeigte die größte Gewissenhaftigkeit in bezug auf alle christlichen Pflichten. Wenn der Sonntag mit dem japanischen Zahlungstag zusammenfiel (vor Änderung des Kalenders), verzichtete er lieber auf sein Honorar, als am Tage des Herrn Geld anzunehmen. Sonst hatte er, wie alle japanischen Doktoren, gegen Bezahlung Atteste ausgestellt, um einen Verklagten vor der Verurteilung zu schützen, jetzt weist er dergleichen falsches Zeugnis entschieden von sich. — Ein andrer wollte lieber ein einflußreiches Amt aufgeben und wenn es sein müßte als Dschinrikischa-Mann sich sein täglich Brod verdienen, um seinen Glauben frei bekennen zu dürfen. — In vielen Beziehungen, z. B. in der Ehe, im Familienleben, ist eine tiefgreifende Umwandlung bei den Christen meist deutlich zu erkennen. Mit großem Eifer wenden sie sich auch dem Worte Gottes zu — obgleich jetzt in Japan die Bibel auch vielfach nur mit dem Kopfe studiert wird. In den Gemeinden aber finden sich manche, denen das Wort Gottes in der That des Fußes Leuchte und ein Licht auf ihren Wegen ist. Erwähnen wir hier auch noch das Beispiel jenes Mannes, der früher Inhaber einer Spielhölle war. Er gab sein schändliches Geschäft, das ihm bisher viel Gewinn gebracht hatte, vollständig auf. „Sein Gesicht," sagt der Missionar, „hat sich seitdem er bekehrt ist so verändert, daß man ihn nach einer früheren Photographie nicht wieder erkennen würde." Eine merkwürdige Umwandlung bewirkte das Evangelium auch unter den Insaßen eines Gefängnisses, in das christliche Schriften gelangt waren. Als bei einer Feuersbrunst sie die beste Gelegenheit hatten zu entspringen, blieben sie — und löschten das Feuer.

Vielfach ist es ein frisches, freudiges Leben der ersten Liebe, das, an die apostolische Zeit erinnernd, durch diese jungen Gemeinden leuchtet. Die

Besuche der Missionare können natürlich verhältnismäßig nur selten sein. Um so dankenswerter ist es, daß es gelingt, japanische Prediger zu beschaffen, unter deren Leitung die Gemeinden von vorn herein ein viel größeres Maß von Selbständigkeit gewinnen als dies auf irgend einem andern Missionsgebiete der Fall ist. Giebt der Missionar für den Anfang vielleicht auch eine kleine Unterstützung zur Deckung der kirchlichen Kosten, so kümmert er sich geflissentlich nicht zu viel um ihre Geldangelegenheiten, sondern läßt die junge Gemeinde von vorn herein selbst für alle die äußeren Bedürfnisse sorgen. Es muß einleuchten, wie dadurch das innere Wachstum und Erstarken einer Gemeinde gefördert werden muß.

Die Mission des Board hat jetzt 14 organisierte Gemeinden, während an manchen andern Orten schon die Anknüpfungspunkte für solche gegeben sind. Wir sehen davon ab, hier alle diese Außenplätze aufzuzählen, da dies ohne genauere kartographische Hilfsmittel wenig nützen würde. Nur über die neueste Hauptstation, Okayama, seien noch einige Bemerkungen gestattet. Nach dieser Stadt von 35000 Einwohnern (etwa 22 Meilen westlich von Kobe) wurde Dr. Berry 1879, nachdem er einige Besuche daselbst gemacht hatte, durch die Behörden selber zur Übernahme eines Hospitals berufen. Er wurde dort bewillkommnet, wie es wohl noch nie einem evangelischen Missionar zu teil geworden ist. Schon einige englische Meilen vor der Stadt wurde er von Beamten eingeholt, die ihn mit Ehrenbezeugungen in das für ihn hergerichtete Wohnhaus geleiteten. Alles war aufs Beste für ihn und seine Familie zur Bequemlichkeit eingerichtet. Deputationen und die Spitzen der Bevölkerung erschienen, um den Missionar zu begrüßen u. s. w. Mit Dr. Berry sind nun 2 andre Missionare in Okayama stationiert, die zunächst in der Regierungsschule unterrichten. Ein tüchtiger japanischer Prediger, Kanamori, treibt das direkte Missionswerk. Es befindet sich bereits eine kleine christliche Gemeinde dort, die ihn zu ihrem Pastor gewählt hat. Er verkündet das Evangelium vor großen Versammlungen — bis 500 Personen. Den Gegenstand seines Vortrags wählt er aus dem Fragekasten, der an der Thüre des Saals angebracht ist, und durch den jeder seine Zweifel u. s. w. zur Sprache bringen kann. Ein Buddhist hatte ihn eine Zeitlang mit verwickelten Fragen belästigt, wurde aber zuletzt selbst von der christlichen Wahrheit überwunden und tritt nun auch öffentlich als Zeuge für dieselbe auf. Auch manche andre Erstlingsfrüchte hat die Mission zu Okayama aufzuweisen, wie jenen Mann, der ein gewinnbringendes aber verwerfliches Geschäft aufgab, um sein ehrliches Brod zu erwerben mit einer Reismühle,

die er mit seinen Füßen in Bewegung setzt. In Okayama befindet sich übrigens ein Bekehrter der griechischen Kirche, der die amerikanische Mission freundlichst fördert. Die Stadt ist als Missionscentrum sehr günstig gelegen. In der Umgegend finden sich viele Dörfer mit 2—8000 Einwohnern. In manchen derselben sind schon die Anknüpfungspunkte gewonnen. Auch ist von hier aus die Insel Schikoku am besten zugänglich. Die neusten Nachrichten zeigen zwar, daß der erste freudige Zudrang zu der Mission, wie es nicht anders zu erwarten war, etwas nachgelassen hat. Dennoch scheint das Christentum daselbst feste Wurzeln gewonnen zu haben.

In rechtem Kontrast gegen das freundliche Entgegenkommen der Behörden zu Okayama steht die Haltung des Gouverneurs zu Kioto, der den dortigen amerikanischen Missionaren allerlei Schwierigkeiten machte. Aber die Hauptanstalt jener Station, das Seminar, ist eine japanische Stiftung und daran hat die dortige Mission festen Halt. Übrigens ist es auch nicht zu einer Ausweisung der amerikanischen Missionare gekommen — wie diese nach dem Buchstaben der Verträge wohl möglich gewesen wäre — und in neuster Zeit scheint auch diese Station sich wieder ungestörten Gedeihens zu erfreuen. — Auch zu Oosaka arbeitet jetzt ein Missionsarzt.

Die Statistik dieser Mission giebt: 4 Stationen, 14 Außenstationen, 14 organisierte Gemeinden, 14 Misssonare, 30 weibliche Gehilfinnen incl. der Frauen der Missionare, 4 eingeborne Pastoren, 15 Prediger, 12 Lehrer. Die Zahl der Gemeindeglieder ist nur annähernd auf 4—500 angegeben, wobei die getauften Kinder und die Katechumenen nicht mitgerechnet sind.

Wenden wir uns 4) zu der Mission der Methodist Episcopal Church in America,[1] deren Missionsgesellschaft in Verbindung mit einem besonderen Frauenverein, der Lehrerinnen aussendet und Schulen gründet, seit 1873 in Japan arbeitet. Gleich im ersten Jahre wurden vier Missionare ausgesendet, welche Yokohama, Tokio, Hakodati und Nagasaki als Stationen wählten, denen später noch Hirosaki hinzugefügt wurde.

Zu Yokohama ist der Mittelpunkt zweier Missionskreise, des Tenan- und des Furocho—(tscho)-Kreises. Im Stadtteil der Ausländer befindet sich ein Missionsgehöft mit Kirche und Schule. Hier sammeln sich die japanischen Christen zweier kleiner Gemeinden mit den Methodisten englischer Zunge zu dem sonntäglichen Hauptgottesdienst. Eine besondere Kapelle

[1]) Als Quelle diente hauptsächlich der im Januar 1879 erschienene Jahresbericht.

ist für die eine der genannten Gemeinden in dem Stadtteil der Eingebornen, Tenan, angelegt, mit der eine Mädchenschule des erwähnten Frauenvereins in Verbindung steht. Leider war das Haus längere Zeit (1878) der Obhut von Leuten anvertraut, deren erst spät von den Missionaren entdeckter unsittlicher Wandel der guten Sache schweren Schaden zufügte. Auch auf einer Außenstation wurden mit einem unwürdigen Predigergehilfen trübe Erfahrungen gemacht; er mußte ausgeschlossen werden und mit ihm verließen mehrere Mitglieder die kleine Gemeinde. — Andre zu Yokohama gehörige Außenstationen dieser Mission liegen in der Provinz Schinschu (? Schinano), wo drei eingeborne Gehilfen die Arbeit nicht zu bewältigen vermögen und sich immer neue Thüren aufthun. Wären mehr Männer und Mittel vorhanden, so ließe sich dort eine sehr reiche Ernte thun. — Der Furocho Circuit umfaßt einen Teil des Stadtviertels der Eingebornen, nebst die nahe gelegenen Städte Kanagawa und Hodogaya, sowie 30 Meilen weiter im Westen die beiden großen Städte Nischiwo und Nagoya, deren letztere 400 000 Einwohner haben soll. Es sind dies bedeutende Mittelpunkte für das Missionswerk. Sechs Gehilfen, darunter ein alter bekehrter Schinto-Priester, arbeiten treulich in diesem Kreise. Im ganzen gehörten zur Yokohama-Station 179 Personen incl. Kinder und Katechumenen.

In Tokio geht die Arbeit langsam voran. Außer dem Missionsgehöfte in der Konzession (Tsukidschi) mit Kirche und Schule — in letzterer werden japanische, chinesische und englische Kinder gemeinsam unterrichtet — sind in verschiedenen Stadtteilen (Asaba und Schiba) gemietete Lokale zu Kapellen eingerichtet. Die dort gehaltenen Gottesdienste werden reichlich besucht. Größer als hier sind jedoch die Erfolge auf den Außenstationen, besonders in der Provinz Schimosa, nordöstlich von Tokio, wo mit einem male 16 Erwachsene getauft wurden.

Die Station Nagasaki ist infolge des Krieges, der längere Zeit jene Gegend beunruhigte (1876) und der darauf folgenden Cholera etwas zurückgeblieben und zählt erst 7 Gemeindeglieder und ebensoviel Personen in der Probezeit. Neuerlichst aber sollen auch hier die Erfolge bedeutender hervortreten. Die Zahl der Hörer wächst und es fehlt nicht an solchen, die vom Evangelio überzeugt werden.

Die Arbeit zu Hakodati hat schon größere Dimensionen erreicht, und erstreckt sich bereits auf die beiden nächst großen Städte der Insel Yeso, Saporo und Matsumai. Hakodati wird von den in Japan lebenden Europäern viel als Ort für die „Sommerfrische" benutzt. Auch

mancher Missionar aus dem Süden findet sich dort ein, wobei die brüderliche Einigkeit der Vertreter verschiedener Denominationen wohlthuend zu Tage tritt.

Von hier aus besteht eine rege Verbindung mit dem nördlichen Hondo, wo zu Hirosaki die jüngste Station der amerikanischen Methodisten angelegt worden ist. Die Bewegung für das Christentum ging in dieser Stadt mit 3500 Einwohnern von der Regierungsschule aus, an der ein Missionar, der an der reformierten Kirche arbeitete und viele Anhänger gewann, die zunächst als eine Gemeinde der betreffenden Mission organisiert wurden. Als aber der methodistische Missionar sie mit der Lehre und den Einrichtungen seiner Kirche bekannt gemacht hatte, schlossen sie sich nach sorgfältigem Studium der letzteren an.[1]) Manche fielen wieder ab. Zuletzt waren noch 29 Mitglieder in voller Gemeinschaft. — In der Stadt selbst bestanden drei Predigt-Plätze, Außenstationen in den Städten Awomori und Kuroischi — 2 und 5 Meilen von Hirosaki.

Wir notieren noch die statistischen Angaben über die ganze Mission der amerik. Methodisten: 6 amerik. Missionare, 28 japan. Gehilfen, 250 volle Mitglieder, 126 in Prüfung, 25 getaufte Kinder (Summa 401), 148 Tagesschüler, 304 Sonntagsschüler.

5) Die baptistische Mission in Japan gehört zu den älteren, konnte aber lange Zeit nicht zu einer erfolgreichen Entwicklung gelangen. Die beiden Missionare Goble und Brown in Yokohama hatten sich der Free Baptist Missionary Society angeschlossen, deren infolge des amerikanischen Krieges beschränkte Mittel ihnen während der sechsziger Jahre keine ausgedehnteren Arbeiten erlaubten. Schließlich hat sich jene Gesellschaft aufgelöst und 1873 sind auch die genannten Missionare zu der American Baptist Missionary Union (von welcher jene sich einst getrennt hatte) übergegangen. Im Jahre 1877 befanden sich auf den beiden Stationen Yokohama und Tokio 8 amerikanische Missionare und 6 inländische Gehilfen, unter deren Pflege 43 Gemeindeglieder standen. Viel Arbeit wurde auf eine besondere Bibelübersetzung verwendet. Die oben erwähnte, durch eine Kommission der übrigen Missionen herausgegebene, konnte man nicht gebrauchen, weil darin ein Ausdruck für „Taufe“ angewendet ist, der nicht das Untertauchen invol-

[1]) Wir bedauern, nicht eine Darstellung dieses Ereignisses von amerik.-reformierter Seite zu besitzen. Jedenfalls wäre es wünschenswert, daß ein Missionar überhaupt nicht junge, eben dem Christentum gewonnene Gemeinden mit andern denominationalen Besonderheiten bekannt mache.

viert. Auch bestrebte man sich auf dieser Seite, alle chinesischen Ausdrücke, soweit sie nicht etwa in die japanische Volkssprache übergegangen sind, zu vermeiden. Gelehrte Ausdrücke würden der Erklärung bedürfen, welche schließlich die ganze Bibel auf 20 Bände anschwellen müßte. — Wir können nicht beurteilen, ob in dieser Beziehung jener andern, nun vollendeten Übersetzung ein Vorwurf zu machen ist — jedenfalls aber wäre es bedauerlich, wenn über einen Ausdruck ein Zwiespalt unter die japanischen Christen kommen sollte, wie dies leider in China über den Gottes-Namen geschehen ist.

Neben dieser baptistischen Mission haben wir noch ein paar derselben Denomination angehörende Missionare zu erwähnen, die nicht im Dienste einer Gesellschaft stehen. W. Hack, aus Südaustralien war an der Regierungsschule zu Hiroschima angestellt und trieb daneben das Missionswerk (vergl. Ev. Missions-Magazin 1876 S. 148 ff.).

Auch die Wesleyanischen Methodisten sind in Japan vertreten. Diese Mission wird jedoch von der Canadischen Konferenz dieser Denomination getrieben. Die betreffende Missionsgesellschaft — die so viel ich weiß in Toronto ihren Sitz hat — schickte 1873 zwei Missionare nach Japan, die sich zuerst in Yokohama niederließen. Hernach wurde auch Tokio besetzt und 1877 war dort bereits eine beträchtliche Gemeinde gesammelt. Zwei neuere Stationen liegen südwestlich am Tokaido: Schidzuoka und Numadzu. In letzterer wollte die Arbeit wegen allerlei durch die Behörden in den Weg gelegten Hindernisse nicht gedeihen, während auf ersterer bereits eine Gemeinde von 85 Mitgliedern gesammelt war. Leider können wir über die neuere Entwicklung nichts hinzufügen, da uns die Canadian Methodist Missionary Notices, in denen betreffenden die Berichte veröffentlicht werden nicht zugänglich sind.

Schließlich können wir über einige weitere in Japan arbeitende Gesellschaften nur noch ein paar kurze Bemerkungen hinzufügen. Es sind dies: die Medical Missionary Society in Edinburg, die Evangelical Association of America und die Cumberland Presbyterians. Die Edinburgh Medical Missionary Society hat nur einen Missionar in Japan, den Dr. Palm in Niigata, der Hauptstadt von Etschigo. Er wurde 1874 ausgesandt und brachte ein Jahr der Vorbereitung in Tokio zu. Dann errichtete er seine Klinik in der genannten Stadt, in der seine Arbeiten von reichem Erfolg begleitet sind. Schon 32 Personen sind getauft. Auf die inländischen Ärzte hat Dr. Palm einen großen Einfluß gewonnen. Einige von ihnen

neigen sich dem Christentum zu. Auf den benachbarten Dörfern sind eine Reihe von Predigtstationen angelegt. Jeden Monat macht der Missionar eine ärztliche Missionsreise durch den Distrikt, begleitet von einem Predigtgehilfen und einem Kolporteur. Alle Kosten außer dem Gehalt des Missionars werden mit japanischen Mitteln bestritten. Die Notiz über die beiden letzteren Missionen stammt aus einem allgemeinen illustrierten amerikanischen Missionsblatte: The Gospel in all Lands (citiert in the (Edinburgh) Christian Treasury. June 1880). Von der E. A. of America (vielleicht ist die American Missionary Assosiation gemeint) wird gesagt, daß sie 1878 drei Missionare in Tokio resp. Oosaka hatte, mit 13 Bekehrten und 20 Schülern. Die Mission der Cumberland Presbyterians ist erst eben begonnen; zwei Missionare, Hall und Gordon waren erst kürzlich in Japan eingetroffen.

Endlich haben wir noch die in Japan arbeitenden Bibelgesellschaften zu erwähnen. Die Amerikanische hält 13 Kolporteure, die National Bible Society of Scotland beschäftigt einen besonderen europäischen Agenten, dem ein zweiter Europäer als Gehilfe zur Seite steht nebst 3 inländischen Kolporteuren. Beide Gesellschaften tragen die Kosten für den Druck der Bibelübersetzung zur Hälfte.

Hiermit hätten wir, soweit unsre Quellen reichen, eine Übersicht über die gesamte evangelische Missionsthätigkeit in Japan gegeben.[1]) Erschöpfende Daten über die Erfolge eines so im Flusse frischester Entfaltung begriffenen Werkes zu geben, ist nicht möglich. Manche Angabe ist veraltet, schon ehe die Post sie nach Europa bringt und die Missionsblätter sie veröffentlichen. Die letzten allgemeinen Angaben, die aus den letzten Monaten des vorigen Jahres stammen, sind oben bereits angeführt. Müssen die bisherigen Erfolge jeden Missionsfreund auch zu freudigem Danke bewegen und können sie kühne Hoffnungen für Japans Zukunft erwecken, so dürfen wir uns doch die Entwicklung der christlichen Kirche daselbst nicht auf alle Fälle als eine in ungebrochener Linie fortschreitende denken. Der Buddhismus macht eifrige Anstrengungen, sich vermittelst der westlichen Bildung Verteidigungswaffen gegen die kräftig andringende

---

[1]) Ich glaube hiermit den Beweis beigebracht zu haben für die Behauptung, daß Japan (mit angeführten 12 Missionen 5 verschiedener Denominationen) zu den bestversorgten Missionsgebieten gehört (oben S. 120). Ich kann nicht umhin, noch einmal dringend abzuraten von jedem Versuche, noch eine neue Mission deutscherseits dort zu gründen, die gradezu unter jetzigen Verhältnissen eine Versündigung gegen unsre fast durchweg nicht genügend versorgten deutschen Missionsfelder sein würde.

neue Religion zu schmieden. Die religionslose Kultur, die massenhaft in Japan eingeführt wird, findet selbstverständlich auch dort vielmehr Anklang als das Christentum, das mit seinem sittlichen Ernste dem alten Menschen nirgends behagt. Dazu macht sich der gebildete Japaner im Anschluß an sein altes Schintosystem ein trübes Gemisch unklarer Vorstellungen zurecht, das so ungefähr mit dem Surrogat, das unsre Durchschnitts-Ungläubigen an die Stelle der Religion setzen, zusammentrifft — und damit verschanzt er sich gegen das Evangelium, das Buße und innere Umwandlung predigt.

Auch dürfen wir nicht übersehen, wie die katholische Mission sehr schnell wieder eine bedeutende Macht in Japan geworden ist. Das Land ist in zwei apostolische Vikariate geteilt. Im Jahre 1877 fanden in dem nördlichen allein 797 Taufen statt, die Zahl der Bekehrten war 1235. Das südliche Vikariat aber umfaßt noch viel größere Scharen von Katholiken, die schnell wie junge Zweige aus den noch vorhandenen Wurzelstöcken der alten Kirche wieder aufgeschossen sind. — Auch die russisch-griechische Mission, die mit bedeutenden Mitteln ausgestattet ist (sie hat Stationen zu Tokio, Hakodati und Sendai und soll gegen 4000 Convertiten zählen), ist beachtenswert und dürfte in Zukunft bei politischen Entwicklungen eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Dazu ist die Haltung der Regierung keineswegs zuverlässig. Wird auch jetzt von der Anwendung der Gesetze gegen fremde Religionen völlig abgesehen, so zeigt sich doch vielfach ein gewisses Mißtrauen gegen die Mission, das unter gegebenen Verhältnissen wohl mal wieder zu feindseligen Maßregeln gegen das Christentum sich steigern könnte.

Bei solchem Zusammenwirken verschiedenartigster Coefficienten in der Entwickelung Japans ist der Blick in die Zukunft des Landes allerdings nicht so klar, wie mancher Missionsfreund vielleicht glauben möchte. Auch dort wird der Siegeslauf des Evangelii vielleicht noch manchmal durch dunkle Zeiten unterbrochen werden. Das aber wissen wir: Das Reich des Herrn ist in Japan gepflanzt; zuletzt kann ihm der Sieg nicht fehlen.

Quartal-Bericht.

Aus der Heimat diesmal nur einige Züge, eine allgemeinere Umschau uns für das nächste Quartal vorbehaltend bis zu welchem die Jahresberichte der meisten Gesellschaften hoffentlich in unsre Hände gelangt sein werden.

Als charakteristisch erwähnen wir aus *Deutschland* nur die Verhandlungen der **Berliner Kreissynoden** über die Heidenmission. Zwar diese Verhandlungen selbst zu reproduzieren fehlt uns hier der Raum, den meisten unsrer Leser werden sie ohnehin bekannt sein; von einigen tüchtigen Referaten abgesehen haben sie auch neue sachliche Gesichtspunkte wenig zu Tage gefördert. Charakteristisch war nur das Verhalten der liberalen Opposition. Zunächst muß es als ein großer Fortschritt bezeichnet werden, daß — wenigstens soweit unsre Informationen reichen — ein principieller Widerspruch gegen die Mission als solche nirgends erhoben worden ist. Auch die Gegner erkannten die Missionspflicht der Kirche meist voll und ganz an, ein Sieg des Missionsgedankens, wie man ihn noch vor 2, 3 Jahrzehnten kaum zu erwarten wagte. Dennoch lehnten sie mehr oder weniger radical eine Beteiligung an dem Werke ab, und lediglich um der Motivierung dieser Ablehnung willen registrieren wir hier die qu. Verhandlungen. Wesentlich waren es 2 Gründe, um deretwillen die Majorität ihre Unterstützung verweigerte: 1) weil es daheim Notstände genug gebe und „das Hemd uns näher sei als der Rock“ und 2) weil eine unduldsame Partei, die orthodox-pietistische, die Mission in der Hand habe und man solange von jeder Anteilnahme an ihr absehen müsse, als diese Partei nicht Toleranz gegen den kirchlichen Liberalismus übe.

Was den ersten Punkt betrifft, so müssen wir gestehen, daß er uns lebhaft an das bekannte Wort erinner[illegible]: difficile est, satiram non scribere. Abgesehen davon, daß es nachgerade als ein testimonium paupertatis angesehen werden muß, nicht zu wissen, daß gerade die Heidenmission eine Hauptanregung gegeben hat wie zur Belebung des kirchlichen Sinnes der Heimat im allgemeinen so zur Inangriffnabme der Werke der sog. innern Mission im besondern — so muß aus dem Munde einer Opposition, die auch von der innern Mission nichts wissen will, dieses Ablehnungsmotiv als ein bloßes, nicht einmal die Blöße verdeckendes Feigenblatt erscheinen. Ja, wenn Männer voll energischen Thateifers für die Beseitigung der geistlichen Notstände der Heimat von der Unterstützung der Heidenmission sich zurückhalten zu müssen glaubten, weil diese ihnen als eine Beeinträchtigung der eignen Arbeit erschien — so hätte das allenfalls einen Sinn. Solche Männer giebt es indes unsres Wissens nicht. Thatsächlich liegen die Sachen so, daß die *wirklichen Arbeiter* für die innere Mission auch die äußere M. nach Kräften unterstützen, jedenfalls himmelweit von jeder Opposition gegen sie entfernt sind, wie umgekehrt auch die Freunde der Heidenmission die energischsten Beförderer der heimatlichen Liebeswerke sind. Wenn man sich aber auf die Notstände in der Heimat beruft *ohne etwas zu ihrer Beseitigung zu thun*, ja gegen die Arbeiten der innern Mission geradezu polemisiert und dann die Unterstützung der Heidenmission ablehnt, weil uns „das Hemd näher sei als der Rock“, so ist das ein Versteckenspielen hinter Phrasen. Dies Mannöver ist ja nicht neu; aber daß die Synodalmajoritäten in unserer Metropole ihre Abneigung gegen die Mission unter diesem allmählich vergilbten Feigenblatte zu verstecken für weise hielten, das erscheint uns als eine Art Anachronismus.

Jedenfalls ist das zweite Motiv ein innerlich wahreres, obgleich die Logik desselben überraschen muß. Allerdings hat sich die kirchlich liberale Partei als solche, trotz der warmen Aufforderung eines ihrer Genossen (Buß), bis jetzt an der Heidenmission nicht beteiligt, das Werk liegt also in den Händen der Orthodoxen resp. Pietisten, woraus man diesen verständigerweise doch keinen Vorwurf machen kann. Als nun jetzt nach dem Vorgange des sächsischen auch das brandenburgische Konsistorium die Sache der

Heidenmission auf die Tagesordnung der Kreissynoden setzte, um alle kirchlichen Gem.-Organe zur Mitarbeit heranzuziehen, so hätte man erwarten sollen, daß gerade seitens der liberalen Richtung dieses Vorgehen mit Freuden werde begrüßt werden, da es thatsächlich den Beweis lieferte, daß die „orthodox-pietistische" Partei keineswegs die Mission in Generalpacht nehmen solle und wolle, also intolerant gar nicht sei. Gemeinsame Arbeit pflegt Gegensätze — wenn auch nicht zu versöhnen doch — zu überbrücken, und die orthodox-pietistische Richtung reichte die Hand zur gemeinsamen Arbeit. Dennoch wurde diese Hand zurückgewiesen; auch das ließ sich verstehen. Man wollte nicht zur Verbreitung eines Glaubens beitragen, den man als eine veraltete Weltanschauung in der Heimat bekämpft und von dem man sich ganz richtig sagte, die bisherigen Missionsarbeiter werden von ihm nicht weichen. Ist das Intoleranz, daß wir auch heute mit den Aposteln sprechen: „es ist in keinem andern das Heil" als in Christo Jesu, dem „Sohne" und dem „Lamme Gottes", wie die Schrift diese Lehre versteht, und daß wir nur diesen biblischen und reformatorischen Glauben wie für heimatberechtigt in der alten Kirche so für weltüberwindend in der Missionsarbeit halten und nie und nimmer ein „anderes" als dieses alte biblische Evangelium den Heiden bringen wollen — ja, so können wir uns nicht helfen, dann sind wir intolerant; wie denn ohne diese Intoleranz die Mission überhaupt ein Nonsens wäre.

War aber die Opposition gegen „unsern" Glauben (1 Joh. 5, 4. 5) der innerste Grund der Ablehnung, was man nur offen und ehrlich hätte sagen sollen, so bleibt dennoch in dem Verhalten der Opposition eine Unlogik, deren geheime Begründung wir allerdings recht gut verstehen, mit der unsre Gegner aber sich doch sehr hüten sollten so viel Rumor zu machen. Auf Grund des Zugeständnisses der Missionspflicht der Kirche auch seitens der Opposition ist es nämlich uneinsichtlich, wie man beschließen kann, wir entziehen uns dieser Pflicht so lange, bis die, welche sie üben, gegen uns tolerant geworden sind. Dieser Schlüß resp. Beschluß kommt uns ungefähr so vor, als ob in einer Versammlung von Ärzten die Homöopathen erklären wollten: „Die Heilung der Kranken ist allerdings allgemeine Menschen- und specielle ärztliche Pflicht. Allein da die Allopathen gegen uns so intolerant sind, so weigern wir uns so lange dieser Pflicht, bis unser Heilverfahren von unsern Gegnern anerkannt wird." Männiglich weiß, daß die Homöopathen dieser Logik nicht huldigen, sondern auch ohne die Toleranz abzuwarten den Wettkampf mit den Allopathen aufgenommen haben. Ohne nun die orthodoxe und liberale kirchliche Richtung mit den genannten medizinischen etwa parallelisieren zu wollen, sondern nur das tertium comparationis betonend, hätte die liberale Opposition nicht sagen müssen: „Die Mission ist Christenpflicht! Die Art, wie sie betrieben wird, gefällt uns nicht; an eine Änderung im Princip ist bei den bisherigen Missionsfreunden nicht zu denken; ergo — wollen und müssen wir jetzt eine Mission nach unsrer Art in Angriff nehmen." Dieser Schluß scheint uns logisch. Warum hat man ihn nicht gezogen und ist wieder lediglich in der Negative geblieben? Muß dieses Verhalten nicht den sehr starken Schein verstärken, den die liberale Opposition bereits gegen sich hat, daß sie — eine unfruchtbare Richtung sei, eine Wolke, die kein Wasser giebt? — — —

Nun ein erfreulicheres Bild aus Schottland. Die schottische freie Kirche, die ihren Missionsberuf mit immer wachsender Energie erfaßt, hat im Laufe dieses Jahres behufs der Vermehrung ihrer regelmäßigen Einnahmen für die Heidenmission durch Ge-

meindebeiträge einen Weg eingeschlagen, den wir unsern deutschen Missionsleitungen zur ernstesten Erwägung empfehlen möchten. Ausgehend von dem Gedanken, daß „Information und Organisation die einzigen menschlichen Mittel sind, die in Anwendung gebracht werden müssen, um es dahin zu bringen, daß jeder Kommunikant wöchentlich 10 Pfennige steure," hat man beschlossen jede einzelne von den 1040 Gemeinden durch Deputierte teils aus dem Missionskomité teils aus den Presbyterien (wir würden etwa sagen Kreissynoden) im Laufe dreier Jahre besuchen und gelegentlich dieses Besuches regelmäßige wöchentliche resp. monatliche oder vierteljährliche Sammlungen organisieren zu lassen. Im Laufe von 9 Monaten sind diese Besuche in 275, also mehr als dem vierten Teile aller Gemeinden bereits ausgeführt worden und zwar mit dem überraschendsten Erfolge. Nicht nur konnte das Rechnungsjahr statt mit einer Schuld von 108 000 Mk., wie man im Dezember fürchtete, mit einem Überschuß von 8280 Mk. abgeschlossen werden, sondern es ist auch gegründete Hoffnung vorhanden, die durch Sammlung aufzubringenden jährlichen Gemeindebeiträge[1]) von c. 280 000 auf zunächst 400 000 Mk. und später auf das Doppelte dieser Summe zu erhöhen — bei 302 262 Gliedern und Anhängern der freien Kirche, deren letztjährige Gesamteinnahme für kirchliche und Wohlthätigkeitszwecke 11 829 560 Mk. betrug, eine nicht unerhebliche Leistung (Free Ch. of Schottland Rec. 1880 S. 111 f. 131 f.). —

In Deutschland seitens der Kreissynoden der Reichshauptstadt Ablehnung der Beteiligung an der Missionsarbeit; in Schottland neue Energie seitens der Presbyterien! nun noch ein Zug aus Amerika,[2]) der charakteristisch ist für einen — wie es scheint, nicht ganz kleinen — Teil der dortigen Missionsfreunde. In einem Artikel, der das zweifellos ebenso wichtige wie zeitgemäße Thema behandelt: „Mehr geistliches Leben, eine Notwendigkeit für den Missionserfolg" führt die Miss. Review — eine neue Allgemeine Miss.-Zeitschrift, die nach deutschem Urteil allerdings kaum den mäßigsten Anforderungen an eine solche entspricht — aus einer zu Detroit gehaltenen Rede des Rev. Pierson unter ausdrücklicher Zustimmung des Herausgebers u. a. folgenden Passus an (1880 S. 180): „Nach der neusten und zuverlässigsten Schätzung beträgt die Bevölkerung der Erde 1 423 917 000 Seelen. Von diesen leben in päpstlichen (!!), heidnischen und mohammedanischen Ländern ungefähr 1 144 000 000, sagen wir nur in runder Zahl 1 000 000 000. Wir haben bereits angenommen, daß es heutzutage 10 000 000 wahre Nachfolger des Herrn, wirklich Wiedergeborne giebt. Laßt nun jeden von diesen im Laufe des J. 1880 Christo eine einzige Seele gewinnen, so haben wir 1881: 20 000 000. Laßt diese wieder 1881 jeden Eine Seele gewinnen, so haben wir 1882: 40 000 000; und bei dem gleichen Fortschritt 1883: 80 000 000; 1884: 160 000 000; 1885: 320 000 000; 1886: 640 000 000; 1887: 1 280 000 000. Bedenkt, auf Grund unserer

---

[1]) Diese Gemeindebeiträge bilden aber nicht etwa die einzige Einnahme für die Heidenmission. Diese Einnahme betrug vielmehr im letzten Jahre (mit Einschluß der Regierungsunterstützung für die Missionsschulen von c. 170 000 Mk.) in runder Summe 1 100 000 Mk., da zu jenen Gemeindesammlungen noch Legate, Beiträge aus Frauen-Vereinen, Sonntagsschulen, Gaben für besondere Zwecke 2c. kommen.

[2]) Wo beiläufig bemerkt im v. J. 9 192 000 Mk. für Missionszwecke eingekommen, während allein die 8 größern engl. M.-Gg. 14 170 000 Mk. vereinnahmten (Miss. Rev. 80 S. 353).

Annahme soll jedes Kind Gottes im Laufe eines ganzen Jahres nur Eine Seele, **keins** mehr als 7 Seelen in 7 Jahren gewinnen — und doch würde selbst bei dieser **Annahme** die Eroberung der Welt für Christus eine so reißend schnelle sein, daß wir in 7 **Jahren** die ganze unevangelische Bevölkerung des Erdkreises überwunden haben würden." **Nachdem** dieselbe Berechnung auf den Fall, daß es heut nur Einen bekehrten Christen gäbe angewandt und gezeigt worden ist, daß wir unter der obigen Supposition ihrer dann in 30 Jahren 1 073 441 824 haben müßten, heißt es weiter: „Gewiß ist nichts Unmögliches oder Unausführliches in dieser Annahme, daß jeder wahre Jünger wenigstens eine Seele jährlich gewinnen kann. Wir müßten also vor Schluß des Jahrhunderts Zeit genug haben, die Bevölkerung der Erde zwei mal zu bekehren." Und solche mehr als mechanische Rechenspielereien giebt man unter der Parole: „mehr geistliches Leben" aus und, statt sie mit evangelischer Nüchternheit in der stärksten Weise zu desavouieren, druckt man sie wieder und wieder ab! Liegt nicht auch bei dieser Welteroberungsmathematik die strafende Frage des Heilandes nahe: „wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?" — —

Beginnen wir jetzt unsre Rundschau über das Missionsgebiet.

Afrika. Im „Ausland" (80 S. 167) wird den schwarzen Christen der Baseler M.-G. von Aburi (Akuapim) seitens des Afrikareisenden Prof. Buchholz folgendes Zeugnis ausgestellt: „Frauen und Mädchen waren ordentlich gekleidet. Alle hörten mit großer Aufmerksamkeit auf die in der Utschi-Sprache vorgetragene Predigt und die ganze Versammlung machte einen wohlthuenden Eindruck auf ihn. Besonders anerkennend spricht er sich über den guten Kirchengesang aus, welcher, obwohl stets ohne Begleitung gesungen wurde, immer rein klang und angenehm wirkte. Übrigens hat die evang. Mission in Aburi solchen Fortgang, daß bereits eingeborne Katecheten ausgebildet und angestellt werden können. Buchholz selbst wohnte der Ordinationsfeier eines solchen schwarzen Katecheten bei."

In Abeokuta, wohin die Ch. M. S. vor einigen Jahren den sehr tüchtigen eingebornen Missionar James Johnson von Lagos aus entsandt hatte, um die Gesamtleitung der dortigen Christengemeinden in die Hand zu nehmen, sind peinliche Wirren ausgebrochen, welche die Rückberufung des genannten Missionars und die Entsendung eines europäischen Visitators (des Miss. Faulkner von Lagos) nötig gemacht haben. Johnson hatte nämlich bald gefunden, daß es mit dem christlichen Wandel der lange Zeit unkontrolliert gewesenen schwarzen Pastoren in Abeokuta nicht zum besten bestellt sei, vornämlich daß sie Haussklaven hielten. Von diesem Befund hatte er nicht nur der Missionsleitung Anzeige gemacht, sondern er war auch, wie es scheint, in nicht ganz maßvoller Weise sofort gegen die Übelstände vorgegangen, hatte sich wohl auch bei der Erhebung resp. Erhöhung der Kirchensteuer nicht ganz taktvoll benommen. In Folge dieses wohl zu eifrigen Vorgehens war eine solche Erbitterung unter Christen und Heiden gegen ihn ausgebrochen, daß er von einer Ratsversammlung sogar zum Tode verurteilt war, ohne daß man jedoch den Mut gehabt, das Urteil zu vollstrecken. Besonders 3 Pastoren wurden beschuldigt, die Agitation gegen Johnson ins Werk gesetzt zu haben, da sie ihre großen Ländereien lediglich von Sklaven bearbeiten ließen. In den African Times waren die schwerwiegendsten Anklagen selbst auf Trunksucht und Vielweiberei gegen sie vorgebracht worden. Während die Angegriffenen die letzteren Beschuldigungen als Verläumdungen mit Entrüstung von sich gewiesen, haben sie sich von dem Vorwurfe, Haussklaven besessen zu haben, nicht völlig zu reinigen vermocht, aber auf Grund be-

stimmter Instruktionen der Leiter der Ch. M. S. erklärt, daß sie allen bisher in ihren Häusern lebenden Sklaven die Freiheit gegeben (Int. 1880 S. 384. Ev. Miss.-Mag. 1880 S. 135 ff. und 295 f.). Seitens der Ch. M. S. ist ein specieller Bericht über die Gesamtlage der qu. Mission in Aussicht gestellt. Nach dem Erscheinen desselben gedenken auch wir einen zusammenhängenden Artikel über Abeokuta und die Yoruba-Mission zu bringen, der auch auf die Sklavenfrage speciell eingehen soll.

Vom Niger sind nur erfreuliche Nachrichten zu melden. Die Untersuchungsreise des Missionsschiffes „Henry Venn" auf dem Benueflusse (diese Zeitschr. 80 S. 38) ist mittlerweile glücklich zu Ende geführt und sind sowohl in den „Geogr. Mitteilungen" (80 S. 145 ff. 220 ff.) als in den „Verhandlungen der Ges. für Erdkunde in Berlin" (80 S. 112 ff.) bereits ausführliche Berichte über wissenschaftliche Resultate dieser Reise veröffentlicht worden. Das Missionsschiff ist weiter vorgedrungen, als je vor ihm ein Europäer gekommen ist. „So bezeichnet diese denkwürdige Expedition wiederum einen beträchtlichen Fortschritt in unsrer Kenntnis von Afrika, und das nicht allein, sie bestätigt von neuem, daß der Benue im Gegensatz zu den andern Flüssen Afrikas einen ununterbrochenen Zugang für Schiffe bis weit in das Innere Afrikas gestattet. Während man mit ungeheurer Anstrengung, mit enormen Opfern an Geld und Menschen, die Katarakten des Kongo zu überwinden strebt, bietet sich hier ein offener Wasserweg nach dem Herzen des Sudan" (Behm). Wahrscheinlich in Veranlassung dieser glücklichen Expedition seines Missionsschiffes hat Bischof Crowther, obwohl er verhindert war, die Fahrt selbst mitzumachen, von der Königl. Geogr. Gesellschaft in London „aus Anerkennung für seine der Geographie geleisteten Dienste" eine goldene Uhr im Werte von 800 Mk. erhalten (Int. S. 383.).

In Lagos, der Residenz des Bischofs, hat das Missionswerk guten Fortgang. Im Laufe der letzten 3 Jahre hat der jetzt an den Niger besonders zur Wirksamkeit unter den dortigen Mohammedanern berufene Archidiakon Henry Johnson (nicht zu verwechseln mit dem obengenannten James Johnson) 215 Personen getauft. Allein im vergangenen Oktober wurden in Gegenwart von 900 Personen 58 in die Kirche aufgenommen. Besonders erfreulich ist die Steigerung der Freigebigkeit bei den dortigen Christen. Ihre 1877 abgebrannte Kirche haben sie im schönsten Stil zum nicht geringen Theil aus eignen Mitteln wieder aufgebaut (Int. 80 S. 253). Im Kampfe gegen die heidnischen Unsitten trägt die Mission einen Sieg nach dem andern davon. So rettete der Sohn des Bischofs, der Archidiakon Crowther, zu Onitscha wieder ein paar Zwillingskindern das Leben, die der heidnische Aberglaube durchaus getötet haben wollte. Jede solche Rettung nimmt dem Aberglauben etwas von seiner Macht (Int. 80 S. 125).

Am Cameruns hat die englische baptische M.-G. durch den Tod des Missionars Alfred Saker einen großen Verlust erlitten. Über 37 Jahre hat dieser ursprünglich als Ingenieur ausgesandte treue, energische, selbstverleugnungsvolle Mann auf Afrikas tötlicher Westküste — in Fernando Po und am Cameruns — in harter Arbeit gestanden und dem Evangelio Christi weite Bahn gemacht. „Ich verstehe es nicht ganz," urteilt über ihn und seine Wirksamkeit ein neuerer Reisender, der keineswegs einen christlichen Standpunkt einnimmt — „auf welche Weise die Veränderungen zu stande gebracht worden sind, die ich am Cameruns und in Victoria gesehen. Alte blutige Sitten sind zum großen Teil abgeschafft, die Zauberei verbirgt sich in den Wäldern, der Fetischaberglaube wird von alt und jung verlacht und nette Häuser entstehen überall. Aus wirklichen

Kannibalen sind manche zu rechtschaffnen, intelligenten und geschickten Handwerk[ern ge-]
worden. Eine elementare Literatur ist entstanden und die ganze Bibel in die bis[her]
schriftlose Sprache übersetzt. In dem allen muß gewiß etwas „abnormal“ sein“ (Br[it.]
Her. 80 S. 107 f.). Einer der Sekretäre der Bapt. M.-G. hat dem wackern Stre[iter]
Jesu Christi die Leichenrede gehalten, die wir in einer der nächsten Nummern des B[ei-]
blatts mitzuteilen gedenken.

Von Stanley treffen noch immer nur spärliche Nachrichten ein. Seine Re[ise-]
gesellschaft besteht aus 68 Eingeborenen, die er sich von der Ostküste geholt und [am]
Kongo verstärkt hat, und aus 14 Europäern, von denen aber bereits einige erlegen [sind.]
Auch soll eins von den 4 mittransportierten Dampfbooten in den Katarakten ober[halb]
M'Boma zu Grunde gegangen sein. Wie man hört, beabsichtigt der Reisende fürs er[ste]
4 „Civilisationsstationen“ anzulegen, die erste zu M'Bivi, unterhalb des ersten Katara[kts,]
die zweite am Stanley Pool, oberhalb der Fälle, die beiden andern weiter im Inn[ern.]
Am Straßenbau wird tüchtig gearbeitet („Globus“ 80 S. 272).

In den Fußstapfen Stanleys dringt die 1877 ins Leben getretene Congo Inland
Mission (vom East London Institute unter Gr. Guinness ausgehend) vor, bis j[etzt]
aus 9 Missionaren bestehend, denen aber neustens wieder 5 nachgesandt worden [sind,]
an ihrer Spitze der Architect A. Mc. Call, ein bereits durch 7jährige Reisen in Süd-
afrika erprobter Mann. Diese letztere Abteilung soll eine sog. industrial station er-
richten, um welche man die umwohnenden Heiden zu sammeln gedenkt. Die frühern
Missionare, die auf 3 Stationen bis zu den Katarakten hin bereits in Thätigkeit stehen,
predigen, Schule halten, Kranke heilen u. s. w., haben schon vielfach Gelegenheit gehabt,
mit den blutigen Sitten des dortigen Heidentums den Kampf aufzunehmen. So rettete
Miss. Peterson zu Paraballa einem Manne, dem von den Zauberern schuld gegeben war,
den Tod einer Häuptlingsfrau verursacht zu haben, dadurch das Leben, daß er ihn von
dem Könige kaufte, während er es nicht hindern konnte, daß ein Weib, die unter der-
selben Anklage stand, im Flusse ertränkt wurde. Einem andern Missionar, Craven,
trat auf seinem Wege zu einem kranken Kinde ein Fetischpriester, der mit einem Bündel
Schellen behangen war, mit der Behauptung entgegen, daß diese Schellen ihm die Macht
gäben, den Teufel zu fangen und zu töten. Der Missionar fragte ihn, ob er denn den
Teufel schon gesehen habe? „Nein,“ war die Antwort. „Kann ihn überhaupt jemand
sehen?“ „Nein.“ „Wie kannst du ihn denn töten? Dein Fetisch ist ein Firlefanz; diese
Schellen haben gar keine Macht und du gebrauchst sie nur, um die armen Leute in
Schrecken zu setzen.“ „Ich kann aber Menschen töten mit diesem Zauber.“ „Gut, so
töte mich.“ „O, du bist ein weißer Mann.“ „Ich bin eben solch ein Mensch wie du,
kannst du mich nicht töten, so kannst du überhaupt niemand töten.“ Während dieses
Gesprächs hatte sich eine große Menge Leute gesammelt, die über diese Niederlage ihres
Fetischpriesters ganz erfreut zu sein schienen (Illustr. Miss. News 1880 S. 51 71.)

Von San Salvador aus, wo sie bereits festen Fuß gefaßt haben, mit dem Kö-
nige in ein freundliches Verhältnis gekommen sind und in voller missionarischer Thätigkeit
sich befinden, suchen die Baptistischen Missionare gleichfalls nach dem Stanley Pool vor-
zudringen. Nach den neusten sehr hoffnungsvollen Nachrichten urteilen die Missionare,
daß dieses Vordringen allerdings wohl nur Schritt für Schritt werde geschehen können,
da die nach dem Kongo zu wohnenden Stämme zu wenig an den Anblick von Euro-
päern gewöhnt seien und erst ein Vertrauensverhältnis mit ihnen hergestellt werden

küste. Um die von ihm angeregte Mission möglichst zu fördern, hat ihr Mr. Arthington in Leeds wieder 80 000 M. zur Beschaffung eines Dampfschiffes geschenkt, das von den westlichen bis zu den östlichen Katarakten des Kongo fahren und so eine Verbindung mit den Londonern am Tanganyika herstellen soll (Her. 80. S. 219. 227.). Unterdeß rüsten sich die Jesuiten, ihnen in San Salvador das Feld streitig zu machen. Wie man hört, soll der Papst den König von Portugal, zu dessen Besitzungen wenigstens die Kongoküste gehört, aufgefordert haben, die Austreibung der evang. Missionare aus dem Kongolande zu verlangen. Dem Namen nach waren ja die Kongoneger einst katholische Christen; aber von diesem Katholizismus ist in San Salvador jetzt weiter nichts zu entdecken, als etwa eine Art Bilder der Jungfrau Maria, die ganz zu gewöhnlichen Fetischen geworden sind. Vor 12 Jahren kam wieder ein katholischer Priester, aber er verließ den Ort, weil er gemißhandelt wurde, schon nach einem Jahre wieder und lebt seitdem an der Küste. Dieser Priester hat nun an den König nach San Salvador einen Brief gerichtet, in welchem es u. a. heißt: „Ew. Majestät und deren Unterthanen befinden sich jetzt, ohne es zu wissen und ohne davor zu warnen, in einer furchtbaren geistlichen Kalamität, indem Sie sehen, daß der Teufel und die Hölle überall ist, wo die Feinde unsres Herrn Jesus Christus und seiner heiligen Kirche sind, die sich rüsten gegen diese Kirche zu kämpfen, indem sie gerade in dem Kongoreiche die Reste der Religion Gottes, die sich dort noch finden, zu zerstören suchen." Dann beruft sich der Schreiber auf die alte katholische Mission vor 400 Jahren und zeichnet das bekannte römische Zerrbild von der Reformation, als sei sie aus fleischlichen Lüsten Luthers und seiner Mitkämpfer hervorgegangen. Schließlich droht er, er werde demnächst selber kommen und dann — quos ego! Unterdeß scheint nun zwar nicht der mutige Schreiber dieses schönen Briefes, aber eine andre jesuitische Expedition sich auf den Weg gemacht zu haben (Bapt. Her. 80 S. 157. 179). Daß die römischen Missionare z. B. bei Mtesa in protestantisches Gebiet auf die gehässigste Weise eindringen, das erscheint ihnen als ganz in der Ordnung. Wenn aber protestantische Missionare an einem von den Katholiken verlassnen und wieder völlig verheidnischten Orte Fuß zu fassen suchen — so ist das ein teuflischer Kampf gegen die heilige Kirche!

Die amerikanische Erforschungsexpedition nach Bihé hat bis jetzt noch nicht ins Werk gesetzt werden können, dennoch plant der Am. Board bereits eine neue Ausdehnung seiner Mission von Natal aus im „Königreiche Umzilas" (Her. 80. S. 260 ff.). Im Hererolande droht der seit 1871 beigelegte Rassenkrieg zwischen der schwarzen und der gelben Bevölkerung von neuem auszubrechen (Rh. B. 80 S. 196 ff.) und im Ovambolande machen jetzt auch den finnischen Missionaren die Jesuiten Konkurrenz.

Da wir über die neusten Ereignisse auf dem südafrikanischen Missionsgebiete demnächst einen speciellen Artikel zu bringen gedenken so wenden wir uns sofort nach dem afrikanischen Seeengebiete.

Aus Blantyre — der Station der schottischen Staatskirche — sind betrübende Gerüchte über Gewaltthätigkeiten der dortigen Missionare gegen die Eingebornen seitens der Reisenden Chirnside in Umlauf gesetzt worden. Nachdem bereits vor einiger Zeit die Kunde durch manche Blätter lief, es habe zwischen den Bewohnern der Missionsstation, und zwar unter Anführung der Missionare, und den räuberischen Adschawas gelegentlich eines Überfalls des Ortes seitens der letzteren ein blutiger Zusammenstoß stattgefunden, bei welchem 6 Adschawas getötet und noch mehr verwundet worden seien,



ohne daß jedoch bis jetzt irgend ein Beweis für ein... gebracht worden ist — erhebt nun der genannte Ker... klage: sie hätten, ohne doch gesetzlich mit der Ausü... zu sein, einen des Mords beschuldigten aber fein... hinrichten und einen andern so hart auspeitschen la... handlung gestorben sei. Mr. Chirnside hat diese ... nur in einer heftigen Broschüre öffentlich ausgesprochen... fügung einer „formidabeln" Peitsche, die in Blantyre in... den zuständigen Behörden Anzeige gemacht und durch M... bringen lassen (Daily News v. 2. 6 u. 3. 17), so daß jetzt ... geleitet worden ist. Eine solche Untersuchung hat nun ihre... synode der schottischen Kirche in Angriff genommen, indem ... Vollmachten ausgestatteten Deputierten nach Blantyre gesa... sultat dieser doppelten amtlichen Untersuchung publiziert ... jedes Urteils zu enthalten. Jedenfalls haben es die dortigen ... ihren Berichten hervorgeht, mit einer sehr verwilderten, räuber... und wird es der größten Energie bedürfen, um Zucht und O...

Die von Blantyre aus neu gegründete Station Zomba ... Schiré, auf der man flüchtige Sklaven, wie sie sich häufig in ... zunehmen beschlossen hat, scheint sich gedeihlich zu entwickeln. ... Gang gebracht und zählt gegen 60 Schüler, während in Bl. ... März ist auch ein Arzt nach der letzteren Station entsandt. ... leider in voller Blüte und verursacht den Missionaren nicht ... (Ch. of Scotland Rec. 80 S. 76. 94 f.).

Nach Livingstonia am Nyassa-See, von wo aus die Frei... zweite Station bei Marenga, etwa der Mitte der Westseite des ... Art sanitarium, angelegt haben und berichten, daß der Sklavenh... Schwange sei, ist eine in London medizinisch ausgebildete Dame ... gegangen (Medical Miss. 80 S. 112), die sich bereits in voller ... (Free Ch. Rec. 80 S. 144). — Miss. Riddel, seit 1875 im Dienste ... unterdes die erste Grammatik und das erste Lexikon (a grammar o... language as spoken at Lake Nyassa with Chinyanja-Englis... Chiny. vocabularies), in der Sprache der Anjandscha oder Mangan... und somit den ersten Schritt zur Erhebung der dortigen Sprache zur ... zur Übersetzung der Bibel in dieselbe gethan. Eine interessante Einlei... graphische und linguistische Aufschlüsse über die Völkerschaften um den ... ihr Verhältnis zu den Bantuvölkern (Free Ch. Rec. 80 S. 116 f.). — ... teu für die Communikation speciell zwischen der Küste und dem Tangan... Erforschungsreise des schottischen Missionars Stewart vom Nordende ... nach dem Südende des letzteren geworden, die nur 17 Tage in Anspr... Der als relativ sicher und bequem geschilderte Weg läßt sich von Living... innerhalb 30 Tagen zurücklegen, so daß der Tanganyika via Schiré und N... Küste aus in c. 56 Tagen erreichbar ist, während die letzte Expedition ... Missionare via Zanzibar bis Udschidschi 95 Tage brauchte. Da der ... ... Teil (bis an das Nordende des Nyassa) zu Wasser gemacht werde...

Zweifel in Zukunft die Hauptstraße nach dem Innern werden. Die ...er interessanten Reise des Miss. Stewart in Free Ch. Rec. S. 87 ff. ...schöner brüderlicher Dienst, den die Freischotten ihren Londoner Kollegen ...es ist gegenseitig Freude über die Verbindung, welche durch diese neue ...bloß zwischen den beiden Seeen sondern auch zwischen den an ihnen statio-...onaren verschiedener Denominationen hergestellt worden ist.

...staatskirchlichen Schotten auf dem Sambesi und Schiré die „Lady Nyassa", ...en auf dem oberen Schiré und dem Nyassa die „Ilala" bereits zu ihrer ...haben, so werden auch die Londoner Missionare bald ein eignes Missions-...dem Tanganyika schwimmen sehen. Der bekannte Mr. Arthington hat ihnen ...umme von 60 000 Mk. überwiesen unter der Bedingung, daß sie weiter nach ... dem Alexandra- und Victoria-Nyanza Fühlung suchen. — Daß die so hart ...anganyika-Mission jetzt 3 Stationen etabliert hat, ist bereits früher gemeldet ...ne vierte Plymonth Rock am nordwestlichen Ufer des Sees ist in der Ent-...griffen. Die Beziehungen zu den Eingebornen sind bis jetzt durchaus freund-...stärkungen des Missionsstabes, 2 Geistliche und wieder ein Arzt, sind bereits ...Wege (Chron. 80 S. 95. 123 f.). Für die freundliche Pflege, welche der zu ... verstorbene französische Reisende Abbé Debaize bei den dortigen Missionaren ... ist dem Vorstand der Londoner M.-G. seitens des französischen Ministers des ...igen ein Dankschreiben zugegangen (Ebend. S. 103).

...3 von Mtesa unter Begleitung der Missionare Wilson und Dr. Felkin nach ... entsandten Häuptlinge sind am 21. April glücklich in London angekommen und ...t viel Aufmerksamkeit behandelt worden. Selbst bei der Königin ist ihnen eine ... zu teil geworden Über alles, was sie gesehen und gehört, haben sie ihre höchste ...igung geäußert. Am 22. Juni haben sie England wieder verlassen, um via — Zanzibar in ihr Vaterland zurückzukehren, reichlich mit Geschenken auch von ...önigin begabt (Int. 80 S. 392. 446. 452). — Mittlerweile sind auch neue Nach-...en von den bei Mtesa zurückgeblieben Missionaren eingetroffen — ...essendungen sehr verschiedenen Inhalts. Die älteste meldet eine erfreuliche Wendung ...Dinge. Ohne der durch die Jesuiten bewirkten Störungen weiter zu gedenken be-...n die Missionare, daß sie wieder freien Zugang zum König erhalten, daß ihnen ...es Verlangen lesen zu lernen allseitig entgegentrete, und daß sie auf ihrer kleinen ...presse nicht genug Lesestücke haben drucken können. Die zweite Sendung hat einen ...lich günstigen Inhalt. Aber dann folgen anfangs Januar 80 geschriebene Briefe, ...eine neue gänzlich unerwartete Wendung zur entschiedensten Feindschaft ...den. Es ist nämlich plötzlich ein bis dahin den Missionaren ziemlich unbekannt gebliebener, ...h von Stanley nicht erwähnter „Gott" der Waganda aufgetaucht, welcher die Vertrei-...ng der Fremden und ihrer Religion aus dem Lande verlangt und dessen Stimme der ...etterwendische König — wie es scheint gegen bessere Überzeugung — Gehör gegeben. ...dieser „Gott", der die Macht hat Krankheiten, Teurung und sonstiges Unglück über die ...Menschen zu verhängen, aber auch Kranke gesund machen kann, führt den Namen Mu-...kassa oder resp. und Lubari und wird als der Gott des Sees bezeichnet, der in ...Menschen zeitweilig seine Wohnung nimmt. Diesmal scheint es ein Weib zu sein, das ...von ihm besessen ist. Von diesem Mukassa-Lubari ging nun plötzlich das Gerücht, er ...komme nach Rubaga, um den noch immer kranken König zu heilen und das Gerücht

bestätigte sich. Die Missionare redeten sofort mit Mtesa und suchten ihm aus dem Worte Gottes und durch vernünftige Gründe darzuthun, daß es sich hier um Aberglauben, Zauberei und Betrug handle und der König gestand offen zu, daß das auch seine Überzeugung sei und erklärte den „Gott" nicht aufnehmen zu wollen. Dennoch ließ er ihn vor sich kommen aus Furcht vor seinen Häuptlingen, die ihm zu verstehen gegeben hatten, daß sie ihn entthronen würden, wenn er die Religion ihrer Väter nicht wieder einführe. Auch die Missionare wurden gerufen und ihnen erklärt, daß man sie selbst und ihre Religion durchaus nicht wolle. Mtesa sagte jetzt, sie seien nur Spione, um ihrer Königin den Weg in sein Land zu bahnen; ihre Religion brauchte er nicht; Kanonen, Flinten, Pulver zu fabrizieren habe er von ihnen erwartet; er werde weder den Islam noch das Christentum annehmen und in seinem Lande einführen, sondern die Religion seiner Väter behalten. Die Häuptlinge, auch die sonst sich freundlich gestellt, nahmen gegen die Missionare, deren Gegenreden ohne alle Wirkung blieben, die feindlichste Stellung ein. Der „Gott" wurde mit Vieh, Sklaven, Weibern reich beschenkt entlassen; später aber trat noch ein andrer auf. Medizin hat er dem Könige, wie es scheint, nicht gegeben, sondern Zauberei mit ihm vorgenommen. Gesund geworden ist er natürlich nicht. Bis zum Abgang der Briefe, etwa 14 Tage nach diesem Ereignis hatte sich die Aufregung noch nicht gelegt. Die Missionare, die seitdem mit dem Hofe nicht in Berührung gekommen, ebensowenig wie die Jesuiten, befinden sich wieder in der größten Gefahr und fürchten das Schlimmste, haben aber festen Mut und werden ihren Posten freiwillig nicht verlassen. — Die Gewißheit, daß eine betende Missionsgemeinde daheim hinter ihnen steht, ist ihnen ein großer Trost (Int. S. 409 ff.). Gerade daß die dortige Mission solche Trübsals- und Kampfeswege geht, ist uns ein sicheres Zeichen, daß der Herr seiner Zeit etwas Großes in Uganda thun wird. (Schluß folgt.)

Literatur-Bericht.

D. Kramer, Geh. Regierungsrat: „August Hermann Francke. Ein Lebensbild". 1. Teil mit einem Bildnis Franckes (Halle, Waisenhausbuchhandlung. 1880.) — Von einem berufeneren Manne konnte unsre Literatur kaum mit einer Biographie Aug. Herm. Franckes beschenkt werden, als von dem langjährigen Direktor der Francke'schen Stiftungen, der wie keiner seiner Vorgänger die urkundlichen Schätze über das Leben und Wirken des Stifters des Waisenhauses durchforscht und zugänglich gemacht hat. Es hat lange gedauert bis ein vollständiges anschauliches und historisch treues Lebensbild des für die Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts so bedeutungsvollen Halle'schen Pastors und Professors erschienen ist; aber hier heißt es: was lange währt, wird gut. Man darf getrost sagen, daß das Kramersche Werk eine klassische Arbeit ist, die durch die Gründlichkeit ihrer Quellenforschung, die Objektivität und Durchsichtigkeit ihrer Geschichtsbehandlung und die maßvolle Beschränkung auf das Notwendige sich für immer einen ehrenvollen Platz in der deutschen Kirchengeschichtschreibung sichert. Von den 6 Abschnitten, in welche dieser 1. Teil disponiert ist, hat für uns der Schluß des sechsten, der die ersten

Beziehungen Franckes zur Heidenmission entwickelt, specielles Interesse. Über den Briefwechsel zwischen Leibnitz und Francke hat zwar schon Plath in seiner Schrift: „Die Missionsgedanken des Freiherrn von Leibnitz“ wertvolle Mitteilungen gemacht, die von Kramer nur an einer Stelle (S. 256 Anm. 2) berichtigt und in dem Nachtrage zu S. 257 (308 f.) ergänzt werden. Von besonderem Werte ist uns aber der von Kramer (S. 261 ff.) versuchte Nachweis, daß ein im Halle'schen Missionsarchiv vorgefundenes merkwürdiges Schriftstück, das die Überschrift: Pharus missionis evangelicae trägt und dessen schon Germann („Ziegenbalg und Plützschau“ S. 200 f., wo eine kurze Inhaltsangabe) und Plath (a. a. O. S. 71 ff., wo es vollständig mitgeteilt ist) gedenken, daß dieses wesentlich mit der Bekehrung der Chinesen zum Christentum sich beschäftigende und den König Friedrich I. von Preußen zur Begründung einer solchen Mission auffordernde Schriftstück kaum jemand anders als Francke zum Verfasser haben könne. Aus diesen Nachweisungen wird ersichtlich, daß Francke, teils durch Leibnitz teils durch seine Bibelstudien angeregt, sich längst mit Missionsgedanken getragen hat, ehe von Dänemark aus die direkte Aufforderung zur Herbeischaffung von Missionsarbeitern an ihn gelangte und also mit Grund der Wahrheit der Stifter des Halle'schen Waisenhauses auch als der eigentliche Vater der evangelischen Heidenmission bezeichnet werden muß. Dem 2. Teile, der der praktischen Ausführung der Francke'schen Missionsgedanken wahrscheinlich einen bedeutenden Raum widmen wird, sehen wir mit Verlangen entgegen, von Herzen wünschend, daß Gott dem greisen Verfasser es vergönnen möge, seine schöne Arbeit zu Ende zu führen.

Dr. R. Andree: „Allgemeiner Handatlas in 86 Karten mit erläuterndem Text“ (Velhagen und Klasing, Leipzig 1880) in 10 Lieferungen à 2 Mk. Die Verlagshandlung hat recht, wenn sie sagt, daß „vor ihr noch niemand, zu keiner Zeit und in keinem Lande es gewagt hat: einen großen Handatlas von vollendeter Ausführung und auf dem neusten Standpunkte der Wissenschaft stehend für 20 Mk. zu bieten.“ Bis jetzt liegen uns 2 Lieferungen vor, jede 12 Seiten Karten und ebensoviel Seiten Text enthaltend. Als besonders interessant heben wir die Hauptkarte von Afrika, die der Nilländer, die Völker- und Religionskarte der Erde, die Karte der Nordpolarregionen, die des Weltverkehrs und der Meeresströmungen, die Haupt- und die Völkerkarte von Asien hervor. Sämtliche Karten sind im Stich scharf, im Druck elegant, im Kolorit angenehm harmonisch, so daß sie sich den vollendetsten Leistungen auf dem Gebiete der Kartographie getrost an die Seite stellen dürfen. Der Text ist knapp, bietet Zuverlässiges und kann als eine allgemeine Geographiestatistik betrachtet werden. Mit gutem Gewissen empfehlen wir daher die Anschaffung dieses ebenso gründlichen wie eleganten und billigen Atlas auch den Lesern dieser Zeitschrift. Geographische Kenntnis ist zum Missionsverständnis unerläßlich, ein guter Atlas also ein unentbehrliches Hilfsmittel beim Missionsgeschichtsstudium. Zum Teil hat der Verfasser des vorliegenden auch auf die Mission Bezug genommen, leider aber nicht konsequent die Missionsstationen angegeben. So läßt z. B. in dieser Beziehung sowohl die Hauptkarte von Afrika wie speciell die von Senegambien, der Goldküste und dem Kapland viel zu wünschen übrig. Viele Orte sind hier entweder gar nicht als Missionsstationen bezeichnet, z. B. die meisten Berliner, oder nicht ihrer Bedeutung gemäß hervorgehoben, z. B. Botschabelo; andre hervorragende Stationen fehlen gänzlich, z. B. Lovedale, Edendale, so daß der Beschauer der Karten über die Mission keineswegs ein richtiges Bild erhält. Es wäre dem leicht

abzuhelfen gewesen, wenn Verfasser oder Verleger die Kartenzeichnung vor dem Druck Dr. Grundemann zur Durchsicht hätten zugehen lassen. Der vortreffliche Atlas würde dadurch noch einen neuen Vorzug erhalten haben: er wäre zugleich ein wirklicher Missionsatlas geworden. Vielleicht ist es noch Zeit bei den letzten Lieferungen auf unsern Wunsch einzugehen — jedenfalls bitten wir um Berücksichtigung desselben bei einer zweiten Auflage. Falls eine solche zu Stande kommt, sei uns noch ein zweites Desiderium gestattet. Es betrifft dies die Religionskarte der Erde, die in der vorliegenden Gestalt ebenso wie der sie begleitende Text uns doch gar zu allgemein erscheint. Wie schön ist die auf der folgenden Doppelseite gegebene Karte von den Nordpolarregionen und wie eingehend der sie erläuternde Text! Sollte eine Religionskarte der Erde nicht ungleich wichtiger sein und nicht denselben Raum, dieselbe Sorgfalt ꝛc. verdienen und das um so mehr, als wir bisher gründliche Religionskarten kaum besitzen!

J. Drescher: „Theologischer Literatur-Bericht" (Leipzig, Drescher). Erscheint monatlich 1 bis 1½ Bogen 4. und kostet der ganze Jahrgang nur 1,20 Mk. Dieses Blatt bespricht resp. notiert alle neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Theologie, bringt eine Inhaltsangabe der verschiedenen theologischen und kirchlichen Zeitschriften und orientiert in einer Bibliographie auch über die übrige Literatur. Es ist dies das billigste und umfassendste aller theologischen Literaturblätter.

Von neu erschienenen Baseler **Missions-Traktaten** nennen wir und empfehlen unsern Lesern:

„**Altes und Neues aus Indien**" (25 Pf.) — ein Auszug aus dem auch in diesem Bl. oft erwähnten Recollections of an Indian Missionary von Leupolt.

„**William Chalmers Burns**, ein Wanderleben" (25 Pf.) — kurze Biographie des bekannten chinesischen Missionars B.

„**Jamunabais Wanderungen**, oder Blicke in indisches Witwenleben," die Übersetzung einer kanaresischen Witwengeschichte, die von einem Hinduchristen verfaßt ist.

Endlich notieren wir noch anhangsweise:

Dr. Warneck: „Warum hat unsre Predigt nicht mehr Erfolg?" Praktisch-theologische Aphorismen (Gütersloh 1880 S. 60). 80 Pf.

Die Urgestalt der Religion.

Von
Prof. D. O. Zöckler.

Zweiter Artikel:

Die Fetischismus- und die Animismus-Hypothese.

Daß irgendwelche religiöse Vorstellungen und Lebensregungen bei jedem Volke vorhanden sind, steht nach den Darlegungen unsres vorigen Artikels fest. Die Annahme eines absolut religionslosen Zustandes oder völligen Atheismus als Ausgangspunktes für die religiöse Gesamtentwicklung der Menschheit erscheint als keineswegs begünstigt durch den gegenwärtigen Befund des Völkerlebens. Es fragt sich nun freilich, von welcher Art die für die frühesten Anfänge jener Entwicklung zu supponierende Urform der Religiosität gewesen sein werde. Bestand dieser Keim, aus dem sich die Religionen der späteren Jahrtausende entwickelt haben, aus Elementen des Glaubens an Eine unsichtbare geistige Gottheit? Trug er die Gestalt der Vergötterung niederer Naturwesen? Waren es Menschen, lebende oder abgeschiedne, welche göttlich verehrt und angebetet wurden?

Die letzte dieser Annahmen kann in der Reihe der auf wissenschaftliche Feststellung des Wesens der Urreligion abzielenden Hypothesen unmöglich eine Stelle finden. Menschen- oder Menschheitsvergötterung setzt notwendig ein längeres Existieren der Menschheit auf Erden voraus. Ihre früheste Gestalt wird Ahnenkultus, Vergötterung abgeschiedner Vorfahren patriarchalischen oder priesterlichen Charakters, oder auch Heroenkultus gewesen sein. Ein jahrhundertelanges Existieren menschlicher Geschlechter auf der Erde, sowie gewisse Anfänge einer Stammes- und Volksbildung, setzt eine derartige Religionsform auf jeden Fall schon voraus. Anthropomorphischer Polytheismus kann nicht an der Spitze der aufeinander gefolgten Phasen der Religionsentwicklung gestanden haben! Selbst in seiner einfachsten und unentwickeltsten Gestalt, als Ahnenkultus, muß er schon irgendwelchen anderen, noch elementareren Zustand zum Vorgänger gehabt haben. Wenn Sir Herbert Spencer den Ahnendienst für die Urform der Religion hält und aus demselben zunächst Totemismus oder heraldischen

Tier-Sinnbilderkultus, weiterhin dann die übrigen Formen des Polytheismus sich entwickeln läßt,[1]) so muß er dabei immer doch irgendwelche Zeit, wo der Gedanke an eine Vergötterung und Anbetung ihrer Ahnen den ersten Menschen noch nicht gekommen war, voraussetzen. Diese allerälteste Zeit aber wird er gemäß der Gesamtheit seiner Grundanschauungen kaum anders als eine völlig götter- und gottheitslose, als tiefschwarze Nacht des Ur-Atheismus denken könne, sodaß demnach seine Theorie von der Lubbockschen, die auf den Uratheismus zunächst Fetischismus, dann Totemismus u. s. f. folgen läßt, sich was die frühesten Anfangszustände betrifft, kaum wesentlich unterscheidet. Nur dann also würde die Genesis späterer, entwickelterer Religionsformen aus ursprünglichem Ahnenkultus folgerichtig ausgedacht werden können, wenn man diese Ahnenvergötterung nicht als allerälteste Religionsart dächte. — Für die Anbetung lebender Menschen als eine nicht ursprüngliche, sondern erst ziemlich spät, nach dem Hervortreten ungemein starker Ungleichheiten im physischen und geistigen Leben der Menschheit möglich gewordene Religionsform sprechen noch viel dringlichere Gründe. Menschenvergötterung kann nicht die Urgestalt des religiösen Bewußtseins und Strebens der Stammväter unsres Geschlechts gebildet haben.

Ist es nun andrerseits auch nicht absolute Religionslosigkeit, was an die Spitze der geistig-sittlichen Entwickelung des Menschengeschlechts zu setzen ist, so könnte neben dem Urmonotheismus nur noch irgendwelche Art von Naturdienst, von Vergötterung und Anbetung niederer Naturwesen, lebender oder unbelebter, als Ausgangspunkt jener Entwickelung in Betracht kommen. Zwei Fälle sind hier denkbar. Der naturvergötternde Trieb der noch im frühesten Kindesalter stehenden Menschheit konnte beliebige Naturobjekte als solche, ihrer sinnlichen Außenseite nach, sich zu Gottheiten erwählen, sie mit höherer Macht ausstatten und als Schutzmittel für Einzelne oder ganze Gemeinschaften betrachten und verwenden; oder er konnte sie als von gewissen Geistwesen beseelt, als Sitze oder Offenbarungsmedien gewisser unsichtbarer Mächte (Dämonen, Spirits) denken. Im ersteren Falle war es roher Naturkult der krassesten und kindischsten Art, Fetischismus, dem gehuldigt wurde; im zweiten Falle resultierte was man neuerdings meist Animismus (eventuell auch Schamanismus, Polydämonismus, Spiritismus) nennt.

Seit ungefähr einem Jahrhundert ist die Annahme, daß die erstere,

---

[1]) H. Spencer, The origin of animal worship — in seinen „Vermischten Aufsätzen" (Essays scientific, politic and speculative) vol. III, Lond. 1874.

vorzugsweise rohe und elementare Form der Naturvergötterung, der Fetischismus, die Urform aller Religion gebildet habe, so beliebt geworden, daß sie in weiten Kreisen geradezu die Autorität eines Dogmas, eines als unangreifbar geltenden Axioms behauptet. Zuerst Anbetung bloßer Naturwesen oder Fetische; dann Geister- oder Dämonenkult mit seinem tollen Zauberspuk und unheimlichen Beschwörungswesen; dann entwickelter Polytheismus nach Art des hellenisch-römischen Heidentums; endlich Vergeistigung der Gottesidee bis zum Pantheismus oder Monotheismus: so denken sich Tausende unsrer heutigen „Gebildeten" die Aufeinanderfolge der Religionsformen im aufsteigendem Entwicklungsgange der Menschheit. Das in darwinischen Kreisen zu besonderem Ansehen gelangte siebenstufige Schema des Sir John Lubbock: Atheismus, Fetischismus, Totemismus, Schamanismus, Anthropomorphismus, Anbetung naturbeherrschender Geistesmächte, ethisierter Gottesbegriff, ist nichts als eine etwas kompliziertere, mit Vor-, Nach- und Zwischenspiel ausgestattete Variierung ebenderselben Melodie.[1]) Auch wo man dieses Schema als allzukünstlich und als geschichtlich Unnachweisbares in sich schließend verwirft, hält man doch jedenfalls an der aufsteigenden Gradation: Fetischismus, Polytheismus, Monotheismus als dem allein naturgemäßen und logisch wie historisch möglichen Gang der Dinge fest.

Für Frankreich wurde die Theorie schon im Voltaireschen Zeitalter durch de Brosses, den ersten Bahnbrecher für eine umfassende und systematische Erforschung des fetischistischen Religionswesens (1760) begründet. Die theistisch-offenbarungsgläubigen Zuthaten und sonstigen Inkonsequenzen, womit sie bei diesem Gelehrten noch behaftet war, streifte A. Comte, der Philosoph des Positivismus, ab und die durch ihn recht eigentlich zu einem philosophischen Dogma erhobene Hypothese genießt noch heute bei allen avancierten Geistern der „großen Nation" das höchste Ansehen. Erst jüngst wieder hat L. Jacolliot das Fortschreiten vom Urfetischismus zum Polytheismus und von da zum Monotheismus als die „Genesis der Humanität" gefeiert.[2])

In England hatten schon der deistische Naturalismus sowie Humes

---

[1]) Lubbock, On the origin of civilization and the primitive condition of man. London 1870 (2 edit.).

[2]) de Brosses, Du culte des dieux fétiches, ou parallèle de l'ancienne relig. de l'Egypte avec la religion actuelle de la Nigritie, Paris 1760. — A. Comte, Physique sociale (in vol. V seiner Cours de philos. positive, Par. 1830 sq.). — L. Jacolliot, La genèse de l'humanité: fétichisme, polythéisme, monothéisme. Paris 1880.

skeptische Philosophie der Fetischismustheorie den Weg gebahnt, freilich nur indirekter Weise, da der eigentliche Fetischkult roher Naturvölker diese Freigeister des vorigen Jahrhunderts noch wenig beschäftigte und sie vielmehr (so besonders Hume) irgendwelche primitive Form des Polytheismus als die niederste Stufe und Urgestalt der Religion betrachteten. Die modernen britischen Naturalisten haben das Schema: Fetischismus, Polytheismus, Monotheismus meist von Comte her überkommen und es angelegentlich zu begründen und zu verteidigen versucht — teils mit jener Lubbockschen Verbrämung, teils ohne dieselbe: so Baring Gould, Monier Williams, J. A. Farrer u. aa.[3])

Über Deutschland ergoß sich, nachdem vulgärer Rationalismus und Kantischer Kriticismus das Nötige vorbereitet, seit Anfang unsres Jahrhunderts der seichte Strom der Fetischismus-Spekulation durch solche Kanäle wie C. Meiners „Allgemeine kritische Geschichte der Religionen“ 1806 (worin die ebenso naive als kecke Behauptung: „Der Fetischismus ist unleugbar nicht nur der älteste, sondern auch der allgemeinste Götterdienst“), Gottl. Phil. Chr. Kaisers „Biblische Theologie“ 1813 („Die Natur der Sache und selbst die Geschichte und Erdbeschreibung [!] bezeugt, daß Fetischismus, Verehrung der sinnlichen Gegenstände und Wirkungen der Natur, die allererste Religion der Nationen ist,“ u. s. f.); im wesentlichen auch Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Religion 1832, worin zwar „Zauberei“ als erste und niedrigste Form der Religion bezeichnet, diese Zauberei aber wesentlich als kindischer spielender, in seinen Verehrungsobjekten beständig wechselnder „Fetischdienst“ dargestellt wird; weiterhin H. Parets Artikel „Fetischismus“ in der 1. Aufl. von Herzogs Theol. Real-Encyklopädie Bd. IV. 1855, wo diese Religionsform „gleichsam als das erste Hineintreten des religiösen Bewußtseins in ein sonst vom tierischen nur wenig verschiedenes Leben“, überhaupt als „denkbar niedrigste Stufe der Religion“, aus der alle entwickelten Religionen erst geworden seien, nachzuweisen versucht wird; desgleichen Theod. Waitzs „Anthropologie der Naturvölker“ 1859, die mit ihrem „rohen systemlosen Polytheismus,“ den sie an die Spitze aller Religionsentwicklung stellt, wesentlich eben den Fetischismus meint, mag sie immerhin im heutigen Fetischdienste

[3]) Baring Gould, Origin and developement of religions belief, vol. I, London 1869. — Monier Williams, Progress of Indian religions thought (im Contempor. Review 1878, Sept., p. 267 sp.) — J. A. Farrer, Primitive manners and customs, London 1879.

der Negervölker &c. ein die frühesten Urzustände nicht mehr ganz treu spiegelndes Entwicklungsprodukt späterer Zeiten erblicken.[1]) Ganz zum Dogma erstarrt erscheint die Fetischismus-Hypothese in dem Werke von Dr. Fritz Schultze 1871, einer fleißigen aber unmethodisch gearbeiteten und nach verschiednen Seiten hin unvollständigen Kompilation, deren Versuch einer streng psychologischen Erklärung der fetischistischen Kulte im Exemplifizieren ihrer einzelnen Erscheinungsformen und Richtungen (Stein-, Berg-, Wasser-, Feuer-, Baum-, Tierfetischismus u. s. f.) Brauchbares leistet, aber einer gesunden Auffassung des ihnen zu Grunde liegenden religionshistorischen Entwicklungsganges so fern als nur möglich bleibt. Überall zeigt dieser Forscher sich beherrscht von der unbewiesenen Voraussetzung, als stehe der jeweilig roheste Fetischkult heutiger Wilden der Urgestalt aller Religion notwendig am nächsten. Auch verfällt er durch ungebührlich weite Ausdehnung des Begriffs der Fetische als alle möglichen Naturmächte, Tiergötzen, Pflanzengötzen. &c. mit in sich begreifend, in einen schon von de Brosses begangenen Fehler, über welchen gleich nachher noch näher zu handeln sein wird.[2]) Eine Reihe von religions- und naturphilosophischen Schriftstellern des letzten Jahrzehnts geht in Schultzes Fußstapfen einher. So der fast kritiklos über ihn referierende Orientalist F. Spiegel, die naturalistischen Kulturhistoriker K. Twesten und Fr. v. Hellwald, der monistische Naturphilosoph Carus Sterne (E. Krause), der Anthropologe R. Pietschmann &c. &c.[3]). Auch Roskoffs Darstellung des Religionswesens der rohesten Naturvölker zeigt sich durch die Fetischismus-Hypothese aufs stärkste beeinflußt. An seine im wesentlichen richtige Beantwortung der

---

[1]) C. Meiners, Allgem. krit. Geschichte der Religionen, Hannover 1806, Bd. I, S. 143. — G. Ph. C. Kaiser, Die biblische Theologie oder Judaismus und Christianismus nach der grammatisch-historischen Interpretationsmethode &c. Erlangen 1813, Th. I, S. 2. — Hegels Werke, Berlin, 1832, Vorles. über d. Philos. der Relig., I. 192. — H. Paret, a. a. O. S. 394 ff. Waitz, Anthropol. der Naturvölker, Bd, I 1859, S. 324 f; 457.

[2]) Fritz Schultze, der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte. Leipzig 1871.

[3]) F. Spiegel, Zur vergleichenden Religionswissenschaft (im „Ausland“ 1872, Nr. 1). — K. Twesten, Die religiösen, politischen u. socialen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Ägypter, 2 Bde. Berlin 1872. — F. v. Hellwald, Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart, 1874, S. 25. 30 ff. — Carus Sterne, Werden und Vergehen, &c. &c., 1877. — R. Pietschmann, der ägyptische Fetischdienst und Götterglaube (Zeitschr. f. Ethnologie 1878, S. 135—182).

Frage, ob es überhaupt religionslose Stämme gebe, schließt der Wiener Gelehrte Betrachtungen über das Gemüt als Quelle der Religion, den Glauben an böse Wesen, die Zauberei und ihr Verhältnis zur Sittlichkeit, welche den mittelst jener Abweisung der Ur-Atheismus-Hypothese gelegten guten Grund wieder großenteils zu obruieren dienen. Zauberei, als Grundlage des eigentlichen Fetischismus, soll die den Wilden aller Zonen gemeinsame Urgestalt des religiösen Lebens bilden (134)! Der Wilde als „außerhalb des geschichtlichen Entwicklungsprozesses der übrigen Menschheit auf dem Standpunkte seiner Voreltern Stehender", repräsentiert allein die Urbeschaffenheit unsres Geschlechts in sittlicher und religiöser Hinsicht, während wir Kulturnationen weit über diesen Urzustand hinaus fortgeschritten sind und ihm in nichts mehr gleichen (153). Also hat man am fetischvergötternden oder dem Schamanenkult huldigenden Wilden seine Vorstellungen vom Wesen der Urreligion zu bilden, hat die Religion weder aus äußerer Offenbarung herzuleiten, noch als etwas Angeborenes zu betrachten, sondern anzunehmen, daß sie „wie alles Menschenwerk ... nur allmählich aus rohen dürftigen Anfängen zu einer edlen geläuterten Gestalt sich emporgearbeitet habe" (179)! „Das religiöse Bewußtsein hatte den langen Weg voll Ringens und Kämpfens durchzumachen, bis das menschliche Gemüt so weit erschlossen war, um das erhabene Walten der Weltenmacht (!) in sich selbst zu fühlen, die Vernünftigkeit derselben zu verstehen, also bis der Mensch fähig war, durch Gefühl und Intellekt an ihr teilzunehmen," u. s. f. (176). Das durchaus Naturalistische dieser Spekulationen über die Anfänge der Religion liegt offen genug vor Augen. Von der ordinären Fetischismus-Hypothese sind dieselben prinzipiell so gut wie gar nicht unterschieden. Den biblischen Offenbarungsglauben, soweit er den Urstand und die ältesten Überlieferungen der Menschheit betrifft, hat dieser Theologe offenbar gänzlich über Bord geworfen.

Es giebt übrigens auch Theologen und christliche Religionsphilosophen von sonst positiveren Grundsätzen, die der weitverbreiteten Meinung, als ob Fetischismus an die Spitze der menschlichen Religionsentwicklung zu setzen sei, bis zu einem gewissen Punkte huldigen und dieselbe mit der Annahme einer Uroffenbarung oder einer monotheistischen Urgestalt der Religion so gut als es gehen will zu vereinbaren suchen. Hieher gehört im Grunde schon de Brosses, der erste Begründer der Fetischismustheorie. Derselbe hielt am Glauben an eine Uroffenbarung des wahren geistigen Gottes an die älteste Menschheit fest, und ließ den israelitischen Zweig

derselben diesem Urmonotheismus allein treubleiben, während sämtliche Heidenvölker vom wahren Gotte abgefallen seien und sich daher durch die Stufen des Fetischkults und des Polytheismus mühsam zum Monotheismus wieder emporarbeiten müßten. Dabei deutete er den Namen Fetisch sprachlich unrichtig oder wenigstens ungenau; er führte ihn auf das portugiesische fetisso = chose fée, enchantée zurück und leitete dieses vom lateinischen fanum, fari, fatum her, weil er den Begriff des Bezaubertseins mit dem des Orakelerteilens oder Weissagens ohne weiteres identifizierte (enchanté = rendant oracles)[1]. — Ohne diese fehlerhafte Etymologie (worüber unten Näheres) in vollem Umfange mit zu übernehmen, sind manche neuere Philosophen dem französischen Zeitgenossen Voltaires und Buffons doch darin gefolgt, daß sie den Fetischismus jedenfalls als die älteste und primitivste der geschichtlich-bekannten und erforschbaren Religionsformen betrachten, mögen sie ihm immerhin irgendwelche reinere und geistigere Urreligion gemäß biblischer Überlieferung vorausgegangen sein lassen. Im wesentlichen auf dieser Voraussetzung fußte A. Wuttkes Darstellung des Heidentums, wenn sie innerhalb der passiven Naturvölker oder der „Völker des objektiven Bewußtseins," welche sie allein eingehender behandelte, die ganz rohen Wilden mit ihrem Fetischkult und Zauberwesen die niederste Entwicklungsstufe bilden ließ, über welche hinaus zunächst bei den finnisch-uralischen und mongolischen Stämmen, dann bei den Mexikanern und Peruanern, weiterhin bei den Chinesen, Japanesen und Indern ein Fortschreiten zu höherer Kultur- und Religionsentwicklung stattgefunden hätte.[2]). Ähnlicher Art ist Alb. Peips Schilderung vom Abfall der heidnischen Menschheit, in Folge wovon an die Stelle des untergegangenen paradiesischen Urmonotheismus der Fetischdienst im weiteren Sinne, oder „die haltlose Naturvergötterung" getreten sei, der noch jetzt die sämtlichen s. g. Wilden anhängen. „Soweit die geschichtliche Kunde reicht, hatte die älteste Menschheit ihre (gottebenbildliche) Würde bereits eingebüßt; der Abfall von Gott war eo ipso der tiefste Fall, nicht ein allmähliches Fallen ins Arge, Begriffswidrige. Einmal im Argen befindlich sinken dann allmählich diese Völker religiös immer tiefer, trotz sonstiger Kultur" 2c. 2c.[3]) Auch sonst noch trifft man hie und da bei im

[1]) de Brosses, l. c. p. 18.

[2]) A. Wuttke, Geschichte des Heidentums in Bez. auf Religion, Wissen, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben, Breslau 1852 f., Bd. I u. II.

[3]) Alb. Peip, Religionsphilosophie, herausgg. von Theod. Hoppe, Gütersloh 1879, S. 296 ff.

allgemeinen positiv gerichteten Forschern auf ähnliche Versuche, die Fetischismustheorie der biblisch-degradationistischen Betrachtungsweise anzupassen und einzuverleiben. Es wird wohl in diesem Sinne gemeint sein, wenn beispielsweise Gustav Portig in seinem geistreichen und lehrreichen Werke über „Religion und Kunst“ einmal als „unterste Stufe der Religiosität“ den Fetischismus bezeichnet und ein Fortschreiten der religiösen Entwicklung von dieser rohesten Urform zu edleren und ausgebildeteren Formen, überhaupt vom Physischen zum Intellektuellen und Ethischen behauptet.[1])

Nicht einmal in dieser Weise modifiziert und offenbarungsgläubiger Geschichtsbetrachtung eingegliedert, kann die Fetischismushypothese annehmbar genannt werden. Sie ist überhaupt wissenschaftlich falsch; sie fußt auf ganz und gar unhaltbaren Voraussetzungen sowohl betreffs des Begriffs der als „Fetische“ bezeichneten Götzen, als hinsichtlich deren geschichtlicher Bedeutung und Verbreitung.

Schon die Namendeutung des portug. fetisso (feitiço), wenn sie richtig durchgeführt wird, giebt im Fetischdienst eine notwendig erst spät entstandene, nicht in den Anfang sondern erst ans Ende der religiösen Entwicklung gehörige Religionsform zu erkennen. Das Wort läßt sich nun und nimmermehr von fatum oder fanum ableiten; feitiço entspricht vielmehr dem lat. factitius und bezeichnet etwas künstlich Gemachtes (z. B. auch einen nachgemachten Schlüssel oder Nachschlüssel, clave feitiço), insbesondre etwas zum Zweck religiöser Andacht Gemachtes wie ein Amulet, Kreuz, einen Rosenkranz; wie denn der Verfertiger solcher feitiço's den Portugiesen feitiçero heißt. Das Wort erinnert also an Ausdrücke wie factura, ital. fattura, d. i. Zauberformel, oder wie das gleichbed. Sanskritwort kritya (von kri machen), oder wie das eben dieser letzteren Radix entstammende lat. carmen im Sinn von Zauberspruch, französ. charme. Fetische, in des Namens echter und eigentlicher Bedeutung, sind also Kultusgegenstände oder Andachtsmittel, die von selbst auf eine fortgeschrittene Phase des religiösen Lebens, ja auf einen beginnenden Verfall desselben hinweisen. Wenn de Brosses das Wort im Zusammenhang mit jener seiner fehlerhaften Deutung, ohne weiteres auch auf göttlich verehrte Berge, Bäume, Flüsse, Tiere der Negervölker mit anwandte, mischte er Dinge, die schon gar nicht mehr ins Bereich des eigentlichen Fetischdiensts fallen, ungehöriger Weise mit ein; er vermengte Physiolatrie (Berg- Fluß- und

[1]) G. Portig, Religion u. Kunst, Iserlohn 1879., Bd. II, S. 329.

Blumenkultus) und Zoolatrie mit Fetischismus — worin dann die meisten neueren Fortbildner seiner Hypothese ihm unbedachtsam genug gefolgt sind.[1]) Mag man nun den Fetischnamen in diesem ungehörig erweiterten Sinne gebrauchen, oder mag man, sprachlich korrekter verfahrend, blos leblose, von Händen gemachte Amulete oder Götzen mit ihm bezeichnen: auf jeden Fall ist es ein Name modernen Ursprungs und wenig zutreffender Art, womit man eine bei westafrikanischen Negerstämmen verbreitete Form des Götzendienstes willkürlich bezeichnet hat. Irgend welches allgemein giltige Wort für das, was man jetzt in der Regel „Fetische" nennt, haben auch die Negersprachen selbst nicht. Ein Teil von ihnen gebraucht die Ausdrücke gri-gri, gru-gru oder ju-ju (wahrscheinlich ein und dasselbe Wort) als Äquivalente des portug. feitiço; andre bezeichnen ungefähr dasselbe mit Namen wie enquizi, mokisso, oder auch wong. Kurz, es gibt hier keine Benennung, die den Sinn des als europäisches Fremdwort importierten feitiço auf einheitliche Weise und konsequent ausdrückte; und „es wird immer schwierig sein, den Weg vom feitiço des römisch-katholischen Portugiesen zum Fetisch des Negers genau zu verfolgen."[2])

Weist schon der Name „Fetisch" unklar und wenig zutreffend wie er immerhin sein mag, auf jeden Fall auf einen erst späten Ursprung der mit ihm bezeichneten Vorstellungen und Gebräuche hin, so lehrt genauere Prüfung dieser Vorstellungen, wo sie auch angestellt werde, regelmäßig, daß dieselben nichts Urwüchsiges, einem frühen religiösen Bildungsstadium Angehöriges sind, sondern Religionsbegriffe höherer und geistigerer Art allemal schon als vorhanden voraussetzen. Fetische sind immer Trümmer von älteren vollkommneren Gottesvorstellungen. Irgendwelche Vorstellung von einem göttlichen Wesen höherer, übersinnlicher Art muß notwendig schon dagewesen sein, wo zum Machen eines Fetisch oder Gri-Gri geschritten wird. Der Stein, Klotz, Knochen, Lappen 2c., welcher für den Neger die Rolle eines solchen Zaubergötzen spielt, ist nie etwas Andres, als ein einem längst vorhandnen, wenn auch rohen und unbestimmten Gottesbegriffe willkürlich angepaßtes Idol — ein Idol, dem das sonstige Idole

[1]) Vgl. Max Müller: „Ist Fetischismus die Urform aller Religion?" — in seinen s. g. Hibbert-Vorlesungen („Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion, mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indiens," Straßburg, Trübner 1880) Nr. II, S. 58—146.

[2]) Vgl. überhaupt Missionsinsp. Zahn: „Ist Fetischismus eine ursprüngliche Form der Religion?" (Referat über die eben zitierte Müllersche Vorlesung) in der Allgem. Miss.-Zeitschr. 1879, Mai, S. 223.

empfehlende Moment der Sinnbildlichkeit, der Übereinstimmung zwischen Abbild und Urbild fehlt.[1]) Nenne man es nun Macht oder Geist oder Gott (numen), immer ist mit dem Fetisch ein Begriff als Prädikat verbunden, dessen Vorhandensein im religiösen Bewußtsein des betr. Volkes sich aus irgendwelcher älterer Religionsüberlieferung herschreibt; wollte man den Fetischismus selbst als die ursprüngliche Religion betrachten, man müßte annehmen, daß jedem Individuum des betr. Volkes wunderbarerweise jener Gottesbegriff geschenkt worden sei. „Daß zufällige Objekte wie Steine, Muscheln, der Schwanz eines Löwen, ein Zopf von Haaren oder ähnlicher Unrat, einen theogonischen Charakter haben, d. h. für sich allein zur Ahnung von etwas Übersinnlichem und Unendlichem hinführen können, ist nie bewiesen worden; während die Thatsache, daß alle wilden Völker, nachdem sie sich einmal zur Ahnung eines Übersinnlichen, Unendlichen und Göttlichen erhoben, später die Gegenwart desselben auch in rein zufälligen unscheinbaren Objekten zu finden meinten, übersehen worden ist."[2])

Max Müller, dem die hier angeführte unleugbar richtige Bemerkung angehört, spielt mit den letzten Worten derselben auf eine weitere wichtige Gegeninstanz gegen die häufig, aber immer gedankenloserweise gethane Behauptung von der Ursprünglichkeit der fetischistischen Religionsform an. Es ist dies die handgreifliche Analogie des Reliquiendiensts und andrer charakteristischer Formen des Aberglaubens (teilweise auch des Hexenglaubens, Kalenderaberglaubens, der Wettermacherei 2c.) bei den Buddhisten, Muhammedanern und römischen Katholiken mit der Fetischverehrung der Neger und andrer roher Naturvölker. Wo immer solche Weisen des Aberglaubens auftreten, geben sie das Ausarten und Sinken einer herrschend gewesenen höheren und edleren Kultusform, die sich überlebt hat, zu erkennen. Schon gewisse altorientalische Elemente götzendienerischen Aberglaubens, welche sich zeitweilig in die Religion Israels einzudrängen suchten: schon Rahels und Michals Theraphim (1 Mos. 31, 19. 34; 1 Sam. 19, 13—16) samt dem goldnen Kalbe und der Schlange Nehusthan (2. Kön. 18, 4) sind als solche Symptome religiösen Verfalles zu beurteilen;[3])

---

[1]) Zöckler, Die Lehre vom Urstand des Menschen 2c., S. 198. f.

[2]) Müller, a. a. O., S. 145.

[3]) So gewiß richtig Müller, S. 66 f., der jedoch zu weit geht, wenn er (ebendaselbst) auch die Urim und Thummim sowie das hohepriesterliche Ephod zu diesen fetischartigen Eindringlingen in die alttestamentliche Religion rechnet. Den Beweis für seine dahin abzielende Behauptung tritt er nicht an; auch würde er denselben schwerlich zu erbringen im Stande sein.

dazu die Amulette der Griechen und Römer, die Talismane des Islam, die den neueren Entwicklungsphasen der indischen Religion eignenden abergläubigen Kultusobjekte und Zaubermittel (deren der Rig-Veda noch keine kannte, während spätere Urkunden, wie Atharva-Veda, schon ganz voll davon sind); endlich und vor allem auch der Bilder- und Reliquiendienst des mittelaltrigen Katholizismus. Es ist mit Händen zu greifen, daß der bei den morgenländischen Christen vorzugsweise verbreitete abergläubige Bilderkult, ebenso wie der in der abendländisch-katholischen Welt zu besonders üppiger Blüte entwickelte Reliquienkultus christliche Parallelen zum Fetischdienste afrikanischer und sonstiger roher Naturvölker bilden. Eine höhere und edlere, namentlich auch noch reichere Elemente einer ästhetischen Kunstsymbolik in sich schließende Form der Verehrung sinnlicher Objekte mögen sie immerhin, im Vergleiche mit dem ordinären Negerfetischismus, darstellen; insbesondre dem Bilderkultus mag verhältnismäßig nur wenig Fetischismusartiges beigemengt sein. Aber Entartungs- und Verwilderungsprodukte, erwachsen am Leibe der arg verweltlichten und in Paganismus zurückgesunkenen Kirche vor ihrem Eintritt ins Reformationsstadium, sind sie auf jeden Fall. Und für ihre Analogie und innere Verwandtschaft mit dem Fetischaberglauben roherer Naturvölker spricht obendrein der bedeutsame Umstand, daß in nicht wenigen Fällen eine Mischung christlichkirchlicher mit heidnischen Fetischismuselementen stattgefunden hat, da wo europäische Colonisten ihr abergläubig entstelltes und gesunkenes Religionswesen den wilden Eingeborenen andrer Weltteile nahe brachten. Für die Negerstämme Westafrikas haben die genaueren Beobachtungen neuerer, besonders deutscher Reisender, dieses Amalgamierungsphänomen aufs reichlichste konstatiert und mit einer Fülle interessanter Beispiele illustriert; so Ad. Bastians Forschungen unter den Bewohnern der Loangoküste, desgleichen die von Hübbe-Schleiden, Buchholz, Pechuel-Loesche u. s. f.[2]) „Gleich und Gleich gesellt sich gern“: dieser alte Erfahrungssatz

[2]) Siehe besonders Bastian, Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, Jena 1874, Bd. II, S. 133 ff. 154 ff. Die hier durchgeführte Ansicht, daß „das zur Zeit der großen Seefahrten in Europa grassierende Hexenwesen den ersten Entdeckern (Portugiesen) die Analogien für die an der afrik. Westküste angetroffnen relig. Verhältnisse abgab“ und daß so christlich-europäischer und afrikanischer Zauber- und Hexenglaube sich reichlich mischten und wechselseitig durchdrangen, schließt jedenfalls viel Wahres in sich. Vgl. auch Bastians Aufsatz in H. I. der Ztschr. f. Ethnologie 1874, S. 1 ff. Ferner Hübbe-Schleidens „Ethiopien“ (Hamburg 1879), sowie die Reiseberichte der übrigen oben genannten Forscher, passim.

bestätigt sich hier aufs neue. Die Depravations- und Verwilderungsprodukte heidnischer und christlicher Religionsbildungen ziehen einander wechselsweise an. Auch bei nord- und südamerikanischen Indianerstämmen in ihrem Verhältnisse zu Spaniern und andern Trägern eines stark degenerirten Katholizismus ist viel Ähnliches beobachtet worden. Und schon der religiöse Volksaberglaube des germanischen Mittelalters ließ eine Mischung urheidnischer mit römisch-kirchlichen Elementen hervortreten, die sich dem fetischistischen Unwesen der neuerdings erforschten Naturvölker vielfach verwandt zeigt. Müllers Bemerkung: „Es ist noch zu beweisen, daß es irgend ein Volk gibt, dessen Religion ganz frei von Fetischismus geblieben",[1]) erscheint angesichts der so weiten Verbreitung dieser Depravationsphänomene, beider der einfacheren und der komplicierteren, als höchst einleuchtend und treffend. Daß aber gerade der afrikanische Negerfetischismus, von dessen oberflächlicherer Beobachtung die einseitige Fetischismushypothese der de Brosses, Meiners, Comte, Lubbock rc. einst ihren Ausgang genommen hatte, neuestens zur Vorratskammer geworden ist, aus welcher der tiefer eindringende ernste Fleiß jener deutschen Reisenden eine Fülle von Argumenten zu Gunsten der jener einseitigen Theorie direkt entgegengesetzten (degradationistischen) Anschauungsweise hervorholt, muß als besonders bedeutsam erscheinen.

Noch ist ein wichtiges Moment der Betrachtung hervorzuheben, das die Vertreter der naturalistischen Spekulation gern für ihre Auffassung des Fetischismus als eines Symptoms jugendlich aufstrebender und urkräftig frischer Religiosität zu verwerten lieben, während es schärfer bei Licht besehen vielmehr unsre Degenerationstheorie begünstigt. Das Kindische, an das Umgehen unsrer Kinder mit ihren Puppen und sonstigem Spielzeuge Erinnernde des Fetischdienstes ist vielen als ein Beweis für die Annahme, daß diese Religionsform allen übrigen vorangegangen sei, erschienen. Bei Meiners, bei Kaiser, besonders auch bei Hegel, spielt diese Parallele zwischen Kinderspiel und Fetischkult eine wichtige Rolle. „So gut die Kinder," meint der Letztere, „den Trieb haben zu spielen und die Menschen den sich zu putzen, so ist auch hier (bei den fetischvergötternden Wilden) der Trieb vorhanden, etwas gegenständlich zu haben als ein Selbständiges und Mächtiges," rc. Mit Vorliebe verweilt bei eben dieser Betrachtungsweise auch Sir John Lubbock, der scharfblickende naturalistische

---

[1]) Vorlesungen rc. a. a. O., S. 145.

Religionsforscher, dem schon das Treiben der Ameisen gewisse religiöse Empfindungen und Bestrebungen zu verraten scheint. „Die Puppe selbst", sagt Lubbock, „ist eine Art von Bastardbildung zwischen Kind und Fetisch (a hybrid between the baby and the fetish)." Gleich den Fetischen seien die ihren Dienst oft begleitenden Rasseln, Trommeln, Tänze 2c. deutliche Belege für den noch kindlichen Charakter der mit solchen Dingen sich abgebenden Wilden, u. s. f.[1]) — Offenbar wird hier kindisches mit kindlichem, jugendlich emporstrebendem und entwicklungsfähigem Wesen verwechselt. Werden nicht gerade Greise, mit derem Geistesleben es entschieden abwärts geht, wieder kindisch? Versinken nicht Kranke, zumal Geisteskranke, Blödsinnige, oft genug in einen ganz und gar kindischen Zustand, wo sie am läppischsten Spielwerk, an den sinnlosesten Belustigungen Gefallen finden? Und pflegt nicht gerade ein kindischer Zustand dieser letzteren Art gänzlich unheilbar zu sein? Kündigt sich nicht in ihm die allmähliche Auflösung des gesamten Organismus als nahe bevorstehend an? — ganz wie es entweder im Hinsterben begriffene, oder sozusagen unheilbar geisteskranke, selbstverschuldeter roher Stupidität verfallene Stämme sind, bei welchen der eigentliche Fetischdienst in voller Blüte zu stehen pflegt.[2]) Die Schilderungen der schon erwähnten Afrikareisenden, da wo sie beim Fetischaberglauben und besonders bei den aus urafrikanischen und christlich-europäischen Elementen gemischten Specialitäten desselben verweilen, geben ein Bild von den psychischen und ethischen Zuständen der betr. Wilden, das nach nichts weniger als nach einfachen Urverhältnissen und nach Entwicklungsfähigkeit aussieht. Greisenhaft oder auch unheilbar blödsinnig erscheint dieses Treiben, nicht kindlich frisch und zukunftsvoll. Die genauere Forschung verscheucht auch hier den Schein, welchen eine flüchtigere Betrachtungsweise früher nahe gelegt hatte. Das Baconsche Wort von den entgegengesetzten Wirkungen einer philosophia obiter libata und einer pleniter hausta bewahrheitet sich auch hier von neuem.

Die Fetischismusfrage gehört überhaupt zu jenen in der Geschichte des menschlichen Geisteslebens sehr gewöhnlichen Fällen, wo ungründliches Abernten des wissenschaftlichen Versuchsfeldes eine schlechte Ernte ergab, während eingehendere Prüfung der Untersuchungsobjekte zur Aufdeckung der begangenen Versäumnisse führte. Die zur Anthropologie und auch

---

[1]) Lubbock, Origin of civilization, p. 406 sq.

[2]) Zöckler, a. a. O., S. 199.

zur Religionsforschung in engem Verwandtschaftsverhältnisse stehende Physiologie und Pathologie des menschlichen Leibes- und Seelenlebens haben eine Menge lehrreicher Beispiele hiefür aufzuweisen; sie sind z. B. erst jüngst durch Hansen, Weinhold und Heidenhain darüber belehrt worden, wie ungenau die Mehrzahl ihrer Vertreter früher auf den Gebieten des sog. tierischen Magnetismus, Hypnotismus, Somnambulismus experimentiert hatten. Auf dem uns hier unmittelbar naheliegenden Gebiete der Erforschung des Religionswesens roher Naturvölker gehört die bereits im vor. Artikel von uns geprüfte Atheismus-Hypothese eben hieher. Ein vor tiefer eindringendem Forschen und planmäßiger Beobachtung überall weichender Wahn ähnlicher Art wie diese Hypothese, ist denn auch das angebliche historisch-genetische Vorangehen des Fetischdiensts vor den höheren Religionsformen. Man kannte die Negerreligionen und die sonstigen Fetischkulte noch nicht genau genug, so lange man in de Brosses-Comtescher oder in Meinersscher Weise über sie philosophierte. Man war insbesondre auch über die Stämme höhrer Religionsbegriffe, über die Elemente des Glaubens an Einen höchsten Gott, die diesen Religionen fast ausnahmslos beigemischt zu sein pflegen und für deren Vorkommen insbesondre bei fast allen Negervölkern früher schon Waitz, neuerdings wieder Bastian, Buchholz und jene andren Afrikaforscher reichliche Belege beigebracht haben, noch nicht unterrichtet.[1]) Es werden uns diese monotheistischen Elemente im wüsten Schutt- und Trümmerhaufen der Fetischreligionen später noch näher zu beschäftigen haben. Für jetzt sei noch daran erinnert, daß auch im allgemeinen naturalistisch gerichtete Forscher von vorsichtiger Haltung wie Spencer, Tylor rc. vor übereilten Schlußfolgerungen aus dem, was gegenwärtig religiöser Glaube und Brauch bei wilden Stämmen zu sein scheint, nachdrücklich warnen.[2]) Es ist ein schweres Studium, das dieser Wilden, sagt M. Müller mit Recht; nur langsam gelingen die Fortschritte auf diesem Felde der „Agriologie"! Nur mühsam dringt man tiefer ein ins Studium schon der Sprachen der Wilden, dieser immerhin schon höchst kunstvollen Gebilde; ferner in das ihrer Zahlwörter, ihrer Volkssitten, ihrer Geschichtstraditionen — deren sie meist sehr viele, freilich im Schoße der Familien wohlverwahrte besitzen, dem oberflächlichen

---

[1]) Siehe bes. Waitz, Anthropol. der Naturvölker, Bd. II. und vgl. M. Müller a. a. O., S. 120 ff.

[2]) Vgl. H. Spencer, Sociology, p. 106; Müller, S. 72.

Gerede von ihrer Geschichtslosigkeit zum Trotz! Was nun gar ihre religiösen Überlieferungen, Ansichten und Sitten betrifft, wie könnte ein Abschöpfen darauf bezüglicher Wahrnehmungen von der Oberfläche eines nur flüchtigen Verkehres mit ihnen zu irgendwelchem entscheidenden Urteil berechtigen! Welcher andre Beobachter, als der Jahrelang unter solchen Völkern lebende und ihre Art förmlich studierende Anthropologe, und mehr noch der in ihr Vertrauen sich einlebende, durch Wohlthaten der Seelsorge und treuer Hirtenthätigkeit ihre harten Herzen erweichende und erschließende Missionar, sollte auf diesem Felde für kompetent zu erachten sein! „Man denke doch nur, was der Erfolg sein würde, wollte man bei uns in Europa einerseits einen herabgekommenen Verbrecher, andrerseits eine Diakonissin, die diesen im Gefängnisse tröstet, darüber befragen, was ihre gemeinsame Religion sei; man wird sich dann vielleicht weniger wundern, wenn die Berichte des Missionars und des Sklavenhändlers über die religiösen Ansichten eines und desselben Negerstammes so weit voneinander abweichen, daß wir sie gar nicht zusammenreimen können." [1])

Wir haben als wissenschaftlichen Gewährsmann für das hier Dargelegte besonders Max Müller mehrfach in Verhör genommen. Derselbe steht übrigens mit der Erkenntnis vom Fetischdienst als einer greisenhaft abgelebten und sinkenden Religionsform längst nicht mehr allein; Fergusson, Mackay, der Herzog von Argyll und andre englische Schriftsteller über den Gegenstand, desgleichen de Rougemont, Carrau u. a. französische Forscher pflichten seiner Ansicht bei. Und wenn bei uns in Deutschland neuestens zahlreiche Stimmen sich in ähnlichem Sinne vernehmen lassen, so erscheint es jedenfalls bedeutsam, daß dies nicht bloß solche von Vertretern eines positiv kirchlichen Standpunktes sind, wie die Apologeten Chr. Baumstark, A. Ebrard, Lüken, Alf. Mar. Weiß,[2]) oder wie der gelehrte Sprach- und Religionsforscher Vict. v. Strauß, oder wie Inspektor Zahn in seinem schon erwähnten Referat über die betr. Müllersche Vorlesung, sondern daß auch manche Theologen der kritisch-liberalen Schulen dem zwingenden Gewichte der für die Degradationstheorie sprechenden Gründe auf dem uns beschäftigenden Punkte nachgegeben haben. Die von

[1]) Müller, S. 105. vgl. 78 f; 82. 86 ff.

[2]) H. Lüken, die Traditionen des Menschengeschlechts ꝛc. 2. Auflage, Münster 1869, S. 3 ff. — Alfons Maria Weiß, Apologie des Christentums vom Standpunkte der Sittenlehre, Freiburg i. Br. 1878, Bd. II, S. 110 ff. — Für die übrigen oben im Texte Genannten s. die Stellennachweise in m. „Lehre vom Urstand" ꝛc. S. 203.

der Teylerschen Theol. Gesellschaft zu Haarlem gekrönte Preisschrift des Mecklenburgischen reformierten Predigers Jul. Happel über „die Anlage des Menschen zur Religion“, 1877, plädiert mit voller Entschiedenheit für die Auffassung des Fetischdienstes als eines religiösen Entartungsprodukts sowie für die Notwendigkeit, in den Fetischen der Wilden „Conduktoren himmlischer Kräfte in der Welt“ von ähnlicher Art, Entstehung und Bedeutung zu erblicken, wie die Reliquien und Heiligenbilder des Katholizismus; ja sie thut bei Beleuchtung und näherer Durchführung dieser Parallele des Guten entschieden zu viel, sofern sie ohne weiteres außer Reliquien &c. auch die Sakramente unter den Gesichtspunkt fetischartig veräußerlichter und gemißbrauchter Kultussachen stellt, ja selbst im kirchlichen Dreieinigkeitsglauben etwas dem Fetischaberglauben Verwandtes nachzuweisen sucht, das ähnlich wie der Marien- und Heiligenkult des Papsttums zu beurteilen, ja samt Zauberei und Gespensterglauben unter die in's Christentum eingedrungenen Überbleibsel aus heidnischen Religionen zu rechnen sei![1]) Auf ähnlichem Standpunkte hat O. Pfleiderer in Berlin in seiner „Religionsphilosophie“, sowie etwas früher schon in einer Abhandlung „Zur Frage nach Anfang und Entwicklung der Religion“ der landläufigen Beurteilung des Fetischismus als eines religiösen Urphänomens den Krieg erklärt. Über den Verdacht des Befangenseins in engherzigen orthodoxen Ansichten ist dieser Theologe erhaben; auch werden wir ihm weiter unten als Gegner der Annahme eines Urmonotheismus im Sinne der biblischen Überlieferung begegnen. Der hier von uns bekämpften Fetischismushypothese jedoch tritt auch er mit voller Entschiedenheit entgegen, und zwar unter wiederholter anerkennender Bezugnahme auf die Darlegungen Happels, von dem er rühmt, er habe der ordinären Fetischismustheorie „den definitiven Todesstoß versetzt.“[2])

---

[1]) S. besonders Kap. II des cit. Werks, S. 112. ff. (namentlich S. 134 f. 140 f).

[2]) Religionsphilosophie, Berl. 1878, S. 318 f; vgl. 742 f. Auch jene Abh: „Zur Frage“ &c. in den Jahrbl. f. prot. Theol. 1875, S. 65 ff.

Der Missionsgedanke im Alten Testament.

Von Professor D. E. Riehm.

Die Aufschrift dieser Betrachtungen kann bei manchem ein bedenkliches Kopfschütteln erregen. Man ist ja gewohnt im Gegensatz zum Universalismus des Christentums den Partikularismus als einen wesentlichen Charakterzug der alttest. Religion anzusehen. Seit die Socinianer dies nachdrücklich geltend gemacht, und Coccejus und seine Schule es im Zusammenhang und in der Beleuchtung einer den Bibelglauben anmutenden Gesamtanschauung über die verschiedenen Stufen der Heilsökonomie anerkannt haben, ist diese Betrachtungsweise mehr und mehr allseitig angenommenes Gemeingut geworden. In der Hegel'schen Religionsphilosophie wird darum der israelitischen Religion, obschon sie einerseits als „Religion der Erhabenheit" charakterisiert wird, doch andrerseits der Charakter „unendlicher Beschränktheit und Befangenheit" zugeschrieben. Max Müller, ein Meister auf dem Gebiet der vergleichenden Religionsgeschichte, rechnet bei seiner Unterscheidung von missionierenden und nicht missionierenden Religionen zu den ersteren nur den Buddhismus, das Christentum und den Islam, während die israelitische Religion mit allen andern zu den nicht missionierenden gehört. Und anderwärts (Essay's I, 222) bezeichnet er den im Buddhismus schon sehr früh erwachten und so überaus erfolgreich gewordenen Bekehrungsgeist als „ein in der Geschichte alter Religionen durchaus neues Element", und bemerkt dazu: kein Jude, kein Grieche, kein Römer, kein Brahmane habe je daran gedacht, Leute zu seiner eigenen nationalen Verehrungsweise zu bekehren; man habe die Religion vielmehr als ein Privat- oder Nationaleigentum angesehen, das gegen Fremde gewahrt werden müsse. — So ist auch in den bibelgläubigen und missionsfreundlichen Kreisen die Vorstellung herrschend: der Missionsgedanke und Missionstrieb gehört erst dem Neuen Bunde an; es sei eine der gottgeordneten Schranken und Unvollkommenheiten der Religion des Alten Bundes, daß er da noch nicht habe erwachen können. —

Die Weissagung der Propheten von dem dereinstigen Eingang aller Völker in das Reich Gottes kann freilich selbst von denen, die mit dem Alten Testamente nur wenig bekannt sind, nicht wohl übersehen werden. Aber wenn auch ein universalistischer Gedanke in ihr hervortritt, giebt sie das Recht von dem Missionsgedanken im Alten Testament zu reden? Dieser Universalismus — sagen die Schüler Hegels (Vatke, Bruno Bauer)

— ist immer ein bloßes Postulat geblieben, für dessen Verwirklichung die alttest. Gemeinde gar nichts gethan hat. — Jene Weissagungen — sagt man vom offenbarungsgläubigen Standpunkt aus — sind wohl helle Zeugnisse der übernatürlichen, den Heilsrat Gottes offenbarenden Wirksamkeit des heiligen Geistes auf die Propheten; aber gerade weil sie in einer übernatürlichen Offenbarung Gottes ihren Ursprung haben, können sie nicht beweisen, daß der Missionsgedanke schon in dem Volke des Alten Bundes aufgewacht ist. Erst für „das Ende der Tage" stellt die Weissagung den Eingang der Heiden in das Reich Gottes in Aussicht. Für die alttest. Gegenwart aber bleibt die Offenbarungs- und Heilswirksamkeit, bleibt das Reich Gottes auf Israel, als Jehovas erwähltes Eigentumsvolk, beschränkt; und ein Bewußtsein von einer Verpflichtung, schon jetzt den Namen Jehovas auch andern Völkern kund zu machen und dadurch an der Ausführung des göttlichen Ratschlusses, daß ihm alle Kniee sich beugen und alle Zungen zuschwören sollen, mitzuarbeiten, giebt sich noch nirgends kund; und dadurch würde doch erst der universalistische Gedanke zum wirklichen Missionsgedanken.

Es kann mir selbstverständlich nicht in den Sinn kommen, das relativ Wahre und Berechtigte solcher Anschauungen in Abrede zu stellen. Aber doch glaube ich ein gutes Recht zu haben, von „dem Missionsgedanken im Alten Testament" zu reden. Man hat vielfach übertriebene Vorstellungen von dem Partikularismus der alttest. Religion, und übersieht die tiefen Wurzeln, welche — wie das ganze Christentum — so auch dessen Universalismus und Missionstrieb im Alten Testament, und zwar nicht etwa bloß in jenen prophetischen Weissagungen, sondern in dem gesamten religiösen Bewußtsein und Leben Israels hat. Auch der Missionsgedanke im engeren und eigentlichen Sinn ist der Religion des Alten Bundes durchaus nicht so fremd, als viele meinen. Insbesondere wird man ihn auch in jenen Weissagungen, sobald man sie nicht einseitig als schlechthin übernatürliche Wirkungen des Geistes Gottes auffaßt und nicht ausschließlich nach ihrer offenbarungsgeschichtlichen Abzielung deutet, sondern sich bemüht sie auch in ihrem organischen Zusammenhang mit dem religiösen Leben der Frommen des Alten Bundes und nach ihrem geschichtlichen Sinne zu verstehen, nicht bloß als Keim, sondern sogar schon in einer gewissen Entfaltung wahrnehmen können. Versuchen wir es denn in der uns gebotenen Kürze und darum mehr andeutend als ausführend den Missionsgedanken in seiner im Alten

Testament vorliegenden Entwickelungsgestalt ins Licht zu stellen.

Wir stellen die These voran: die Religion Israels trägt nach ihrem inneren Wesen — im Unterschied von allen andern Religionen des Altertums, allein den Buddhismus ausgenommen — von Hause aus die Tendenz in sich, sich als die allein wahre und allein berechtigte Weltreligion geltend zu machen. Der nationale Partikularismus ist freilich durchaus nichts Zufälliges oder Nebensächliches, keine bloße Umhüllung, die man abzustreifen hat, um ihr wahres Wesen zu erkennen; er ist vielmehr etwas für ihre geschichtliche Existenzform Wesentliches und Notwendiges. Die alttest. Religion ist zunächst Volksreligion Israels, hat ein specifisch israelitisch-nationales Gepräge, schließt vieles in sich, was eben nur in dem natürlichen und geschichtlich gewordenen Charakter des israelitischen Volkes und seinen besonderen Verhältnissen seinen Ursprung, seine Bedeutung und seinen Zweck hatte; sie konnte daher in der ihr von Hause aus eigenen Gestalt nicht auf dem Boden andrer Volkstümer Wurzel fassen, sondern nur sich neben andern Volksreligionen und im Kampf mit ihnen als besondere Volksreligion behaupten. Das Reich Gottes war ein auf die nationale Basis des israelitischen Volkstums gegründetes Staatswesen; mit seinem Staatscharakter war der nationale Partikularismus von selbst gegeben; diesen nationalen Gottesstaat zu erhalten, ihm also auch im Gegensatz und Kampf mit den auf der Grundlage andrer Volkstümer errichteten Staaten seinen äußerlichen Bestand zu sichern, war wie die politisch-nationale, so auch die religiös-sittliche Aufgabe Israels. Wir wollen nun hier nicht ausführen, daß und warum dieser partikularistische Charakter der alttest. Religion und des alttest. Gottesreiches in der göttlichen Heilsökonomie begründet war. Uns kommt es hier vor allem darauf an, daß trotz desselben in dem inneren Wesen der israelitischen Religion ein universalistisches Prinzip liegt, welches in seiner Wirksamkeit durch die volkstümliche Gestaltung des bestehenden Gottesstaates wohl längere Zeit zurückgehalten werden, sich aber nie ganz verleugnen konnte und mit der Zeit auch bestimmter hervortreten mußte. Dasselbe ist in erster Linie in dem aus der Selbstbezeugung des lebendigen Gottes fließenden Gottesbewußtsein Israels begründet. Der Gott Israels, dessen Offenbarungsgegenwart und Heilswirksamkeit sich zunächst auf sein erwähltes Eigentumsvolk und auf den engen Bereich des heiligen Landes beschränkt, ist ja keineswegs ein bloßer Nationalgott Israels. Er ist

der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde; darum ist er auch der Herr der ganzen Erde und aller, die darauf wohnen, der König aller Könige und der Herr aller Herren, der hoch über allen Völkern thronend die Zügel des Weltregiments in seinen Händen hält, und dem auch die gewaltigsten Weltmächte und sieghaftesten Eroberer als Werkzeuge zur Ausführung seiner Gnaden- und Gerichtsratschlüsse über sein Volk dienen müssen. So übt er als der himmlische König der Welt auch sein Richteramt über die ganze Erde; wo von seiner richterlichen Thätigkeit die Rede ist, da ist wohl ihr nächstes Objekt sein Volk; aber fast noch häufiger werden als solches die Erde, die Welt, die Völker, die Nationen genannt, und auch das Gericht über Israel wird meist als Weltgericht dargestellt. Je bestimmter und klarer nun die Erkenntnis wurde, daß der Gott Israels der allein wahre Gott und alle andern Götter nur tote Nichtse seien, um so kräftiger mußte auch die Überzeugung sich geltend machen, daß ihm allein alle Ehre und Anbetung gebühre, und daß alle Völker ihm dienen und seinem Gebote gehorchen sollten. Auf Grund seiner Gotteserkenntnis mußte der Israelite für das Reich seines Gottes die ganze Erde in Anspruch nehmen. — Das universalistische Prinzip hatte aber auch noch eine andre Wurzel, die ihm Lebens- und Triebkraft zuführte; diese war das volle und klare Bewußtsein Israels von der Einheit des Menschengeschlechtes. So bestimmt es auch als „heiliges Volk“ von der ganzen übrigen Völkerwelt gesondert war, und so sehr diese als eine gottesvergessene, durch die Greuel des Götzendienstes verunreinigte und verderbte Masse angesehen wurde, so verhütete doch Israels Glaube an den einen Gott, der allem Volk auf Erden Leben und Odem giebt, daß es einen Wesensunterschied innerhalb der Menschheit machte. Ein Menschenpaar steht am Anfang der Geschichte des Menschengeschlechts; Eva trägt ihren Namen als Mutter aller Lebendigen; alle den Israeliten bekannten Völker werden auf die drei Söhne Noahs zurückgeführt. In dieser geschichtlichen Anschauung liegt zugleich der sittlich-religiöse Gedanke, daß alle Menschen ohne Unterschied einem und demselben Schöpfungsgedanken und einem und demselben schöpferischen Willensakte Gottes ihr Dasein verdanken, und daß darum der gottverliehene Adel der menschlichen Natur, die Gottverwandtschaft des menschlichen Wesens, das göttliche Ebenbild (vgl. mit 1 Mos. 1, 26 f. die Stellen 1 Mos. 5, 3; 9, 5 f. und Ps. 8, 5 ff.) und mit ihm auch die hohe nach Gottes Schöpferabsicht dem Menschen zukommende Bestimmung, daß er nämlich einerseits

über die Erde herrsche und andrerseits seinem Gotte diene und mit ihm verkehre, allen gemein ist. Wie nun dieser Gedanke der Blutsverwandtschaft aller Menschen oder ihrer Abkunft von einem und demselben Schöpfer ein kräftiges Motiv wurde für die Erfüllung der Barmherzigkeits- und aller sonstigen Nächstenpflichten gegen Niedrigerstehende (vgl. Jes. 58, 7. Spr. 14, 31; 17, 5. Hiob 31, 15), so mußte er dem Israeliten auch die Erkenntnis nahe legen, daß nach Gottes Willen alle Völker ihn als den allein wahren Gott erkennen, in seinem Reich ihm dienen und mit ihm verkehren sollten.

Das freilich konnte ihm zunächst nicht in den Sinn kommen, daß er selbst Pflicht und Beruf habe, etwas zur Ausführung dieses universalistischen Gedankens zu thun. War es doch die herablassende Gnade Gottes, die in der durch Sünde und Abgötterei verderbten Menschheit wieder ein Reich Gottes begründet hatte, und der Gnadenwille Gottes selbst, der dieses Reich auf sein erwähltes Eigentumsvolk und das heilige Land beschränkt hatte! Und wie hätte auch, wenn das Gottesreich die Gestalt eines nationalen Staatswesens hatte, der Anspruch des Gottkönigs auf allgemeine Verehrung bei andern Völkern praktisch geltend gemacht werden sollen? Im Dienste seines Gottes hatte Israel blutige Kriege führen müssen, damit dieser Gottesstaat auf dem Boden Kanaans aufgerichtet werden konnte; und damit er erhalten blieb, mußte es oft genug wieder das Schwert ziehen, um „die Kriege Jehovas“ zu führen. Hätte nun in dieser Weise und mit diesen Mitteln auch jener Anspruch des Gottkönigs verfolgt werden sollen — und wesentlich anders hätte es bei dem Staatscharakter des Gottesreichs nicht geschehen können — so wäre schon bei den Israeliten jenes düstre, unheimliche Feuer des Fanatismus entzündet worden, mit welchem nachmals die Bekenner des Islam unter der Losung „Allah ist einer und Mohammed ist sein Prophet“ nach allen Seiten hin gewaltsame und blutige Propaganda machten. Eine solche Propaganda, wenn auch nur im Kleinen, haben wohl einzelne der späteren Hasmonäerfürsten, ein Hyrkan und Aristobul, unternommen, als sie den Idumäern und Ituräern die Beschneidung aufzwangen; die alten Israeliten aber wurden davor durch den geistlich-sittlichen Charakter ihrer Religion, aber auch in nicht geringem Maße gerade durch den nationalen Partikularismus des unter ihnen aufgerichteten Gottesstaats bewahrt. So lange das Reich Gottes in der Gestalt eines äußerlichen Staatswesens, das als solches

von dieser Welt war, bestand, mußte Israel dem Pfeile gleichen, der zu dereinstigem Gebrauch noch im Köcher verwahrt blieb (Jes. 49, 2).

Dennoch aber verleugnet sich selbst in den Ordnungen des partikularistisch-nationalen Gottesstaates jener universalistische Gedanke nicht ganz. Wenn er auch nicht zu missionierender Propaganda führen kann, so gewinnt er doch alle die praktische Geltung, welche innerhalb der Schranken und im Bereich des nationalen Gottesstaats möglich war. Zunächst galten alle nichtisraelitischen Sklaven in dem Maße als Zugehörige des Hauses ihres Herrn, daß mit diesem selbst auch sie Jehova angehören mußten, und daher an allen Pflichten, aber auch an den Segnungen des Bundes teil hatten. Was von ihnen männlich war, mußte sich beschneiden lassen (1 Mos. 17, 10 ff.), nahm dann aber auch an dem sakramentalen Bundesmahle der Passahfeier teil (2 Mos. 12, 44). Der Sabbat war auch für die Sklaven ein heiliger Tag des Herrn und ein gesegneter Tag der Ruhe (2 Mos. 20, 10; 23, 12; 5 Mos. 5, 14); auch sie feierten die schönen Feste Jehovas mit und waren Tischgenossen bei den damit verbundenen festlichen Opfermahlen (5 Mos. 12, 12. 18; 16, 11. 14). Wohl war mit diesen Bestimmungen den Sklaven ein religiöser Zwang auferlegt; die Religion des Herrn mußte auch die des Sklaven sein. Aber es lag darin auch ein gewisses Gegengewicht gegen die Heruntersetzung des nach Gottes Bild geschaffenen Menschen zum Objekt des Besitzes, eine Anerkennung der Menschenwürde des Sklaven und der ihm, wie dem freigeborenen Israeliten und wie seinem israelitischen Herren, eigenen Bestimmung zum Dienst Gottes und zum segensvollen Verkehr mit ihm. — Noch viel entschiedener und reiner aber machte sich der universalistische Gedanke in den Bestimmungen geltend, welche die Verhältnisse der unter den Israeliten lebenden Fremdlinge regeln. Ein solcher Fremdling nahm in dem Gottesstaate die Stellung eines Schutzbürgers ein, der bestimmte Rechte und Pflichten hatte und ebenso, wie die Armen, Witwen und Waisen unter Gottes besonderen Schutz gestellt war. Man wird bei keinem anderen Volke des Altertums so liberale und humane Gesetzesbestimmungen zu Gunsten der Fremdlinge nachweisen können, als bei den wegen ihres Partikularismus und Fanatismus verschrieenen Israeliten. Insbesondere schließt das Gesetz zwar Kanaaniter, Ammoniter, und Moabiter aus Gründen, auf die ich hier nicht näher eingehen will, strenge von der Gemeinde Jehovas aus, thut aber die Thore derselben allen sonstigen Fremdlingen weit auf. „Wenn ein Fremdling bei dir in eurem

n wird, den sollt ihr nicht schinden — so heißt es 3 Mos.
–; er soll bei euch wohnen, wie ein Einheimischer unter euch,
lst ihn lieben, wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremd-
ptenlande gewesen. Ich bin Jehova, euer Gott;“ und 5 Mos.
sen wir: „Gott hat die Fremdlinge lieb, daß er ihnen Nah-
Kleidung gebe; darum sollt auch ihr die Fremdlinge lieben;
auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland.“ Freilich mußte
ng das lassen, was im Königreich Jehovas schlechterdings
werden konnte: er mußte sich des Götzendienstes, der Zauberei
erei, der Gotteslästerung und Sabbatschändung und des Blut-
so enthalten, wie z. B. der Blutschande und andrer Unzuchts-
durfte er während des Osterfestes nichts Gesäuertes essen und
sten am großen Versöhnungstag beobachten. Aber dafür konnte
zur Beschneidung gezwungen zu sein, an dem Gottesdienste und
teilnehmen, auch er konnte Jehova wohlgefällige Opfer dar-
durch Darbringung von Sündopfern Vergebung suchen; die
inde dargebrachten Opfer kamen auch ihm zu gut (3 Mos.
Mos. 15, 14 ff.); zu den Festopfermahlen sollte auch er zu-
en (5 Mos. 16, 11. 14). Verstand er sich vollends dazu,
he in seinem Hause beschneiden zu lassen, so konnte er sich
heiligen Bundesmahle der Passahfeier beteiligen (2 Mos. 12,
f. 9, 14 f.), und war damit, wie jeder geborene Israelit, voll-
emeindeglied. So weit macht schon das Gesetz den Gedanken
ismus, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, für den
Gottesstaates praktisch geltend.

sich erwarten, daß der universalistische Gedanke da, wo über-
was mit dem nationalen Staatscharakter des alttestam. Got-
menhängt, in den Hintergrund tritt, im persönlichen Gebets-
Einzelnen mit seinem Gott ungleich freier und kraftvoller
hervortreten wird; und so finden wir es denn auch in den Psalmen. Es ist lehrreich, die verschiedene Art seines Hervortretens und die verschiedenen Veranlassungen dazu ins Auge zu fassen. Zunächst sehen wir, wie in den aus lebendigen Eindrücken der anbetungswürdigen Majestät des großen Gottes geborenen Lobliedern der israelitischen Gemeinde jener Anspruch des Gottes Israels auf allgemeine Verehrung in der Form von Aufforderungen an alle Völker, ja an Erde und Himmel, Jehova zu lobsingen oder ihm zu dienen erhoben wird. Für den großen Gott genügt

das Lob Israels nicht; der majestätische Herr und König der Welt soll auch von aller Welt gepriesen und verherrlicht werden; vgl. Ps. 47, 2 f.; 66, 1 ff.; 96; 97, 1; 100; 117. — Wir sehen ferner, daß wenn ein Psalmist eine recht augenfällige Erfahrung der hilfreichen Gnade seines Gottes gemacht, wenn sein Gebet erhört, wenn ihm aus großer Not geholfen worden ist, so daß sein dankbares Herz eine herrliche Offenbarung des Namens Gottes darin erkennen muß, je und je der überströmenden Fülle des Dankgefühls der Bereich der israelitischen Volksgemeinde zu eng wird, als daß an seiner Grenze auch der Preis solchen Gottes und solcher Gnadenthat seine Grenze finden könnte; das volle Herz der Psalmisten möchte die Kunde davon auch weit über diese Grenzen hinaus tragen und alle Welt an dem Lob und Preis dieses großen und gnadenreichen Gottes beteiligen; und so geben die Psalmisten dem inneren Trieb und Vorsatz Ausdruck, auch unter den Völkern verkündigen zu wollen, was Gott an ihnen gethan hat (vgl. z. B. Ps. 18, 50). Kann man schon hierin ein Auftauchen des eigentlichen Missionsgedankens, eine innere Lebensregung des Missionstriebs finden, so hat man hiezu noch mehr Grund und Recht, wenn aus der anbetenden und dankbaren Versenkung in die Betrachtung der Macht- und Heilsthaten Jehovas an seinem erwählten Volke Aufforderungen erwachsen, diese Macht- und Heilsthaten auch den Völkern zu verkündigen, oder Vorsätze solches thun zu wollen (vgl. z. B. Ps. 9, 12; 96, 3. 10; 105, 1; Jes. 12, 4). — Es liegt dabei die Erkenntnis zu Grunde, daß Gottes Thaten an und für Israel auch die Völker angehen, daß seine Offenbarung in der Geschichte Israels auch dazu bestimmt ist, die Völker zur Erkenntnis Jehovas zu führen. Und wie wäre es auch möglich, daß der alleinige lebendige Gott sich in seiner Gottheit an Israel offenbart, ohne daß ihre Erweisung die Augen der Völker auf sich zieht, deren Götter ja tot und nichtig sind? Wie kann Gottes Weltregiment fort und fort in der Ausführung seines Erwählungsratschlusses über Israel seinen Mittel- und Zielpunkt haben, ohne daß zuletzt auch die Völker aufmerksam werden auf das, was er an seinem Volke und für sein Volk thut? Und wie sollte nicht die letzte, vollendende Gnaden- und Erlösungsthat Gottes an Israel, in welcher er in der Fülle seiner Herrlichkeit und hilfreichen Macht vor den Augen der Völker offenbar wird, einen überwältigenden Eindruck auf sie machen, sie von der Nichtigkeit ihres Götzendienstes und Jehovas alleiniger Gottheit überzeugen und so die Aus-

dehnung des Reiches Gottes über alle Völker herbeiführen? So wird denn auch in den Psalmen die zuversichtliche Erwartung laut, daß einst alle Welt sich zu ihm bekehren und ihm anbetend huldigen wird (vgl. z. B. Ps. 22, 28 ff.).

Der Gedanke, daß Gottes Thaten an Israel und zwar sowohl die Gnaden- als die Gerichtsthaten gleichsam auf einem weithin sichtbaren Schauplatz vor den Augen der Völker geschehen, damit diese der Macht des lebendigen Gottes inne werden, ihn staunend bewundern, sich vor ihm fürchten und ihm huldigen, ist recht eigentlich ein Grund- und Hauptgedanke der Prophetie. Oft ergehen darum an fernwohnende Völker die Aufforderungen der Propheten aufzumerken auf das, was Jehova thue (z. B. Jes. 8, 9; 18, 3; 33, 13 u. a.), oder es wird angekündigt, daß seine Großthaten dieselben bestimmen werden, ihm durch Opfergaben ihre Huldigung darzubringen (z. B. Jes. 18, 7.) Und mit jenem Gedanken verbindet sich das vollste und lebendigste Bewußtsein davon, daß die ganze Weltgeschichte der Ausführung des Ratschlusses Jehovas dient, daß z. B. Assur mit seinen Eroberungsplänen nur das Werkzeug in seiner Hand (Jes. 10, 5. 15), der gewaltige Nebukadnezar nur sein „Knecht" ist (Jer. 25, 9; 27, 6; 43, 10), um das von ihm beschlossene und längst angekündigte Strafgericht an Israel zu vollstrecken, daß Cyrus Jehovas Hirte, sein Gesalbter, der Mann seines Ratschlusses ist (Jes. 44, 28; 45, 1; 46, 11), den er um seines Knechtes Israel willen erweckt hat, und dem er alle Unternehmungen gelingen läßt, damit er sein Gericht an den Chaldäern vollstrecke und die längst geweissagte Erlösung seines Eigentumsvolkes herbeiführe (Jes. 41, 2; 43, 14; 44, 28; 45, 1. 13). Diese Anschauungen und Erkenntnisse schlossen Keime in sich, aus denen der Geist der Offenbarung die universalistische Weissagung von dem dereinstigen Eingang der Heiden in das Reich Gottes entwickelte. Es ist nicht meine Absicht, die Reihe dieser prophetischen Weissagungen, die schon in der Abrahamsverheißung (1 Mos. 12, 3; 18, 18; 22, 18) ihre Vorläuferin haben, hier aufzuführen und ihren reichen Inhalt und das verschiedene Maß von Klarheit und Bestimmtheit, in welchem sich der universalistische Gedanke in den einzelnen geltend macht, näher zu erörtern. Ich möchte aus ihrem Inhalt nur dasjenige in aller Kürze hervorheben, worin der universalistische Gedanke beginnt sich zum Missionsgedanken zu entwickeln. Dies ist da noch nicht der Fall, wo die Bekehrung der Heiden u. ihr Eingang in das Gottesreich noch

ausschließlich einerseits als unmittelbares Werk Gottes, als Folge sei es seines Gerichts-, sei es seines Gnadenwerkes, und andrerseits als ein Kommen derselben nach Jerusalem, als der Stätte der Gegenwart Gottes, und als Aufnahme in die nationale und religiöse Gemeinschaft Israels aufgefaßt ist. Dagegen kann man schon einen weiteren Schritt zum Missionsgedanken hin in solchen Weissagungen finden, in welchen der universalistische Gedanke die national-partikularistische Schranke mehr abstreift, indem das Reich Gottes in seiner Vollendungsgestalt als eine die ganze damals bekannte Welt umfassende Universaltheokratie geschildert wird; als eine Universaltheokratie, in welcher die Völker unter Bewahrung ihrer Nationalität und Unabhängigkeit in Frieden mit einander leben, alle in gleicher Weise Jehova angehören ihm einmütig dienen und alle an dem von ihm ausgehenden Segen teilhaben (vgl. bes. Jes. 19, 18—25. Zeph. 2, 11; 3, 9). In voller Klarheit tritt der Missionsgedanke aber erst da hervor, wo die Weissagung davon Zeugnis gibt, daß Israel von Gott dazu erwählt, berufen und bestimmt ist, einen prophetischen Zeugenberuf an der Menschheit auszurichten und das Recht und Heil seines Gottes hinauszutragen zu den Völkern bis an das Ende der Erde. Hindeutungen auf diesen Beruf Israels finden sich schon bei Jeremias (Jer. 12, 16; 30, 10); das hellste Zeugnis davon aber enthält jene große Weissagung, die man treffend „das Evangelium vor dem Evangelio" genannt hat, die Weissagung von dem „Knechte" Jehovas Jes. 40—66. Da hat uns der Geist der Weissagung lebensvolle, farbenreiche und wundersam anziehende Bilder vor Augen gestellt von diesem Knechte, den Jehova von seiner Geburt an zu seinem Dienste berufen, mit seinem Geiste ausgerüstet, und zunächst wie einen zu künftigem Gebrauch im Köcher verwahrten Pfeil in seinem Schutz geborgen hat, den er aber nunmehr als den Zeugen seiner alleinigen Gottheit zum Lichte der Heiden machen will. Da sehen wir, wie dieser Knecht auszieht und in stiller Arbeit, ohne Aufsehen zu machen, nichts verderbend, sondern helfend und errettend, das geknickte Rohr nicht zerbrechend und den glimmenden Tocht nicht auslöschend, das ihm aufgetragene Werk ausrichtet, ohne zu erlahmen und ohne zu verzagen, bis er seines Gottes Recht auf der Erde festgestellt und Gottes Heil bis zu den Enden der Erde gebracht hat. Wir sehen ihn, wie er in ausdauernder Geduld und glaubensstarker Hoffnung unter Schmach und Verfolgung und in Treue bis zum Tode seinen prophetischen Zeugenberuf erfüllt und so auf dem

Wege der Leiden zur Herrlichkeit eingeht (Jes. 42, 1 ff.; 49, 1 ff.; 50 4 ff.; 51, 16; 53, 10 ff.; 59, 21). So wird er das Werkzeug, durch welches Gott sein Reich in verklärter Gestalt wieder aufrichtet und seinen Heilsratschluß über die ganze Menschheit zur Ausführung bringt. — Dieser Knecht Jehovas repräsentiert im Sinn des Propheten das Gottesvolk des alten Bundes, das wahre Israel, wie der Prophet dies wiederholt selbst erklärt (Jes. 41, 8; 43, 1; 44, 1 f. 21.; 48, 12; 49, 3); und so ist es diese Weissagung, welche Israel seinen Missionsberuf zum Bewußtsein bringen sollte und zum Bewußtsein gebracht hat.

Man wende nicht ein: dieser Knecht Jehovas sei ja vielmehr der Messias, sei Jesus Christus. Wir stellen durchaus nicht in Abrede, daß die Weissagung vom Knechte Gottes im Zusammenhang der gesamten Offenbarungsgeschichte auf Christum abzielt, und daß sie in Christo erfüllt worden ist. Wenn wir sagen, der Knecht Jehovas sei im Sinn des Propheten oder nach dem geschichtlichen Sinne der Weissagung das Gottesvolk des alten Bundes, so ist das durchaus nicht so gemeint, als wollten wir dies Gottesvolk in Gegensatz stellen zu dem Messias, also den Messias ausschließen. Nein! Der Messias gehört ohne alle Frage vor allen zu diesem Gottesvolk; er ist sein Haupt; er ist sein Herz, von dem alles Leben und alle Kraft ausgeht; und was der Prophet von dem Berufe Israels sagt, das ist vor allem und im vollsten Sinne in dem größten und einzigartigen Sohne Israels, in Jesu Christo Ja und Amen geworden. Die thatsächliche Ausführung des Heilsratschlusses Gottes hat diese Weissagung näher dahin bestimmt und erläutert, daß das Volk Gottes seinen prophetischen Beruf an die Menschheit, seinen Missionsberuf in der Person dessen erfüllen sollte, der als der Menschen- und Gottessohn nach dem vor Grundlegung der Welt gefaßten göttlichen Liebesratschlusse die centrale Stellung des alleinigen Mittlers alles Heiles in dem Reiche Gottes und in der Menschheit einnimmt. Wenn darum in Matth. 12, 17 ff. die Weissagung vom Knechte Jehovas Jes. 42, 1 ff. angeführt wird als eine in der Wirksamkeit Jesu Christi erfüllte Weissagung, wenn der greise Simeon in Luk. 2, 30 ff. in dem Kinde, das er auf den Armen hält, den erkennt, der nach Jes. 42, 6; 49, 6 das Licht der Heiden werden sollte, wenn Jesus besonders von Petrus mit Vorliebe als „der heilige Knecht Gottes" bezeichnet wird (Apstg. 3, 13. 26; 4, 27. 30), und wenn nach dem Apostel Paulus (2. Kor. 6, 2) die Jes. 49, 8 angekündigte

Zeit des Heiles seit der Erscheinung Christi angebrochen ist, so sind alles das Deutungen der Weissagung vom Knechte Gottes, die vom Standpunkt der neutestamentlichen Erfüllung vollkommen berechtigt sind und die wahre offenbarungs- und heilsgeschichtliche Abzielung derselben, in helles Licht stellen. — Aber nach ihrem nächsten geschichtlichen Sinne ist die Weissagung allgemeineren und umfassenderen Inhalts und stellt im Sinne des Wortes „das Heil kommt von den Juden" (Joh. 4, 22) überhaupt das Gottesvolk des alten Bundes als den Boten und Zeugen Gottes dar, welcher das Heil Gottes bis zu den Enden der Erde bringen sollte. Darum lesen wir auch, daß Paulus und Barnabas in den Weissagungsworten: „Ich habe dich den Heiden zum Licht gesetzt, daß du das Heil seiest bis ans Ende der Erde" (Jes. 42, 6; 49, 6) den ihnen selbst gegebenen Missionsauftrag finden, sich mit dem Worte des ewigen Lebens an die Heiden zu wenden (Apstg. 13, 46 f.).

In vorbereitender Weise hat Israel seinen Missionsberuf auch wirklich schon, ehe der Heiland der Welt geboren war, erfüllt. Es geschah, als Gott selbst durch die Zerstreuung der Juden unter die Völker die Zeit dazu herbeigeführt, die Veranstaltungen dazu getroffen hatte. Wir erinnern an die Tausende von Proselyten, welche der sprüchwörtlich gewordene Bekehrungseifer der Juden überall im römischen Reich, wo nur immer jüdische Ansiedelungen bestanden, schon um die Zeit Christi aus der heidnischen Welt gesammelt hatte; durch diese Propaganda, deren sittlichen und religiösen Charakter man durchaus nicht nach dem beurteilen darf, was Christus speciell von der pharisäischen sagt (Matth. 23, 15), sind viele suchende Seelen unter den Heiden zur Erkenntnis und Verehrung des wahren Gottes geführt worden. Wir erinnern ferner an den nach seinem ganzen Umfang wohl kaum schon hinreichend gewürdigten läuternden Einfluß, welchen Israel in den letzten Jahrhunderten vor Christus, besonders durch Vermittlung des alexandrinischen Judentums, auf die religiösen Vorstellungen der gebildeten griechischen und römischen Welt geübt hat. Wir erinnern endlich an die große religionsgeschichtliche Bedeutung, ja an die eminente Missionsbedeutung, welche die in der sogen. Septuaginta vorliegende Übertragung der heiligen Offenbarungsurkunden aus der hebräischen in die griechische Sprache d. h. in die damalige Sprache der ganzen gebildeten Welt gehabt hat. Alles dies zeugt davon, daß das Bewußtsein seines Missionsberufes, welches die Weissagung vom Knechte Gottes in Israel hatte wecken sollen, schon in der vorchristlichen Zeit

erwacht war, und daß der Missionstrieb schon damals keine bloße innere Lebensregung mehr war, sondern sich auch sehr erfolgreich praktisch bethätigte.

Immerhin waren es freilich erst vorbereitende Schritte zur Erfüllung des dem Volke Gottes in der Weissagung vorgehaltenen Missionsberufes. Die volle Ausrichtung desselben begann erst, nachdem die Weissagung vom Knechte Gottes in Christo Ja und Amen geworden war. Denn sie war eben nicht Sache menschlichen Entschlusses und eigener Kraft; nur Werkzeug sollte Israel sein in seines Gottes Hand; und Gottes Zeit und Stunde für das Missionswerk war doch erst da völlig gekommen, als der zur Rechten Gottes erhöhte Menschensohn, nachdem er den Missionsberuf des Volkes Gottes in seinem Reichsbefehl: „Gehet hin in alle Welt und macht alle Völker zu meinen Jüngern“ an seine aus Israel gesammelte Gemeinde übertragen und durch die Ausgießung des Geistes aus der Höhe diese zur Missionsarbeit ausgerüstet hatte. Das letzte Hindernis in der Erfüllung des Missionsberufes Israels hinwegzuräumen war schließlich der Apostel Paulus berufen, indem er die wesentlich neue Erkenntnis (Eph. 3, 5) sieghaft zur Geltung brachte, daß nach dem Ratschluß der göttlichen Barmherzigkeit die Heiden, auch ohne Aufnahme in die nationale Gemeinschaft Israels und ohne die Zuchtschule des alttest. Gesetzes, unmittelbar teilhaben sollten an dem Heile in Christo und an den Verheißungen Gottes.

Unsre Betrachtung wird gezeigt haben, daß das Bewußtsein der Kirche Jesu Christi zur Fortsetzung des großen Werkes berufen zu sein, das Heil Gottes bis zu den Enden der Erde zu bringen, seine Wurzeln im Wort des alten Bundes hat, und daß die christliche Kirche auch in ihrer Missionsarbeit die Erbin Israels die Erbin seines Berufs und die Erbin seiner Verheißungen geworden ist. Ein klarer Einblick darein wird, wie wir hoffen, einer reichlicheren Verwertung des alttest. Schriftworts zur Belebung des Missionssinnes förderlich sein.

Quartal-Bericht.

(Schluß.)

Asien. Seitens des neuen liberalen Ministeriums in England ist zu allseitiger großer Überraschung der katholische Lord Ripon zum Vizekönig von Indien ernannt worden. Wie Daily News vom 8. Juni schreiben, soll im Vatikan über diese Wahl große Befriedigung herrschen, da man von ihr eine spezielle Begünstigung der katholischen Missionen hofft. In den protestantischen Kreisen Englands dagegen hat sie große Unzufriedenheit erregt, und ist diese Unzufriedenheit nicht bloß in freien Versammlungen, sondern auch in den Generalsynoden der schottischen Staats- wie Freikirche zur öffentlichen Aussprache gekommen. Möglicherweise sind indes die Hoffnungen der Jesuiten ebenso unbegründet wie die Befürchtungen der Protestanten.

In Tinnevelly feierte man zu Palamkotta am 20. Januar das 100jährige Jubiläum der Einführung des Christentums. Außer dem Lord-Bischof von Madras und den beiden Missionsbischöfen Caldwell von der P. G. S. und Sargent von der Ch. M. S. waren sämtliche europäische Missionare und gegen 90 eingebornen Geistlichen dieser beiden Gesellschaften anwesend. Aus der trefflichen Rede, welche Bischof Caldwell hielt (Int. 80 S. 302 ff. M. F. 80 S. 139 ff.), nur einige Auszüge. Schwartz, „der denkwürdigste Name in der Geschichte der südindischen Missionen", ist der Begründer der christlichen Kirche in Tinnevelly. 1780 brachte er die erste kleine Gemeinde zu Palamkotta zu Stande, nachdem er von Madras resp. Tritschinopoli aus die Stadt bereits mehrmals besucht hatte. Dieses Gemeindlein, dessen Register noch vorhanden, zählte damals 40 Seelen. Unter diesen befand sich ein gewisser Devasagayam, ein Dichter, dessen Sohn Vedanayaga Sastriyar, der nach Tanjore zog, den Vater an poetischer Tüchtigkeit weit übertraf und dem die christliche Tamil-Literatur viel verdankt. Viele seiner Lieder werden heut noch gesungen. 1783 weihte Schwartz die erste Kirche zu Palamkotta ein. Ein eingeborner Geistlicher, der auch ordiniert wurde, Satyanathan, übernahm die Leitung der Gemeinde, bis 1791 Jänicke hier stationiert wurde, der aber schon 1800 zu Tanjore starb. Nach dieser Zeit besuchte „der bedeutendste unter Schwartz's Nachfolgern", Gericke, wiederholt die Gemeinde, die mittlerweile in Folge einer geistlichen Bewegung unter den Schanars auf mehr als 4000 Seelen angewachsen war. Seit 1806 trat die Londoner M. G. durch ihren Missionar Ringeltaube (vergl. über ihn „Miss.-Nachr. der Ostind. M.-Anstalt zu Halle" 1878 S. 37 ff. u. 79 S. 61 ff.), der zugleich der Begründer der Travankore Mission wurde, vorübergehend in die Arbeit ein, 1816 visitierte zum ersten male ein Bischof der englischen Kirche, Middleton von Kalkutta, die Station, deren Angehörige in Folge einer verheerenden Pest und aus Mangel an pastoraler Pflege bedeutend reduziert worden waren. In Folge dieses Besuchs kam der Kaplan Hough, „der zweite Vater der Tinnevelly Mission" nach Palamkotta, er visitierte alle ländlichen Gemeinden und sein Bericht wurde die Veranlassung des Eintritts der Ch. M. S. in dieses Arbeitsfeld. Das geschah 1820 durch die Entsendung von Rhenius, dem später Rosen folgte. 1835 trat auch die P. G. S. in die Arbeit ein. Diese beiden Gesellschaften haben jetzt (30. Juni 1879) in ihrer Pflege 97605 Christen, von denen 59203 getauft und 13265 Kommunikanten sind; zur Ch. M. S. gehören etwa 2/3, zur P. G. S. 1/3 dieser Zahl. Die erstere hat 58, die letztere 21 eingeborne Geist-

liche. Die c. 38 500 Katechumenen stammen aus den beiden letzten Jahren; mittlerweile wird wohl eine nicht unbedeutende Anzahl von ihnen die Taufe empfangen haben.

Aus Mysore schreibt Miss. Gulliford über die Erfolge der rein weltlichen Erziehung: „Die Gleichgiltigkeit der gebildeten Klassen gegen die Religion, ihr Mangel an Aufrichtigkeit im Suchen nach Wahrheit, ihre Stellenjägerei und Habsucht, ihr durch und durch weltlicher Sinn, ihre moralische Feigheit, ihre Knechtschaft unter der eisernen Kastenfessel — das alles sind so mächtige und weitreichende Hindernisse, daß sie den müden Arbeiter oft zu dem Ausruf drängen: „wer ist hierzu tüchtig?" Diejenigen, welche englisch lernen, sind ziemlich unwissend in bezug auf den Hinduismus, aber ich habe gefunden, daß je weniger sie den Hinduismus kennen, sie desto bigotter sind in seiner Verteidigung" (Free Ch. Rec. 80 S. 90).

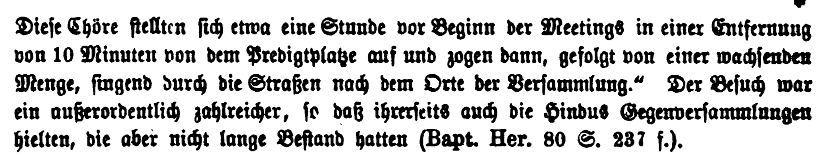
Trotzdem melden die Berichte fast aller Miss.-GG. eine Reihe von Übertritten zum Christentum gerade aus den oberen Klassen, auch aus den Kreisen derer, welche die höheren Schulen besucht haben. Nicht selten sucht man die Taufbewerber dadurch vom Übertritt zum Christentum abzuhalten, daß man ihnen sagt: man könne auch ein Christ sein ohne die Taufe zu empfangen (Bapt. Her. 80 S. 236 f). Noch häufiger aber werden die Konvertiten von ihren heidnischen Angehörigen aufs äußerste bedrängt, durch Lock- oder Drohmittel von der Taufe abzuhalten gesucht und wenn alles nicht hilft, den empfindlichsten Verfolgungen ausgesetzt, so daß man immer von neuem den Beweis erhält, wie schwer es für einen Hindu ist, ein Christ zu werden. Aus vielen Beispielen nur einige So schreibt Miss. Lewis von der Londoner M. G. aus Bellary in Südindien: „Anfang August wurde ein junger Mann, ein Goldschmied aus Kanivehally, in Sundoor getauft... Unmittelbar nach seiner Taufe verließ ihn sein Weib, verwehrten ihm die Ortsbewohner. den Mitgebrauch des einzigen Brunnens, sagten Wäscher und Barbier ihm ihre Dienste auf und verließ das Gesinde sein Haus." Trotz aller Vorstellungen seitens des Missionars bei der Ortsobrigkeit ließ sich an dieser feindseligen Stimmung nichts ändern, vielmehr ersann die heidnische Bevölkerung immer neue Chikanen gegen den jungen Christen (Chron. 80 S. 73 f). — Ein schottischer Missionar, Harper, erzählt folgende Geschichte aus dem Pandschab. Ein junger Hindu aus vornehmer Familie, Ram Matha, wurde getauft. Aus Furcht vor den Verfolgungen seiner Verwandten, die ihm bevorstanden, wollte er einige Zeit sich nach einer andern Stadt begeben. Auf dem Wege nach der Eisenbahnstation wurde er von 5 Männern verfolgt, die sich seiner angesichts der Polizei bemächtigten, indem sie ihn aus dem Zuge rissen. Alles wurde aufgeboten, den Verbleib des jungen Mannes auszukundschaften, aber bis heut vergeblich. „Ein Verbrechen zu begehen", schließt der Missionar diese Mitteilung, „gilt als eine Kleinigkeit, ein Mohammedaner zu werden wird für erträglich gehalten, aber das Christentum anzunehmen hält man für unerträglich" (Ch. of. Sc. Rec. 80 S. 80 f). — Der luth. amerikanische Missionar Liebendörfer in Talatscheri schildert im „Ev. luth. Miss.-Blatte" (80 S. 27 f.) „drei Tage aus dem Leben eines Taufkandidaten" folgendermaßen: „Es war an einem Sonntag Abend etwa vor vier Wochen, daß ein Jüngling sich auf unserem Nettur-Hügel einstellte, mit dem Wunsche Christ zu werden. Er war ungefähr 20 Jahre alt und hieß Tschombali. Seinen ersten Religions-Unterricht hatte er in unserer Schule, die er mehrere Jahre besuchte, erhalten. Da die ganze Erscheinung des Mannes einen guten Eindruck auf mich machte, und ich bei dem mit ihm angestellten Examen fand,

daß es ihm mit seiner Bitte ernst sei, nahm ich ihn mit Freuden auf. Bald hatte er auch Gelegenheit, durch vielerlei Prüfungen die Lauterkeit seines Glaubens zu bewähren. Kaum war nämlich die Kunde von seiner Ankunft auf Nettur zu seinen Verwandten in die Stadt gedrungen, als schon am Montag Morgen Mutter, Schwester und viele andere Bekannte kamen, um ihn durch alle mögliche Mittel der Überredungskunst wieder zu dem ihrigen zu machen. Herzzerreißend war der Anblick, den die auf dem Boden liegende Mutter und die Schwester des Jünglings darboten. Sie umfaßten seine Kniee, rauften sich die Haare, zerschlugen sich die Brust und weinend schrie die Mutter immer: „O Goldsöhnchen, mein Goldsöhnlichen, verlaß mich nicht!" So viel wir auch mit der betrübten Mutter redeten, sie wollte sich nicht trösten lassen. Man würde sich nun sehr täuschen, wollte man glauben, die Mutter habe diese flehentlichen Bitten nur 1 oder 2 Stunden lang fortgesetzt, nein, sie wich den ganzen Tag über keinen Augenblick von ihrem Sohne. Ihm standen beim Anblick all dieses Jammers wohl immer Thränen in den Augen, doch blieb er standhaft, indem er wiederholt erklärte, er müsse Vergebung seiner Sünden haben. War am ersten Tage des Angriffs hauptsächlich die Mutter mit ihren Thränen ins Gefecht geführt worden, so kam am Dienstag die Reihe hauptsächlich an die Verwandten. Diese erschienen schon bei Tagesanbruch in großer Zahl, sprachen bald einzeln, bald in corpore mit Tschombali, versprachen ihm große Summen Geldes zur Gründung eines eigenen Hausstandes, oder drohten ihm mit vollständigem Ausschluß aus der Familie. Alle diese und ähnliche Angriffe aber beantwortete der Jüngling immer wieder mit den Worten: „Ich will Vergebung meiner Sünden haben und muß daher hier bleiben." Es war in der That eine übermenschliche Kraft notwendig, um unsern lieben Freund gegen alle diese Angriffe, Bitten, Versprechungen und Drohungen so standhaft zu machen. Wie tief beschämte er doch so viele jungen Christen in der Heimat! Die Fischer wandten sich nun an mich mit der Bitte, dem Jungen Erlaubnis zu geben, daß er mit ihnen nach Hause zurückkehren dürfe. Dort liege nämlich ein alter Onkel von ihm im Sterben, der sehnlichst wünsche, seinen Neffen vor dem Tode noch einmal zu sehen. Nach 2 Tagen werden sie auf ihr Ehrenwort hin den Jüngling wieder hierherbringen. Es war nicht schwer, die List der Leute sofort zu durchschauen; doch erwiderte ich, daß es Tschombali völlig freistünde mit ihnen zu gehen, wenn er wolle, da wir die Leute durchaus nicht zwingen, Christen zu werden. Wiederum erklärte aber der Jüngling, er wolle hier bleiben. Als alles nichts half, erhoben sich einige Frauen, nahmen Erde vom Boden, schleuderten sie gegen ihn, verfluchten ihn mit den fürchterlichsten Verwünschungen und rannten dann den Berg hinab. Das war der zweite Tag, und konnten wir uns nun von Herzen freuen über den von dem Jüngling bewiesenen Glaubensmut. Am Mittwoch Morgen stellte sich außer der tiefbetrübten Mutter zunächst niemand ein. Ohne ein Wort zu sprechen, setzte sie sich vor das Zimmer ihres Sohnes und schaute mit Thränen gefüllten Augen unverwandt ihn an, als ob er nun für immer für sie verloren wäre. Ich hätte ihr so gerne irgend einen bleibenden Trost ins Herz gegeben, da ich der Ansicht bin, daß auch sie nicht ferne vom Reiche Gottes ist; doch war sie jetzt gerade ziemlich unempfänglich. Mittags um 12 Uhr begab sich Tschombali mit den andern Gemeindegliedern, nichts Böses ahnend, in sein neues Quartier. Plötzlich sprangen aus einem nahen Versteck drei starke Männer hervor, unter ihnen ein be-

kannter Zauberer, griffen den Jungen aus den Leuten heraus, nahmen ihn trotz allen Sträubens von seiner Seite mit kräftigen Armen auf die Schultern, umschlangen seine Hände und Füße, und rannten angesichts der ganzen Gemeinde, so schnell es unter diesen Umständen gehen wollte, den Hügel hinunter. Meine Frau eilte auf mein Studierzimmer, und zeigte mir den Vorfall an. Rasch suchte ich den Männern den Weg zum Ausgangsthor des Nettur-Kompounds abzuschneiden; es entspann sich ein kurzer Kampf, der damit endigte, daß die Räuber uns den Jungen ließen und so rasch als möglich Fersengeld bezahlten. Jetzt bekamen auch die Gemeindemänner Mut, sie fingen an, aus sicherem Versteck auf die Räuber fürchterlich zu schimpfen und zu schreien. Als ich sie nachher fragte, warum sie auch nicht einmal den Versuch gemacht hätten, die Fischer an ihrem Vorhaben zu verhindern, meinten sie, es sei ihnen eben ergangen, wie der Maus, die beim Anblick der Katze auch zu fliehen vergesse! Die Heiden aber meinen, der mitgebrachte Zauberer habe durch seine Mittel so auf die Leute einzuwirken verstanden, daß sie schlechterdings nicht widerstehen konnten! Um weitere Unannehmlichkeiten zu verhüten, zeigte ich doch den Vorfall auf dem hiesigen Polizeilokal an. Nach all diesen Kämpfen leuchtete eine große innere Freude aus den Augen des lieben Jünglings. Und obwohl er vor Erregung am ganzen Körper zitterte, war er doch sehr fröhlich in seinem Herrn. So endete auch der dritte und schwerste Tag siegreich für unsern Freund. — Mit seltenem Eifer suchte er sich nun mit der Schrift vollends bekannt zu machen, und das, was er früher in der Schule gelernt hatte, zu ergänzen und aufzufrischen. Am 29. Juni erhielt er in der heiligen Taufe den Namen Samuel. Am Tag nach der Taufe kehrte er zu seiner Mutter zurück, die versprochen hatte, ihn auch nach der Taufe bei sich zu behalten."

Die öffentliche Predigt wird noch immer viel durch Einwürfe unterbrochen, z. B. „wenn Gott wirklich wünschte, daß wir Christen würden, so würde er uns auch einen willigen Sinn dazu geben, giebt er uns diesen Sinn, dann wollen wir uns euch anschließen; wir beten denselben Gott an wie ihr und unsre Religionsbücher sind ebenso inspiriert als die eurigen; glaubte die Regierung, daß das Christentum die einzige wahre Religion sei, so würde sie uns alle nötigen dasselbe anzunehmen, statt den Hinduismus zu begünstigen; wäre das Christentum gut, so würden wir in Haufen herzukommen, gleich den Bienen, die nach dem Honig fliegen; ihr sagt uns, der Teufel soll nicht durch Opfer günstig gestimmt werden — warum läßt es denn aber Gott zu, daß der Teufel existiert und uns quält, Krankheiten sendet u. drgl.? Gott muß unendlich gnädig sein — daher ist es absurd zu sagen, das Blut Christi habe müssen vergossen werden zur Versöhnung für unsere Sünden." „Ich will lieber — schreibt Rev. Scharrock aus Tinnevelly — ein Dutzend Predigten vor einer gebildeten englischen Gemeinde halten, als in einer fremden Sprache über solche Einwürfe mit einem philosophierenden Brahmanen disputieren. Zuletzt ist aber immer die Kaste das große Haupthindernis. Sind auch alle andern Schwierigkeiten glücklich beseitigt, so bleibt als unüberwindlicher Einwand das Bedenken: an wen sollen wir unsre Töchter verheiraten, wenn wir durch die Annahme des Christentums uns selbst degradieren"? (F. 80 S. 144).

In Kalkutta haben sich alle nonkonformistischen Missionen zur Abhaltung von abendlichen Missionsgottesdiensten in englischer Sprache vereinigt. „An jedem Abende versammelten sich 2 Sängerchöre je unter einem methodistischen und baptistischen Missionar.



Diese Chöre stellten sich etwa eine Stunde vor Beginn der Meetings in einer Entfernung von 10 Minuten von dem Predigtplatze auf und zogen dann, gefolgt von einer wachsenden Menge, singend durch die Straßen nach dem Orte der Versammlung.“ Der Besuch war ein außerordentlich zahlreicher, so daß ihrerseits auch die Hindus Gegenversammlungen hielten, die aber nicht lange Bestand hatten (Bapt. Her. 80 S. 237 f.).

In Nordindien haben es die Baptisten auch mit einer christlichen Mela oder einem Jahrmarkt versucht und zwar mit unerwartetem Erfolge. Die Mela dauerte 6 Tage, gegen 6000 Menschen waren täglich versammelt, welche dem Gesange christlicher Lieder und geistlicher Ansprachen, die zu bestimmten Stunden gehalten wurden, mit Aufmerksamkeit zuhörten. Über 300 Buden waren aufgeschlagen, aber alle Possenreißer, Dirnen, Verkäufer von Spirituosen, Sänger schlechter Lieder ꝛc. programmmäßig fern gehalten. Ruhestörungen sind nicht vorgekommen (Bapt. Her. 80 S. 143 ff.).

In Santalistan macht die Produktion ein erchristlichen Literatur gute Fortschritte. Seitens der Missionare der Ch. M. S. ist in diesem Jahre die Apostelgeschichte gedruckt worden, so daß die Santals jetzt sämtliche geschichtliche Bücher des N. T. in ihrer Muttersprache besitzen. Auch mit einer Art Katechismus ist der Anfang gemacht worden (Free Ch. Rec. 80 S. 91.).

In Beludschistan hat seit etwa einem Jahre die Ch. M. S. ein neues Arbeitsfeld eröffnet. Unter den 3 Missionaren, welchen die Aufgabe geworden ist, dort die Bahn zu brechen, befindet sich auch ein Arzt, dessen Dienste nicht wenig dazu beizutragen scheinen, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen. Vorläufig hat diese Mission ihren Hauptsitz in Dera Ghazi Khan. In dem Hause eines gebildeten Hindu lernte Rev. Gordon hier eine Anzahl Männer kennen, die etwa auf dem Standpunkte des Brahma Samadsch standen und sich allsonntäglich abends versammelten, um sich auf ihre Weise zu erbauen. Der Missionar war zu einer dieser Versammlungen eingeladen worden. Man begann mit Verlesung einer Stelle aus den Schastres, Gesang und freiem Gebet. „Wir sind zusammengekommen, dich zu suchen, o Gott“ — diese Anfangsworte des Gebets bildeten das Hauptthema der dann folgenden Diskussion, an der sich allerdings von 25 Anwesenden nur 4 beteiligten. Zur Zeit sind diese Leute noch nicht geneigt, das Christentum anzunehmen. Die Versöhnung im Blute Christi ist der Stein des Anstoßes, an dem sie noch nicht vorbei können (Int. 80 S. 222 f.).

Der unerquickliche, mehrjährige Streit zwischen der Ch. M. S. und dem ritualistischen Bischof von Ceylon, Copplestou, ist endlich, Dank der versöhnlichen Intervention der beiden Erzbischöfe von Canterbury-York und dreier hervorragender Bischöfe im wesentlichen zu Gunsten der Missionare beigelegt worden. In einem offenem Briefe an den „Guardian“ bittet der Bischof bei seiner Abreise von England um die Gebete der Gläubigen, „damit er möge in den Stand gesetzt werden, sein Werk mit mehr Weisheit und Demut und einem tieferen Gebetsgeiste wieder aufzunehmen.“ Die Komitee der Ch. M. S. erkennt die seitens des Bischofs bei den Verhandlungen bewiesene courtesy dankbar an. Man hat dem Bischof keines seiner legalen Rechte geschmälert, aber es durchgesetzt, daß über diese Rechte hinaus eine Einmischung seinerseits in das Werk der Mission und die Stellung der Missionare nicht stattfinden dürfe. Das Spezielle siehe Int. 80 S. 201 ff. und 354 ff.

China. Der Opium-Import ebenso wie die Opium-Kultur in China selbst wächst leider von Jahr zu Jahr. 1871 betrug die Einfuhr 59 670 Pikuls (à 133 Pfund).

1872	„	„	„	61 193	„
1873	„	„	„	65 797	„
1874	„	„	„	67 468	„
1875	„	„	„	66 461	„
1876	„	„	„	68 042	„
1877	„	„	„	69 052	„
1878	„	„	„	71 492	„

Etwa 1100 Kisten werden jährlich nach Kalifornien für die dort lebenden Chinesen ausgeführt — im Werte von 1 825 000 Mk.! (Globus Bd. 37 S. 15.) Man braucht sich daher nicht zu verwundern, wenn vielseitig berichtet wird, daß das Opiumrauchen in allen Ständen zunimmt. Wie aus den Zeitungen bekannt, ist trotz aller Agitationen in England nach einer regierungsseitigen Erklärung im Parlamente an eine Änderung der indobritischen Opiumpolitik vorläufig nicht zu denken. „Die Finanzen Indiens leiden es nicht"!! Die Millionen aber, die bereits der Krieg in Afghanistan verschlungen, müssen sie leiden.

Wie der „China Telegraph" meldet, beträgt die gesamte in China ansässige fremde Bevölkerung, Hongkong ausgenommen, nur 3814 Personen. Von diesen sind 420 Amerikaner und 1953 Engländer. Von den 351 fremden Firmen, die in China Geschäfte haben, sind 35 amerikanisch, 220 englisch, 49 deutsch (Miss. Her. 80 S. 201.).

Höchst interessante Mitteilungen über den Stand der Mission in der Provinz Fuhkien machte der 18 Jahre lang dort thätig gewesene Miss. Wolfe auf der Jahresversammlung der Ch. M. S. Die genannte Provinz ist die kleinste des chinesischen Reiches, hat aber eine Bevölkerung von c. 20 Millionen. Vor etwa 30 Jahren begann die Ch. M. S. hier ihr Werk. Während der ersten 11 Jahre fand nicht eine einzige Bekehrung statt und man dachte schon daran, dieses Gebiet wieder aufzugeben. Aber Miss. G. Smith hielt aus und seine Geduld wurde gekrönt. Bald fanden die ersten Taufen statt und jetzt (1879) zählt die Ch. M. S. dort 3000 Christen, unter ihnen 1000 Kommunikanten, die auf c. 100 Stationen zerstreut wohnen und von etwa 120 eingebornen Katechisten und Predigern bedient werden. Trotz der Verfolgungen gerade in der letzten Zeit haben während des Jahres 1879 400 Taufen stattgefunden. Über die Entstehung einer der dortigen Stationen erzählte Miss. Wolfe folgende Geschichte. „Es war Nacht, als ich in dem etwa 10000 Einwohner zählenden Orte ankam, dazu regnete es und war sehr kalt. Vergeblich suchten wir — ein Katechist und ein Diener begleiteten mich — ein Quartier, denn die Bevölkerung fürchtete sich vor dem Fremden. Endlich kam ein Mann und sagte: „Fremder, ich will dir ein Unterkommen in meinem Hause geben." Wir begaben uns an den uns zugewiesenen Ort, einen Boden über einem Laden, und richteten uns so gemütlich ein als es sich machen ließ. Nach einer Weile erklärte mein Katechist: „Herr, wir können hier nicht bleiben, wir sind in einer Opiumkneipe; Sie würden morgen nicht predigen können, denn das Volk haßt das Opium." Wir packten also unsre Sachen wieder zusammen und kehrten auf die Straße zurück. Da sagte ein Chinese: „Wie? der Fremde ist wieder auf der Straße?" und ein andrer antwortete: „ich hörte ihn sagen, daß er um alles in der Welt nicht bei einem Opiumverkäufer

logieren wollte." Bald schrieen 20 Stimmen: „ich will ihn in mein Haus aufnehmen." Einem der uns jetzt Einladenden folgten wir und unser Wirt erklärte: „Sie können bei mir so lange bleiben als es Ihnen beliebt." Sofort verkündigten wir dort das Evangelium, wohl eine Stunde lang, dann schlief ich vor Ermüdung auf einem Stuhle ein. Da faßte mich ein Mann am Kragen und rief mir zu: „Fremder Mann, wache auf und erzähle uns mehr, wir hören nicht alle Nächte einen Fremden?" Ich antwortete: „ich kann nicht, ich bin zu ermüdet, ich muß jetzt zu Bett gehen." „Gut," erwiederte jener Mann, „so laßt ihn jetzt zu Bett gehen." Als ich mich zurückgezogen, fragten die Leute meinen Diener: „was ißt der Fremde?" „Rindfleisch zum Frühstück, Rindfleisch zu Mittag, Rindfleisch zu Abend" lautete die Antwort; „auch frische Eier und so fort." Richtig, am andern Morgen bekam ich zum Frühstück frische Eier und Milch. Die Chinesen trinken nie selbst Milch, aber mein Gastwirt war zu einem Bauern gegangen und hatte sich welche geben lassen. Ja man hatte eine Kuh geschlachtet, um mir Rindfleisch vorzusetzen. Ich blieb dort 8 Tage lehrend und predigend und wurde während dieser Zeit fürstlich bewirtet. Ich war der erste Missionar, der diesen Ort besuchte und — das Resultat dieses Besuchs? Nun, jetzt giebt es in und um diesen Ort 3—4000 Christen, die allerdings nicht alle zur Ch. M. S. gehören, denn amerikanische methodistische Brüder kamen nach mir, die großen Erfolg hatten. Und wir sind nicht etwa eifersüchtig auf sie. Im Gegenteil, wir freuen uns ihrer Predigt und ihres Segens. Die dortigen Christen haben aus eignen Mitteln ihre Kirchen und Kapellen gebaut, ihre Lehrer besoldet u. s. w." — „Vor 12 Jahren kam ich zum ersten male nach der großen Stadt Lo Nguong. Jetzt giebt es in dem dortigen Distrikt 14 Kirchen und Kapellen. Ähnlich ging es zu King Taik. Heute haben wir dort 6—700 Christen . . So wanderten wir von Ort zu Ort und ich hoffe, daß bald die ganze Provinz mit der Botschaft von der Liebe Gottes erfüllt sein wird . . . Kurz vor meiner Abreise nach England kam ein Mann zu mir, der einen Lehrer forderte für seinen Ort, der ihnen das Evangelium von Christo verkündige. Ich erklärte ihm, wir seien dazu jetzt nicht imstande. Nach 14 Tagen kam er in Begleitung dreier Männer wieder und wiederholte sein Gesuch. Ich überlegte die Sache mit meinen Kollegen, aber wir mußten die ablehnende Antwort wiederholen. Nach 3 Wochen kam er abermals von 5 seiner Landsleute begleitet, aber er erhielt den gleichen Bescheid. Drei Tage später brachten uns die Begleiter des Mannes die schreckliche Nachricht, daß er sich das Leben genommen, weil er keinen Lehrer erhalten . .'. In der Provinz Fuh kien giebt es viele, die Gott suchen, aber sie sagen: „wir können ihn nicht finden." Vor 7 Jahren besuchte ich Chek Tu, eine große Stadt im Norden der Provinz. Wir eröffneten dort eine Kapelle und das Volk kam in großer Menge um zu hören. Ein Blinder von 70 Jahren, aufmerksam gemacht durch das Geräusch auf der Straße, ließ sich nach der „Religionshalle" des Fremden führen. Der Missionar las den bekannten Text: „also hat Gott die Welt geliebt." Da sprang der alte Mann auf, schlug die Hände zusammen und rief aus: „Ich danke Ihnen, mein Herr, das ist es, wonach ich mich lange gesehnt und worum ich Jahre lang gebetet habe." Die Leute erklärten: „werft ihn hinaus, er ist verrückt." Aber der Blinde entgegnete ruhig: „Ich bin nicht verrückt, ich weiß, was ich will und was ich so viele Jahre erbetet habe." 6 Monate später kam ich an denselben Ort, da begehrte er mit noch 7 andern Männern die Taufe. Jeder von den Täuflingen wurde

aufgefordert, vor der Versammlung zu erzählen, was Gott an seiner Seele gethan. Hier ist die Geschichte des alten Blinden. „Als ich 25 Jahre alt war, kam ich wie viele andre, zu dem Schluß, daß der Götzendienst nichts sei. Als ich voll Verzweiflung eines Morgens auf mein Feld ging und den glühenden Sonnenball im Osten aufgehen sah, warf ich mich nieder, betete die Sonne an und sprach: O Sonne, nimm die Last von meinem Herzen. Und als sie unterging betete ich: O Sonne, bevor du untergehst, laß mir einen Segen zurück und nimm die Last von meinem Herzen. Solches that ich zwei Jahre lang, aber die Last blieb. Als ich einmal wieder im Felde mich erging, sagte ich zu mir selbst: vielleicht kann der Mond mir helfen und ich betete ein Jahr lang zu dem Monde. Dann that ich dasselbe mit den glitzernden Sternen, aber auch sie brachten mir keinen Trost. Da warf ich mich eines Tages auf den Boden und rief aus: wenn es einen Herrscher giebt über den Sternen, so offenbare dich mir. Aber ich erhielt keine Antwort von einem Herrscher und ich ging meinen trostlosen Weg weiter bis ich blind wurde und alt und trug meine Last. Da hörte ich eines Tages eine Bewegung in der Straße und fragte was sie bedeute. Ich kam und hörte den fremden Mann predigen. Ich hörte, wie er den großen Gott beschrieb und wie er redete von seiner Liebe. Da rief ich vor Freuden aus: das ists, wonach ich lange verlangt. Jetzt bin ich hier, um in die Kirche Christi aufgenommen zu werden und spreche mit Simeon: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn ich habe meinen Heiland gefunden und er hat die Last von meinem Herzen genommen" (Int. 80 S. 335 ff.).

Ein Arbeiter der Londoner M. G., Muirhead, berichtet aus Shanghai eine ähnliche Geschichte über die Bekehrung eines Buddhistenpriesters. Thang war 18 lang ein eifriger Buddhist. Er nahm dieses System an im Alter von 28 Jahren, weil er Vergebung seiner Sünde suchte. — Wegen seines Eifers machte er sich bald einen Namen und hunderte folgten dem Beispiele, das er gab. Da lernte er einen Konfucianer kennen, der später Christ geworden und der ihm die Nutzlosigkeit aller buddhistischen Ceremonien nachwies. Thang bekannte, durch alle seine frommen Übungen keinen Frieden gefunden zu haben und las jetzt fleißig die chinesischen Klassiker. Mittlerweile war sein Ratgeber Christ geworden und pries ihm jetzt das Evangelium als den Weg zur Seligkeit. Erst verhielt sich Thang ablehnend, aber je länger je mehr wurde er von der Wahrheit überzeugt, bekannte seinen Glauben und empfing die Taufe. Jetzt wurde er ein Evangelist unter seinen früheren buddhistischen Anhängern. Das Zeugnis von dem Frieden, den er gefunden, machte auf sie einen tiefen Eindruck. Drei sind bereits getauft und bemühen sich, auch die übrigen zur Annahme des Christentums zu bewegen (Chron. 80 S. 80 f.). Eine andere Bekehrungsgeschichte eines buddhistischen Priesters im Miss. Her. 80 S. 271 ff. Auch sonst enthalten die neusten Berichte manch erfreuliches Zeugnis über das Wachstum, die zunehmende Selbstunterhaltung und den Missionseifer der chinesischen Christengemeinden.

Daneben fehlt es aber nicht an Schwierigkeiten, Bedrängnissen und Verfolgungen allerlei Art. So hat jetzt die — bereits Seite 94 f. besprochene, leider durch ein Kompromiß um des Friedens willen in zweideutiger Weise erledigte — Wuschischan-Affaire ein der Mission sehr nachteiliges Nachspiel gefunden. Der Gouverneur der Provinz hat nämlich an die Mandarinen in derselben den Befehl erlassen, die sämtlichen christlichen

Gottesdienstlokale einer Inspektion zu unterwerfen und ihre Besitztitel resp. Mietsko
zu untersuchen, offenbar in der Absicht, irgendwelche Formfehler herauszuklauben
wo möglich die Christen aus ihrem Besitz zu vertreiben. Ferner hat derselbe ho
amte einen Mann einkerkern lassen, der den Kauf eines Hauses seitens der Miss
in Fuchau vermittelt hatte, desgleichen sind ein Zimmermann und Maurer ve
worden, die einen Anbau an einem andern 1878 schon gekauften Hause übernom
hatten und den christlichen Besitzer würde das gleiche Geschick getroffen haben, hä
sich ihm nicht durch die Flucht entzogen. Gründe für dieses vertragswidrige Verf
des Vizekönigs anzuführen, hat man gar nicht für nötig gehalten; es genügte, da
Besitzer des Hauses ein Christ war. Die Missionshäuser sind nämlich alle gekauft
Namen von Chinesen (Int. 80 S. 372 f.).

Inmitten dieser Verfolgungen haben die Christen ihren Glauben nicht verleu
Nur einige Exempel christlichen Leidensmuts. In Keng Kian hatten die Christen
eine Kapelle gebaut und ein Wohnhaus für den Katechisten, etwa im Werte von 4
Mk., wesentlich aus eignen Mitteln. Da wurde zuerst einem Christen sein Feld
nommen, darauf die 7 andern christlichen Familien eines großen Teils ihrer Feldfrü
beraubt und als man die Diebe gefaßt hatte, wehrte das Volk, sie vor den Manda
zu bringen. Bald darauf las man eine Proklamation an den Mauern, durch welc
verboten wurde, den Christen Wasser oder Reis zu verabreichen und irgendwelchen Ve
kehr mit ihnen zu haben. An diesem Tage wurde der Katechist, Jing Ing Soi, vo
einem Volkshaufen überfallen, furchtbar gemißhandelt, fortgeschleift, in einer Opiumhöh
eingekerkert und seiner Kleider beraubt. Bei alledem zeigte er keine Furcht; als er d
Messer in den Händen seiner Verfolger sah und sicher glaubte, sie würden ihn töte
sagte er zu ihnen: „ihr könnt meine Seele nicht töten; ist es Gottes Wille, so bin i
bereit zu sterben, ja ich freue mich heimzugehen" Die Polizei befreite ihn allerdings tag
darauf und jetzt befindet er sich im Hospital zu Fuchau, um von seinen Wunden wiede
geheilt zu werden. Die übrigen Christen haben fliehen müssen und sind noch nicht zu
rück gekehrt. Ihre ganze Ernte ist öffentlich versteigert worden, mehrere ihrer Kühe
hat man geschlachtet um Götzenfeste zu feiern. Unterdeß irren die armen Beraubten
im Lande umher, wo sie von der Wohlthätigkeit ihrer Glaubensgenossen leben müssen.

An einem andern Orte, Lauyong, wurden zwei Christen von dem Mandarin ins
Gefängnis geworfen, ohne daß irgend eine Anklage gegen sie vorlag. Im Gefängnis
gewannen sie den Wärter und einen ihrer Mitgefangenen durch das Wort ihres Zeug-
nisses und ihre Märtyrerfreudigkeit. Allsonntäglich hielten sie Gottesdienst, und als sie
nach Monaten wieder freigegeben werden mußten, zeigte sichs, daß ihre Leiden nur zur
Förderung des Evangelii gereicht hatten (Ebend. S. 375 ff.).

Auch die Baptisten schreiben, daß ihre Christen heftige Verfolgungen durchzumachen
gehabt, aber „diese Verfolgungen haben sie nur fester und reifer gemacht und selbst die
Verfolger haben nicht umhin gekonnt, die Ruhe und den Mut der Christen zu bewun-
dern" (Bapt. Her. 80 S. 152).

In Japan wurde am 19. April zu Tokio in einer der protestantischen Kirchen eine
Feier über die Vollendung der Übersetzung des neuen Testaments ins Japanische abge-
halten (Neue Ev. K. Z. N. 29). Indem wir in bezug auf die Fortschritte der Mission
daselbst auf den Grundemannschen Artikel verweisen, der eine umfassende Übersicht giebt,

begnügen wir uns mit dem Berichte über eine interessante Unterredung, die ein Missionar der P. G. S., Shaw, kürzlich mit einem buddhistischen Priester in Tokio hatte (F. 80 S. 159 f.). Der Priester gehörte zu der Schinsekte, d. h. zu den sog. „wahren" Buddhisten. Er besuchte den Missionar in seinem eigenen Hause und zeigte sich als einen wohlunterrichteten Mann. Er war in einer Schule erzogen worden, in der die „moderne Weltanschauung" die dominierende war, verstand englisch und kannte die üblichen Einwürfe gegen das Christentum sehr genau. „Ich fragte ihn, wie es komme, daß er, ein Anhänger der Entwicklungslehre, ein buddhistischer Priester sei?" Darauf antwortete er: 1) ist in meiner Sekte die Priesterschaft erblich; 2) sehe ich im Buddhismus, dem Christentum, Mohammedanismus und Konfucianismus Stützen der Moralität und 3) befindet sich die Entwicklungslehre durchaus in Übereinstimmung mit der buddhistischen Doktrin." Bezüglich dieses letzteren Punktes bezog er sich vornehmlich auf die Seelenwanderung. Dann erklärte er seinen Unglauben an die Existenz oder an die Notwendigkeit der Existenz eines persönlichen Gottes, indem er zu beweisen suchte, daß die Entwicklungslehre vollkommen ausreiche, das Rätsel des Seins zu erklären.

„Ich erwiderte hierauf, daß ja ohne Zweifel an der Entwicklungslehre etwas wahres sei, aber daß man dieser Theorie mehr zuschreibe, als sie zu tragen vermöge. Z. B.: Glauben Sie, daß der Geist nur eine Funktion der Materie ist? Hierauf schwieg er. Oder warum giebt es jetzt keine Beweise spontaner Erzeugung oder allmählicher Entwicklungen aus einer Art in eine andre?" — „Diese Entwicklungen, antwortete er, erfordern Äonen. Wann glauben Sie ist die Welt erschaffen?" Das war natürlich eine Falle. Ich entgegnete: „ich weiß es nicht. Jedenfalls zeigen die neusten wissenschaftlichen Untersuchungen, daß sie nicht so alt ist, als die Anhänger der Entwicklungslehre uns glauben machen wollen."

„Glauben Sie, fuhr er dann fort, daß der Menschengeist dem Geiste Gottes ähnlich ist?" — „In unsrer Bibel heißt es: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde." — „Ich glaube auch, daß der Menschengeist dem Geiste Gottes nicht nur gleicht, sondern ein Teil der Welt ist, der eine Zeit lang als Seele erscheint und dann in sein Original zurückkehrt." — „Rottet aber der Pantheismus die Moralität nicht mit der Wurzel aus?" Er parierte diese Frage, indem er das alte Problem über die Existenz des Übels ins Gefecht führte. „Wenn Gott aufhören würde das Übel zuzulassen, würde er nicht sofort den freien Willen und die Verantwortlichkeit des Menschen aufheben und ihn so auf den Standpunkt einer unvernünftigen Kreatur erniedrigen?" „Sie geben die Existenz des Übels zu, denn sie sehen im Buddhismus eine Stütze der Moralität; welche ist nun die tröstlichere Lehre, die Ihrige oder die meinige? Nach der Ihrigen muß jeder Mensch für sich allein seine eigne Erlösung auswirken; nach der meinigen wirkt mit der wahrhaft gläubigen Seele zusammen ein persönlicher Gott der Liebe die Gerechtigkeit." Hierauf gab er keine Antwort, fragte aber: „wenn es wahr ist, daß Gott Jesus Christus hat in die Welt gesendet, um sie selig zu machen, hat er denn nicht zu lange gewartet? war es nicht ein großer Schade, daß er die Welt erst hat lassen so schlecht werden?" Da er das in einem höhnischen Tone sagte, so erklärte ich ihm, daß er nicht aufrichtig die Wahrheit suche. Darauf versicherte er, er habe nicht spotten wollen, er sei kein Feind des Christentums, obgleich er es für unmöglich halte, jemals an dasselbe zu glauben; dennoch wolle er gelegentlich mit mir die Schrift lesen. „Allein, fügte er



hinzu, der eigentliche Grund meines heutigen Kommens war, womöglich einiges über die Verfassung und Praxis der Kirche von England zu lernen. Meine Sekte befindet sich in großer Gefahr. Ihr Regiment ist immer das einer absoluten Monarchie gewesen. Jetzt ist aber die Majorität der Priester darauf aus, eine Repräsentativ-Verfassung einzuführen, eine Änderung, die nach meiner Meinung verhängnisvoll werden muß." —

„Dieser Besuch", setzt der Berichterstatter hinzu, „war mir nach mehr als einer Seite hin lehrreich. 1) zeigte er mir, daß im Buddhismus neues Leben und neue Thätigkeit erwacht; 2) daß die Lehrer desselben bereit sind, sich den neuen Verhältnissen zu akkomodieren und alles zu ihrer Hilfe herbeizuziehen, was sie halten kann, selbst die Entwickelungslehre oder die christliche Kirchenpraxis, je nachdem es paßt; 3) daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß das Christentum an der Shinsekte, wenn sie sich philosophisch neu kleidet, einen heftigen Feind findet." Und fügen wir hinzu 4) daß die christliche Mission Männer voll heiligen Geistes, gründlicher Bildung und Charakterfestigkeit braucht, um diesem Feinde gewachsen zu sein und ihn zu überwinden.

Südsee. Die Australische Wesleyanische M. G., welche jetzt die Wesl. Missionen in der Südsee ganz selbständig leitet, hat im Jahre 1879 eine Einnahme von 304 400 Mk. gehabt, zu welcher die heidenchristlichen Gemeinden der Freundschaftsinseln[1]): 27 120,

---

[1]) Unsre Leser erinnern sich jedenfalls noch jenes anonymen Schmähartikels der „Gartenlaube", dessen Spitze gegen den Missionar der Tonga- oder Freundschaftsinseln, Baker, gerichtet war. Wir würden nach den Bemerkungen 1879 S. 388 ff nicht noch einmal auf denselben zurückkommen, wäre uns nicht mittlerweile eine so glänzende Rechtfertigung seitens des angegriffenen Missionars zugegangen, daß wir eine Unterlassungssünde zu begehen glaubten, wollten wir dieselbe unsern Lesern ganz und gar vorenthalten. Die sowohl von Dr. Grundemann als meinerseits dem Miss. Baker übersandten Briefe haben den oft auf Reisen abwesend gewesenen Adressaten ziemlich spät erreicht, dies der Hauptgrund der verzögerten Antwort. Da die Dr. Grundemann wie mir zugegangenen Aktenstücke identisch und auch die Briefe wesentlich gleichen Inhalts sind, so begnüge ich mich, auf die von dem ersteren in zwei Leitartikeln der Kreuzzeitung (Nr. 191 ff: „Aus der Südsee") bereits veröffentlichte Darstellung der Sachlage zu verweisen. Diesen auf Grund amtlicher Protokolle gemachten Mitteilungen widerlegen nicht nur die tendenziösen Angriffe der „Gartenlaube" aufs schlagendste, sondern lassen auch die Verleumdungen dieses missionsfeindlichen Blattes um so unnobler erscheinen, als sie zeigen, daß Missionar Baker ein entschiedener Gönner der deutschen Interessen in der Südsee gewesen und daß er wesentlich gerade darum von seiner eignen Gesellschaft gemaßregelt worden ist. Nur ein einziges Aktenstück zu reproduzieren sei gestattet, aus dem hervorgeht, wie es mit der vermeintlichen Erpressung, deren der Missionar beschuldigt worden war, in Wahrheit bestellt gewesen.

„Agaha, den 9. August 1879. Diese Schrift enthält meinen Eidschwur, welchen ich Peter Fotofili folgendermaßen mache: 1) Rev. S. W. Baker hat mir noch niemals befohlen, wieviel Geld ich versprechen sollte — — — zu irgend einer Zeit oder in irgend einem Jahr oder bei irgend einer Missions-Versammlung. 2) Rev. S. W. Baker hat mir niemals zugeredet oder mich zu überreden versucht, wieviel ich versprechen sollte. Was ich irgend versprochen habe, habe ich auf meinen eigenen Antrieb und den Wunsch

von Samoa: 10 280, von Fidschi: 60 000, von Ratumah: 11 160 Mk. beisteuerten. Die Hauptsummen kamen aus Australien und Neuseeland. Die Gesellschaft hat jetzt 19 Centralstationen, 1027 Kirchen und 334 Predigtplätze, 19 europäische Missionare, 72 eingeborene Geistliche, 47 Katechisten, 6400 Lehrer, 2752 Lokalprediger (Laien), 32 723 volle Kirchenglieder, 6018 Prüflinge und 125 000 sog. Zuhörer. Die Gesamtzahl der Schulkinder beträgt 43 890, die der Sonntagsschüler 46 705. — In Neubritanien, wo vor einiger Zeit noch etliche Lehrer getötet und aufgefressen und die Mörder durch Miss. Brown blutig bestraft worden waren, sollen jetzt die Aussichten ziemlich günstig stehen; 7 junge Männer sind getauft worden und andre befinden sich im Taufunterricht.

In Neu-Guinea, über dessen Bewohner und Christianisierung Miss. Makfarlane höchst interessante Mitteilungen auf dem Jahresfeste der Londoner M. G. machte (Chron. 80 S. 134 ff.), dringt die Mission immer mehr nach dem Innern vor. Miss. Chalmers hat wieder eine 10wöchentliche Visitations- und Rekognoszierungsreise unternommen, deren Resultat die Entdeckung zahlreicher bevölkerter und gesunder Ortschaften war, in denen man demnächst eingeborne Lehrer zu stationieren gedenkt. Chalmers fand die Bevölkerung, obgleich die Männer anfangs mit Waffen erschienen und die Weiber und Kinder aus Furcht davon liefen, überall freundlich und entgegenkommend, zur Aufnahme von Lehrern bereit (Ebend. S. 77 ff.).

Aus Neuseeland erhalten wir wieder erfreulichere Mitteilungen. Die Ch. M. S. hat in 4 Distrikten jetzt 27 ordinierte Maoriepastoren und 15 englische Geistliche, unter denen 2 Bischöfe sich befinden. Aus diesen 4 Distrikten kommen allerdings ziemlich verschiedene Berichte; im Norden der Insel ist alles ruhig und sind die Gemeinden wohl geordnet. In dem sog. „Königslande" ist der Hauhanismus noch immer nicht völlig überwunden, aber auf dem Rückzuge. An der Ostküste befinden sich wieder wohlorganisierte Gemeinden unter guter einheimischer Pflege, desgleichen im Distrikt von Wellington, nur daß hier die Maorichristen und Maorigeistlichen nicht so zahlreich sind. — Im Norden sind von den Eingebornen 8 neue Kirchen gebaut, andere Kirchen restauriert resp. vergrößert worden; Hausandacht ist bei den dortigen Christen ausnahmlos zu finden; eigentliche Heiden giebt es dort nicht mehr. Bei den meisten Christen besteht

---

meiner Leute versprochen. 3) Die 600 Dollars, welche ich versprach, versprach ich für mich selbst und meinen Stadtteil (Alele), und wir gaben sie, weil wir eine Kirche zu haben wünschten, die wir auch sofort bekommen haben, und sie ist fast die beste in ganz Tonga. 4) Zu sagen, daß Herr Baker stand und sagte 600 Dollar, ohne daß ich es gesagt hätte, ist eine absichtliche Lüge. Er wußte nicht, wie viel es sein würde. Ich war es selbst, mit meinem Munde, u. s. w. 5) Es ist eine ganz absichtliche Lüge, zu sagen, daß Leute von hier fortgelaufen seien wegen der Missionsversammlung, oder weil Herr Baker das Land bedrückt habe. Herr Baker hat vielmehr die Leute von ihrem übertriebenen Eifer für die Mission zurückgehalten. Es war der eigene Wille des Volkes, zu thun, was es that. Gezeichnet J. Vita Fotofili. Als Zeugen: Tevita Malaefoon, Lisiate Fifita, Ebeli Kaufuji."

Im übrigen verweise ich auf das ausführliche Grundemannsche Schriftstück, das hoffentlich die „Gartenlaube" in Zukunft nötigt bei ihren Angriffen auf die Mission sich wenigstens der Wahrheit zu befleißigen.

allerdings das Christentum in der Befolgung äußerer Formen, doch fehlt es auch nicht an solchen, in denen ein wirkliches inneres geistliches Leben vorhanden. Die Trunksucht hat abgenommen, dagegen die Liebhaberei an Pferderennen zugenommen. „Sie sehen darin ein Zeichen des Fortschritts in der Civilisation.“ Der Friede ist mit Ausnahme eines Streits zwischen 2 kleinen Stämmen, der aber bald wieder beigelegt wurde, erhalten geblieben, die eingebornen Geistlichen erfüllen ihre Pflicht treulich und setzen sich immer mehr in Achtung bei den Maoris wie bei den Kolonisten. Dagegen läßt sich über die Regierungsschulen, in denen das Englische die Unterrichtssprache, nicht viel Günstiges melden. „Indem ich urteile nach solchen, die 4 bis 5 Jahre die Schule besucht, sehe ich nicht, daß sie moralisch oder sozial in Vorteil sind gegen die, welche nur ihre Muttersprache verstehen. In der Regel leben sie so weiter, wie sie es vor dem Besuch der Schule gewohnt waren und oft genug verursachen diejenigen, welche einige Kenntnis des Englischen besitzen, die größten Verdrießlichkeiten in den Gemeinden.“

Unter den Hauhaus wirkt jetzt ein tüchtiger eingeborner Pastor, Heta, um den sich sonntäglich eine Zuhörerschar von c. 60 sammelt. Ein einflußreicher Führer derselben, Hoera, früher ein eifriger christlicher Lehrer — Joel —, ist von seiner Verirrung zurückgekehrt. In einem Briefe Hetas heißt es: „Ich bin gewiß, daß der Geist Gottes hier sein Werk beginnt, denn 1) senden die Hauhaus ihre Kinder zu mir in die Schule; 2) freuen sie sich über mein Kommen zu ihnen; 3) versammeln sie sich wieder zu Gebet und zur Anhörung des göttlichen Worts; 4) des Königs Onkel, Manubiri, ist freundlich und redet mir das Wort.“ — Ein neuer Maorikrieg, dessen Ausbruch man befürchtete, ist bis jetzt glücklicherweise vermieden worden (Int. 80 S. 335 ff.).

Über die Samoainseln verweisen wir auf den von dem ehemaligen Marinepfarrer Wesenberg geschriebenen Artikel im „Globus“ Bd. 37 S. 105, 125, 167, 186.

Nach der Zählung vom 31. Dez. 1878 betrug die Bevölkerung der Fidschi-Inseln in Summa 112272 Personen, darunter 107098 Eingeborne, der Rest aus Europäern (1902) Polynesiern (3200) und Asiaten (72) bestehend. Sind die Angaben richtig, so ist die Zahl der Geburten um etwas größer als die der Todesfälle (Ebd. S. 223.).

Aus Tahiti hat endlich der englische Missionar Green, den die Londoner M. G. dort seit 1870 wieder stationiert hat und der neben den Pariser Missionaren die Oberaufsicht über die Tahitischen protestantischen heidenchristlichen Gemeinden führt, nach langen Verhandlungen die gesetzliche Erlaubnis erhalten: ohne besondere Autorisation seitens der Regierung die unter seiner Superintendenz stehenden Gemeinden zu besuchen und unter ihnen zu predigen — eine Freiheit, welche den englischen Missionaren seit der französischen Besitzergreifung versagt gewesen (Chron. 80 S. 159 ff.)

Sehr erfreuliche Nachrichten bringt der letzte Jahresbericht des Miss. Sturges über seine siebente Visitationsreise mit dem Morning Star durch denjenigen Teil Mikronesiens (die Karolinen-, Marschall- und Gilbertinseln), in welchem die Hawaische M. G. vornehmlich durch Eingeborne von Ponape (Karolinen) missioniert. Folgen wir dem Visitator, der jetzt leider nach 28jährigem Missionsdienst nach Amerika zurückkehren zu wollen scheint, nur auf seiner Reise durch die Mortlockgruppe. Die hier stationierten Missionare sind sämtlich Eingeborne von Ponape und beziehen von den dortigen Gemeinden auch ihren Unterhalt. „Auf Lukunor fanden wir das Werk in gutem Fortschritt, die Schule in vortrefflichem Zustand, 16 waren in die Kirche aufgenommen . . . Auf

Ta, der Hauptstation, fanden wir den Lehrer und seine Frau in einem neuen schönen Hause, das ihnen die dortigen Einwohner gebaut, um sie zur Rückkehr zu sich zu reizen. Denn jene hatten auch am andern Ende der Insel eine Kirche und Schule errichtet und waren nach den benachbarten Eilanden gegangen, um dort zu missionieren. An 5 Orten waren durch sie 69 Personen getauft worden. Wir kamen darauf nach Mimoluk, landeten hier Julius und Lora am 1. Dez. und fanden die Bevölkerung sehr erfreut sie zu sehen. Am 8. Dez. ankerten wir vor Losap, fanden Salomo und Susanna wohl und ihr Werk im Fortschreiten. Es ist kaum glaublich, was für Veränderungen in der kurzen Zeit eines Jahres hier stattgefunden haben. Eine Gemeinde von 50 Gliedern war organisiert, hübsche Beiträge waren gesteuert, kurz alles schien hoffnungsvoll . . . Ähnlich stand es in Nomr: eine breite Straße, ein niedliches Pfarrhaus, ein solides Versammlungshaus, eine blühende Schule, reichliche Beiträge und eine organisierte Gemeinde von 57 Personen." Besonders erfreulich war die Aufnahme auf Ruk (gleichfalls in der Karolinengruppe), einer bis dahin dem Evangelio verschlossenen Insel, deren Häuptling jetzt zur Stationierung von Missionaren aufgefordert hatte. Erst hielt sich die Bevölkerung etwas zurück, später aber gewannen die Leute Zutrauen und erklärten einmütig, Lehrer aufnehmen und für sie sorgen zu wollen. „Ich nahm dann — erzählt Sturges — Moses bei der einen, Deborah bei der andern Hand, stellte sie dem König, der Königin und dem Volke vor, erzählte ihnen, daß sie meine „Kinder" seien, daß ich sie gekannt und geliebt habe seit ihrer Kindheit und sie ihnen nun als Lehrer überlassen wolle; dann fragte ich sie, wer will ihnen nun Vater und Mutter sein und für sie sorgen? Und alles Volk antwortete: „ich, ich; wir alle wollen sie lieben und ihnen gehorchen." — Eine große Freude hatte der Visitator noch bei seiner Rückkehr auf Pingelap, wo er 3 Ordinationen vollzog und einen Gottesdienst abhielt, dem gegen 1000 Eingeborne beiwohnten (Miss. Her. 80 S. 175 ff.).

Literatur-Bericht.

1) **Schneider:** „Ein Missionsbild aus dem westlichen Himalaya" (Gnadau, Unitäts-Buchhandlung. 1880). Wir begrüßen es mit Freuden, daß die vorjährige Generalsynode der Brüder-Unität ihre Missions-Direktion aufgefordert hat, „durch gelegentliche Veröffentlichung kleinerer Schriften in anregender Sprache die Bekanntschaft mit ihrem Missionswerk und die Teilnahme an demselben zu fördern." Bisher hat es dieser ehrwürdigen Missionskirche an Monographieen dieser Art wesentlich gefehlt, worin wohl ein Hauptgrund liegt, daß trotz aller Lobsprüche, welche man ihrem Missionseifer zu spenden gewohnt ist, in weiteren Kreisen eine auch nur einigermaßen befriedigende Detailkenntnis ihrer umfassenden Arbeit vergeblich gesucht wird. Wohl existieren einige kleinere monographische Arbeiten über die Missionen in Labrador, auf Tabago und St. Kitts, sowie eine Geschichte der südafrikanischen Station Silo. Aber man kann gerade nicht sagen, daß in diesen Schriften der Ton getroffen sei, der sie zur weiteren

Verbreitung qualifiziert. In dieser Beziehung bezeichnet nun die vorliegende Schrift einen hoffnungsvollen Fortschritt. Ihre frische, natürliche, anschauliche Schreibweise fesselt den Leser, die übersichtliche Gruppierung und Teilung des Stoffes giebt gewünschte Ruhepunkte und erleichtert das Behalten, und der reelle Inhalt verleiht dem Büchlein nicht geringen sachlichen Wert. Kurz, wir haben diese Arbeit mit Genuß gelesen und wünschen von Herzen, daß die Missions-Direktion fortfahren möge, mit ähnlichen Publikationen die Freunde ihres Missionswerkes zu versorgen. Ohne Zweifel ist das ein Mittel, auch außerhalb der Brüdergemeinde das Interesse an ihrem großartigen Missionswerke zu steigern und zu vertiefen. — Der interessante Stoff ist folgendermaßen disponiert: I. Ein Gebirgsland. 1) Im Thal und auf der Höhe. 2) Verkehrswege. II. Ein Bergvolk. 3) Daheim. 4) Im öffentlichen Leben. III. Buddhismus (Warum der Verf. konsequent Buddismus schreibt ist uns unersichtlich). 5) Priester. 6) Laien. IV. Die Mission. 7) Die ersten Sendboten. 8) Die Art der Arbeit. 9) Die Frucht der Arbeit. 10) Nathanael.

2) Von **Härtings**: „Bunten Bildern zu den Blättern für Mission", die wir erst neulich (S. 281 ff.) unsern Lesern so warm empfohlen haben, ist wieder ein neues (Nr. 30): Combaconum-Schiali erschienen. Die auf dem Bilde zur Darstellung gekommenen beiden südindischen Städte Combaconum und Schiali sind Stationen der Leipziger lutherischen Mission, die erstere, eine Hauptburg des Heidentums, mit einer Gesamtgemeinde von fast, die zweite von über tausend Seelen. Das Bild, dessen Ausführung wieder als sehr gelungen bezeichnet werden muß, sowie der es begleitende Text haben einem durch 17jährigen Aufenthalt in Indien kompetenten Missionar vor dem Druck zur Recension vorgelegen und von ihm das Zeugniß erhalten, daß die Darstellung eine durchaus treue sei. Die Personen, welche bei der „Taufhandlung in der Kapelle zu Schiali", die den Mittelpunkt des Bildes bildet, figurieren, sind sogar photographisch treu wiedergegeben. So liefert jedes neue dieser künstlerischen Produkte Härtings für das gewissenhafteste Studium, auf dem sie beruhen, neue Beweise und benutzen wir gerne diese Gelegenheit, unsre Leser nochmals auf das aller Förderung werte Unternehmen hinzuweisen.

3) **Wurm**: „Der Buddhismus oder der vorchristliche Versuch einer erlösenden Universalreligion" (Bertelsmann 1880) — ein Separatabdruck des gleichnamigen Artikels dieser Zeitschrift, den wir unsern Lesern nur anzuzeigen brauchen, um bei ihnen die Bitte zu rechtfertigen, daß sie für die Verbreitung des gründlichen Schriftchens nach Kräften thätig sein möchten.

4) Im Verlage der Missionsbuchhandlung zu Basel ist wieder ein **Missionskalender** pro 1881 erschienen, nachdem der erste Versuch dieser Art pro 1880 in einer alle Erwartung übertreffenden Weise reussiert hat. Der neue — durchschossene — Kalender enthält wieder ein reizendes Bild in Farbendruck: Rafaels Madonna della Sedia, das die 20 Pfennige, welche der ganze Kalender kostet, allein reichlich wert ist. Eine Anzahl kleinerer Aufsätze, z. B. „Sprechende Zahlen;" „Ist die Mission zeitgemäß?" „Ein schönes Denkmal"; „Offene Thüren — offene Hände" 2c. machen den Kalender zu einem brauchbaren Missions-Traktat, dem wir von Herzen die weiteste Verbreitung wünschen.

5) Über die „religiösen Jahresfeste in Basel vom 28. Juni bis 2. Juli

1880" ist auch in diesem Jahre ein als Manuskript gedruckter „Bericht" erschienen und in der Missionsbuchhandlung zu haben. Er enthält eine Fülle interessanter Mitteilungen auch aus dem Missionsgebiet und ist des Lesens wert.

6) **Von Seydlitz:** „Geographie". In drei Ausgaben: A. Grundzüge der Geographie. Eine Vorstufe zu der kleinen und größeren Ausgabe S. 76. B. Kleine Schulgeographie S. 184. C. Größere Schulgeographie S. 392. Sämtliche Ausgaben durch viele Kartenskizzen und Bilder illustriert. 18. Bearbeitung. (Breslau. Ferd. Hirt. 1880). Der Zusammenhang zwischen Mission und Geographie, auf den wir schon neulich, als wir den Andreéschen „Allg. Handatlas"*) unsern Lesern empfohlen, hingewiesen, berechtigt uns, auch die Anzeige dieser geogr. Lehrbücher in unsern Literatur-Bericht aufzunehmen. Zwar die Ausgabe A. und B., welche für den geographischen Elementarunterricht berechnet ist, hat für unsere Zwecke weniger Bedeutung; doch wollen wir — was übrigens zum Teil auch für die Ausgabe C gilt — den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Verfasser gefallen möchte, bei einer neuen Bearbeitung die Menschen, die in den betreffenden Ländern leben, sonderlich die in den außereuropäischen, etwas mehr zu berücksichtigen, da erfahrungsmäßig gerade durch ihre Herbeiziehung der der Gefahr der Trockenheit sonst sehr ausgesetzte geographische Unterricht wesentlich belebt wird. Wird ein wenig Ethnologie mit der Geographie auch im Unterricht verbunden, so ist damit leicht auch die Brücke zur Mission geschlagen. — Für den eignen Gebrauch empfehlen wir unsern Lesern die Ausgabe C (3,75 Mk.), die in der ersten Abteilung (S. 1—62) die Allgemeine Geographie (in welcher der Abschnitt d: „die Erde als Wohnsitz des Menschen betrachtet" etwas ausführlicher gehalten sein könnte) und in der zweiten (S. 1—340) die 5 Weltteile behandelt. Eine dritte Abteilung giebt dann ein ausführliches Register, einige Stadtpläne und einen Illustrations-Anhang, während im Texte beider Abteilungen sich zahlreiche Karten und eine Zusammenstellung von Rassenköpfen befindet. Über den Wert dieser Karten läßt sich allerdings streiten;

---

*) Soeben geht uns die 3. und 4. Lieferung dieses Atlas zu, auf welche wir das frühere günstige Urteil gleichfalls ausdehnen dürfen. Die astronomischen Karten, das Sonnensystem, der Mond mit höchst interessanten Nebenkarten, die Planigloben in physikalischem Kolorit (Hoch- und Tiefland darstellend), sind wahre Musterblätter. Von allgemeinen Karten finden wir Europa mit einer besonderen Nationalitätenkarte und zahlreichen Kartons vertreten; ganz neu erscheint eine Tiefenkarte des Atlantischen Ozeans mit den Kabeln nach den Arbeiten der englischen, amerikanischen und deutschen Tiefsee-expeditionen. Sehr interessant sind die Regen- und mittleren Jahrestemperaturkarten von Deutschland. Mit Freuden begrüßen wir die durch Genauigkeit sich auszeichnenden Provinzial- und Länderkarten Deutschlands, von denen diesmal Bayern, Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen, Rheinprovinz, Hessen-Nassau, Hessen, Westfalen, Provinz Sachsen, Anhalt und Mecklenburg vertreten sind. Von außerdeutschen Staaten Europas finden wir in den beiden Lieferungen: die Niederlande, Dänemark, Norwegen und Schweden, Großbrittanien und Irland, das europäische Rußland nebst einer sehr instruktiven Völkerkarte des letzteren. Der Stich ist fein, überall leserlich, der freundliche Druck harmonisch in den Farben und sehr sauber. Dazu kommt der vortreffliche, meist statistische Text.

sicherlich machen sie einen Atlas nicht entbehrlich, doch leisten sie immerhin zur schnellen und allgemeinen Orientierung einige Dienste. Die Illustrationen (37) sind nicht übel. Auf die Missionen wird je und je, besonders auf die Brüdermissionen, Rücksicht genommen, doch wäre zu wünschen, daß dies nicht bloß sporadisch, sondern systematisch überall geschehen sein möchte, wo das Christentum bereits festen Fuß gefaßt hat; damit der Leser wirklich ein umfassendes Bild von der heutigen Mission erhielte. Daß in Afrika „besonders von Algier und dem Kaplande aus das Licht des Christentums in unserm Jahrhundert sich von neuem verbreitet habe" (S. 39) entspricht den geschichtlichen Thatsachen nur sehr einseitig; daß „die streitbaren Batta fast unberührt sind von fremden Einwirkungen" läßt sich ebensowenig behaupten wie daß „die Dayaken von arabischen Einflüssen sich freigehalten" (S. 22). Wurde die „Ausrottung (?) des Christentums" in Japan am Ende des 16. Jahrh. erwähnt, so mußte auch der neueren Mission in diesem Lande gedacht werden. In Indien hätten wir die politische Einteilung in Präsidentschaften (Provinzen) wenigstens angegeben gewünscht. — Die Übersichtlichkeit des Stoffes, die gedrängten geschichtlichen Überblicke, die reichen statistischen Daten, die vielen literarischen Nachweise und die gleichmäßig durchgeführte Orthographie der fremden Namen wie die in Klammern beigegebene Aussprache derselben zeichnen das Buch vorteilhaft aus und empfehlen es vor andern auch zum Selbststudium.

6) **Jellinghaus**: „Das völlige, gegenwärtige Heil durch Christum." Bd. I. Rechtfertigung allein durch Christum (Berlin. Prochnow jun. 1880.) „Dies Buch — sagt der den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannte Verfasser — ist eine Frucht meiner Schriftstudien als Lehrer am Missionsseminar in Ranchi und der Anregungen und Belehrungen, welche ich durch meine nähere Bekanntschaft mit den in der englisch-amerikanischen Christenheit wirksamen Geisteskräften und Lichtgedanken, insbesondere durch meine Teilnahme an der sog. Heiligungsbewegung empfangen habe." Für den Missionsarbeiter wie für den Theologen gleich interessant ist folgende Erfahrung des Verfassers: „Als Lehrer am Missionsseminar hatte ich die jungen Leute allein durch das Mittel der Hindisprache in die evang. Glaubenslehre tiefer einzuführen. . . Bei diesem Übersetzen meiner in deutscher und lateinischer Sprache angeeigneten theol. Erkenntnis fühlte ich oft tief, wie sich manche deutsche und lateinische und griechische Worte und Redensarten gar nicht ins Hindi übersetzen ließen, während dies doch bei den Ausdrücken der Bibel immer der Fall war. Dies führte mich tiefer in den Sinn und die Bedeutung vieler biblischer Worte und Begriffe, denn es zwang mich, daß ich selber jedesmal erst auf biblischer Grundlage und in der einfachen biblischen Sprache über die betreffenden theol. Formeln und Lehren klar werden mußte, damit ich sie verständlich und nutzenbringend übersetzen und lehren konnte. Ich fand dabei immer, daß alles, was wirklich klare fruchtbringende Wahrheit in der Theologie ist, sich auch ins Hindi übersetzen ließ, so daß es von den jungen Kolhschristen wirklich verstanden und angeeignet wurde. Mit der Zeit wurde es mir offenbar, daß nur diejenigen Gedanken wirklich im tiefsten Sinne wahr und fruchtbringend sind, welche in der Hauptsache auch einem bekehrten, bibelfesten und wohlbegabten Christen aus den handarbeitenden Ständen oder aus den Heiden verständlich gemacht werden können" . . . „Daß in England und Amerika das Christentum so lebenskräftig ist und so von der Mitwirkung der Gemeindeglieder getragen wird, kommt mit daher, daß dort die theologischen Bücher meist alle so geschrieben sind,

daß ein in christlicher Erfahrung und Bibelkenntnis gegründeter Laie sie verstehen kann und daß die Laien an der theologischen Gedankenarbeit teilnehmen."

Gewiß eine für unsere Theologen sehr beherzigenswerte Wahrheit. Ihr gemäß ist denn auch die Sprache des Buches, das ja freilich durchaus aufmerksame und nachdenkende Leser erfordert, aber bei aller Gedankenarbeit, die es nötig macht, doch stets allgemein verständlich sich hält — ein Vorzug, der durch kleine Wiederholungen, die sich je und je finden, durch die praktische Haltung, die das ganze Buch trägt und den originell erbaulichen Ton, den es anschlägt, keineswegs in den Schatten gestellt wird.

Was nun den Inhalt betrifft, so könnte man diesen am kürzesten durch die zwei Worte sola fide bezeichnen. Das Buch entwickelt unter reichlicher Bezugnahme auf die einschlägige theologische Literatur älterer und neuerer Zeit, der deutschen und der englischen, die biblische Lehre von „der Rechtfertigung und Heiligung durch den Glauben" und es hätte sich empfohlen, dem ganzen Buche auch diesen Titel zu geben. „Es war schon lange meine Überzeugung, daß eine tiefere Gründung in der Lehre und Erfahrung von der Heiligungskraft, die da in Jesu ist, der evangelischen Christenheit not thue, wenn sie gegenüber der Hochflut des modernen Unglaubens, dem Heidentum der alten asiatischen Kulturvölker und dem Papismus fröhlichen Mutes feststehen und siegen soll." Um aber die Heiligungslehre der Schrift klar und unmißverständlich darzustellen, legte der Verf. zuvor Grund mit der Entwickelung der Rechtfertigungslehre, welcher Arbeit der erste Band seines Buches gewidmet ist.

Unsre Leser, die den Verfasser aus mehreren gründlichen Aufsätzen, die er für diese Zeitschrift geliefert hat, als einen soliden und gedankentiefen Arbeiter kennen, werden a priori auch in diesem Buche etwas reelles erwarten, und — diese Erwartung täuscht sie nicht. Bei aller Verständlichkeit für Laien, mit der der Verf. zu schreiben sich bemüht hat, liefert er doch eine deutsch-theologisch gründliche Arbeit, die sicherlich niemand studiert, ohne in seiner Erkenntnis bereichert und in seinem Glaubensleben angeregt und gefördert zu werden. Es sind die für das praktische Christenleben fundamentalsten Dinge, welche zur Sprache kommen: Buße, Glaube, Rechtfertigung und Sündenvergebung, Bekehrung, Wiedergeburt; Dinge, in deren Erkenntnis und Erfahrung jeder Christ immer mehr zu wachsen hat und für deren immer biblischere Klarstellung man nicht dankbar genug sein kann. Auch wir bitten mit dem Verf. von vornherein ja nicht mit dem „Mordmaße" an das Buch heranzugehen: „Enthält es neues und mehr als Luthers Schriften und die deutsche Theologie, so taugt es nicht; enthält es altes und nicht mehr, so ist es überflüssig" — ein Grundsatz, der ja zuletzt aller theologischen Arbeit die Axt an die Wurzel legt. Also prüfet; des Guten, das zu behalten ist, enthält das Buch nicht wenig.

Es ist hier nicht der Ort, auf die theologische Bedeutung der Jellinghaus'schen Arbeit des näheren einzugehen oder gar in theologische Controversen uns einzulassen. Nur das wollen wir noch bemerken, daß das Buch auch reich an apologetischen Winken und feinen Nachweisungen der Unhaltbarkeit und Widerspruchsfülle des Unglaubens ist. Wie sich von vornherein von einem Manne, der im praktischen Missionsdienst gestanden und gerade in diesem Dienste mit die Anregung zu seiner Arbeit empfangen hat, nicht anders erwarten läßt, enthält das Buch auch manche lehrreiche Beziehungen auf die Missionsarbeit. Die in der Vorrede mitgeteilte Erfahrung wurde schon angeführt. Kap. 1 bringt kurze Bemerkungen über das angeborne Gottesbewußtsein und Gewissen. S. 47

wird die Erfahrungsthatsache konstatiert, daß „das Wesen des jetzigen Heidentums in der Abwesenheit eines tieferen Schuldgefühls sich ausprägt.“ „Die Asketen und sich selbst peinigenden Heiligen der Hindus sind greuliche Ausbünde von oft ganz ekelhafter hochmütiger Selbstgerechtigkeit. Elendsgefühl findet sich unter den Heiden viel, Schuldgefühl fast gar nicht.“ S. 211 ff. berichtet über die Wirkungen der Taufe auf Kinder und Erwachsene unter den Heiden u. s. w. Dazu vertritt das Buch eben die Anschauungen, welche vornehmlich unter englischen und amerikanischen Missionaren Bürgerrecht haben und die die Grundgedanken ihrer missionarischen Predigt bilden, so daß wir berechtigt sind, auch vom Missionsgesichtspunkte aus die Arbeit Jellinghaus unsern Lesern zu empfehlen.

Ohne Segen werden auch diejenigen das Buch nicht aus der Hand legen, die manchen Grundanschauungen des Verf. nicht zuzustimmen vermögen.

Die Urgestalt der Religion.

Von
Prof. D. O. Zöckler.

B. Die Animismus-Hypothese.

Der Fetischdiener verehrt ein beliebig herausgegriffenes Naturobjekt, und zwar meist ein sinnlos gewähltes unlebendiges, läppisches Ding, als Zaubermittel oder Konduktor einer göttlichen Kraft. Seitens der Bekenner animistischer Religiosität (wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf) findet ein klein wenig mehr Nachdenken statt. Der s. g. Animismus steht logisch betrachtet eine Stufe höher als der Fetischismus; denn er unterscheidet an dem als Anbetungsobjekt und Zaubermittel gebrauchten Naturding eine Außen- und eine Innenseite. Er hält nicht beliebige, dazu meist unbelebte und läppische Gegenstände der Sinnenwelt an und für sich für göttliche Wesen, sondern er denkt die sinnlich wahrnehmbaren Objekte seiner Verehrung als beseelt, erfüllt oder ergriffen von gewissen unsichtbaren Geistesmächten, auf deren Erscheinen und Sichoffenbaren menschliche Zauberkunst einzuwirken vermöge. Wegen ihrer ungemein weiten Verbreitung im Leben der Naturvölker und zugleich wegen ihres tiefstehenden sittlichen Wertes wird auch diese Form abergläubiger Religiosität neustens mehrfach als Ausgangspunkt und unterste Stufe aller religiösen Entwicklung betrachtet. „Der Animismus", so erklärt ein Vertreter dieser Annahme, „ist nicht selbst eine Religion, sondern eine Art von primitiver Philosophie, die nicht nur die Religion, sondern das ganze Leben des Naturmenschen beherrscht. Er besteht im Glauben an das Vorhandensein von Seelen oder Geistern, von denen jedoch nur die mächtigen, diejenigen von denen der Mensch sich abhängig fühlt oder vor denen er sich fürchtet, den Rang göttlicher Wesen einnehmen".[1]) Jenachdem diese Geister als frei auf der Erde und in der Luft umherschwebend und als beschwörender Einwirkung des Menschen unterliegend gedacht werden, oder jenachdem man sie fest gebunden an ihre sinnlichen Offenbarungsstätten und mit denselben mehr oder minder identisch denkt, trägt der Animismus einen mehr spiritistischen oder mehr fetischismusartigen Charakter. Auf den niederen Stufen seiner Entwicklung geht er mit Fetischaberglauben stets

[1]) C. P. Tiele, Kompendium der Religionsgeschichte S. 11 f.

Hand in Hand, und ist von demselben kaum zu unterscheiden; wie denn namentlich die magischen Künste der Zauberpriester oder Schamanen animistischer Religionen denen der Fetischpriester sehr gleichen. Schamanismus und eigentlicher Fetischismus spielen fast überall unterschiedslos ineinander; ihre Grenze kann selten mit Schärfe bestimmt werden.

Auch zum Spiritismus zeigt der Animismus vielfach eine nahe Verwandtschaft. Wenigstens diejenige Form des Animismus, welche den Geistern abgeschiedener Menschen ihre Verehrung und magische Einwirkung, durch Citationen und Befragungen, Beschwörungen, Totenopfer &c. widmet, der anthropomorphische Animismus also steht dem Spiritismus überaus nahe. Nekromantie, zauberischer Verkehr mit abgeschiedenen Geistern ist das gemeinsame Medium beider — ein unheimliches, lug- und trugreiches Treiben, das von ostindischen Fakirs und Teufeltänzern, nordasiatischen Schamanen und amerikanischen Indianerpriestern auf vielfach ähnliche Weise ausgeübt wird, wie von den Hohenpriestern des modernen Spiritismus in Newyork, London und Paris, mögen immerhin die letzteren sich raffinierterer Künste und feinerer, anscheinend auch ethisch und ästhetisch veredelterer Formen bedienen als jene.[1]) Tiefer steht in jedem Betracht der zoo- und physiolatrische Animismus, oder jene nicht-anthropomorphische Richtung des animistischen Aberglaubens, welche statt menschengestaltiger oder einst in Menschenleibern auf Erden lebender Geister gewisse beseelende Principien verehrt, die ihren Sitz in Pflanzen, Tieren oder anderen für belebt geltenden Naturpotenzen, etwa Felsen, Bergen, Flüssen, Gestirnen, haben sollen; so der Baumkultus (Hamadryadenkult) der Hellenen und andrer Völker, der unter fast allen Himmelsstrichen vorkommende Schlangenkult samt andren Formen des Tierkultus u. s. f. Dem rohen Fetischismus steht diese letztere Gestalt des animistischen Aberglaubens offenbar viel näher, als die anthropomorphisch-spiritistische. Übrigens fehlt es auch nicht ganz an Mittelgliedern und Verbindungsformen zwischen beiden: in der Seelenwanderungsdoktrin der Inder, Ägyp-

---

[1]) Sowohl Kritiker als Freunde des Spiritismus urgieren diese Wesensverwandtschaft desselben mit dem Treiben der Fakirs, Schamanen und Zauberpriester. Vgl. einerseits Max Perty: „Manifestationen bei den Fakirs“, in Aksakows Psych. Studien 1875 (Juli bis Oktober), andrerseits Louis Jacolliot, Le spiritisme dans le monde; l'initiation et les sciences occultes, Paris 1875; William Hammond, Spiritualism and allied causes and conditions of nervous derangement, London 1876; auch Rob. Ch. Caldwell, Demonolatry, im Contemporary Review, Febr. 1876, p. 370 sq.

s der Griechen (der Pythagoräer, Eleaten, Neuplatoniker rc.),
c. erscheint der anthropomorphische mit dem zoo- und phy-
eisterglauben zu Einem System kühner Legende verschmolzen.
ammenfassung der verschiedenen hier kurz beschriebenen Arten
oder Geisterkultus unter dem Namen „Animismus“ beruht
nz jungen Sprachgebrauche. Der berühmte Arzt und Chemiker
hl zu Anfang des 18. Jahrhunderts († 1734) hatte ein
System begründet, wonach die vernünftige Seele, anima, als
örper des Menschen zusammenhaltende und die verschiedenen
rsachen bekämpfende Lebensprincip betrachtet wurde. Mit
hologischen Animismus hat der Animismus moderner Natur-
onsphilosophen eben nur den Namen gemein. Nachdem die
i in ihm zusammen befaßten abergläubigen Vorstellungsweisen
erkünfte teils gar nicht in gemeinsamer Reflexion vereinigt, teils
de Brosses und dessen Nachfolgern — unter dem Begriff des
nstes subsumiert gewesen waren, führte erst in unsrem Menschen-
britischer Kulturforscher und Archäologe von ähnlicher positivistisch-
istischer Grundrichtung wie Buckle, Spencer, Lubbock und Darwin
nnung Animismus im oben entwickelten Sinne und Umfang in
enschaftliche Kunstsprache ein. Eduard B. Tylor vollzog diesen
Schritt in seinen, viele interessante Thatsachen der Völkerkunde
ritiklos zusammenschichtenden, aber für weitere Kreise anziehend
nden beiden Werken: „Untersuchungen zur Urgeschichte der Mensch-
1865) und „Die Anfänge der Kultur“ (1871). Besonders das
, zweibändige Werk[1]) hat viel dazu beigetragen, das Wort „Ani-
s“ in jenem Sinne den Kultur- und Religionsforschern, zumal den-
i von materialistischer Richtung, familiär zu machen. Tylor selbst
det mit seinem Gebrauche wesentlich materialistische Vorstellungen.
Art, wie er den Animismusaberglauben niederster Art als noch wesent-
nit Fetischdienst identisch oder doch verbunden darstellt, und wie er
en höheren Entwicklungsstufen des sich mehr und mehr verfeinernden
vervollkommenden Animismus ohne weiteres auch den Unsterblichkeits-
ben der Juden und Christen rechnet, erscheint echt materialistisch.
Animismus spielt hier dieselbe Rolle, die in der Geschichtsspekulation
rer moderner Naturalisten der Fetischismus spielt; er hat den eigent-

[1]) Primitive Culture. Researches into the development of mythology,
ilosophy, religion, art and custom, London 1871; deutsch durch Spengel und
ske: Die Anfänge der Kultur rc. 2 Bde., Leipzig 1873.

lichen Fetischismus ganz in sich aufgenommen, ist gewissermaßen nur ein neuer, etwas weiter gefaßter Name für ihn. — Dieser Tylorschen Spekulation steht unmittelbar nahe diejenige Herbert Spencers, der auch nicht eigentlichen, roh-sinnlichen Fetischdienst, sondern Animismus an die Spitze aller Religionsentwicklung setzt, und zwar ihn speziell und hauptsächlich als Ahnenkultus gedacht (vgl. oben, z. Anf. dieses Artikels); erst aus diesem ursprünglichen Kultus der abgeschiedenen Vorfahren, der Pitris bei den Indern, der Patriarchen, Heroen, Manen ꝛc. bei andern Völkern, habe sich vermittelst des Totemismus oder heraldischen Sinnbilderdiensts der Fetischismus entwickelt.[1]) Ähnlich der Sprachgelehrte W. Bleek in Capstadt, sowie der Naturphilosoph und Kulturhistoriker O. Caspari in seiner „Urgeschichte der Menschheit“; auch ihnen gilt Animismus in der speziellen Form des Ahnendienstes als älteste Entwicklungsstufe der Religion. Etwas weniger extrem naturalistisch hat der holländische Religionshistoriker C. P. Tiele die Animismushypothese gestaltet.[2]) Ihm steht der Animismus, und zwar als ein mannigfaltige Vorstellungsweisen von bald mehr spiritistischer bald mehr fetischistischer Art in sich schließender Komplex roher Traditionen, an der Spitze der Religionsentwicklung, soweit solche historisch erforschbar ist; doch zeigt er sich nicht abgeneigt, diese animistischen Kulte als Reste einer gemeinsamen Urreligion zu denken — ähnlich wie wir oben Wuttke, Peip ꝛc. in bezug auf die fetischistischen Religionen verfahren sahen. „Fast die ganze Mythologie und Religionslehre der Kulturvölker“, sagt er, „kann man roh und ungeordnet, und zwar nicht in entarteter, sondern in unentwickelter und ursprünglicher Gestalt, in den Überlieferungen der Naturvölker wiederfinden.“ Und ferner: „Die zahlreichen Spuren animistischer Geistesverehrung in den höheren Religionen lassen sich am besten als ein Fortleben und Wiederaufleben des Alten erklären“ ꝛc. Von einer klaren Ausbildung und konsequenten Handhabung dieser Idee einer einheitlichen Urreligion ist freilich bei Tiele nichts wahrzunehmen. Es ist im Grunde doch nur eine unbestimmte verworrene Vielheit animistischer Traditionen, die er an der Spitze der gesamten Kulturentwicklung des menschlichen Völkerlebens stehend denkt, keine Religion höherer Art, von der aus ein Herabsteigen zu unvollkommneren und

---

[1]) H. Spencer, The origin of animal worship (s. oben S. 438, Anmerkung), sowie in den Principles of sociology (vgl. Faber, Introduction to the science of Chinese religion p. 113).

[2]) Dr. C. P. Tieles Kompendium der Religionsgeschichte, übers. und herausg. von Lic. C. W. T. Weber, Berlin 1880.

entarteten Formen der Gottesverehrung stattgefunden hätte, geschweige denn eine Uroffenbarung im biblischen Sinne. Überall, in den Religionen der Ägypter, der Inder, der Perser, der Semiten und hier insbesondre auch der Israeliten, bemüht er sich, gewisse „animistische Grundzüge" aufzuweisen; dieselben gehen aber auf keine Ureinheit, die man wirklich Religion nennen dürfte, zurück; auch erklärt Tiele selbst in einer bereits oben von uns citierten Ausführung: der Animismus sei „nicht selbst eine Religion, sondern eine Art primitiver Philosophie, die das ganze Leben des Naturmenschen beherrsche." Also zwar animistische Urform der Religionen, aber doch keine animistische Urreligion, welche wirklich Religion zu nennen wäre! Fasse, wers kann! Trotz dieser und sonstiger Unklarheiten und logischen Defekte dürfte das Tielesche Kompendium wegen seiner handlichen Form und der netten, teilweise bestechenden Darstellungsgabe des Verfassers die Animismustheorie weiteren Kreisen genehm zu machen geeignet sein. Jedenfalls hat diese Theorie wegen ihrer naheliegenden Beziehungen zu den völkerpsychologischen Lieblingsstudien heutiger Anthropologen, Linguisten ꝛc., weit mehr Zukunft, als die Fetischismustheorie, von der man wohl sagen darf, daß sie sich überlebt hat.

Aber darf sie auch wirklich als ein annehmbares Surrogat für diese letztere gelten? Gewährt die Annahme einer animistischen Urform der Religionen oder auch Einer einheitlichen animistischen Urreligion in der That den Vorteil, das große Rätsel des ersten Ursprungs der religiösen Bedürfnisse und Regungen im Leben der Völkerwelt befriedigend, ohne daß erhebliche Dunkelheiten zurückblieben, zu lösen?

Logisch und ethisch gewertet, befriedigt der Animismus unsre heutige Art zu denken und zu fühlen allerdings mehr als der rohe Fetischismus. Aber für eine gesunde historische Betrachtung der Dinge ergiebt nicht er, sondern eher fast noch der Fetischdienst die überwiegende Wahrscheinlichkeit, den frühesten Anfängen der Religion nahe zu stehen. Kann eine religiöse Vorstellungsweise, welche so viel Nachdenken voraussetzt, daß sie als eine „Art primitiver Philosophie" erscheint, wirklich etwas Primitives, an die Spitze menschlicher Entwicklung Gehöriges sein? Kann insbesondre Animismus in der Form des Ahnendiensts, der Verehrung, Anrufung, orakelmäßigen Befragung abgeschiedener Menschengeister schon im allerersten Stadium der Religionsentwicklung zur Ausbildung gelangt sein? Bevor man Ahnen verehrt, muß man Ahnen überhaupt, und verehrungswürdige, d. h. um ihre Nachkommenschaft verdiente Ahnen haben! Nur einer schon irgendwie fortgeschrittnen Kulturphase konnte der Gedanke entspringen,

daß verstorbene Wohlthäter auch nach ihrem Tode noch dem jüngeren Geschlechte mit segensvollen Wirkungen nahe blieben und daher für Gottheiten (numina) zu halten und zu verehren seien. Als Götter denkt man abgeschiedne Menschen doch wohl nicht eher, als bis man überhaupt göttlich Wesen in seinem Vorstellungskreise hat; erst wird der Gottesglaube, und dann auch die Idee eines Eingehens verstorbener Frommen in selige Gemeinschaft mit der Gottheit und Teilnehmens an deren höherer Würde und Macht entsprungen sein. Wenn an die Persönlichkeit eines Patriarchen wie Henoch etwas wie ein religiöser Kultus sich geknüpft hat, so ist das reichlich ein Jahrtausend nach dem Beginn der gesamten Patriarchenreihe geschehen. Und das Motiv für die dem frommen Erzvater dargebrachte religiöse Verehrung war doch wohl das biblisch überlieferte: man erachtete ihn als um seines göttlichen Wandels willen von Gott und zu Gott hinweggenommen. Schon viele Jahrhunderte vor Henochs Tode hatte Enos, Adams Enkel, den Namen Gottes anrufen gelehrt (vgl. Gen. 4, 26 mit 5, 24). Das durch diese Darstellung der ältesten Urkunde der geoffenbarten Religion angedeutete Entwicklungsgesetz ist doch wohl ein allgemein giltiges, den wirklichen Gang der Dinge allenthalben entsprechendes. Auch keine heidnische Volksreligion älterer oder neuerer Zeit fängt mit Heroendienst an, sondern überall reihen sich die Heroen den eigentlichen Göttern als eine zweite, spätere Schicht an.

Es sind aber nicht bloß die Verehrungsobjekte des s. g. Animismus, sondern auch die in animistischen Kulten üblichen Weisen, diese Objekte zu verehren und als religiöse Trostmittel oder Hilfsmächte in Aktion treten zu lassen, was mit der Annahme einer Ursprünglichkeit dieser Art von Religiosität streitet. Vom Animismus ist das Zaubern ganz ebenso wenig zu trennen, als vom Fetischismus; wo aber gezaubert oder zu zaubern versucht wird, da ist eine längere religions- und kulturgeschichtliche Entwicklung allemal schon vorhergegangen. Mag man immerhin das Zaubern eine „Reaktion des menschlichen Selbstbewußtseins gegen die als feindliche Macht gedachte Natur“ nennen[1]): ein isoliertes, von der Gottheit losgelöstes, noch religionsloses Selbstbewußtsein wird es in keinem Falle sein, das zu zauberhaften Operationen treibt. Erst ein vom Glauben an ein göttliches Wesen irgendwie erfülltes und durchdrungenes Selbstbewußtsein wird Versuche zaubernder Einwirkung auf die feindseligen Naturverhältnisse wagen. Der Zauberer will nie von sich aus und lediglich mit eignen

[1]) So Roskoff, a. a. O., S. 133.

Mitteln, sondern immer durch eine wenn auch noch so unklar vorgestellte Gottheit den natürlichen Kausalnexus durchbrechen; die von ihm versuchte Reaktion gegen die feindliche Naturwelt gründet sich stets „auf die Ahnung und Anerkennung einer über der Natur stehenden übersinnlichen freundlichen Macht, mit der er sich im Grunde des Gemütes in Einheit fühlt und — durch die er die Herrschaft über die Natur zu gewinnen sucht“.[1]) Die Kenntnis der Zaubermittel und die Fertigkeit in ihrer Verwendung für den erstrebten Zweck setzt unfehlbar irgendwelche Unterweisung durch in der Zauberkunst Erfahrene und Geübte voraus. Eine von Geschlecht zu Geschlecht fortvererbte Geheimtradition liegt den Kunstgriffen der Fetischmänner Afrikas gleicherweise wie denen der nordischen Schamanen zu Grunde; weder der grönländische Angekok noch der indianische Medizinmann, noch der karaibische Piaje oder Zauberpriester besitzt seine große Kunst von ohngefähr, ohne Lehrgeld gezahlt nnd durch mancherlei Büßungen, Entbehrungen, Fasten, und dgl. sich den Weg gebahnt zu haben. Gerade auf dieser Geheimüberlieferung beruht die große Macht der Zauberpriester animistischer Naturreligionen; hie und da sind dieselben geradezu hierarchisch organisiert, zum Zeichen eines unleugbar uralten, in weit entlegene Ursprungszeiten zurückreichenden Bestehens ihrer Überlieferungen.[2])

Mag es nun immerhin richtig sein, daß auch solche Religionen, deren Wesen fast ganz in Zauberei aufgeht, noch irgendwie volkserziehend wirken können; mögen Fr. Schultze und Roskoff mit einem gewissen Rechte behaupten, „daß im Glauben an Zauberei ein pädagogisches Element liegt, derselbe also einen Einfluß auf die Sittlichkeit ausübt:“[3]) als urwüchsig und gesund wird die durch solche Zauberkulte gepflegte Sittlichkeit unmöglich betrachtet werden können; mit den Symptomen zunehmende Auflösung und Zersetzung bleibt das religiös-sittliche Leben schamanistischer oder von sonstigen Formen des Animismus beherrschter Völker unter allen Umständen behaftet. Es ist keine heilsame Sitte, die unter dem Einfluße tyrannischer Ordalienpraxis und finsteren Hexenaberglaubens gepflanzt und gepflegt wird. Das mosaische Gesetz wußte, was es that, wenn es Zauberei

[1]) Roskoff, ebendas., sowie S. 144: „Zauberei, welche eine der Naturgewalt überlegene, höhere, ideale Macht voraussetzt, vermöge deren er (der zaubernde Wilde) jene zu überwältigen sucht“.

[2]) Tiele, S 13 f.

[3]) Roskoff a. a. O., S. 156 f. — der sich hier gegen die Ansicht Lubbocks, Tylors, Waitz's und andrer wendet, wonach auf den untersten Stufen der Religiosität, wie Fetischismus, Animismus, irgendwelche Beziehung der Religion zur Moralität überhaupt nicht stattfinde.

jeder Art als theokratisches Verbrechen behandelte und mit Todesstrafe bedrohte (2 Mos. 22, 18; 3 Mos. 20, 27; 5 Mos. 18, 10 ff). Auch in der christlichen Kirche ist der Zauberer- und Hexenaberglaube nie anders, denn als Symptom einer zeitweilig oder lokal einreißenden religiös-sittlichen Zerrüttung aufgetreten. Daß auch bei den modernen Naturvölkern das Schamanentum und andre Zauberkünste nicht als urwüchsige, auf eine aufsteigende Entwicklung ihrer Träger hinweisende Symptome, sondern als Zeichen eines längst eingetretenen Verfalls zu betrachten sind, ergiebt sich überall da, wo genauere Forschungen und Beobachtungen angestellt werden. Betreffs der Tungusen Nordasiens, dieses gesunkenen und verkommenen Brudervolks der chinesischen Mandschu, hat erst jüngst der Sibirien-Reisende C. Hiekisch auf überzeugende Weise dargethan, daß in dem Treiben ihrer Schamanen mit seinen wüsten Rasereien und betrügerischen nekromantischen Excessen ein volkszerrüttendes, religiös wie sittlich degradierendes Element enthalten ist.[1])

Auch wo die als Zaubermächte angerufenen und verwendeten Geister mit den Attributen böser Wesen ausgestattet werden, was bei der Mehrzahl der hier in Betracht kommenden Kulte der Fall sein mag, bleibt die Möglichkeit ausgeschlossen, in solchen Vorstellungen kakodämonischer Art etwas Primitives, der alleruntersten Bildungsstufe menschlichen Geisteswesens Angehöriges zu erblicken. Reinen Teufelsdienst, ohne irgendwelches Hereinwirken des Glaubens an eine wohlthätige göttliche Macht, giebt es nirgends, außer etwa bei solchen Stämmen, deren Charakter als trümmerhafte Reste zu Grunde gegangner Kulturnationen offenkundig und jedem Zweifel entnommen ist, wie etwa bei den Schanar in Tinneweli. Überall spielt die Voraussetzung einer freundlichen und guten göttlichen Macht, durch deren Dazwischentritt das Wirken der bösen Geister vereitelt wird, in das Zauberwesen der Wilden hinein; überall wird ein Dualismus von Mächten vorausgesetzt, erscheinen den kakodämonischen eudämonische Elemente beigemischt. Schon die mit Zauberformeln und magischen Gebräuchen aller Art überfüllte Religionsüberlieferung des babylonisch-chaldäischen Urvolks der Akkader zeigt laut Lenormants keilinschriftlichen Forschungen diesen dualistischen Hintergrund; schon ihr Polydämonismus war nicht bloßer Satans- und Teufelskult.[2]) Wie sollte auch der Menschengeist,

[1]) Carl Hiekisch, die Tungusen; eine ethnologische Monographie. St. Petersburg 1879. Franc. Lenormant, La magie chez les Chaldéens et les origines accadiennes. Par. 1874 (deutsche Ausg: Jena 1879).

[2]) Lenormant, a. a. O. (deutsche Ausg.), S. 151 ff.

gesetzt daß die Gottesidee überall nur Produkt seiner naturvergötternden Thätigkeit gewesen wäre, ursprünglich nur feindselige Naturpotenzen apotheosiert haben? wie sollte er erst ganz spät auf den Gedanken einer Ausstattung freundlicher Naturmächte mit göttlichen Attributen geraten sein? Einseitiger Pessimismus der Naturbetrachtung ist nun einmal kein Ausdruck einer ursprünglichen und allgemeinen Grundstimmung unsres Geschlechts; vielmehr ist dessen Geist ebensogut, ja wohl noch mehr zur Wahrnehmung des Schönen und Segenbringenden seiner Umgebung beanlagt, als zum Festhalten bestürzender, beängstigender und erschreckender Eindrücke. Daß Furcht die Götter erzeugt habe, ist und bleibt der einseitige Wahn gewisser materialistisch gerichteter Naturphilosophen des Altertums sowie ihrer modernen Nachbeter. Ein Polydämonium, oder richtiger ein Pandämonium ohne irgendwelche Zugesellung höherer, besserer und reinerer Gottesvorstellungen kann nicht die Urform aller Religion gebildet haben.

So ungeordneter und verworrener Art der Polydämonismus animistischer Naturreligionen in der Regel erscheinen mag: den Glauben an einen höchsten Geist schließt er doch niemals aus. Es mag sein, daß diese Annahme eines höchsten Wesens nicht selten durch Einmengung polytheistischer oder sonstiger naturalistischer Vorstellungen aufs äußerste getrübt und entstellt auftritt, daß erst tieferes Eindringen in Sprache, Sitte und Lebensweise der Völker zur Kenntnis dieses ihres Glaubens an ein allbeherrschendes Haupt des Geisterreichs führt und daß auch da, wo dieses tiefere Eindringen stattfindet, gewisse Unklarheiten des nationalen Sprachgebrauchs es sehr erschweren, die im Vordergrunde stehenden magisch-polydämonischen Vorstellungen von ihrem monotheistischen Hintergrunde bestimmt loszulösen und zu scheiden.[1]) Vorhanden ist dieser Hintergrund gewisser, wenn auch noch so schwacher Reminiszenzen an ein höchstes, geistiges Wesen jedesmal; gründlichere ethnologische Forschung hat bis jetzt noch jedesmal den Schein, als fehle er ganz und gar, zu verscheuchen gedient. — Es wird Aufgabe unsres letzten Artikels sein, speciellere Nachweise hiefür, entnommen dem Religionswesen roherer wie civilisierterer Völker, zusammenzustellen.

[1]) Wie dies u. a. bei dem jüngst von dem Afrikareisenden E. Holub genauer erforschten Volke der Marutse-Mabunda am oberen Sambesi — bei denen der Name „Molemo" sowohl den höchsten Gott, als auch böse oder gute Geister, Heilmittel, Gifte, Amulete, Zaubertränke ꝛc. bezeichnen kann, während nur sein Synonymum „Njambe" ausschließlich zur Benenung des allwissenden und unsichtbaren höchsten Geistes gebraucht wird — auf lehrreiche Weise wahrgenommen werden kann. Man vgl. hierüber den folg. Artikel.



Die neuesten Ereignisse auf dem südafrikanischen Missionsgebiete.

Von Missionsinspektor Kratzenstein.

Wenn man heuzutage dies Wort hört: „Neueste Ereignisse auf dem Missionsgebiete in Südafrika", so treten einem sofort vor Augen die Gestalten der von den Engländern überwundenen und gefangenen Fürsten Cetywayo und Sekukuni. Da sieht man den noch kürzlich so mächtigen Zulukönig Cetywayo, wie er, verjagt aus seinem eroberten Königskraal und geflüchtet in die Wald- und Felsenwildnisse seines Landes, aber auch dort aufgespürt und umstellt, sich dem Major Marter ergiebt mit der Bitte, man möge ihn nicht niederschießen.

Da sieht man den Oberhäuptling des Bapedi-Stammes der Baßutho-Nation, Sekukuni, wie er nebst seinen Weibern und Räten auf einem von vier Eseln gezogenen Wagen sitzend gefangen eingebracht wird nach Pretoria, der Hauptstadt von Transvaalien, umgeben von dem Hurrahrufen der zahlreich zusammengeströmten weißen und farbigen Bevölkerung der Stadt und Umgegend. Und in der That haben wir ja in der Überwindung dieser beiden Heidenfürsten und Christenfeinde diejenigen neuesten Ereignisse auf dem Missionsgebiete in Süd-Afrika, welche am meisten in die Augen fallen und wahrlich auch von großer und weitreichender Bedeutung sind.

Doch ist immerhin hierbei zweierlei nicht zu vergessen. Einerseits ist die Bedeutung dieser Ereignisse von großem Belang vor allem für die eigenen und die verwandten Volksstämme und auch für die näher gelegenen Gegenden; sie verliert aber an Wert und Einfluß, ja derselbe ist kaum nennenswert für fremde und ferne Völkerschaften Süd-Afrikas. Andererseits sind in Süd-Afrika in der letzten Zeit denn doch auch noch andere Ereignisse geschehen, welche, wenn auch nicht so augenfällig und vielbesprochen, dennoch von großem Wert und von tiefgehender Bedeutung sind.

Für die Übersicht aller dieser Ereignisse wird es am besten sein, daß wir mit denjenigen Völkerstämmen beginnen, welche mit den Kaffern und Baßutho nicht verwandt und ebenso von dem Transvaal- und dem Zululande am weitesten entlegen sind, und daß wir den Schluß machen mit Darlegung der Bedeutung, welche diese Ereignisse, die Überwindung und Gefangennehmung Cetywayos und Sekukunis, auf die verwandten und die eigenen Volksstämme teils gehabt haben, teils für die nächste Zukunft noch haben möchten.

Durchaus nicht verwandt mit Kaffern und Baßutho, vielleicht nicht einmal verwandt mit den sonst in mancher Hinsicht ihnen ähnlichen Hottentotten lebt in Süd-Afrika das Völklein der Buschleute, unstät und flüchtig, jedermanns Hand wider dasselbe und desselben Hand wider jedermann, gleichsam die Zigeuner Süd-Afrikas, mehr und mehr zurückgedrängt von den Stätten der Ansiedlung und Kultur in die Einöden und Felsenklüfte, von den Küstenländern nach den Binnengegenden. Es ist der Mission auch in der neuesten Zeit nicht gelungen, eine Station zu gründen, die lediglich oder doch vorwiegend von Buschleuten bevölkert wäre. Dagegen finden sich auf manchen Stationen sowohl der Kapkolonie wie auch der andern christlichen Kolonieen und der heidnischen Gebiete einzelne Buschleute, zum Teil noch heidnisch, zum Teil getauft, meistenteils als Viehhirten. Im Jahre 1879 hat der Rheinische Missionar Schröder eine Untersuchungsreise an den Ngami-See gemacht. Er empfiehlt es sehr, dort eine Mission zu beginnen; dieselbe würde auch den dort zahlreicher wohnenden Buschleuten zu gute kommen. Die Herren jener Gegend sind betschuanische Stämme, welche, wie es scheint, nach der Predigt des Evangeliums aufrichtiges Verlangen tragen.

Während die Buschleute wenig zahlreich sind, lebt dagegen in bedeutender Anzahl namentlich in der Kapkolonie, aber auch in den benachbarten Ländern, ein Mischvolk, dessen Grundstock die Hottentotten bilden, indes schon seit 2 Jahrhunderten und immer aufs neue durch Verheiratung kreuz und quer gemischt mit Kaffern, Negern, Betschuanen, Malaien und Weißen, welches man mit dem Namen Bastards bezeichnet. An diesem Volksgemisch hat die holländische Kirche des Kaplandes gearbeitet, wenn auch in sehr ungenügender Weise. Dann ist die Mission der Brüdergemeinde in diese Arbeit gekommen, und nach ihr die Londoner, die Wesleyanische, die Rheinische und die Berliner Mission. Bei allen diesen Missionen steht es bereits seit längerer Zeit so, daß an ein Wachstum der eigentlichen Hauptstationen nicht zu denken ist, insofern die benachbarten Ländereien alle ihre Eigentümer haben und ein irgend nennenswerter Zuzug von Heiden nicht mehr stattfinden kann. Das aber ist fast bei allen noch möglich und geschieht auch, daß Nebenstationen errichtet werden für solche Heidenhäuflein in der Nachbarschaft, welche bisher mit der Predigt des Evangeliums noch so gut wie gar nicht bedient worden sind.

Dennoch hat die neueste Zeit zwei Ereignisse in diesem Missionsgebiet gebracht, welche von großer Bedeutung sind. Das eine ist die

Neubelebung der alten, einst durch van der Kemp ins Leben gerufenen Südafrikanischen Missions-Gesellschaft.

Die Südafrikanische Missions-Gesellschaft ist neuerdings in eine Mission der Kapschen reformierten Kirche umgewandelt worden. Zum Präses derselben hat die Kapsche Kirche den sehr tüchtigen und thätigen Pastor Neethling in Stellenbosch erwählt. Derselbe reist und predigt viel im Interesse der Mission. Man geht darauf aus, in jedem Pfarrorte einen kleinen Hülfsverein ins Leben zu rufen, welcher mindestens 400 Mark jährlich beisteuern soll. Gefördert wird das Werk außerdem durch Jünglings- und Jungfrauen-Vereine, gestiftet durch Prof. Hofmeyr, welche mit Sammelbüchsen umhergehen und von jedem Beitragenden wöchentlich mindestens einen Penny (8 Pf.) einkassieren; in Stellenbosch und Umgegend wurden dadurch in etwa zwei Monaten 500 Mark gesammelt. Die Jungfrauen-Vereine arbeiten außerdem für die Mission durch Nähen und dergl., wie dies auch sonst andere Jungfrauen-Näh-Vereine thun. Selbst die höhere Töchterschule der reformierten Kirche in Stellenbosch will versuchen, so viel Mittel aufzubringen, daß dadurch ein eigener Missionar für Südafrika unterhalten werden könne. Dasselbe Ziel hat die höhere Töchterschule des Predigers Andrew Murray zu Wellington im Auge. Der Jünglings-Verein in Stellenbosch besteht zumeist aus Studenten und Gymnasiasten; man hofft, daß diese jungen Leute, welche somit schon in ihrer Jugend für die Mission thätig sind, derselben auch in ihrem späteren Leben ihre Thätigkeit zuwenden würden. Ja in Wellington besteht seit kurzer Zeit ein förmliches Missions-Seminar, welches vor einem halben Jahre sechs Jünglinge zählte. Zur Vertretung und Anfrischung der Mission hat die Gesellschaft in dem Blatte des schon genannten Predigers Andrew Murray „Der Christ" in jeder Nummer einen Raum für Missionsnachrichten (und zwar seit dem 1. Jan. 1880). Und was ist der Anlaß dieser Neubelebung der Südafrikanischen Missions-Gesellschaft gewesen? Dies, daß mannigfach in Kapschen Blättern zu lesen war, „gegen die Mission spräche am meisten, daß die Südafrikaner selbst nichts dafür thäten." Dies Wort weckte und ermunterte in weiten Kreisen, und man sieht jetzt die eifrige Betreibung der Mission mehr und mehr als eine Ehrensache der südafrikanischen Christenheit an.

Ein anderes erfreuliches Ereignis der jüngsten Zeit ist eine Erweckung in der Umgegend der Berliner Station Riversdale. Dieselbe begann bei Gelegenheit der Einweihung eines Kirchleins durch Miss. Heese auf einer Außenstation im Okt. 1878. Weiter und weiter hat sich

dieselbe seitdem ausgebreitet. Die weiße christliche Bevölkerung der Bauerschaft zuerst und darnach die heidnische farbige Bevölkerung ist davon ergriffen worden. Und bis jetzt ist dieselbe, Gott sei Dank! ohne alle Ungeheuerlichkeiten, in Nüchternheit und Kraft verlaufen und hat sich mehr und mehr befestigt und vertieft. Junge Bauern halten ihren Verwandten und den benachbarten Heiden Erbauungsstunden und von immer weitern Kreisen her kommen Heiden und fragen nach dem Heil ihrer Seele, begehren nach christlichem Unterricht und nach der Taufe, und weisen ihre Aufrichtigkeit aus durch rechtschaffene Früchte der Buße und durch einen Wandel im Licht.

Wir kommen in unserem kurzen Überblick zu dem Volk der Hottentotten. Als die ersten holländischen Ansiedler vor mehr als zwei Jahrhunderten sich in Südafrika niederließen, bedeckte dasselbe in vielen und zahlreichen Stämmen das Gebiet der heutigen Kapkolonie. Seitdem sind alle diese Stämme bis auf zwei teils verkommen und verschwunden, teils in jene Mischlingsbevölkerung der Bastards übergegangen. Die zwei einzigen noch übrigen echten Hottentottenstämme, welche ihre alte Sprache, Sitte und Häuptlingschaft noch beibehalten haben, sind auf der Westküste Südafrikas die Namaqua, im Innern, nämlich im mittlern Stromgebiet des Oranje- und Vaalflusses, die Koranna. An den Namaqua arbeitet die Rheinische, an den Koranna die Berliner Mission. Die Rheinischen haben erst unlängst wieder eine neue Station dort angelegt, Grootfontein, die sechste in jenem Gebiet. Auf Keetmanshoop ist jüngst der alte Zeib getauft worden, der letzte bedeutende Häuptling des Landes; mit Recht erblickt man seitens der Rheinischen darin eine Bürgschaft, daß nun bald das ganze Land und Volk der Namaqua christianisiert sein möchte. Missionar Krönlein, viele Jahre lang Präses der Rheinischen Missionare im Namaqualande, zugleich ein gründlicher Kenner der sehr reichen, auf eine frühere Kulturperiode jenes Volkes deutlich zurückweisenden Namaqua-Sprache, wird die Übersetzung der ganzen Bibel in diese Sprache bald vollendet haben. Inzwischen haben die Namaqua bedeutende Teile der Bibel von ihm übersetzt bereits in Händen.

An den Koranna arbeitete seit 1835 die Berliner Mission mit märkischer Ausdauer. Die älteste Station Bethanien ist längst weit mehr eine Betschuanen- als eine Korannastation; dasselbe gilt von der jüngsten Station Adamshoop. Auch auf Pniel haben sich neben den Koranna bereits viele Betschuanen angesiedelt.

Eine reine Korannastation schien das alte, vor etwa 2 Jahren wieder

neu aufgenommene Saron (nördlich vom mittlern Laufe des Vaalflusses) werden zu wollen. Missionar Brune hatte dort seine geliebte Erstlings-Arbeit und guten Erfolg: der Kapitän Hermannus Links und seine Leute waren willig zum Evangelium. Da geschah völlig unberechtigt die rohe und gewaltsame Wegschleppung des Missionars Brune sowie die Beraubung der Koranna und die Gefangensetzung des Häuptlings und mehrerer der Seinen. Ganz Südafrika war damals voll Anklagen und Schmähungen gegen die zu Empörung und Widersetzlichkeit der Eingeborenen aufreizenden Berliner Missionare. (Auch Miss. Kallenberg von Pniel ward in gleicher Weise beschuldigt.) Jahr und Tag saßen die gemißhandelten Koranna gefangen. Da plötzlich wandte sich das Blatt. Im Dezember 1879 fragte in einer Sitzung der gesetzgebenden Versammlung zu Kimberley der Dr. Matthews: Ist der Koranna-Häuptling Hermannus Links auf obrigkeitlichen Befehl im Gefängnis? Und welches Verbrechens ist er überführt? Die erste Frage mußte verneint werden; desgleichen war er keines Verbrechens überführt worden. Demzufolge ward er in kurzem freigelassen.

Über Pniel, wo er bei Miss. Kallenberg vorsprach, begab er sich nach Saron zurück. Während seiner Gefangenschaft hatten sich die aus einander gejagten und ausgeplünderten Koranna auch wieder gesammelt; der Koranna Willem van Neck hatte nach besten Kräften Schule gehalten. Seitdem ist ein allgemeiner Umschwung der öffentlichen Meinung eingetreten und es war zu hoffen, daß Hermannus Links sein Land als selbständiger, unabhängiger Häuptling zurückerhielte. Nach den neuesten Nachrichten ist derselbe inzwischen gestorben; vielleicht wird Willem van Neck an seiner Stelle Kapitän.

Auf alle diese Völkerschaften, auf die Buschleute, Bastards, Namaqua und Koranna hat die Besiegung und Gefangennehmung Cetywayos und Sekukunis einen irgendwie nennenswerten Einfluß nicht geübt, eben aus dem Grunde, weil sie mit diesem Fürsten weder in Stammes- noch in Staatsgemeinschaft je gestanden haben. Anders, so sollte man meinen, wird jener Sieg der Engländer auf die Kaffer- und Betschuanen-Völker gewirkt haben. Sehen wir zunächst auf die Kaffervölker und zwar auf diejenigen, welche von dem Schauplatze jener Ereignisse am weitesten entfernt sind.

Auf der Westküste Südafrikas, nördlich von den Namaqua und dem Grenzflusse des Landes derselben, dem Swachaub, wohnen die Hereró und wieder nördlich von diesen die Owambó. Beide sind nach ihrer

äußern Erscheinung, nach ihrer Sprache, Sitte, Sinnesart und religiösen Denkweise ganz entschieden kaffrische Völker. Indes sind von beiden die Owambó noch völlig unberührt von englischen Einflüssen. Somit hat die Niederwerfung des Zulukafferkönigs Cetywayo einen spürbaren Eindruck zur Besserung der Missionsverhältnisse auf die Owambó nicht gemacht. Dennoch ist der Stand der Mission unter diesem Volk in der neuesten Zeit ein besserer geworden.

Es sind unter dem Volke der Owambó seit 1870 finnländische Missionare thätig. Dieselben haben bisher in sehr drückender Lage sich befunden; ja es hatte sich ihre Lage gegen früher mehr und mehr verschlimmert. Nicht selten geschah es, daß die Missionare Diebstahl, ja Raub ihrer Sachen am hellen offenen Tage vor ihren Augen zu erdulden hatten, und zwar unter Beifall, Hohn und Gelächter aller derer, welche dabei zusahen. Der Häuptling wollte mit Anklagen der Art auch nicht belästigt werden; ja, da er so oft berauscht war, so konnten sie ihm nicht einmal den Warnungsbrief vorlesen, welcher ihnen durch Herrn Pallgrave, den englischen Befehlshaber im Herero-Lande, und Kamaherero, den Oberhäuptling der Herero, für ihn zugesandt worden war. Sie konnten nichts thun, als sich desto emsiger und gläubiger im Gebet an ihren Gott halten; sonst schwiegen und duldeten sie.

Aber gerade dies Stillschweigen wandte Gott zu einer mächtigen Predigt für den König. Und da außerdem die finnländischen Brüder in jener Zeit öfters Zusammenkünfte hatten (und zwar, um sich in dieser kläglichen Lage an einander zu stärken und zu erquicken), so ward der König argwöhnisch, ob sie nicht vielleicht ganz aus dem Lande wegziehen würden. Dann aber, so fürchtete er, könnte ihm Schlimmes widerfahren von seinen Nachbaren; die Herero z. B. würden längst einen Plünderungszug gegen ihn unternommen haben, wenn die finnländischen Missionare nicht bei ihm gewesen wären. So näherte er sich denn seinerseits den Brüdern, fing mit diesem und jenem von ihnen einen kleinen Handel an, und verurteilte selbst einmal einen der ärgsten Räuber ganz wie es recht war. Er wiederholte dies auch noch mehrmals. Dazu war er freundlich und voll Vertrauen gegen die Brüder, und bat dieselben um ihren Besuch und Rat, wenn er krank war.

Und zu diesem Ereignis kam noch ein anderes, welches den Fortgang des Evangeliums unter den Owambo hoffentlich spürbar fördern wird. Es haben nämlich die Brüder seit kurzem kleine christliche Büchlein in der Sprache des Landes unter die Leute bringen können. Früher

nannte man diese Büchlein ganz allgemein Zauberkram, und niemand wollte etwas damit zu thun haben. Nun aber nehmen die Leute dieselben und zeigen großen Eifer lesen zu lernen.

In dem südlich von den Owambo gelegenen Herero-Lande befinden sich die dort arbeitenden Rheinischen Missionare durch zwei neuere Ereignisse gegenwärtig in teils günstigerer, teils ungünstigerer Lage.

Die eine Thatsache ist die zeitweilige Anwesenheit des englischen Bevollmächtigten Herrn Pallgrave im Lande. Wie es heißt war derselbe zunächst nur beauftragt, die Zustände des Landes kennen zu lernen und darüber zu berichten. Anlaß zu seiner Sendung mag unter andern der Umstand gegeben haben, daß eine große Anzahl von Transvaalbauern aus Transvaal auszuwandern beschloß, um der drohenden verhaßten englischen Oberherrschaft zu entgehen, und daß es hieß, das Ziel der Wanderung derselben sei das Herero-Land. Inzwischen ist dieser Wanderzug durch Verdursten in den wasserlosen Wüsten zwischen Transvaal und Herero-Land und durch Fieber an der Grenze dieses Landes auf entsetzliche Weise verunglückt. Die Reste der unglücklichen Auswanderer, für welche man am Kap auf allerlei Weise durch freie Rückfahrt zu Schiff und durch Lebensmittel Hilfe zu schaffen sich beeiferte, befanden sich zwischen Owambo und Damra- (oder Herero-) Land, dachten aber unter keinen Umständen an eine Rückkehr in die verlassene Heimat, sondern wollten teils an den Zambesi ziehen, teils in die schöne, fruchtbare Landschaft von Zesfontein an der Ostgrenze des Groß-Namaqualandes. Hier traf sie Haybittel, der Abgesandte des Kapschen Hülfs-Komités; die Gegend war tauglich zu Viehzucht, und hofft er, daß es ihnen nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten gut gehen werde. Die Gegend, auf welche ihre Aufmerksamkeit zunächst gerichtet war als auf den besten Ort zur Ansiedlung, liegt auf portugiesischem Gebiete unter dem 18. Grade südlicher Breite und dem Kunene, näher der Küste als ihre gegenwärtige Niederlassung. Dieser Wanderzug der Boers beschleunigte die englischen Maßregeln. Ein englisches Kriegsschiff erschien 1878 in der Walfischbai und hißte dort am Lande die englische Flagge auf, während die Häuptlinge des Landes unter englischen Schutz gestellt und Herr Pallgrave zum Magistrat d. h. zum englischen Oberbevollmächtigten im Lande ernannt wurde. Die Missionare hießen dieses Ereignis von Herzen willkommen, insofern dadurch die Missionsarbeit mehr Sicherheit erhält, wie sie das bis dahin unter der teils schlaffen, teils gewaltthätigen, nie aber der Mission günstigen Herrschaft der Häuptlinge nicht haben konnte. Ob es

sich bestätigen wird, daß das neue englische Ministerium Gladstone Herrn Pallgrave abberufen und jene Landstriche wieder frei geben werde, ist abzuwarten. Gegenwärtig ist im Hereroland alles in der Schwebe; in der Kapstadt ist die Stimmung mehr dafür, Hereroland wieder gänzlich frei zu geben.

Dagegen ist ein für die evangelische Mission ungünstiges Ereignis die Thatsache, daß ebenfalls von der Walfischbai aus Jesuiten-Missionare ins Land eingedrungen sind und sich auf der (1876 gegründeten) Station Omaruru (Okosondye) niedergelassen haben. (Ein paar Jahr zuvor war ein Gleiches bereits auf der Station Pella im Klein-Namaqualande geschehen.) Die Jesuiten hatten mit Hilfe der von den Rheinischen Missionaren herausgegebenen Bücher die Herero-Sprache bereits erlernt. Wie verlautet, sollen sie die umfassendsten Pläne für Ausdehnung ihrer Mission haben. Der Leiter der Mission, Pater Hogan, ist in der That zum Oberhäuptling Kamaherero gekommen und hat denselben um die Erlaubnis gebeten, auf jeder Station der Rheinischen Missionare auch einen römischen Missionar stationieren zu dürfen. Kamaherero hat aber nichts davon wissen wollen: es seien Lehrer genug im Lande, und wenn ihrer zu viele kämen, gäbe das doch nur Zank und Streit. Vollends verdächtig war ihm aber die Sache geworden, als der Pater von Landkauf sprach. Überdies ist zu hoffen, daß die mehr und mehr wachsende Erkenntnis der Heiligen Schrift ein kräftiger Damm wider die Katholiken sein werde. Diese Hoffnung wird gestärkt durch die erfreuliche Erfahrung, daß das von Miss. Brincker übersetzte und kürzlich gedruckte Neue Testament, welches nebst den Psalmen und einem Gesangbuche in der Landessprache den Leuten dargeboten wird, sehr begierig von denselben gekauft und sehr eifrig gelesen wird. (Auch an der Übersetzung des Alten Testaments arbeitet derselbe Missionar und hat dieselbe zu einem Drittel bereits vollendet.) Außerdem ist ein kleines Buch in den Händen aller Hererochristen, in welchem die Irrtümer der Römischen klar dargelegt sind; dasselbe macht großen Eindruck auf die Leute.

Inzwischen droht noch von anderer Seite römische Störung der evangelischen Missionsarbeit in Südafrika. Am 1. Juli haben sich in London eingeschifft, ausgesandt für den östlichen Teil der Kapkolonie, der Prior Franz, zugleich in der Würde eines apostolischen Vikars, 5 Priester und 25 für Ackerbau und Handwerk bestimmte Trappisten, wie es heißt aus Bosnien.

Auch der Besuch der Kaiserin Eugenie im Zululande dürfte in An-

sehung römischer Missions-Unternehmungen nicht ohne Folgen vorübergehen: es heißt, daß an der Stelle, wo Prinz Napoleon fiel, zunächst eine römische Kapelle errichtet werden soll.

Das Wort Gottes, dem Volke in seiner Muttersprache in Druck und Predigt dargeboten, und außerdem noch durch Bücher und Zeitschriften in derselben Sprache vermittelt, wird die beste Waffe sein sowohl gegen Heidentum und falsche christliche Lehre wie auch gegen Aufstand und Empörung. In auffälliger Weise hat sich dies im letzten Kafferkriege in Britisch Kafferland gezeigt. Nicht viele christliche Kaffern sind damals auf die Seite der gegen die Engländer streitenden heidnischen Kaffern getreten. Und diejenigen, welche es aus Rücksicht auf die Unabhängigkeit ihres Volkes gethan haben, vergaßen selbst unter den Kriegsstürmen der Übung ihres Gottesdienstes mit nichten und hielten zugleich Zucht und Ordnung unter sich aufrecht. Während des Krieges gegen den Zulukafferkönig Cetywayo ist weder unter den christlichen noch unter den heidnischen Kaffern des britischen und des freien Kafferlandes eine Schilderhebung zu Gunsten jenes Königs zu Stande gekommen. Der Hauptgrund dazu wird allerdings in der Niederlage im letzten eigenen Krieg in Britisch Kafferland zu suchen sein.

Von weitreichender Bedeutung für die Christianisierung des Kaffervolkes ist auch dies, daß die Schulen unter demselben fort und fort an Zahl und Umfang zunehmen. Allen ähnlichen Anstalten voran steht da die große Bildungsanstalt der freien schottischen Kirche zu Lovedale im Britisch Kafferland. Dort wurden in der letzten Zeit an 400 junge Leute aus allen südafrikanischen Völkerstämmen im Landbau und in allerlei Handwerken und Wissenschaften unterrichtet; viele Lehrer und auch etliche ordinierte Geistliche sind aus derselben bereits hervorgegangen. Eine ähnliche Lehranstalt befindet sich zu Blythswood im Lande der Fingukaffern.

So reichlich nun die Xosa-Kaffern in Britisch Kafferland und auch die Pondo-Kaffern im Freien Kafferland, letztere namentlich durch die Wesleyaner, mit dem Evangelium versehen sind, und so stattliche Früchte dasselbe unter beiden Kaffervölkern, namentlich unter den Xosa-Kaffern, bereits gebracht hat: so gering war bisher der Ertrag der Missionsarbeit unter den Zulu-Kaffern, welche in dem gebirgigen Lande auf der Ostküste Südafrikas nördlich von der Kolonie Natal, südlich von den Swasi-Kaffern, östlich von dem Draken-Gebirge und westlich vom Indischen Ozean ihre Wohnplätze haben.

Die Zulu-Kaffern[1]) sind ein schöner, tapferer und begabter Menschenschlag, aber dabei tief versunken in alle Rohheiten und Greuel des Heidentums. Die Gewaltherrschaft ihrer letzten vier mächtigen Könige, des Tschaka, Dingane, Panda und Cetywayo hat ihren kriegerischen Sinn und ihre Kriegstüchtigkeit zu hoher Entfaltung gebracht. Waren sie schon von Natur, wie alle Kaffern, hart und abweisend gegen das Evangelium, so ist überdies jede Regung dafür und jeder Zug dazu von jenen Königen geflissentlich und gewaltsam unterdrückt worden. Es bestand ja Missionsthätigkeit im Lande: seit 1850 durch die Norweger, seit 1858 durch die Hermannsburger, welche es beide bis 1878 auf je 10 Stationen brachten. Außerdem besaß die englische Ausbreitungs-Gesellschaft noch 4 Stationen. Aber die Erfolge waren aus den angegebenen Ursachen sehr gering: die Zahl aller Zuluchristen mochte 4—500 betragen. Erst seit 1876 ward die Zunahme spürbarer. So wurden z. B. auf der norwegischen Station Ekjowe 7 Erwachsene getauft und sofort waren wieder 12 im Taufunterricht. War es aber bisher schon meist die Regel gewesen, daß alle, welche lernen wollten oder gar sich taufen ließen, dann sofort nach der Kolonie Natal flüchten mußten, so gestaltete sich die Lage der Dinge jetzt noch bedrohlicher. Auf Ekjowe ward einer der eben getauften Christen getötet, die andern wurden aus einander gejagt, die kleine Gemeinde flüchtete. Auf Imfule sollte der Christ Samuel getötet werden, weil er ohne Cetywayos Erlaubnis Christ geworden war und ein christliches Mädchen geheiratet hatte; nur durch Vermittlung der Missionare Oftebro und Gundersen ward ihm das Leben gerettet. Es war unverkennbar: der Fortschritt, welchen die Mission seit 1876 auf einzelnen Stationen machte, übte einen starken Einfluß auf den mißtrauischen Sinn des Königs Cetywayo und trug sicherlich dazu bei, daß sein Grimm gegen seine christlichen Unterthanen zum Ausbruch kam. Derselbe faßte seine Meinung in das kurze Wort: „Erst kommt Missionar, dann Konsul, dann Armee.“ 1877 ward die Unruhe und Unsicherheit immer größer. Das Missionswerk stand überall beinahe still. Die Missionare konnten noch predigen, aber nur vor wenigen Zuhörern, und alles war hoffnungslos. Die Zulu zur Bekehrung und zur Taufe auffordern hieß: sie zur Empörung gegen ihren König auffordern. Und da war es denn für einen wilden Zulu zu schwer, zu scheiden zwischen dem was Gottes und was des Königs ist.

So hatte Miss. Oftebro recht, wenn er die Entwicklung der Dinge mit den Worten bezeichnet: „1876 zog das Gewölk des Unwetters herauf, 1877 ward es immer dunkler und begann zu donnern, gegen Ende 1878 brach es los.“

Im April 1878 hielten die Missionare eine Versammlung und Beratung, nach vorheriger Anfrage bei Cetywayo. Nach Erwägung aller Umstände war das Ergebnis, man würde sein eigen Leben sowie das Leben und Wohl der Frauen und Kinder, desgleichen die Gemeinden und das Eigentum der Mission leichtsinnig aufs Spiel setzen, wenn man länger im Lande verweilen wollte. So geschah denn ein allgemeiner Auszug und in kurzer Zeit war kein Glied der norwegischen Missionsfamilien mehr im Lande. Auch die Hermannsburger folgten der Mehrzahl nach diesem Beispiel.

Kurz nachher geschah es, daß zwei flüchtige Zulumädchen auf die Station Inthlasakja kamen. Die eine derselben war vor mehreren Jahren mit schrecklichen Stock- und

[1]) Um den Zusammenhang nicht zu stören, haben wir diesen Passus unverkürzt stehen lassen, obgleich die Leser durch den Rößlerschen Aufsatz über den „Zulukrieg“ rc. bereits genügend zur Sache orientiert sind. D. H.

Keulenschlägen durch die Ihrigen von der Station zurückgetrieben worden. Sie wollte bei Missionar Larsen dienen und sich in Gottes Wort unterrichten lassen. Ihre Familie aber fürchtete von Cetywayo getödtet zu werden, wenn sie das zuließen. Als nun dieses Mädchen hörte, daß Larsen geflüchtet wäre, flüchtete sie auch. Sie hatte drei Tage lang mitten durch das Zululand bis zu dem Grenzfluß Tugela zu wandern. Glücklich gelangte sie dort an, wagte es, und stürzte sich in den breiten Fluß. Wohlbehalten kam sie hinüber und war dann in etlichen Tagen bei Larsen. Sie war geflüchtet, weil sie nicht an einen Polygamisten verheiratet sein, sondern vielmehr Gottes Wort lernen wollte.

Als nun im Januar 1879 der Krieg zwischen den Engländern und den Zulu losbrach, da dauerte es nicht lange, bis sämtliche Missionsstationen im Lande mit Ausnahme von Entumeni geplündert und zerstört waren. Der Hermannsburger Missionar Filter auf der Station Lüneburg verlor bei einem Überfall und Viehraub seitens der Zulu seinen hoffnungsvollen ältesten Sohn.

In Folge der für die Engländer so unglücklichen Schlacht bei Isandhlwana (Isandula) stand ganz Natal den Kriegerscharen Cetywayos offen. Nur Gottes Walten und Erbarmen hat diese raub- und blutgierigen Scharen zurückgehalten. Es gingen dann noch mehrere Gefechte unter großen Verlusten für die Engländer verloren. Trotzdem unternahmen die Zulu nichts Wesentliches gegen Natal. Da ward durch die Schlacht bei Ulundi, durch die Einnahme des Königskraals und durch die Gefangennehmung des Königs selbst die Lage der Dinge vollständig zu Gunsten der Engländer verändert.

An demselben Tage, an welchem sechs Jahre zuvor Cetywayo gekrönt worden war und die feierlichsten Versicherungen seiner Treue gegen die Engländer und seines Wohlverhaltens als Landesherrn gegeben hatte, hielt General Sir Garnet Wolseley die große Zusammenkunft mit den Zuluhäuptlingen bei Ulundi. Es ward festgesetzt, daß künftig die alten Landesgesetze aus der Zeit vor der Generalherrschaft Tschakas gelten sollten. Abgeschafft wurde der Zwang zum Kriegsdienst, das große stehende Heer, das Verbot des Heiratens sowie Zauberei und Hinrichtung von Zauberern und Zauberinnen. Eigentlich, so sagte der General, gehöre das Zululand in Folge der Eroberung der Königin von England, dieselbe wolle es aber dem Volke der Zulu zurückgeben, so jedoch, daß es in 13 etwa gleich große, von einander unabhängige Fürstentümer, die je unter einem Häuptling stehen sollten, geteilt würde. Über sie alle sollte ein englischer Resident gesetzt werden, der über das Wohlverhalten der Häuptlinge zu wachen und darüber an die englische Regierung zu berichten habe.

Das der Natal-Kolonie zunächst gelegene Zulu-Fürstentum bekam der Häuptling John Dunn. Es ist dieser Mann ein Engländer, der aber seit langen Jahren unter den Zulu lebt und der in seinem Sinn und Thun ganz zum Zulukaffer geworden ist und z. B. 12 bis 16 Weiber hat. Er ist erst der Gegner, dann der Freund und Ratgeber und zuletzt der Verräter Cetywayos gewesen. Er verschaffte den Zulu eine große Anzahl Feuerwaffen und reizte den Cetywayo im Vertrauen darauf zum Kriege gegen die Engländer. Als er aber sah, daß der Glücksstern seines Königs sank, da schloß er sich an die Engländer an, um dadurch Macht und Ansehen zu behalten. Das ist ihm denn auch für jetzt gelungen. Sein Fürstentum liegt zwischen Tugela und Umthlatuzi, und zwar von den Quellen dieser Flüsse an bis zum Indischen Ocean. In

diesem Gebiete lagen vor dem Kriege 9 Missionsstationen: 5 Hermannsburger, 2 norwegische und 2 der englischen Ausbreitungs-Gesellschaft.

In Betreff der Mission ward unter den Friedensbedingungen folgendes festgesetzt. Die englische Regierung werde zur Missionsarbeit nicht auffordern oder ermutigen; falls aber die Bevölkerung wünsche, daß Missionare unter ihr wohnen möchten, so könne das mit Erlaubnis des Häuptlings geschehen. Dann dürfte aber ein Missionar nicht mehr Land bekommen, als genüge, um ein Haus darauf zu bauen; allenfalls sei ihm auch ein Stückchen Gartenland zuzugestehen. Außerdem aber dürften sich Weiße im Lande nicht ansiedeln und keinen Grundbesitz darin erwerben.

Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung ging in Folge dieser Festsetzungen in Betreff der Mission durch ganz Südafrika, England, Nordamerika und Europa. Es ward mit Recht erinnert an den Ausspruch des Lord Macaulay: „Jede öffentliche Handlung, welche das Christentum herabsetzt, ist an und für sich ein Hochverrat an der Civilisation der Welt."

Die Norweger Missionare faßten auf ihrer beratenden Versammlung am 10. und 11. Oktober 1879 den Beschluß: „Die Missionare gehen so bald als möglich ins Zululand zurück und nehmen einstweilen ihre Arbeit auf den Stationen wieder auf, wo die Häuptlinge kein Hindernis in den Weg legen." Indes John Dunn erklärte dem Missionar Oftebro, daß er vorläufig keinem Missionar den Aufenthalt im Lande gestatten werde. Und der junge Häuptling Hlubi wollte nur Missionare des englischen Bischofs zulassen; alle Gegenreden des norwegischen Missionars, der früher in jener Landschaft wirksam gewesen war, halfen ganz und gar nichts.

Inzwischen hat sich die Sache insofern bereits besser gestaltet, als die meisten Missionare Erlaubnis erhalten haben, auf ihre Stationen zurückzukehren. Ein Brief des Erzbischofs von Canterbury, des Präsidenten der großen englischen Ausbreitungs-Gesellschaft an den Minister der Kolonieen zu Gunsten seiner Missionare hat Anlaß dazu gegeben. Auch der Marine-Minister hat sich in demselben Sinne ausgesprochen. Dagegen ist von Gründung neuer Stationen zunächst noch nicht die Rede. Ebenso ist der Antrag der Hermannsburger Mission auf Schaden-Ersatz für ihre zerstörten Stationen von Sir Garnet Wolseley einfach um deswillen zurückgewiesen worden, „weil ihr Aufenthalt im Zululande nur ein freiwilliger gewesen wäre." Die Hermannsburger haben nun die Vermittlung der deutschen Regierung in Anspruch genommen.

Es konnte kaum ein Zweifel sein, daß sich die Angelegenheit der Mission im Zululande in kurzer Zeit bei weitem günstiger gestalten müßte. Und so hat denn in der That auch John Dunn die Erlaubnis zur Rückkehr der Missionare zu erteilen sich bewogen gefühlt. Mitte Mai waren alle Norweger Missionare wieder auf ihren Stationen.

Cetywayo befand sich einstweilen in dem Fort der Kapstadt als Gefangener. Ein Offizier hat ihn stets zu überwachen. Er hat 4 Frauen und 2 oder 3 seiner Räte bei sich. Nach dem Zeugnis des früheren Berliner Missionars Nachtigal, der ihn besuchte, benahm er sich als ein stumpfer Mensch, aus welchem durch den Dolmetscher nichts herauszubringen war. Man wird ihm wahrscheinlich, ähnlich wie dem aufständischen Häuptling Langalibalele aus Natal, einen Aufenthaltsort auf dem Lande in der Nähe der Kapstadt anweisen.

Zwischen der hottentottischen Bevölkerung Süd-Afrikas, welche die Westküste und der kaffrischen, welche die Ostküste bewohnt und beiderseits

auf der Südgrenze bis zum Meere reicht, schiebt sich keilartig, und zwar nach Süden hin sich zuspitzend, nach Norden sich verbreiternd, hinein die in viele größere und kleinere Stämme zerteilte zahlreiche Völkerschaft der Betschuanen. Zwischen dieselbe sind auch, namentlich in ihren mittleren Wohngebieten, eine ganze Anzahl Kafferhaufen und -häuflein eingesprengt, die sich hauptsächlich zur Zeit der grausamen Zulukönige Tschaka und Dingane über das Drakengebirge hinüber geflüchtet und inmitten der Betschuanen geborgen haben. Aus dem Gebiet der Berliner Mission gehört hierher der Stamm des Häuptlings Mapoh in der Gegend des ehemaligen Gerlachshoop und auch Botschabelos; ferner der Stamm des mächtigen Oberhäuptlings Mankopane, in dessen Gebiet die Station Thutloane liegt.[1]) Der weitaus mächtigste der Kafferstämme im Betschuanengebiete ist der Stamm der Matebelen des Moselekatzi, welcher noch jetzt ein gewaltiges Reich zwischen Limpopo und Zambesi ausmacht. Hier sind bereits seit vielen Jahren Londoner Missionare thätig; freilich bis jetzt ohne nennenswerten Erfolg: der feindselige Gegenwille des Oberhäuptlings Lupengula hindert denselben so gut wie völlig. Bei einem Besuche daselbst empfing jedoch der Häuptling Makoaräle, in dessen Gebiet die bis jetzt äußerste Berliner Station Georgenholtz liegt, die erste Mahnung und Anregung zum Evangelium; in der letzten Zeit ist aber auch er vielmehr ein Hinderer des Glaubens seiner Unterthanen geworden.

Es läßt sich denken, daß alle diese Stämme durch den Krieg zwischen England und Cetywayo aufs lebhafteste in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Lage wäre für die Engländer eine überaus schwierige und höchst bedenkliche geworden, wenn alle diese Völkerschaften mit ihrer gesamten Macht und unter tüchtiger und einheitlicher Führung gemeinschaftliche Sache mit Cetywayo gemacht hätten. Das ist nicht geschehen. Und als nun Cetywayo überwunden und gefangen war, da ging durch dieselbe eine gewaltige Erschütterung und Niedergeschlagenheit hindurch. Noch aber hofften namentlich die Betschuanen, im engeren Sinn die Baßutho, auf den stolzen und mächtigen Baßutho-Oberhäuptling Sekukuni. Man schätzte die Macht desselben auf etwa 15000 gut bewaffnete entschlossene Krieger. Seinen Sitz hatte Sekukuni auf einem gewaltigen, schwer einzunehmenden

[1]) Diese Station wird der dort herrschenden großen Dürre wegen wahrscheinlich aufgegeben oder doch nur als Nebenstation mit der Station Malokóng vereinigt werden. Dagegen besteht die Absicht, für Mapoh's Stamm eine eigene, die erste, Station anzulegen. Anlaß dazu gab die Versetzung des Missionars Krause, welcher der kaffrischen Sprache mächtig ist, aus Britisch-Kafferland nach der Berliner Südtransvaal-Synode.

Felsenberge, der überdies noch mit Mauern und Schanzen stark befestigt war.

Im Jahr 1877, als die Engländer die Transvaal-Republik in Besitz nahmen, ruhte der Krieg zwischen Transvaal und Sekukuni. Aber schon im Jahre 1878 tauchten neue Kriegsgerüchte auf. Etliche, durch die Einverleibung ihres Landes auf höchste erbitterte Boers beredeten und reizten den Sekukuni auf alle Weise zum Losschlagen gegen die Engländer. Bald begann auch der Krieg, in welchem Sekukuni einen kleinen Vorteil nach dem andern erreichte; ein beabsichtigter Angriff der Engländer auf Sekukunis Felsenfeste unterblieb indes, weil diese bei der überlegenen Macht desselben einen Erfolg nicht zu hoffen wagten.

Überdies waren die erwarteten Swazi-Hülfstruppen nicht erschienen, weil sie von Cetywayo und seinen Zulu einen Einbruch in ihr Land befürchteten. Außerdem mußten viele Abteilungen englischer Soldaten nach dem Kriegsschauplatze im Zululande marschieren. Da war Sekukuni aller Hoffart und Großsprecherei übervoll. Damals befanden sich denn auch die Berliner Stationen in der Nähe seines Landes, Arkona und Patametsane, in äußerster Gefahr, und selbst Leydenburg und Botschabelo mußten Tag und Nacht Wachen ausstellen und auf einen Angriff und Überfall gefaßt sein. Das war ein beschwerliches und ängstliches Leben.

In dieser Drangsal gab Gott den Engländern den vollständigen Sieg über Cetywayo. Nun gingen dieselben auch gegen Sekukuni kräftiger vor: am 28. Nov. 1879 ward die Felsenburg desselben erstürmt, am 2. Dez. ward er selbst gefangen genommen. Unter sicherer Bedeckung ward er nach der Landeshauptstadt Pretoria abgeführt. Dort wurde er aufs strengste bewacht: niemand durfte mit ihm reden oder ihm Rat geben. Eine Gesandtschaft seiner Anverwandten, die ihn loskaufen wollte, ward natürlich abschläglich beschieden. Sekukuni hat sein Schicksal mit stumpfer Gleichmütigkeit hingenommen. Er läßt sich Essen und Trinken wohl schmecken und verlangt namentlich viel nach Branntwein.

Selbstverständlich ist die Überwindung und Gefangennehmung Sekukunis von sehr großer Bedeutung für den Fortgang der Mission unter Betschuanen- und Baßutho-Stämmen jener ganzen Gegend bis an den Limpopo. Zunächst ist Sekukunis Land der Predigt des Evangeliums aufgethan. Sir Garnet Wolseley hat dem Missions-Superintendenten Merensky die weitgreifendste Vollmacht dafür gegeb.. Die alte Predigtstätte ganz in der Nähe des Felsenberges Sekukunis ist auch sofort durch Missionar Winter wieder aufgenommen worden. Derselbe ging im Ja-

nuar 1880 mit großen Erwartungen in jenes Land, diese Erwartungen sind aber noch übertroffen worden: 14 Tage nach Beginn der Predigt hatte er bereits 82 Leute im Taufunterricht. Die Anlegung etlicher anderer Missionsplätze ist im Werk.[1]) Es ist in jenem Lande viel Verlangen nach der Predigt des Evangeliums, und es ist dies Verlangen während der Zeit, wo die Missionare von Sekukuni aus dem Lande getrieben waren, durch Besuch von einzelnen Missionaren und Nationalgehülfen frisch und lebendig erhalten worden. Die Berliner Mission darf mit Fug und Recht auf reiche Ernten daselbst hoffen. Den Hermannsburger Missionaren, den Nachbararbeitern unter den westlichen Betschuanenstämmen, wird die Niederlage Sekukunis ebenfalls auf ihrem großen Gebiete von bereits 20 Stationen zu statten kommen.

Ebenso werden es auch die evangelischen Pariser Missionare, welche unter den Südbaßutho des Königs Moschesch ein reich gesegnetes Arbeitsfeld haben, sicherlich verspüren. Es war die allgemeine Aufregung, welche vor den Kriegen und während der Kriege mit Cetywayo und Sekukuni die südafrikanischen Völkerschaften ergriffen hatte, auch über die Südbaßutho gekommen. Einzelne Stämme mußten mit den Waffen in der Hand wieder zur Ruhe gebracht werden. Aber die Hauptmasse des Volkes unter dem Häuptling Letschie hielt sich nicht nur in den gesetzlichen Schranken, sondern leistete den Engländern sogar bewaffnete Hülfe gegen ihre Feinde. Trotzdem verordnete die Regierung eine allgemeine Niederlegung der Waffen für alle Südbaßutho. Das kam dieselben hart an und allgemeines Mißvergnügen regte sich und sprach sich aus, ja drohete in Widerstand auszubrechen. Inzwischen wandten sie sich bittend und brieflich an das Parlament und die Königin Viktoria gegen jene angeordnete Maßregel. Auch in die Kapstadt ward eine Gesandtschaft geschickt, um dort einen Aufschub der Entwaffnung zu erbitten, bis die Antwort der Königin und die Entscheidung des Parlaments angekommen sei. Der Häuptling Letschie richtete außerdem an Herrn Griffith, den Bevollmächtigten des Gouverneurs im Baßutholande, einen Brief, um diese Bitte zu unterstützen. In Folge dieser Einwendungen verschob der Gouverneur die Entwaffnung um einen Monat, damit auch das Kapsche Parlament

[1]) Am 18. Februar 1880 ist die alte gesegnete Station Khalatlolu durch Miss. Otto Posselt wieder aufgenommen worden; Ende Mai hate er bereits 56 Erwachsene und 38 Kinder getauft; mit Hinzunehmung der Christen aus der früheren Zeit betrug damals die Gemeinde 148 Seelen, darunter 92 Erwachsene. Bald darauf erhielt Miss. Kadach den Auftrag, die Arbeit auf der Station Arkona wieder zu beginnen.

diese Frage in Ruhe und ohne Überstürzung erörtern könne. Leider ergab die Abstimmung schließlich doch 10 Stimmen Mehrheit für die Entwaffnung. Eine Anzahl Leute schien sich freilich nicht fügen zu wollen; Letschie jedoch kam, wenn auch mit innerem Widerstreben, diesem harten Befehle nach. So kann man hoffen, daß dem Lande Ruhe erhalten bleibt, ja völliger als bisher wiederhergestellt werden wird.

So viel ist aber gewiß, daß durch alle diese Aufregungen, eine tiefgehende sittliche Krisis, ja ein beklagenswerter Ausbruch heidnischer Rohheit bei diesen Baßutho verursacht worden ist. Nach der Zeitung Cape Argus, wo hoffentlich die Sache etwas zu dunkel dargestellt wird, ist das Heidentum gegenwärtig zehnmal stärker als vor Aufrichtung der englischen Schutzherrschaft: die Kinder werden aus den in den heidnischen Ortschaften gegründeten Schulen zurückgehalten und auf den Missionsstationen wird der Gottesdienst nicht mehr so zahlreich besucht, wie dies früher der Fall war. Außerdem berichten die Missionare, daß die Heiden, die ihnen eben noch so zugethan waren, mißtrauisch gegen sie geworden sind, weil ihnen alles verdächtig ist, was von den Weißen kommt.

Es wäre nicht unmöglich, daß diejenigen aus dem Lande auswanderten, die an der Gerechtigkeit Englands um seiner Kolonialpolitik willen zweifelhaft geworden sind. Mit in dieser Voraussicht behält das Komitee der evangelischen Mission zu Paris mit Beharrlichkeit den Plan im Auge, ein neues Arbeitsfeld im Norden des Zambesi aufzunehmen; die Baßutho würden dort eine Landschaft finden, die ganz für sie geeignet wäre. Nach andern Nachrichten freilich ist das Klima dort ungesund, und zwar nicht bloß für Weiße, sondern auch für Baßutho. So ist dem Pariser evangelischen Missions-Komitee die Gründung der Zambesi-Mission noch eine offene Frage. Es fehlt auch zunächst an Geld und an Leuten. Missionar Coillard, welcher 23 Jahre in Süd-Afrika gelebt und gewirkt und zuletzt jene Gegenden am Zambesi gründlich untersucht hat, durchreist jetzt Frankreich, um für jene neue Unternehmung zu werben. Sollte daraus nichts werden, so geht den Pariser Brüdern vielleicht ihr anderer Wunsch in Erfüllung, unter den nördlichen Baßutho-Stämmen, in der Gegend des Limpopo, eine neue Wirksamkeit beginnen zu dürfen. Alle Häuptlinge dort fühlen sich in ihrer Macht beschränkt und bedroht und werden wohl oder übel die Predigt des Evangeliums ungehinderter gewähren lassen müssen.

Und hoffentlich werden wir nicht fehl greifen, wenn wir darauf rechnen, daß diese Gunst der Verhältnisse auch zweien andern Missionsfeldern der

Berliner förderlich sein werde: einerseits dem Gebiete unter der Batßuetla oder Bawenda, wo die Missionare bisher mit viel Widerstand und Widerwärtigkeit zu kämpfen hatten; andrerseits dem Gebiete im Holzbuschgebirge, wo trotz der Ungunst der Häuptlinge ein frisches Leben sich rasch entfaltet hat.

Es ist das letztere ein schönes, gesundes Wald- und Gebirgsland, etwa 4000 Fuß über dem Meeresspiegel, wo Missions-Superintendent Knothe, unter Mitwirkung von 6 Nationalgehilfen, die Station Mp'home mit der Nebenstation Leschoaáne gegründet hat. Die Anstellung von Nationalgehülfen in diesem großen Umfange ist dem Miss. Knothe eigentümlich und bisher in der Berliner Mission noch nicht so reichlich angewandt worden. Derselbe geht auch damit um, auf seiner Station eine förmliche Nationalgehülfenschule einzurichten. In Botschabelo besteht bereits seit kurzem eine solche; sie zählte nach dem letzten Bericht 17 Zöglinge, Miss. Mars ist ihr Vorsteher. Trotz der entschiedenen Feindschaft zweier benachbarter Häuptlinge ist das Werk munter vorwärts gegangen, vielleicht gerade in Folge der rüstigen Mitarbeit jener eifrigen und tüchtigen Nationalgehilfen. Man kann nur lebhaft wünschen und hoffen, daß sich dieser Versuch auch ferner bewähre. Und so angesehen ist diese wenigstens für die Berliner Mission neue Art der Missionspraxis auch ein freudiges Ereignis auf dem Missionsgebiete in Süd-Afrika.

Wir sind am Ende mit unserer Übersicht über die neuesten Ereignisse auf dem Missionsgebiete in Süd-Afrika. Gott sei Dank, es sind viel weniger bedrohliche, als Hoffnung erweckende Ereignisse namhaft zu machen gewesen. Das Ergebnis ist: es geht tapfer und mit frischer Kraft und frischem Mut fast ohne Ausnahme auf allen Missionsgebieten vorwärts. Wolle nur der Herr verleihen, daß unter der äußern Ausdehnung die Innigkeit, Kraft und Lauterkeit in der Missionsgemeinde Süd-Afrikas nicht Schaden leide, sondern vielmehr damit gleichen Schritt halten und gleiches Wachstum treulich und stetig zeigen möge.

Die missionarische Predigt.[1])

Vom Herausgeber.

Die **Predigt** ist ohne Zweifel das hauptsächlichste Mittel zur Ausführung der uns gestellten Missionsaufgabe. Ich sage das **hauptsäch-**

[1]) Vortrag auf der diesjährigen Missionskonferenz zu Bremen. — Zu der beabsichtigten Erweiterung fehlte leider die Zeit.

lichste, nicht das einzige. Auch wenn man den Begriff der Predigt im weitesten Sinne als Verkündigung des Evangelii Christi faßt, so daß überhaupt jede Mitteilung christlicher Wahrheit durch das gesprochene und geschriebene Wort mit diesem Begriffe bezeichnet wird, so haben wir die Missionsmittel keineswegs erschöpft. Nicht bloß darüber herrscht in allen Lagern der Missionsarbeiter ziemliche Einstimmigkeit, daß irgendwelche unterrichtliche und literarische Thätigkeit als Ergänzung der Predigt im engeren Sinne des Worts dem Missionar der Gegenwart ganz unentbehrlich ist, sondern auch darüber schwindet je länger je mehr die Meinungsdifferenz, daß diese unterrichtliche und literarische Thätigkeit sich nicht ausschließlich auf die Unterweisung in der christlichen Lehre beschränken kann, sondern daß gewisse allgemeine Bildungselemente, teils behufs der Bodenbereitung für die missionarische Aussaat, teils um der weiteren Pflege derselben willen, notwendigerweise zum Gemeingut jedes Volks gemacht werden müssen, unter dem die Mission ihre kirchengründende Arbeit thut, wie denn erst im v. J. die große Missionskonferenz zu Bangalore eine dahin gehende Resolution gefaßt hat.[1]) So ernstlich man auch davor zu warnen hat, daß der Missionsberuf mit solcher allgemeinen Schulthätigkeit identifiziert werde und daß man in unpädagogischer Weise zumal bisher gänzlich uncivilisierte Völker im Siebenmeilenstiefelschritt auf Bildungshöhen führe, auf denen sie schwindlich werden müssen — so dürfen uns doch selbst diese unleugbar wirklich vorhandenen Gefahren nicht bewegen, die Mission von dieser allgemeinen Bildungsaufgabe zu entbinden; wir würden sie sonst nicht bloß eines großen völkererzieherischen Einflusses berauben, sondern die Solidität ihres eigensten Werkes schädigen.

Ferner steht keinerlei Widerspruch zu befürchten, wenn man bei den Missionaren noch mehr als bei den Predigern der Heimat neben dem Wort, das sie verkündigen, das Leben, welches sie führen, als ein wichtiges Evangelisierungsmittel bezeichnet. Wie in der Christenheit, so predigt der Botschafter Christi erst recht unter den Heiden durch die Thaten, die er thut und durch das Beispiel, das er giebt.[2]) Durch ein Leben voll Güte und Menschenfreundlichkeit, das in christlicher Geduld, Sanftmut und Barmherzigkeit sich gleich bleibt, muß der Missionar vor allem das Vertrauen der meist so mißtrauischen Heiden gewinnen, soll das Wort, das er redet, Eingang in ihre Herzen finden. „Ich habe gefunden“ erklärt

[1]) Ind. Ev. Review 1879. S. 460 ff.
[2]) Allg. M.-Z. 79 S. 533.

Miss. Lawes, von Neu „Guinea, „daß menschliche Güte ein Schlüssel ist, der jedes Thor aufschließt. Im Anfang einer Mission richtet mündliche Lehre wenig aus. Aber ich glaube fest an die Macht eines sich gleich bleibenden christlichen Lebens."[1]) Und diese Erklärung bestätigend sagt Miss. Hughes von Peschawer: „Junge Missionare laufen oft in ihrem Eifer von Dorf zu Dorf um Zeugnis abzulegen und kommen dann heim im befriedigenden Gefühle ihre Mission erfüllt zu haben. Aber wirksame Missionsarbeit braucht mehr als das: Beständige Beweise herzlicher Liebe."[2]) Wie unser Herr Jesus Christus selbst das Wort heißt — jedenfalls auch darum, weil er der persönliche Repräsentant der Offenbarung, die Personifikation der Rede Gottes an die Menschheit ist und ganz und gar lebte, was er lehrte — also soll auch von seinen Boten und ganz speciell von den unter den Heiden wirkenden im relativen Sinne gesagt werden können: sie sind das Wort. In ihrer Person sollen sie das Wort repräsentieren, in ihrem Leben und Handeln es zur Anschauung bringen. Ohne das gelebte Wort ist das gelehrte kaum eine halbe Predigt zumal unter den Heiden, denen das Christentum zunächst wesentlich in der Person der Christen entgegen tritt, die sich unter ihnen aufhalten.[3])

Weit weniger als bei den bisher angedeuteten Punkten kann man aber auf allgemeine Zustimmung rechnen, wenn man die letzten Gedanken erweiternd, zumal für die Mission unter gänzlich uncivilisierten Völkern den Satz aufstellt, daß überhaupt die bloße Lehre zur Christianisierung wie zur Civilisierung nicht genüge, sondern zu ihrer Ergänzung mit Notwendigkeit allerlei praktische Einübung erfordere und daß die protestantische Mission so lange an einem Defekt leide, als sie ausschließlich durch das Wort zu wirken suche.[4]) Zwar an dem allgemeinen Satze nimmt kaum ein protestantischer Missionspraktiker Anstoß, daß die Mission der Gegenwart im Unterschiede von der apostolischen Mission auf weit den meisten ihrer Gebiete gewisser präparatorischer Vor- resp. Begleitarbeiten bedürfe, wenn sie den Samen des göttlichen Worts auf ein zu seiner Aufnahme geeignetes Feld ausstreuen, die aufgehende

[1]) Ebd. S. 533.

[2]) Ebd. S. 534.

[3]) Warneck: „Warum hat unsre Predigt nicht mehr Erfolg?" (Gütersloh 1880) — ein Schriftchen, auf das ich als Einleitung resp. als Ergänzung zu diesem ganzen Aufsatz ausdrücklich hinzuweisen mir erlaube.

[4]) Diese Zeitschrift 80 S. 253 f. Hübbe-Schleiden: „Ethiopien" S. 59. ff. 308 f.

Saat gehörig pflegen und ihre völkerpädagogische Aufgabe wirklich erfüllen wolle. Unter den meisten Heidenvölkern der Gegenwart fehlen die Voraussetzungen, an welche die apostolische Predigt ihrer Zeit fast überall anknüpfen konnte; so fehlt vor allem die Erziehung auf Christus durch das Gesetz und die Propheten und damit die Erkenntnis und die Sehnsucht nach einem Versöhner. Es fehlt aber auch zu einem großen Teile der übrige Vorbereitungsapparat: die damals durch die Gemeinsamkeit der Sprache und Bildung gegebene Möglichkeit des gegenseitigen Verständnisses; die auf Grund der geordneten bürgerlichen Verhältnisse und der allgemeinen Kulturzustände leicht zu bewirkende Selbständigkeit der Christen, anderer Mängel ganz zu geschweigen.[1])

Durch die bloße Predigt oder Lehre, und wenn diese in der populärsten Form geschähen, vermag die Mission diese Mängel durchaus nicht auszugleichen. Wir bedürfen einer praktischen Pädagogie, die ergänzend zu der einseitigen Pflege des erbaulichen und intellektuellen Elements hinzutritt, durch konsequente Gewöhnung an einen kategorischen Gesetzesimperativ auf den Willen wirkt und auf dem Wege väterlicher Zucht eine gewisse sittliche Ordnung einübt. Wir brauchen eine unter den sittlichen Gesichtspunkt der Erziehung gestellte civilisatorische Hilfsthätigkeit; vor allem müssen wir mit aller Energie das erziehende Mittel der Arbeit in Anwendung bringen unter Völkern, bei denen im umfassendsten Sinne des Worts: der Müssiggang aller Laster Anfang ist. Sowohl praktische und nüchterne Missionare wie der Mission wohlwollende und mit Verständnis für ihre Aufgabe erfüllte Kaufleute und Reisende stimmen je länger je mehr darin überein, daß die durch das Christentum geheiligte Arbeit eins der hauptsächlichsten Mittel ist, um die Wilden und Halbwilden, deren Trägheit vornehmlich das Hindernis ihrer sittlichen Hebung bildet, aus ihrer Jahrhunderte langen Erniedrigung herauszureißen, und daß der Erfolg der Mission zum nicht geringen Teil von der Achtung und Liebe zur Arbeit abhängen wird,

[1]) Auch dürfte es unter den Missionskennern heute wohl kaum noch solche dogmatische Idealisten geben, die in den heidenchristl. Gemeinden der Gegenwart die Sammlung einer „Auswahl“ erblickten und auf Grund dieses dogmatischen Vorurteils eine Missionstheorie zu konstruieren den Mut hätten. Diese Gemeinden tragen — das ist jetzt als eine außerhalb aller Kontroverse stehende Thatsache zu betrachten — ganz denselben Charakter der Knechtsgestalt der Kirche Christi auf Erden, den unsre heimischen Volkskirchen tragen; ja sie stehen zum größten Teil auf einer viel tiefern Stufe als diese.

die man ihnen einzuflößen vermag.[1]) Aus dieser Erkenntnis sind die großen industrial missions hervorgegangen, die man jetzt im centralen Ostafrika ins Werk setzt, nachdem man bereits z. B. in Lovedale, auf der Goldküste, in Metlakahtla ꝛc. erfolgreiche Versuche dieser Art gemacht hat.

Es ist jetzt indes nicht meine Aufgabe, mich weiter auf die theoretische Begründung und praktische Ausführung dieser sog. industrial missions einzulassen; nur um mich nicht dem Vorwurfe einer einseitigen Betonung der Predigt-Thätigkeit auszusetzen, war ich genötigt, ihrer einleitungsweise zu gedenken. Nötigt uns die nüchterne Betrachtung der Thatsachen — mehr als jede theoretische Beweisführung — zu der Erkenntnis, daß unsre jetzige Missionsarbeit, je nach dem Zustande der verschiedenen Völker, unter denen sie statt hat, längere Generationen hindurch wesentlich eine präparatorische ist, so müssen wir als praktische Männer auch unser Handeln danach einrichten, und ich zweifle nicht, daß wie die ärztliche Hilfsthätigkeit immer mehr in den Organismus unsrer heutigen Missionspraxis sich eingliedert, dasselbe mit der gewerblichen und kolonisatorischen Arbeit der Fall sein wird, und zwar in dem Maße als es gelingt, auf dem Wege der Erfahrung Art und Weise der Ausführung immer sicherer festzustellen. — Als die neuere Mission ihr Evangelisierungswerk begann, erschien ihr die zu lösende Aufgabe ziemlich einfach. Aber je länger wir Mission treiben, desto mehr wachsen wir in die Größe der uns gestellten Aufgabe hinein, desto besser lernen wir die früher ungeahnte Kompliziertheit derselben erkennen und desto praktischer nehmen wir ihre Ausführung in Angriff. Es heißt auch hier: exercendo discimus, Übung macht den Meister.

Dennoch wird trotz der wachsenden Erkenntnis der Kompliziertheit der Missionsaufgabe und der aus ihr resultierenden Mannigfaltigkeit der Missionsmittel die **Predigt** immer den hervorragendsten Platz behalten. Für alle Zeiten und für alle Völker bleibt die Anweisung des Stifters der Mission in voller Kraft: „gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur“ (Mark. 16, 15), und überall behält das Paulinische Wort seine alte Wahrheit: „Der Glaube kommt aus der Predigt“ (Röm. 10, 17). Wie daher die Apostel „ausgingen und an allen Orten predigten“ (Marc. 16, 20), so senden wir bis auf diesen Tag unsere Missionare als Prediger zu den Heiden, d. h. wir stellen ihnen als ihre Hauptaufgabe die mündliche Verkündigung des

[1]) Warneck: „Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur. S. 69 ff.

Evangelii. Alles andre, so große Bedeutung es für sich auch haben mag, ist im Vergleich mit dieser Aufgabe nur Bei- und Nebenwerk, teils Präparation, teils Nachhilfe.

Indem ich nun zu meinem eigentlichen Thema übergehe, beginne ich mit einer Definition resp. Begrenzung desselben. Ich verstehe nämlich unter missionarischer Predigt wesentlich die in freier Rede geschehende Verkündigung des Evangelii an Heiden, um sie mit den Grundlehren und Grundthatsachen des Christentums bekannt zu machen, um die Überzeugung von der Wahrheit derselben in ihnen zu erwecken und sie zum Übertritt aus dem Heidentum in die Gemeinschaft der christlichen Kirche zu bewegen. Demnach unterscheidet sich die missionarische Predigt in diesem begrenzten Sinne sowohl von der Unterweisung der Katechumenen als von der Gemeindepredigt. Die erstere gehört in das Kapitel der missionarischen Katechetik, die letztere in das der allgemeinen Homiletik. Es wird ja allerdings nicht bloß in den Missionsanfängen, sondern immer wo auch Heiden die christlichen Gottesdienste besuchen, der Unterschied zwischen der missionarischen und der Gemeindepredigt nur ein fließender sein und viele Anweisungen, die für jene gelten, auch auf diese passen. Dennoch scheint es mir der reinlicheren Betrachtung wegen notwendig, den Unterschied festzuhalten. Je länger je mehr wird die Gemeindepredigt unter den Heidenchristen Textepredigt werden müssen wie in der heimatlichen Kirche. Wenn auch die wiederholte Behandlung der Elemente der christlichen Lehre in der Predigt vor der heidenchristlichen Gemeinde lange Zeit hindurch einen bedeutenden Raum in Anspruch nehmen wird, so ist doch unerläßlich, die durch die Taufe in die Gemeinschaft der Kirche Aufgenommenen, unter Voraussetzung der Kenntnis der allgemeinsten Thatsachen der Heilsgeschichte, allmählich in den gesamten Heilsrat Gottes einzuführen; mit der wachsenden Kenntnis das Verständnis und mit dem Verständnisse die immer allseitigere Bethätigung des Wortes Gottes im praktischen Leben bei ihnen zu fördern. Damit geht die Rede aber schon vielfach über den heidnischen Standpunkt und das heidnische Bedürfnis hinaus. Freilich wird ja der Missionar auch im sonntäglichen Gottesdienste auf die anwesenden Heiden besondere Rücksicht nehmen und möglichst jedem das Seine zu geben suchen; aber selbst abgesehen davon, daß die Gemeindepredigt doch immer wesentlich die Bedürfnisse der Christen und Katechumenen zu befriedigen suchen muß, so kann sie auch schon darum die specifisch missionarische Predigt nicht ersetzen, weil oft genug die Heiden zu diesen Gottes-

diensten nicht kommen werden. Ich unterlasse es also, auf die Gemeindepredigt weiter einzugehen. Die Verschiederheit von Land und Leuten bedingt ja allerdings eine von der heimatlichen nicht ganz unbedeutend abweichende, freie Predigtweise, die sich von manchem homiletischen Zopfe emancipieren muß; im großen und ganzen aber wird auch der Missionar denselben homiletischen Grundregeln folgen können, die für den Prediger in der alten Christenheit gelten.

Predigen ist immer und überall keine leichte Sache; im Gegenteil: je älter man wird und je länger man predigt, desto schwerer kommt es einem vor. Aber die missionarische Predigt hat doch ihre besonderen Schwierigkeiten; schon darum, weil man sie in einer fremden, meist recht schwierigen und an treffenden Bezeichnungen für die christl. Gedanken armen Sprache zu halten, weil man zu Menschen mit einer von der unsrigen sehr verschiedenen Denk- und Anschauungsweise zu reden und weil man bei Heiden, denen das Christentum eine völlige terra incognita ist, Widerstände zu überwinden hat, deren Größe man erst versteht, wenn man ihnen wirklich nahe tritt. Allerdings schlägt im Grunde in der Brust jedes Heiden dasselbe Herz, das in der meinen schlägt; aber ist es schon unter den eignen Volksgenossen nicht leicht, den Schlüssel zu finden, der dieses Herz aufschließt, so daß man das Leben des göttlichen Worts in dasselbe hineinbringen kann, so ist diese Kunst unter fremden Heiden doppelt schwer. Abgesehen davon, daß ihnen gemeiniglich das S ü n d e n b e w u ß t s e i n, wenigstens in dem Sinne wie wir, erleuchtet vom Lichte des göttlichen Worts, es verstehen, fast gänzlich mangelt, also die Hauptanknüpfung für unsre Erlösungsbotschaft so gut wie fehlt — auch für die objektiven Lehren, ja selbst für die Thatsachen, die wir ihnen verkündigen, finden wir meist nur ein d ü r f t i g e s V e r s t ä n d n i s und zwar aus zweierlei Gründen. Einmal darum, weil in Folge der Bildungs- resp. Kulturdifferenz die specifisch christlichen Gedanken nach ihrer dogmatischen wie nach ihrer ethischen Seite überhaupt sehr hohe Forderungen an ihre Erkenntnisthätigkeit stellen, und dann weil sie unwillkürlich diese Gedanken unter ihrer bisherigen religiösen und sittlichen Denkungsweise auffassen, mit dieser vermischen und so immer wieder trüben. Bedenkt man nun, daß der fremde Missionar schon aus Mangel an hinreichender Sprach- und Menschenkenntnis diese Trübung kaum merkt oder wenn er endlich dahinter kommt, erst recht sein Unvermögen entdeckt, Klarheit zu schaffen, so wird man es sehr verzeihlich finden, wenn er lange Zeit hindurch die Erfahrung macht, daß seine Predigt entweder über die Köpfe geht oder

daß nur einseitig ein Nebenpunkt von den Leuten als die Hauptsache gefaßt wird.

Je nachdem nun ein Volk für die Aufnahme des Evangelii innerlich und äußerlich mehr oder weniger vorbereitet; je nachdem seine Religion eine mehr oder weniger durchgebildete und festgewurzelte; je nachdem sein Kulturstand ein höherer oder tieferer ist, wird der predigende Missionar seine Stimme wandeln müssen. Die Egalisierungssucht ist auch auf dem Missionsgebiete verhängnisvoll. Die missionarische Predigt wird daher eine wesentlich andre Form annehmen müssen in China als auf den Inseln der Südsee, in Japan als in Centralafrika, bei den Hindus als bei den Herero; ja selbst in Kalkutta als in Tinnevelly oder unter den Kolhs. Auf alle diese Modalitäten einzugehen, ist aber natürlich in dem engen Rahmen eines Vortrages unmöglich. Es kann sich bei der mir gestellten Aufgabe vielmehr nur darum handeln, eine Reihe solcher homiletischer Grundgesichtspunkte aufzustellen, die mutatis mutandis allgemeine Geltung beanspruchen dürfen, ein Verfahren, bei dem ich nach dem eben Bemerkten von den Vorwurfe des Generalisierens nicht getroffen zu werden hoffe.

Ich gedenke nun meinen Weg von der Peripherie nach dem Centrum zu nehmem; beginne also mit den mehr äußerlichen Fragen, zuerst mit der Frage nach dem Orte: **wo** soll der Missionar seine Heidenpredigt halten? Antwort: an jedem Orte, wo er eine Zuhörerschar findet, die willig ist, seine Verkündigung anzuhören. Auf diese Bedingung erlaube ich mir aber besondern Nachdruck zu legen. Speciell für Indien hat man ja die Frage über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Straßen- oder Bazarpredigt viel erörtert, bis heute aber noch nichts Kanonisches entschieden. So eröffnete die Indian Evangelical Review[1]) vor 2 Jahren eine Art Korrespondenz-Missionskonferenz (a missionary conference on paper) indem sie an eine große Zahl tüchtiger Missionare eine Reihe Fragen in bezug auf diesen Gegenstand richtete und deren Antworten dann in 2 langen Artikeln publizierte. Wesentlich auf Grund der Erfahrung werden da so viel Gründe pro et contra geltend gemacht, daß es eines besonderen Vortrags bedürfte, um sie alle zu reproduzieren. Das Resultat dieser umfangreichen Korrespondenz ist etwa folgendes: die Mißstände, welche diese Art öffentlicher Predigt, bei der sich eine ganz zufällige Hörerschar einfindet, die beständig kommt und geht, selten eine Rede bis zu Ende anhört, geschweige zu einer

[1]) 1880. Vol. V, S. 231 ff. und 435 ff.: Street-Preaching.

folgenden sich einstellt, die oft lärmt, den Prediger unterbricht und verhöhnt, werden allseitig hervorgehoben; die Anstrengungen und Schwierigkeiten, welche dem Missionar dabei zugemutet werden, stark betont und verhältnismäßig wenige Ausnahmen abgerechnet, die Resultatlosigkeit im großen und ganzen zugestanden. Dennoch glauben weit die meisten der Korrespondenten sich für Beibehaltung dieser Praxis entscheiden zu müssen, teils weil sie einmal die hergebrachte sei; teils weil auf diese Weise doch Samenkörner unter Menschen ausgestreut würden, an die man sonst gar nicht herankomme, Samenkörner, die doch auch nicht immer auf unfruchtbaren Boden fielen, sondern gar manchmal, wenn auch erst nach Jahren aufgingen; teils weil man mit dieser Predigtweise dem Vorbilde Christi und der Apostel folge. So schließt z. B. Missionar Bowen, ein Mann, der 35 Jahre lang in Bombay auch durch Straßenpredigten thätig gewesen ist, sein Votum mit den charakteristischen Worten: „Ich kenne keine Art der Arbeit hier in Bombay, die entmutigender wäre, als die Straßenpredigt. Wohl hundert mal bin ich versucht gewesen dieselbe als ganz und gar unnütz zu betrachten; aber ich habe sie immer wieder aufgenommen, weil ich es als den Willen des Herrn erkannte, damit fortzufahren."

So ehrenwert für den betreffenden Missionar und die meisten seiner Kollegen diese Handlungsweise auch ist, so glaube ich, müssen wir doch das beanstanden, die Erkenntnis des Willens des Herrn hier für eine objektiv richtige zu halten. Soweit ich sehe, findet nämlich hier nicht die nötige Unterscheidung statt. Wohl hat unser Herr und Meister auf Bergen, an Seeen und in Wüsten, also unter freiem Himmel genug Predigten gehalten; aber überall hat er da zu Scharen gesprochen, die ihm gefolgt waren in der Absicht, um ihn zu hören. Ähnlich wie der Heiland selbst hat Paulus gehandelt. Er hat auf dem Areopage zu Athen gepredigt, aber erst nachdem die durch Gespräche auf dem Markte neugierig gewordenen Athener ihn selbst dorthin geführt. So verhielt es sich auch in Lystra, wo er eine Straßenpredigt gehalten, wiederum erst nachdem er durch das Volk, das ihm und Barnabas Opfer bringen wollte, dazu genötigt worden war und er eine ad hoc aufmerksame Versammlung fand. Auf das Vorbild Christi oder Pauli wird man sich also so ohne weiteres nicht berufen können zur Rechtfertigung der heute in Indien geübten Straßenpredigt, zu der man aufs Geratewohl ausgeht und beliebige Menschen anredet, ganz gleich ob sie hören wollen oder nicht.

Aber stehet nicht geschrieben: „Gehet aus auf die Straßen und Gassen

der Stadt?" Ganz recht, allein abgesehen davon, daß wir es hier mit einer Rede im Gleichnis zu thun haben — so steht nicht dabei: und haltet dort öffentliche Predigten. Auf dem Markte in Athen hat Paulus Gespräche geführt und dann erst, als durch diese Gespräche angeregt, die Leute zum Hören einer Rede willig gemacht waren, hat er gepredigt. Sonst predigt Paulus nicht auf den Straßen, sondern in den jüdischen Synagogen oder in den Hörsälen der griechischen Philosophen oder in den Häusern. Fruchtbarer als die Straßenpredigt und gemäßer dem biblischen Vorbild ist zunächst das Gespräch, zu dessen Anknüpfung und zielvoller Durchführung allerdings gemeiniglich mehr Geschick gehören mag, als zu einer vorbereiteten Predigt. Überhaupt nimmt das religiöse Gespräch, um das hier beiläufig zu bemerken, in der missionarischen Praxis eine ganz hervorragende Stelle ein und vielmehr noch als der Seelsorger in der Heimat muß der Missionar unter den Heiden in ihm geübt sein. Das Vorbild, welches in dieser Beziehung uns der Herr Jesus Christus gegeben, wird noch lange nicht genug ausgebeutet. Es wäre eine lehrreiche biblische Studie, die Gespräche Jesu einmal unter dem pastoral-theologischen wie unter dem missionarischen Geschichtspunkte zu betrachten, um zu zeigen, was für Schätze psychologischer Weisheit der Seelsorger in der Heimat wie der Missionar unter den Heiden aus ihnen schöpfen kann zur Erlernung und Übung der großen Kunst der Menschenfischerei.

Darin stimmen die meisten der von der Indian Evang. Rev. citierten Missionare überein, daß die Straßenpredigt da abzubrechen sei, wo fortdauernder Lärm und grobe Insulten eintreten und daß es sich nicht empfehle, bei dieser Gelegenheit sich viel auf Disputationen einzulassen.[1]) Die Erfahrung zeige, daß dabei nicht nur nichts herauskomme, sondern das Evangelium nicht selten Schaden leide. Auch sei diese Weise der Evangelisierung nicht jedermanns Sache; es gehöre eine besondere Qualifikation des Missionars dazu, eine Gabe der Geistesgegenwart, der Ruhe, der volkstümlichen Rede, und eine persönliche Dignität, die nicht bei jedem sich finde. Wo man an andern Orten die Heiden erreichen könne, in irgendwelchen öffentlichen Lokalen, an den Tempeln, oder in ihren Häusern, da sei dieser Weg vorzuziehen; auf den Dörfern finde man übrigens bei

[1]) Erstere Leute haben keine Lust auf den Straßen sich in religiöse Diskussionen einzulassen und die, welche sie suchen, sind in der Regel eitle Burschen, die sich vor der Menge ein Ansehn geben wollen. Als Miss. Roberts einen solchen Disputator einst aufforderte, ihm doch in seine Wohnung zu folgen, erhielt er die charakteristische Antwort: „O nein, dort hört uns ja niemand" (Not. 1880 S. 236).

Predigten unter freiem Himmel größere Stille und aufmerksamere Hörer als in den Städten.

In China und Japan scheinen die Straßenpredigten nicht in so allgemeinem Gebrauch zu sein als in Indien, und unter den uncivilisierten Völkern, wo es nur selten größere Städte giebt, machen schon die ganz andern Verhältnisse eine Modifizierung notwendig. Fassen wir alles zusammen, so dürfte sich etwa folgender Modus empfehlen: die Straßenpredigt ist nicht jedermanns Ding und jedenfalls nicht an Orten zu halten, wo fortgehende geräuschvolle Störungen die Würde des Evangelii profanieren und der Bote desselben beständig in der Gefahr ist, die Perlen vor die Säue zu werfen. Entweder bedient man sich ein für allemal bestimmter Predigtplätze, die an jedermann zugänglichen Orten liegen müssen oder man ladet auf irgend eine Weise zur Versammlung an einem bestimmten Orte ausdrücklich ein, in einem öffentlichen Lokale, in einer Schule, vor einem Tempel, im Hofe eines Häuptlings, in dem öffentlichen Versammlungshause oder an irgend einem bestimmten Platze im Freien — je nach den lokalen Verhältnissen. Die Hauptsache ist nirgends der Ort, sondern daß man eine Versammlung von Menschen zu Stande bringt, die wissen, daß sie das Evangelium hören sollen und die gekommen sind, weil sie es auch hören wollen. Auf eine möglichst große Menge von Hörern kann es dabei ebensowenig ankommen, wie darauf, daß man auch sofort alle die erreiche, welche einer Einladung zu einer Predigt an einem bestimmten Orte nicht folgen würden. Wenden wir uns zunächst an die, welche aus irgend welchen Gründen hören wollen und gehen den andern, soweit wir das vermögen, in suchender Seelsorgerliebe nach — auf diesem nüchternen Wege wandeln wir am sichersten in den Fußstapfen Christi und seiner Apostel.

Von besonderer Wichtigkeit für den Erfolg dieser öffentlichen Heidenpredigt erscheint mir nun ein Doppeltes: 1) daß sie nicht isoliert dastehe sondern wiederholt werde und 2) daß sich möglichst viele Privatgespräche mit den Hörern an sie anschließen. Soweit meine auf sorgfältiges Studium der einschlägigen Berichte basierte Kenntnis reicht, kommt sehr selten bei solchen Heidenpredigten etwas heraus, welche die Missionare auf Touristenreisen halten, d. h. auf solchen Reisen, die sie jeden Tag an einen andern Ort, vielleicht an einem Tage an zwei, drei Orte führen. Auf diesen für die Missionare oft sehr anstrengenden und ihre Gesundheit nicht selten untergrabenden Touren wird meines Erachtens der gute Same im wesentlichen nur an den Weg gestreut, um nicht ge-

radezu zu sagen, verschwendet. Als Rekognoszierungsreisen haben ja diese Touren ihren großen Wert und sind sie unentbehrlich, obgleich man auch in diesem Falle den lieben Brüdern meist weniger Eile empfehlen möchte. Mit Kourierzügen kann und darf man einmal die Missionsreisen nicht machen; die schnellste Reise ist selten die beste. Werden nun auf solchen Rekognoszierungstouren gelegentlich auch Missionspredigten gehalten, ohne daß vorläufig der ausgestreute Same irgendwie begossen und gepflegt wird, so läßt sich dagegen ja nichts einwenden. Etwas ganz anderes aber ist es auf den eigentlichen Missionspredigtreisen, die wieder wohl zu unterscheiden sind von Besuchs- resp. Visitationsreisen zu den christlichen Gemeinden, auf die ich mich dieses Orts nicht weiter einzulassen habe. Auf den spezifisch missionarischen Predigtreisen sollte der Missionar sich an den einzelnen Orten, die er besucht, immer wenigstens einige Tage, wenn nicht Wochen, aufhalten. Die missionarischen Touristenreisen lassen sich nicht durch das Vorbild Pauli rechtfertigen, denn der große Heidenapostel hat sich an den Orten, die er besuchte, stets längere Zeit aufgehalten, er hat nur an keinem bleibende Station genommen. Nur ein wenigstens mehrtägiger Aufenthalt giebt Gelegenheit, durch Wiederholung der Predigt zu verhüten, daß es nach der Abreise des Missionars heißt: aus den Augen aus dem Sinn, und einigermaßen eine Wurzelung des ausgestreuten Samens zu bewirken. Wenigstens einige von den ersten Hörern werden wiederkommen und gerade diese sind es, die vermutlich den Grundstock einer zu bildenden Gemeinde abgeben werden. Mir erscheint es als eine verkehrte Praxis, auf Missionspredigtreisen sich damit zu begnügen, daß man doch ins allgemeine Samen ausgestreut habe. Immer und überall ist als konkrete Aufgabe die Sammlung einer Gemeinde ins Auge zu fassen und zwei, drei Seelen für diesen Zweck gewinnen ist größerer Erfolg als ins Blaue hinein wer weiß wie viel Samenkörner auszustreuen.[1])

Daher muß nach der missionarischen Predigt den Hörern auch stets Gelegenheit geboten werden, durch anschließende Gespräche sich weitere Belehrung zu verschaffen, auf allerlei Fragen Antwort zu erhalten, Bedenken, Zweifel, Einwendungen offen aussprechen zu dürfen u. dgl., wie denn auch der Missionar das Bedürfnis haben muß, seine Hörer zu fragen: „Verstehet ihr auch, was ihr gehört habt?" Für die konkrete Aufgabe, die einzelnen zur Annahme des Christentums zu bewegen, sind diese Privat-

[1]) Besonders in der China Inland Mission wird auf solchen Touristenreisen viel schöne Kraft konsumiert.

unterredungen vielleicht von noch größerer Wichtigkeit als die vorhergegangene Predigt, jedenfalls fehlt dieser der Schlußstein, wenn sie fehlen.

Über die zweite Vorfrage: in welcher Sprache die missionarische Predigt zu halten sei, dürfte kaum eine Meinungsdifferenz unter uns herrschen. Wir alle werden darin übereinstimmen, daß dies notwendig in der betreffenden Volkssprache geschehen müsse, und wir tadeln die — verhältnismäßig aber doch nur wenigen — Missionare englischer Zunge, die aus was immer für Gründen ihre eigne Muttersprache substituieren. Selbst zugegeben, daß in Indien für den höheren Schulunterricht nach dem Vorgange Dr. Duffs der Gebrauch des Englischen zweckmäßig sei, so würde aus dieser Konzession doch für die Predigt nicht gefolgert werden dürfen, daß sie gleichfalls im Englischen gehalten werden könne. Die Predigt ist ein ander Ding als der Unterricht oder die wissenschaftliche Vorlesung; daher hat nicht einmal Dr. Duff für sie das Englische in Vorschlag gebracht, wie er es auch durchaus nicht in die Volksschulen einführen wollte. Ich würde fürchten, ein überflüssiges Werk zu thun, wollte ich auf den innern Zusammenhang zwischen Volkssprache und Volksreligion dieses Ortes eingehen und aus ihm die Notwendigkeit des Gebrauchs der ersteren behufs der Erfüllung der uns gestellten Missionsaufgabe darzuthun suchen, da in thesi wir alle davon überzeugt sind. Aber in praxi liegen die Dinge doch nicht auf allen Missionsgebieten so einfach, daß man mit dem Satze: für die Predigt die Volkssprache, schon auskäme. Es giebt eben verschiedene mehrsprachige Missionsgebiete, z. B. Südafrika, wo neben den eingebornen Sprachen das Holländische und je länger je mehr auch das Englische ziemlich allgemein gesprochen wird; der indische Archipel, auf dem das Malaiische neben den einzelnen insularischen Sprachen hergeht; Chota Nagpur, wo das Hindi neben dem Munda-, Larka- und Urao-Kolh in Gebrauch ist; China, wo neben den verschiedenen Volksdialekten die sog. Gelehrtensprache sich findet. Diese Mehrsprachigkeit sofort zu beseitigen, liegt außerhalb unsrer Macht und die missionarische Praxis muß zunächst mit ihr als einer gegebenen Größe rechnen. Nur eine weise Accommodation an die realen Verhältnisse kann hier das Verhalten des Missionars regeln. Er selbst wird, so lästig für ihn das auch ist, sich dieser verschiedenen Sprachen bemächtigen und je nach den Menschen, mit denen er es zu thun hat und dem verschiedenen Werke, das er treibt, sich ihrer promiscue bedienen müssen, also unter Umständen in einer andern Sprache zu schreiben, in einer andern zu unterrichten, in einer andern

zu predigen genötigt sein, ein Übelstand, der natürlich fortwährend die Erwägung nahe legen muß, wie weit seine Beseitigung durch eine weise missionarische Praxis möglich ist.

Die gründliche Erlernung der Volkssprache ist nicht bloß in den ersten Jahren, sondern während seiner ganzen Wirksamkeit eine der hauptsächlichsten Berufsarbeiten des Missionars. Ich werde, je besser ich allmählich die realen Missionsverhältnisse kennen lerne, immer fester davon überzeugt, daß die mehr oder weniger mangelnde Beherrschung der fremden Sprache zu einem viel größeren Teile den mangelndeu Missionserfolg, resp. die zu äußerliche, oberflächliche Auffassung des Christentums seitens der Heidenchristen verschuldet, als man gemeiniglich annimmt. Ich bin mit dieser durch Beispiele aus allen Missionsgebieten leicht zu beweisenden Behauptung weit davon entfernt, unsern Missionaren im großen und ganzen einen Vorwurf zu machen, obgleich es ja an einzelnen nicht fehlt, die sichs mit ihren sprachlichen Studien ein wenig bequem machen. Die bis zur vollkommenen Beherrschung gehende Erlernung einer oder gar mehrerer fremder, von der unsern meist grundverschiedener, Sprachen ist eine schwere Mannesarbeit und gerade diejenigen Missionare, die diese Arbeit am energischsten treiben, bekennen nach 5, 10 Jahren, daß sie immer noch Lehrlinge sind, — eine Thatsache, die es einem allerdings schwer begreiflich macht, woher mancher Missionar den Mut nimmt, schon nach einem wenigjährigen Aufenthalte mit dem an sich schon schwierigen Werke der Bibelübersetzung sich zu befassen. Nur im Zusammenhange mit dem tieferen Eindringen in die gesamte Denk- und Anschauungsweise eines Volkes lernt man allmählich wirklich seine Sprache. Das Studium derselben muß daher die fortgehende Lebensarbeit des Missionars sein. Bevor er es nicht wenigstens zu einiger Sprachgewandtheit gebracht hat, soll er lieber das Predigen vor Heiden noch lassen; auch hier thut die Eile nicht gut. Daß das Dolmetschen ein Hilfsmittel von mehr als zweifelhaftem Werte ist und wo man sich nicht eines halbwegs gebildeten und zuverlässigen Mannes als Dolmetschers bedienen kann, viel besser unterlassen wird, ist eine durch viele traurige Erfahrungen teuer erkaufte Lehre, die endlich allgemeine Beherzigung finden sollte.

Zum dritten: **Wer** soll die eigentliche Heidenpredigt halten, der europäische Missionar oder der eingeborne Evangelist? In den ersten Stadien der Missionsarbeit zweifellos wesentlich der erstere. So hielten es auch die Apostel: „Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen“ (1 Kor. 1, 17) erklärt

Paulus. Die Predigt als den schwersten, einflußreichsten und verantwortungsvollsten Teil seines apostolischen Berufs übernahm er **selbst**, während er die zahlreichen Gehilfen, die er sich nach und nach **heran**bildete, vorerst mit andern Geschäften betraute. Ist die **missionarische** Predigt das Hauptevangelisierungsmittel, so **soll** man sie nicht in die Hände von Rekruten legen. Es giebt ja unter den eingebornen Gehilfen hervorragend tüchtige Männer und zwar nicht bloß aus den gebildeten Klassen Indiens, sondern auch aus dem Schoße der uncivilisierten Nationen Afrikas und der Südsee, zum Teil Männer ohne systematische Schulung, die ganz bedeutende Erfolge auch als Evangelisten erzielt haben. Allein der Durchschnitt gerade der geschulten Gehilfen besteht doch aus mittelmäßigen Rekruten, die selbst bescheidenen Ansprüchen an ihre Qualität als Zeugen Christi nur dürftig entsprechen. Sind nun diese Rekruten auch noch dazu sehr jung an Jahren und haben sie weiter keine Legitimation aufzuweisen, als daß sie einige Jahre lang eine Katechetenschule besucht haben, so ist es bedenklich, sie als Evangelisten zu verwenden. Es fehlt ihnen dann zu einer erfolgreichen Ausrichtung dieses Berufs ebenso an innerer Reife wie an Autorität bei ihren Landsleuten. Man soll diesen Gehilfen — unter der Oberaufsicht der Missionare — das Schulamt, und wenn sie innerlich gefördert genug dazu sind, auch die pastorale Pflege der bereits organisierten Christengemeinden, aber nicht die missionarische Reisepredigtthätigkeit übertragen. Diese, als das Hauptmittel der Einladung in das Reich Gottes, erfordert notwendigerweise christliche Persönlichkeiten, Männer in Christo, die nicht bloß durch das was sie sagen, sondern noch mehr durch das was sie sind, Eindruck machen, und durch ihre ganze Erscheinung, Geisteskraft, christliche Lebenserfahrung, Liebesübung, Geduld, Leidensfreudigkeit von der Wahrheit des verkündigten Worts überzeugen. Erst wenn man solche Männer hat, ziehe man die Nationalhelfer zum Evangelistendienste heran; dann aber nehme man sie, wo man sie findet, ohne sich durch das Vorurteil irritieren zu lassen, allein die Katechetenschulen hätten das Privilegium sie zu liefern.

Endlich komme ich nun zu der Predigt selbst und frage zunächst: welchen **Ausgangspunkt** soll sie nehmen? Soll der Missionar einen biblischen Text zu Grunde legen? Für die Regel: nein. Es giebt ja allerdings eine große Reihe biblischer Texte so koncentrischer Art, daß man des Predigtinhalts wegen diese wohl zum Ausgangspunkte nehmen könnte, z. B. Joh. 3, 16; Röm. 1, 14 ff.; 2 Kor. 5, 19 ff.; 1 Tim.

1, 15; 1 Petr. 1, 18 ff. u. s. w. — aber wird selbst ein solcher Text Heiden, denen die Bibel noch ein unbekanntes Buch ist und die weder den Gebrauch, den wir von ihr machen, noch die Autorität, die wir ihr zuschreiben, ahnen, nicht wie ein deus ex machina erscheinen müssen? Erst in dem Maße, als die Bibel in einem Heidenlande bekannt geworden und vielleicht schon eine Übersetzung von ihr verbreitet ist, wird die Wahl eines biblischen Textes zum Ausgange für die missionarische Predigt natürlich; vorher kommt sie abrupt. Nicht Ausgangs- sondern Zielpunkt, nicht Voraussetzung sondern Ergebnis der missionarischen Rede ist die Einführung in das geschriebene Wort. Auch in der Predigt verfällt die heutige Mission leicht in den verhängnisvollen Fehler, daß sie die heimatliche Praxis unvermittelt auf das Missionsgebiet verpflanzt. Daraus, daß in der heimischen Kirche die Predigt wesentlich Textepredigt ist, folgt aber mit nichten, daß dasselbe auch bei der Verkündigung des Evangelii vor Heiden der Fall sein müsse. Vielleicht trägt, — selbst auf die Gefahr hin, von unsern römischen Gegnern wieder dafür gelobt zu werden, will ich wagen es auszusprechen — vielleicht trägt zu dieser unvermittelten Übertragung der Textepredigt auf die missionarische Praxis auch eine gewisse protestantische Einseitigkeit bei, nämlich daß uns das sog. formale Princip des Protestantismus leicht zu einem gewissen formalen Gebrauche der Schrift verleitet, der sich mit dem — ja freilich viel gemißbrauchten — Worte: „der Geist ist es, der da lebendig macht" nicht recht in Einklang setzen läßt.[1]) Ich fürchte, man kann sowohl die übereilten Bibelübersetzungen, besonders auch die des ganzen alten Testamentes, wie die vor heidnischen Zuhörern unpraktischen Textepredigten von einem gewissen Vorwurfe des biblischen Buchstabendienstes nicht ganz frei sprechen. Selbstverständlich darf ja der predigende Missionar nichts verkündigen, als was durch die inspirierte Schrift als göttliche Wahrheit legitimiert ist. Aber so wenig die der Predigt vorhergehende Verlesung eines Schrifttextes notwendigerweise auch die wirkliche Verkündigung göttlicher Wahrheit einschließt, ebensowenig ist umgekehrt diese Verkündigung ausgeschlossen, wenn eine solche Textverlesung gefehlt hat. Es giebt sehr unbiblische Textepredigten und sehr biblische textlose Predigten.

Aber auch abgesehen davon, daß eine missionarische Predigt, die einen biblischen Text zu Grunde legt, den Heiden meist unmotiviert und unverständlich erscheinen wird — so liegt die Gefahr sehr nahe, daß der

---

[1]) Siehe auch Stier: „Grundriß einer biblischen Keryktik" (Halle 1844) S. 135.

Missionar seine Zuhörer auch ansehen und behandeln wird wie eine christliche Gemeinde der Heimat, und etwa zu ihnen redet, wie man zu Objekten der innern Missionsthätigkeit zu Hause redet; daß er statt etwas Ganzes vom Evangelio zu ihrer Kenntnis zu bringen, die oder jene einzelne Schriftwahrheit traktiert, die eben sein spezieller Text enthält, und daß dann die Versammlung auseinandergeht, ohne daß der mehrere Teil recht weiß, was der Missionar eigentlich will, was die Hauptsache am Christentum ist u. s. w. In der christlichen Gemeinde, die sich regelmäßig immer wieder um die Verkündigung des göttlichen Wortes sammelt und über die Grundgedanken des Evangelii orientiert ist, hat die einzelne Seiten der Schriftwahrheit behandelnde Textepredigt ihren notwendigen Platz; aber vor einer heidnischen Versammlung, die vielleicht das Evangelium zum ersten Mal hört und der die gliedliche Zusammengehörigkeit, in der die einzelnen Glaubenssätze und Sittenvorschriften mit einander stehen, ein ganz unbekanntes Ding ist, hindert sie nur die freie Bewegung. Beabsichtigt aber der Missionar nicht bei seinem Texte zu bleiben, sondern sich seiner nur als einer Art Motto zu bedienen, wozu dann die Verlesung?

Man antwortet: zu seiner Legitimation; er will den Heiden zur Anschauung bringen, daß er ihnen nicht seine Privatweisheit, sondern göttlich geoffenbarte Wahrheit verkündigt. Ganz schön — wenn er es nur nicht mit Heiden zu thun hätte, die von der Autorität unsrer heil. Schrift teils überhaupt noch nichts wissen, teils nichts wissen wollen. Der Missionar wird ihnen ja freilich sagen: „wir haben ein heiliges Buch, in dem geschrieben steht, was der lebendige Gott geoffenbaret hat; dieses Buch enthält die Beschreibung der wahren, den Menschen seligmachenden Religion, ich verkündige euch nur, was in diesem Buche steht," und er wird diese Erklärung oft wiederholen. Aber abgesehen davon, daß sich Paulus in seinen Heidenpredigten nicht auf diese äußerliche Weise legitimiert, so wird es auch geraume Zeit dauern, bis „das Buch" im Heidenlande wirklich als Autorität gilt, und dann, wenigstens bei den kulturlosen Völkern, immer noch fraglich sein, ob sie nicht etwa eine heidnische magische Vorstellung mit diesem Autoritätsglauben verbinden. Fürs erste muß dem Missionar genügen, daß er seine Legitimation in sich selbst trägt und in Kraft der Gewißheit seiner Berufung mit Paulus sprechen kann: „so sind wir nun Botschafter an Christi Statt, Gott vermahnet durch uns" (2 Kor. 5, 20). In einer noch lebendigeren Weise als der Prediger in der Christenheit muß der Heidenmissionar von

der unerschütterlichen Überzeugung erfüllt und getragen sein: „ich bin ein Gesandter Gottes, der eine göttliche Botschaft ausrichtet." Welche siegreiche Gewalt gewinnt das ganze Auftreten Pauli in der Kraft dieser Überzeugung, deren in seinen Schriften so oft wiederholte Aussprache man erst ganz verstehen lernt, wenn man sich lebendig in die missionarische Praxis versetzt. In dieser Überzeugung liegt die Freudigkeit, Zuversichtlichkeit und Kraft des Zeugnisses, das der Missionar ablegt und in dieser Zeugnisgewißheit hat er seine beweiskräftigste Legitimation.

Soll aber die missionarische Predigt ihren Anknüpfungs- und Ausgangspunkt für die Regel nicht in einem Schrifttexte nehmen, wo findet sie ihn sonst? Die beste Antwort giebt das Vorbild Pauli. Auch das des Herrn selbst; man sehe nur alle seine Reden einmal darauf an, so wird man finden, daß die meisten ganz meisterhafte Kasualreden sind. Wesentlich anders richtet der Apostel seine Rede ein, wenn er zu Juden oder Proselyten, als wenn er zu Heiden spricht. Während er in allen Fällen der ersten Art durch eine groß angelegte homiletische Benutzung der alttestamentlichen Schrift den Beweis führt, daß Jesus von Nazareth der Christ sei, sind seine Heidenmissionspredigten wesentlich kasueller Natur, d. h. sie nehmen ihren Ausgangspunkt von einem bestimmten Vorgange im Heidenleben, von einem eigenen Erlebnis, von einer Altarinschrift u. dgl. Der große Heidenapostel, der an die christlichen Gemeinden so systematische Briefe schreibt, ist also weit davon entfernt, in seinen vor Heiden gehaltenen Missionspredigten von einem bestimmten Begriffe auszugehen oder ein bestimmtes System zu verfolgen; er läßt sich vielmehr von konkreten einzelnen Kasus leiten, die ihm das Heidentum selbst darbietet, die seinen Zuhörern nahe liegend und verständlich sind und von denen aus sich eine Brücke schlagen läßt, um sie auch ins Verständnis der sich anschließenden neuen Botschaft hinüber zu führen. Statt mich nun aber eingehend etwa mit der Rede in Athen zu beschäftigen, so verlockend für mich das auch wäre, da eine Betrachtung derselben unter missionshomiletischem Gesichtspunkte wahre Schätze missionarischer Weisheit enthält, begnüge ich mich mit der gegebenen allgemeinen Andeutung, um sofort die Anwendung auf unsre heutigen Verhältnisse zu machen.

Es ist eine unpraktische Abstraktion der Theorie, in der missionarischen Predigt von einem bestimmten biblischen Begriffe, z. B. dem des Reiches Gottes auszugehen; zu fordern, „daß ein organischer Aufbau der Heilswahrheit der Verkündigung zu Grunde liege" und die Predigt „einen

methodischen Gang befolge".[1]) Mit solchen in der Studierstube ausgedachten Plänen wird in der Praxis der Missionar nicht weit kommen und wenn er dennoch steif an ihnen festhalten wollte, bald die Erfahrung machen, welche die abstrakten Prediger in der Heimat machen, daß die Predigt über die Köpfe geht. Der Heidenmissionsprediger muß vielmehr seine Anknüpfungen durchaus im Leben des Heidentums suchen; in heidnischen Observanzen, Gebräuchen, Sitten, Opfern, Festen, Traditionen, Aussprüchen, Religionsbüchern; in Zeugnissen von der Unbefriedigtheit des Herzens durch das götzendienerische Ceremoniell, von dem durch das Gewissen wenn auch noch so unklar dokumentierten Gefühle der Schuld, von den wenn auch noch so verworrenen Ahnungen eines lebendigen Gottes, von der Sehnsucht nach einem unbekannten Besseren; in den Thatsachen der Trostlosigkeit in Not und Tod, des leiblichen und geistlichen Elends, das vor Augen liegt, der Hilfsbedürftigkeit; in Erlebnissen, die er selbst gemacht, in Gesprächen, die er geführt, in Bekenntnissen, die er gehört u. dgl. Je nach dem Volk, unter dem der Missionar arbeitet; je nach der Menschenklasse, zu der er spricht; je nach dem Ort, an dem er predigt; je nach der Gelegenheit, bei der er das Wort ergreift; je nach den Erlebnissen, die vorhergegangen sind; je nach den Einwürfen, die er zu erwarten hat; je nach der Religions- und Kulturstufe, auf der seine Zuhörer stehen; kurz nach dem vorliegenden Kasus muß er in resoluter Geistesgegenwart seinen Ausgangspunkt nehmen und seine Stimme wandeln. So wird man in Indien ganz andre Anknüpfungen suchen müssen als in China oder Japan, bei den Negern andre als bei den Südseeinsulanern, bei den Grönländern andre als bei den Dajaks oder Battas. Leider gestattet die Zeit nicht, durch eine Reihe konkreter Beispiele diese Modalitäten zu veranschaulichen; man kann auch nicht gerade sagen, daß die Lektüre der Missionsberichte eine reiche Ausbeute von solchen liefere, weshalb ich mir bei dieser Gelegenheit den Wunsch auszusprechen erlaube, daß die Missionare doch angehalten werden möchten, in ihren Berichten mehr als dies bisher geschehen, uns einen Blick in ihre Heidenpredigten thun zu lassen.[2])

[1]) So in den „Verhandlungen der allg. Missionskonferenz" zu Bremen 1866, S. 12 ff. — Etwas ganz anderes ist es selbstverständlich, daß der Missionar für sich selbst „einen organischen Aufbau der Heilswahrheit", ein klares System der christlichen Lehre habe.

[2]) Außer zerstreuten Andeutungen in den periodischen Missionsblättern, der biographischen Literatur und den vielfachen „Erinnerungen" alter Missionare liefern die Protokolle der verschiedenen Missionskonferenzen, besonders die der Allahabad-Konferenz, noch die zahlreichsten Beispiele.

Mit Notwendigkeit folgt nun aus diesen Ausführungen für den Missionar die Pflicht, sich mit dem gesamten religiösen, sittlichen, geistigen und materiellen Leben des heidnischen Volkes, unter dem er arbeitet, genau bekannt zu machen, seine Denk- und Anschauungsweise, seine Geschichte, seine Traditionen, seine etwaigen Religionsbücher, seine staatlichen, gemeindlichen und häuslichen Verhältnisse sorgfältig zu studieren und zwar nicht bloß auf der Studierstube, sondern durch fortgesetzten Verkehr mit dem Volke selbst. Man lernt überall das Volk nur wirklich kennen und für das Volk verständlich reden, wenn man wirklich mit ihm lebt und zumal ein fremdes Volk, für dessen Eigenart man nicht ein gewisses angebornes Verständnis mitbringt, kann man auf andre Weise erst recht nicht verstehen lernen. Weil die meisten unsrer Reisenden diese Bedingung nicht erfüllen konnten oder nicht erfüllen wollten, daher sind auch so viele ihrer ethnologischen und religionsgeschichtlichen Mitteilungen, auf welche die Wissenschaft zum Teil so kühne Schlüsse baut, die sie dann noch dazu für sichre Resultate ausgiebt, von sehr zweifelhaftem Werte. Und weil manche unsrer Missionare sich nicht die energische Mühe geben, sich in das Volk einzuleben, das sie zu Christo führen sollen, sondern zeitlebens die Leute behandeln als wären sie ihre nur etwas degradierten Landsleute, so finden sie auch den Schlüssel niemals zu ihren Herzen und weil sie das Volk nicht verstehen, so versteht das Volk auch sie nicht. Es liegt zwar keine absolute Wahrheit, aber eine große psychologische Weisheit in dem bekannten Ausspruche: „alles begreifen heißt alles verzeihen." Von unserm Standpunkte aus erscheinen die meisten heidnischen Sitten und Gebräuche nur als verabscheuungswürdige Greuel, und so ist eine einseitige Darstellung und Beurteilung des Heidentums auch in manchen Missionskreisen aufgekommen und noch Mode, bei der nur schwarz in schwarz gemalt wird. Dagegen stellt ein liebevolles Verständnis manche dieser Sitten in ein helleres Licht; z. B. manches, worin man ursprünglich nur Grausamkeit erblickte, erscheint unter dem Gesichtspunkte des religiösen Opferdienstes als subjektive Äußerung heidnischer Frömmigkeit; die Polygamie und die Sklaverei als intregierende Bestandteile des gesamten sozialen Organimus aufgefaßt, stellen sich als bürgerliche Institutionen dar, in denen der einzelne Heide ohne subjektive Verschuldung lebt u. s. w. Das Heidentum hat auch heute noch seinen λόγος σπερματικός, wenn derselbe auch, je älter es wird, desto mehr verdeckt und karrikiert ist; es giebt bis auf diesen Tag subjektiv fromme Heiden, die nach dem Maße ihrer religiösen Erkenntnis

„Gott fürchten und recht thun", und ich wenigstens vermag den bekannten Satz, daß „die Tugenden der Heiden glänzende Laster" seien, nicht als einen kanonischen Glaubensartikel zu unterschreiben. Wie der große Heidenapostel aus der athenischen Altarinschrift die Unbefriedigtheit an den vielen bekannten Göttern und die ahnende Sehnsucht nach dem lebendigen Gotte herauslas, wie er die Götterfurcht der Athener nicht zu einem Gegenstande der Anklage sondern der Hoffnung machte, so soll auch der heutige Heidenmissionar ein durch ein Samariterherz und durch gründliches Volksstudium geöffnetes Auge, ich will nicht sagen für die Lichtseiten, aber für die Dämmerung des Lichts im Heidentum haben, er soll aus den heidnischen Ceremonieen, Sitten, Traditionen die wirklichen religiösen Züge herauslesen, auch das relativ Gute, das er findet, anerkennend hervorheben und wenn er wirklich nichts derartiges zu entdecken vermag, wenigstens das innere und äußere Elend in mitleidvoller Weise als Anknüpfungspunkt benutzen, jedenfalls aber des alten heidnischen Spruches immer eingedenk sein: homo sum, nil humani a me alienum puto.

Die Anregung und Anleitung zu dieser Betrachtungs- und Handlungsweise sollten unsre Missionare schon daheim bei ihrer Berufsvorbildung erhalten. Nicht bloß, daß ihnen ethnologische und religionsgeschichtliche Grundanschauungen in der angedeuteten Richtung mitgegeben werden, sie sollten auch in ihren homiletischen Übungen je und je Gelegenheit bekommen, sich in der missionarischen Predigt zu versuchen. Das erscheint mir für ihren späteren Beruf viel nötiger und gesunder, als daß sie Reden halten, wie sie sie etwa aus pietistischen Konventikeln gewohnt sind. Durch diese Reden gewöhnen sich eben, wenigstens die kleineren Geister, daran, später auch die heidnischen Versammlungen wie pietistische Konventikel zu behandeln. Die Art, wie man diese homiletischen Übungen gestaltet, kann eine sehr mannigfaltige sein: entweder giebt man selbst die Anknüpfungspunkte, von denen auszugehen ist, oder man giebt das Volk, resp. die Volksklasse, an die die Predigt sich wendet, und läßt die Anknüpfungspunkte suchen; man nimmt seinen Standpunkt in der Schrift oder in einer heidnischen Religion u. s. w., so daß diese Übungen zugleich eine Anleitung zu biblischen wie religionsgeschichtlichen Studien werden und unter diesem Gesichtspunkte einen wichtigen Bestandteil des seminaristischen Unterrichtskursus bilden. (Schluß folgt.)

Suriname. Wir erfahren aus sicherer Quelle, daß die in unserem Maiheft gegebenen Nachrichten über die Unruhen in der Negergemeinde Paramaribo in einigen Punkten übertrieben waren, wie es so leicht geschieht, wenn man die Abklärung der ersten Gerüchte nicht abwartet. Diese Vorsicht hatte aber unser Gewährsmann offenbar unterlassen. So groß auch die Aufregung der Neger in den Februartagen gewesen ist, und so sehr auch solche Elemente, die dem Christentum feindlich sind, die Unzufriedenheit der Gemeindeglieder über die Entlassung eines von ihnen geliebten Lehrers zu schüren suchten, ist es doch keineswegs zu Thätlichkeiten gekommen. Weder ist das Missionseigentum „drohender Zerstörung ausgesetzt gewesen", noch haben Missionare aus der Stadt flüchten müssen. Vielmehr sind sie alle auf ihren Posten geblieben und es ist ihnen kein Leides geschehen. Die fortgesetzte Unbotmäßigkeit des Mannes, der sich zum Reformator auf eigene Faust aufgeworfen hatte, sowie manche wirklich vorhandene Mißstände machten indes einen amtlichen Besuch zweier Mitglieder der Oberbehörde in Suriname nötig. Diesen ist es auch durch Gottes Gnade gelungen, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Vor allem ist der Mann entfernt worden, der durch sein rücksichtsloses Vorgehen die Gemüter verwirrt und das Vertrauen aller seiner Mitarbeiter verscherzt hatte. Sodann ist, unter Mitwirkung aller in Suriname arbeitenden Brüder, ein Neues angebahnt worden in der Behandlung der sehr schwierigen ehelichen Verhältnisse unter den Farbigen. Die Volkssitte, die sich aus der den Kindern Hams anklebenden Zuchtlosigkeit des Fleisches und der Gewöhnung aus der Sklavenzeit aufgebaut hat, steht den Forderungen des Wortes Gottes und der kirchlichen Sitte schroff gegenüber, und die Landesgesetze erschweren überdies noch die Lösung des Konfliktes. Gegen die Trauung, gegen jedes sich für Lebenszeit an einander Binden, haben die Neger, auch viele christliche Neger, eine so starke Abneigung, daß ganze Scharen lieber auf Taufe und Abendmahl verzichteten oder sich der Kirchenzucht unterzogen, als sich zu einer christlichen Ehe zu bequemen.[1]) Unermüdet haben bisher die Missionare in Liebe und Strenge gezeugt und gekämpft gegen die herrschende Unsitte. Auch in Zukunft werden sie es thun, aber in mancher Hinsicht, um der Herzenshärtigkeit des Volkes willen, eine mildere Handhabung der Kirchenzucht walten lassen. Die Trauung wird nicht mehr unter allen Umständen unerläßliche Bedingung der Zulassung zur Taufe sein, wenn auch daran festgehalten werden muß, daß nur getraute Paare Glieder der Abendmahlsgemeinde sein können.

Was die 6800 Seelen zählende Stadtgemeinde betrifft, so hat sie eine festere Gliederung bekommen, und es wird durch Vermehrung der Zahl der mit der Seelenpflege speciell betrauten Missionare und durch stärkere Heranziehung der eingeborenen Helfer der Versuch gemacht werden, diese große Masse mehr als bisher mit dem Sauerteig des Evangeliums zu durchdringen.

Alle diese Maßregeln haben ihre segensreiche Wirkung bisher schon geübt. Der Beruhigung der Gemüter ist wiederkehrendes Vertrauen gefolgt, und die Missionare gehen mit neuem Mut ihrer schweren und oft undankbaren Arbeit nach.

---

[1]) Wie mir scheint stehen in dieser Beziehung die Neger in Suriname keineswegs allein. Auch in Westindien und Nordamerika herrscht, irre ich nicht, eine ähnliche Abneigung gegen die Trauung als die in ihrem Bewußtsein die Ehe fest schließende Form. Es wäre mir lieb, besonders von kundigen Missionaren zu erfahren, ob sich diese Antipathie auch sonst findet und worauf sie — außer den oben genannten Gründen — beruht. D. H.

Die zahlreichen Missionsposten im Inneren der Kolonie und bis ins Buschland hinein sind von den Vorgängen in der Stadt wenig oder gar nicht berührt worden; und wenn dort auch der Kampf mit dem fleischlichen und freiheitstrunkenen Sinn des Volkes das Werk des Herrn vielfach hindert, so schreitet dieses doch vorwärts und liefert unablässig neue Beweise der herzumwandelnden Kraft des Wortes vom Kreuz.

Berichtigung. S. 467 hat sich ein mir sehr unliebsamer Irrtum eingeschlichen, den zu korrigieren ich mich sofort beeile. Der dort als „luth.-amerikanischer" Missionar aufgeführte Liebendörfer ist nämlich ein Baseler. Ich hatte die mitgeteilte Geschichte auf Treu und Glauben dem amerik. „Ev. luth. Miss. Blatte" entnommen, das Pastor Frey herausgiebt, wo sie ohne jede Quellenangabe stand. Zu meiner Überraschung finde ich jetzt, daß sie buchstäblich dem „Heidenboten" (1879 Dez.) entnommen ist. Es ist das ein neuer Beweis für die Verwirrung, welche das schon früher einmal gerügte Abdrucken ohne Quellenbeleg anrichtet, indem es den Schein erweckt, als gebe man eine Originalerzählung. Ich werde künftig Blättern dieser Art keinerlei Notizen mehr entnehmen, da Citate aus ihnen zu so unangenehmen Berichtigungen führen; benutze aber von neuem diese Gelegenheit, die Herren Abdrucker zu ersuchen, ihre Quellen zu nennen; mir scheint das eine selbstverständliche Pflicht zu sein. D. H.

Die Urgestalt der Religion.

Von

Prof. D. O. Zöckler.

Dritter Artikel.

Der Monotheismus als Ausgangspunkt aller Religionsentwicklung.

Wir haben, nach Abweisung der naturalistischen Hypothesen des Ur-Atheismus, Ur-Fetischismus und Ur-Animismus, noch unser Versprechen einzulösen und positive Beweise für die ursprüngliche Allgemeinheit des Glaubens an Ein göttliches Wesen zu bringen. Wollten wir hiebei sämtliche Religionen, die der roheren Naturvölker gleicherweise wie die der Kulturnationen älterer und neuerer Zeit, in erschöpfend vollständiger Weise durchgehen und die Gesamtheit dessen, was sie zu Gunsten unsrer These aussagen, in anschaulicher Übersicht vorführen, so müßten wir ein Buch schreiben. Ein summarisches Zeugenverhör, mit jedesmaliger Verweisung auf die Fundgruben, denen speziellere Information über den Gegenstand zu entnehmen ist, wird genügen müssen. Summarisch dürfen wir hiebei zumal mit bezug auf die Naturreligionen von entweder mehr fetischistischem oder mehr animistischem Grundcharakter zu Werke gehen. Denn ihre Nichtursprünglichkeit steht nach allem Bisherigen fest; über das, was die Menschheit in ihrem frühesten Entwicklungsstadium geglaubt und zu religiöser Verehrung der Gottheit gethan hat, können unmittelbarere Aufschlüsse nicht von ihnen, sondern lediglich von den Kulturreligionen, insbesondere denen der alten Welt, erwartet werden. — Immerhin wird es lehrreich sein, an die überaus weite Verbreitung monotheistischer Vorstellungen auch bei den tiefer stehenden Völkern, ja bei den eigentlichen Wilden und Auswürflingen des Menschengeschlechts zu erinnern. Wir eröffnen unsre Umschau mit einigen auf sie bezüglichen Angaben.

A. Spuren eines Ur-Monotheismus in fetischistischen und animistischen Naturreligionen.

Was Afrika betrifft, so erinnern wir zunächst an jene Ausdrücke zur Bezeichnung eines höchsten Wesens, welche neuerdings G. Schweinfurth und E. Marno bei mehreren äquatorialen Negerstämmen, deren absolute Religionslosigkeit Baker u. AA. behauptet hatten, nachgewiesen haben;

an den Nyeledit der Nuehr, den Dén-dit der Dinka, das Loma (Schicksal) der Bongo u. s. f. (s. S. 347 d. Bds.). Ferner ist hier auf den Zambi (Sambi) oder höchsten Himmelsgott zu verweisen, welchen Bastians Mitteilungen über die abergläubenreiche polydämonistische Vorstellungswelt der Eingeborenen der Loangoküste kennen lehren;[1]) desgleichen auf Arboussets Versicherung, wonach selbst der äußerst verkommene Stamm der Buschmänner zu einem „unsichtbaren Mann im Himmel, der alles beherrscht“, zu beten oder auch (nach Alexander u. AA.) dieses götttliche Wesen als eine Wassergottheit, „Tosip“ genannt, zu denken pflegen; nicht minder auf die durch alle neueren Forscher bestätigten Angaben des wackren Peter Kolb betreffs der Hottentotten als Verehrer eines „Gottes aller Götter“ (Jouma — Tik-qvoa) oder „Großen Kapitäns“, der lokal auch „Tsui-xoab“ oder „Heitsi-Eibib“ genannt wird.[2]) Bei den Kaffervölkern oder A-Bantu ist Morimo (Molemo) oder lokal Unkulunkulu die herrschende Bezeichnung für dieses höchste Gottwesen, das überall im Hintergrunde ihrer religiösen Traditionen steht. Vergebens hatte früher auf Grund seiner noch unzureichenden Kenntnis dieser Völker, van der Kemp, und hat neuerdings Fritsch den A-Bantu die Idee der Gottheit als eines höchsten persönlichen Wesens abzusprechen versucht. Die Forschungen Callaways über den Unkulunkulu der Zulu-Kaffern, und jüngst wieder E. Holubs Beobachtungen über das, bald „Molemo“ bald Nambe (Njambe) benannte höchste Wesen der Betschuanen zeigen unwidersprechlich, daß man es hier mit wirklich monotheistischen Vorstellungen zu thun hat.[3]) Über die Religion der jetzt zu dem großen Marutse-Mambunda-Reich vereinigten Betschuanen-Stämme (wozu u. a. auch die Basuto, die Makololo, die Batoka, die Matonga 2c. gehören) schreibt der letztgenannte Gewährsmann: „Man glaubt an ein unsichtbares allwissendes Wesen, welches genau das Thun eines Jeden beobachtet und mit jedem Menschen nach Belieben verfährt. Man scheut sich sogar seinen Namen auszusprechen und bedient sich in der

[1]) Die deutsche Exped. an der Loangoküste, II, 218 ff.

[2]) Die Belege hiefür bei Roskoff, S. 42. 44 ff., der auf diesem Punkte vollkommen richtig referiert und die gegenteiligen Behauptungen mit Recht zurückweist. Vgl. auch Tiele, Kompend., S. 22. — Auf den Thui-xoab der Korana und den Heitsi-Eibib der Namaqua kommen wir übrigens unten noch einmal zurück.

[3]) Siehe einerseits Gustav Fritsch, Die Eingeborenen Südafrika's 2c. S. 98; andrerseits das ausgezeichnete Werk des Rev. Dr. Callaway über die Religion der Zulukaffern, sowie Emil Holub, Eine Kulturskizze des Marutse-Mambunda-Reiches in Süd-Central-Afrika, Wien 1879, bes. S. 10 (von wo das oben im Texte Mitgeteilte entnommen).

Regel eines Ersatzwortes: „Molemo", welches jedoch einen umfangreichen Begriff in sich schließt; . . . es kann Gott, kann gute und böse Geister, Heilmittel und auch Gifte, Zaubermittel, Amulette ꝛc. bezeichnen.[1]) Ihre richtige Benennung für das oben erwähnte allwissende Wesen ist aber Nambe = Njambe. Beim Aussprechen dieses Worts erheben sie ihre Augen gegen das Firmament, weisen dahin mit der Hand, — oder sie thun beides, ohne Njambe auszusprechen. Ich beobachtete viele, die es mit „Er da oben", oder mit „Er" umschrieben. Sie meinen, das mächtige Wesen „lebe mo chorino: in dem Blau des Firmaments." Sirbt jemand natürlichen Todes, so heißt es: Njambe rief ihn hinweg; unterliegt einer im Kampfe mit seinen Nebenmenschen, mit wilden Tieren, mit dem Rasen der Elemente, so heißt es: es geschah auf Njambes Geheiß! Wird ein Verbrecher zum Tode verurteilt, so wird dies als die gerechte, von Njambe gesandte Strafe angesehen," ꝛc.

Diesen dem afrikanischen Völkerleben entnommenen Beispielen, welche sich beträchtlich vermehren ließen, reihen wir zunächst einige auf die amerikanischen und die oceanischen Naturreligionen bezügliche Angaben an. Über das Gemeinsame der amerikanischen Indianerreligionen sagt die kurz zusammenfassende, aber durch ansehnliche Gewährsmänner, besonders auch durch das große Müllersche Werk, gedeckte Darstellung bei Tiele im Kompendium der Religionsgeschichte: „Sie verehren meist niedere und besonders gefürchtete Geister; doch kennen sie sämtlich einen großen Geist, den Schöpfer des Alls." Es gilt dies von den süd- und centralamerikanischen Stämmen ganz so wie von den nördlicheren, und ferner von den roheren ebenso wie von den zu relativ hoher Kulturstufe Emporgestiegenen, wie die Peruaner und Mexikaner. Mag der im berühmten Sonnentempel zu Cuzko sowie in dem zu Callao seit Mitte des 15. Jahrhdts. bilderlos und ohne Menschenopfer verehrte höchste geistige Gott der Peruaner als Produkt einer verhältnismäßig jungen Entwicklung zu gelten haben; mag Ähnliches in bezug auf den Sonnengeist oder auch „Geist" (teotl) schlechtweg bei den Tolteken, sowie bezüglich des Sonnengotts der theokratisch organisierten Natchez am unteren Mississippi anzunehmen sein: es ist doch immer nur die Kultusordnung, die spezielle Art der Verehrung dieses höchsten Gottwesens, was als neu erscheint, nicht der monotheistische Gottes-

[1]) Nach Hermannsburger Miss.-Bl. 1860, S. 175, bedeutet bei den Zulu-Kaffern „Morimo", ohne Zweifel dasselbe Wort wie „Molemo", einerseits Gott, andrerseits Schlange. Über die von eben diesem Stamme göttlich verehrte Schlange Ihlozi s. ebendas. S. 95.

begriff an sich, der diesen geförderteren Religionsbildungen der Neuen Welt mit sämtlichen roheren Indianerreligionen gemeinsam erscheint und an dessen Herrühren aus der frühesten Urzeit der amerikanischen Völkerwelt nicht gezweifelt werden kann.[1]) — Ähnlich verhält es sich mit Oceanien. Auf sämtlichen Inseln des eigentlichen Polynesiens wird als Hauptgottheit Tongaloa verehrt, der höchste Schöpfer aller Dinge und Spender alles Guten. Er fehlt, nach Gerlands Darstellung im sechsten Bande der Waitzschen „Anthropologie der Naturvölker", auch nicht Einem der Südseevölker. Denn der Kanaloa der Bewohner von Samoa, Tonga, Hawaii und einigen andren Inselgruppen ist kein andrer als der Tongaloa der übrigen. Auch auf Nukahiwa fehlt dieser höchste Gott nur dem Namen, nicht der Sache nach. Die aus Polynesiern und Papuas gemischten Stämme Melanesiens haben eine oberste Gottheit Ndengei, die eine bloße Entartung des Tongaloa ist. — Von den zum Teil äußerst gesunkenen Wilden des Festlands Australien haben immer doch Einige Begriff und Namen eines höchsten göttlichen Wesens bewahrt; z. B. die Kamilarois im nordwestlichen Neusüdwales, welche einen guten Gott „Bhaiami", d. h. Schöpfer, Macher anbeten; ein andrer Stamm in derselben Kolonie, der den obersten guten Geist „Coyan" nennt und ihm einen Gott des Bösen, Potoyan genannt, gegenüberstellt, u. s. f.[2])

Von den Naturreligionen Asiens sind die einiger indischer Völkerschaften, wie insbesondere der Kolhs und der aus Indien entstammten Zigeuner, bereits im 1. Arikel als solche von uns erwähnt worden, deren zeitweilig angenomme Religionslosigkeit bei tieferem Eindringen der betr. Forschung sich vielmehr in eine Art von rohem, dämonolatrisch getrübtem Monotheismus verwandelt habe (Aug.-Heft, S. 345 f.). — Die Kulte der finnisch-tschudischen Stämme Nordasiens und Nordeuropas stellen einen Animismus höher entwickelter und mythologisch bereicherter Art dar, in welchem das polydämonistische Element bereits ins Polytheistische überzugehen anfängt. Hoch über allen übrigen Geistern steht hier Ukko (bei den Lappen Ajja, Ajjeke, auch Djermes genannt), d. h. der Greis, der Alte im Himmel, der ehrwürdige Vater der Götter und Menschen, auch „Schöpfer" (luoya) oder „Gottheit" schlechthin (yumála) genannt und als allmächtiger Himmels- und Donnergott sowie als oberster Gebieter über Gesundheit,

---

[1]) Tiele, S. 23 ff.

[2]) Waitz-Gerland VI, 69; 232; 336 etc. Vgl. Quatrefages in der Rev. des deux Mondes 1861 Avr. p. 654 sq.; auch Roskoff, S. 85 ff.

Leben und Tod der Menschen gedacht.[1] — Ist gemäß der Annahme vieler, wenn auch nicht aller assyriologischer Forscher das protochaldäische Urvolk der Akkader (oder Sumerier), dem die ältesten der durch die Keilschriften der Euphratstädte überlieferten religiösen Traditionen angehören, als turanischer Abkunft, mithin als ein unmittelbarer Seitenverwandter der Finnen, Tschuden ꝛc. zu betrachten, so muß auch seiner religiösen Eigentümlichkeit an dieser Stelle, beim Uebergang von den Natur- zu den Kulturreligionen, gedacht werden. Jedenfalls gleicht die außerordentlich starke Entwicklung des Zauberwesens bei den Akkadern der ähnlichen Erscheinung im Leben jener nördlichen Repräsentanten der turanischen Race; und ihr höchster Gott Dingira (babyl. Ilu), welchem Stadt und Land Babylon (Bab-Ilu, = akkad. Kâ Dingira, s. v. a. Thor, Heiligtum, des Dingira oder Ilu) seinen Namen verdankte, erscheint als sachlich kaum verschieden vom finnischen Ukko. Er ist, wie das semitische Äquivalent seines Namens (Ilu = hebr. El) angibt, „der Gott schlechtweg“, das erste und höchste Prinzip, der alleinige Urquell, dem alle übrigen Götter entsprossen. Er ist der „Eine und Gute“, den schon die neuplatonischen Philosophen als gemeinsame Quelle aller Dinge nach den Chaldäern bezeichneten und mit dem Kronos der Griechen verglichen.[2])

Es findet sonach eine weite Verbreitung der Spuren eines gewissen Urmonotheismus auch schon im Kreise der niederen und roheren Volksreligionen statt. Die neben diesen Spuren vorkommenden Anklänge an überwiegend dualistische oder an polytheistische Gottesvorstellungen dürfen freilich auch nicht außer Betracht bleiben; viele afrikanische Völker, sowie von den oceanischen besonders diejenigen Mikronesiens und die Mehrzahl der neuholländischen, geben nur wenige oder keine Elemente des Monotheismus zu erkennen. Es kann dies auf Grund unsrer Auffassung des Fetischismus und Animismus auch gar nicht anders erwartet werden. Als Ausartungen der ursprünglichen Religionsgestalt konnten die unter diesen beiden Namen befaßten Religionen nur ausnahmsweise, wenn gewisse günstige Umstände zusammenwirkten, einzelne Lichtstrahlen der reineren Gotteserkenntnis der Urzeit bewahren; und auch diese vereinzelten Reste erscheinen vielfach getrübt, verdunkelt und verkümmert.

---

[1]) Tiele, S. 27 f.; vgl. Roskoff, S. 56 ff.

[2]) Lenormant, Die Magie u. Wahrsagekunst der Chaldäer, Jena 1878, S. 113. — Vgl. Vict. v. Strauß, Essays zur allgem. Religionswissenschaft, S. 33.

B. Monotheistische Spuren in den polytheistischen Systemen des civilisierteren Heidentums.

Auch im Kreise der heidnischen Kulturvölker darf ein ausnahmsloses und überall gleichmäßig deutliches Hervortreten von Resten der monotheistischen Urgestalt des religiösen Erkennens keineswegs erwartet werden. Je später die betr. mythologischen oder auch religionsphilosophischen Systeme zur Ausbildung gelangt sind, desto weniger wird was einst ihre charakteristische Urform bildete, noch zu erkennen sein. Manches Monotheistische in solchen Entwicklungsprodukten einer späteren Zeit wird obendrein statt als original vielmehr als jüngerer philosophischer Reflexion entsprungen zu gelten haben. Für unsren Zweck handelt es sich demnach vor allem darum, bei denjenigen heidnischen Kulturvölkern, deren Geschichte notorisch in das früheste Stadium der menschlichen Entwicklung zurückreicht, monotheistische Anklänge und Reminiscenzen nachzuweisen. Und es erscheint bedeutsam genug, daß in der That gerade diese ältesten Religionen des Heidentums vorzugsweise reich an solchen Überresten aus der Urzeit sind.

Die älteste Religion der Chinesen, eines der schon betrachteten finnisch-ugrischen oder turanischen Völkerschicht wenn nicht linguistisch doch geographisch und ethnologisch nahestehenden Stammes, trug nach dem Zeugnisse der gründlichsten Kenner seiner Sprache und Literatur ein wesentlich monotheistisches Gepräge. Nach V. v. Strauß,[1]) dem Übersetzer und Kommentator des Schiking, des kanonischen Liederbuchs der alten Chinesen, „kennt die Religion des chinesischen Altertums weder eine Mythologie noch eine Offenbarung, weiß aber dennoch nur von Einem Gott. Dem „schwarzhaarigen Volke" ist Gott auch nicht Nationalgott, und es kennt ihn so sehr nur als den Alleinigen und Einzigen, daß es nicht einmal einen Gattungsnamen für ihn hat. Es nennt ihn Ti, den Herrn oder Herrscher, Schàng Ti, den höchsten Herrn, oder Thian den Himmel, mit dem Bewußtsein, daß jeder dieser Namen dasselbe Eine höchste Wesen bezeichne. Hat man neuerdings die Bezeichnung Schàng Ti oder Ti durch „Gott" übertragen, so ist das nicht falsch, doch insofern ungenau, als es den bedeutsamen Eigennamen durch einen Gattungsnamen ersetzt. — Der höchste Gott nun, oder der Himmel, ist allherrschend und niemand kann ihm widerstehen. Er ist bewußter Geist, der alles sieht, hört und auf das lichtvollste erkennt. Er will und wirkt, doch „ohne Laut und

[1]) Vict. v. Strauß u. Torney, Schi-king, das kanonische Liederbuch der Chinesen. A. d. Chines. übers. u. erklärt (Heidelberg 1880), Einleitung. Vgl. „Essays" S. 24; auch Beweis des Glaubens 1880, S. 151 ff.

Geruch", d. h. unkörperlich. So ist er allgegenwärtig, denn er geht mit dem Menschen aus und ein, er ist über und unter ihm. Er gibt dem Menschen das Leben und allen Völkern das Dasein. Alle Tugend und Weisheit stammt von ihm. Keinen bevorzugt er, haßt auch keinen; aber er liebt die ihn fürchten, belohnt und segnet die Guten. Der Bösen Frevel erzürnen ihn und er bestraft sie. So kommt von ihm aller Segen und von ihm alles Unglück .... Diese Aussagen des altchinesischen Gottesbewußtseins gehören sämtlich einer Zeit an, da noch nicht philosophiert und spekuliert wurde, geben daher auf viele Fragen, die damit erst auftauchen, keine Antwort. Überdies mangelte es an einem religiösen Grundbuche sowie an einer Priesterschaft, die eine Theologie hätte ausbilden können. Alles beruhte auf unvordenklicher Überlieferung, welche sich mannigfaltigen Kultushandlungen anheftete." — So weit v. Strauß. Einer der bedeutendsten Sinologen Englands, der gelehrte einstige Missionar und jetzige Oxford-Professor James Legge, stimmt mit seinen Angaben wesentlich überein. Sein kürzlich erschienenes Werk über „Die Religionen Chinas", statuiert für die dem religiös-reformerischen Wirken Laotses und Kongfutses vorausgegangene Urzeit ein durchaus monotheistisches Grundgepräge der chinesischen Religiosität. Zum Erweis davon hebt er u. a. hervor, wie laut eines der Eingangskapitel des Schu-king schon der Herrscher Shun (2225—2207 v. Chr.) dem Einen Gotte Schàng-Ti opferte und welch deutliche und reichliche Spuren dieser monotheistischen Urgestalt der chinesischen Religion sich in spätern Zeiten hinein, trotz vielfacher polytheistischer Trübungen, erhalten haben.[1]) — Es verdient bemerkt zu werden, daß im Kreise der auf gründlichem Quellenstudium fußenden Chinaforscher eine Meinungsverschiedenheit in bezug auf diese monotheistische Gestalt der ältesten Religion Chinas eigentlich nicht besteht. Dem zeitweilig weit verbreiteten Wahn, als ob das chinesische Volk von Haus aus gänzlich atheistisch gesinnt und absolut religionslos gewesen sei und noch sei, treten insbesondre die Missionare fast aller Bekenntnisse auf Grund ihrer unmittelbaren Bekanntschaft mit dem chinesischen Volksleben aufs Ent-

[1]) Legge, The religions of China: Confucianism and Tàoism described and compared with Christianity. Lond. 1880. — Die oben hervorgehobne Übereinstimmung dieses Gelehrten mit V. v. Strauß erscheint um so wichtiger, als sonst hie und da nicht unerhebliche Meinungsdifferenzen zwischen Beiden bestehen, z. B. betreffs der religiösen Wertung des Tào-te-king Laotses, worin Legge, abweichend von seinem deutschen Mitforscher, statt tiefsinniger theologischer oder theosophischer Spekulationen lediglich ein ethisch-politisches System dargelegt findet (vgl. Academy, 22. Nov. 1879 und 12. Juni 1880).

schiedenste gegenüber. So englischerseits außer Legge besonders noch **John Chalmers**, sowie von Missionaren deutscher Abkunft z. B. **Hamberg**, Lechler etc. und neuestens besonders Ernst Faber, dessen projektierte ausführliche Darstellung der chinesischen Religionswissenschaft laut ihrer bereits erschienenen „Einleitung" hauptsächlich jenen Wahn von einer durchaus irreligiösen Grundlage des chinesischen Volksbewußtseins und seiner Traditionen zu bekämpfen bestimmt ist.[1])

Wohl noch älter als diejenige Chinas ist die Kultur und Religion der **Ägypter**; jedenfalls reichen die auf sie bezüglichen urkundlichen Zeugnisse um 1—2 Jahrtausende weiter zurück als die ältesten chinesischen Geschichtsquellen. Und auch aus ihnen liest eine unbefangene geschichtliche Forschung nichts anderes heraus als den Glauben an Ein höchstes göttliches Wesen, dem die zahlreichen Gottheiten des ägyptischen Pantheon als spätere Emanationsprodukte unterzuordnen sind. Es ist der reine Machtspruch, wenn das Tielesche Kompendium es für „gänzlich verkehrt" erklärt, „die ägyptische Religion als polytheistische Entartung eines vorhistorischen Monotheismus anzusehen," sie vielmehr als „von Anfang an polytheistisch, wennschon in zwei entgegengesetzten Richtungen sich entwickelnd" bezeichnet.[2]) Positive Aussagen der vor allen zu befragenden ältesten Quellen sind es nicht, die diese auch sonst noch neuerdings mehrfach behauptete Priorität des Polytheismus vor dem Monotheismus im alten Pharaonenreiche stützen und tragen, sondern im Wesentlichen doch nur vorgefaßte Meinungen einiger Ägyptologen, entsproßt auf dem unsichren Boden dessen, was einer von ihnen „die völkerpsychologische Möglichkeit und die Resultate der vergleichenden Mythologie und Religionsgeschichte" nennt.[3]) Wo direkt auf die ältesten Quellen zurückgegangen und von der trügerischen Analogie mit andren Religionen des alten Orients sowie mit der hellenischen gebührend abgesehen wird, da resultiert schlechterdings nichts andres als jener Urmonotheismus, den die ägyptologischen Gelehrten Frankreichs (de Rougé, Chabas, Maspéro) fast ohne Ausnahme, nicht minder aber auch angesehene deutsche wie Brugsch und besonders Lauth an die Spitze der

[1]) **John Chalmers**, The Origin of the Chinese, Lond. 1867. — **Hamberg** und **Lechler**, im Basler Evang. Missions-Magazin 1859, S. 170 ff. — **Faber**, Introduction to the science of Chinese Religion (Hongkong 1880), p. VII sq.

[2]) **Tiele**, S. 52 f. Ähnlich auch Graf W. **Baudissin** in der „Theologischen Lit.-Ztg." 1880, Nr. 16, sowie der überhaupt auf diesem Gebiete auffallend und unnötig skeptische Lic. H. J. **Bestmann**, Geschichte der christlichen Sitte (Nördlingen 1880), Bd. I, S. 121 f.

[3]) So Ad. **Ebers**, bei **Lauth**, Aus Ägyptens Vorzeit (1879), I, S. 36.

altägyptischen Kulturentwicklung stellen. Es ist und bleibt so, wie de Rougé (1869) es erklärte: der Schein einer Vielheit von Göttern beruht einfach auf dem frühzeitigen Zerfallen der ägyptischen Volksreligion in eine Vielheit von Lokalkulten, entsprechend den verschiednen Nomen oder Gauen, deren jeder allgemach seinen besondren Namen für den höchsten Gott in Kurs setzte. „Es ist aber immer dieselbe Lehre, die unter diesen verschiednen Namen wiederkehrt. Eine Idee herrscht vor: die eines einigen und uranfänglichen Gottes; das ist immer und überall ein „„Wesen, das durch sich selbst da ist““ und ein unnahbarer Gott.“[1]) Den Thebanern heißt diese Eine oberste Gottheit „Amon-Ra, der König der Götter“, den Memphiten heißt er „Ptah, der Weltbaumeister der Vater der Götter.“[2]) Im Papyrus Prisse aus dem 3. Jahrtausend v. Chr., wohl der ältesten Handschrift der Welt (geschrieben um 2300, aber Abschriften von zweien noch viel älteren Büchern enthaltend) ist schlechthin nur von Einem göttlichen Wesen die Rede, das an einer Stelle mit dem mysteriösen Namen Hanti angeredet, gewöhnlich jedoch kurzweg „Gott“ (nuter) genannt wird. Mehrere Sittensprüche dieses Buchs mahnen zum Gehorsam gegen Gott und zur Gottesfurcht in einer Weise, die fast ganz alttestamentlich klingt, z. B.: „Eine Liebe Gottes ist der Gehorsam, Ungehorsam ist im Hasse Gottes; . . . . Es gedenkt ein guter Sohn an die Gnade Gottes, welcher Gedeihen giebt zu seinen Worten bei seinem Herrn,“[3]) 2c. Mag immerhin, wie le Page Renouf jüngst in seinen Hibbert-Vorlesungen über altägyptische Religion dies betont hat, das göttliche Wesen mehr pantheistisch mit dem Geschöpflichen zusammenfließend als persönlich und streng theistisch gedacht worden sein: ein ewiges, unendliches, heiliges und gutes Prinzip, das die Welt regiert und von dem die Menschen abhängen, bildete nach eben diesem Forscher auf jeden Fall den Gegenstand des Glaubens der ältesten Ägypter und die Grundlage ihres Hoffens auf Unsterblichkeit und jenseitige Vergeltung.[4]) Auch ist nur unter der Voraussetzung dieses ihres Festhaltens an einem gewissen Monotheismus ihr intimer Verkehr mit den dem alleinwahren Gotte dienenden Hebräern zur Zeit Abrahams und der folgenden Patriarchen geschichtlich erklärbar. Mit

---

[1]) Emanuel de Rougé, bei v. Strauß, Essays, S. 27 ff.

[2]) H. Brugsch, Geschichte Ägyptens unter den Pharaonen 2c., S. 29.

[3]) F. J. Lauth, Aus Ägyptens Vorzeit, H. I, S. 36 f.; vgl. denselben bei V. v. Strauß „Essays“, S. 30 f.

[4]) P. le Page Renouf, Lectures on the origin and growth of religions, as illustrated by the rel. of Ancient Egypt. London 1880.

Pharaonen und Priestern, deren Religionsvorstellungen ganz und gar polytheistischer Art waren, hätten weder Joseph noch Mose in nähere Beziehungen zu treten, ja überhaupt nur sich zu verständigen vermocht.

Von den Kulturvölkern des heidnischen Semitismus ist das älteste und wichtigste, die Babylonier, bereits oben von uns erwähnt worden, und zwar als im Besitze des altehrwürdigen Gottesnamens Ilu befindlich, dem das akkadische Dingira entspricht. Man darf aus der Identität dieser Bezeichnung der höchsten Gottheit der Babylonier mit dem hebräischen El nicht zu viel folgern und sie nicht etwa zu Gunsten der bekannten Renanschen Phantasie von einer Naturanlage der Semiten zum Monotheismus verwerten wollen. Daß den semitischen Völkern, Israel selbst nicht ausgenommen, statt des behaupteten „monotheistischen Instinkts" vielmehr ein natürlicher Hang zu kraß sinnlichem götzendienerischem Aberglauben und ein starker Zug zum Polytheismus eignete, lehrt ihre Geschichte aufs deutlichste. Und speziell auch bei den Babyloniern erscheint dem Dienste Ilus schon nach den ältesten uns zugänglichen Urkunden derjenige andrer Gottheiten hinzugestellt. Es verhält sich mit ihrer frühesten Religionsgestalt ähnlich wie mit der der Ägypter: lokale Traditionen wirkten frühzeitig spaltend und vervielfältigend auf das heilige Erbe aus der Urzeit, den Begriff des Einen höchsten Gottes ein, und so gesellt sich dem höchsten Gotte Ilu (oder Asur) bald ein Anu zur Seite, ferner ein Bel, ein Ea (oder Oannes) — bis schließlich das Aufkommen ganzer Reihen von jüngeren Gottheiten[1]) das Pantheon des Euphratvolkes vollmacht und ein vollständiges Seitenstück zu den drei Göttergeschlechtern der Ägypter und zum Olymp der Griechen bildet. Immerhin liegen die Spuren eines Urmonotheismus in den altbabylonischen Religionsdenkmälern, wie sie die Keilschriftforschung des letzten Vierteljahrhunderts erschlossen hat, unverkennbar genug zu Tage. Es fehlt auch hier nicht an bedeutsamen Berührungen mit alttestamentlicher Gesetzes- und Spruchweisheit, ähnlich jenen oben mitgeteilten Stellen aus dem Papyrus Prisse. Ein zu dem Schöpfungsberichte gehöriges Thonbruchstück, das die Assyriologen für ein „Stück ältester Tradition" erklären, enthält u. a. folgende religiöse Vorschriften: „Jeden Tag sollst du

[1]) Als zweitälteste Götterreihe trat zu den oben Genannten hinzu die Gruppe Sin (Mondgott), Samas (Sonnengott), und Bin (Luftgott). Eine dritte, noch jüngere Reihe bilden die fünf Planetengötter Mardak (Merodach = Jupiter), Istar (Astarte = Venus), Adar (= Saturn), Nergal (= Mars) und Nabu (Nebo = Merkur). Vgl. Schrader, Assyrisch-Biblisches, in den Theol. Stud. u. Kritiken 1874, S. 336. Ähnlich, wennschon im einzelnen hie und da abweichend, Lenormant, Smith &c.

deinem Gotte dich nahen; Opfer, Gebet des Mundes und Werkzeuge.... sollst du deinem Gotte in Ehrfurcht bringen! Was immer sich schicken will für göttliches Wesen, Flehen, Demut und Beugen des Antlitzes.... sollst du ihm spenden und Tribut darbringen; auch heilig sein in der Furcht Gottes. Die Furcht Gottes sollst du nicht lassen," u. s. f.[1]) — Auch was wir über die Religionen der alten Araber und der Phönizier wissen, führt uns ein ähnliches Bild vor: um einen monotheistischen Kern, bestehend in der Verehrung eines höchsten Licht- oder Sonnengottes (Ilâh oder Schamsch bei den Nordarabern, Bel bei den Sabäern in Südarabien, Baal Hamman bei den Phöniziern) erscheint, so weit die Urkunden reichen, bereits polytheistische Superstition herumgelagert. Der Gott des monotheistischen Hebraismus bleibt höchster, aber freilich nicht einziger Gott auch der übrigen Stämme.[2])

Frühzeitig verschüttet und getrübt durch polytheistische Beimischungen, wie bei diesen Repräsentanten des semitischen Heidentums, zeigt sich der Urmonotheismus bei den arischen Kulturvölkern Südeuropas, den Griechen und Römern. Soweit das sie betreffende Material in Geschichte und Sage reicht, erscheint der Polytheismus bereits zur Ausbildung gelangt; die Reminiscenzen an den Einen höchsten Gott schimmern nur schwach, ja vielfach kaum mehr erkennbar, durch die Göttermythen hindurch. Am weitesten vorgeschritten zeigt sich dieser polytheistische Trübungsprozeß in der älteren religiösen Literatur der Griechen. Mag immerhin hier ein Kultus des Himmelsgottes ohne Bilder und auch ohne bestimmten Namen, wie ihn das Urvolk der Pelasger auf heiligen Bergen ausgeübt haben soll, das Allerälteste gewesen sein: im Hellenentum der homerischen und hesiodischen Gedichte erscheint bereits ein dichter Chor von männlichen und weiblichen Gottheiten um den Vater Zeus geschart, und wir haben kein Recht dazu, jene „Ader eines reineren Monotheismus", die sich durch die esoterische Lehrweisheit der bedeutendsten Philosophenschulen sowie durch das Mysterienwesen hindurchzieht, für etwas andres als ein Produkt jüngerer Spekulation anzusehen. Etwas reicher an Hindeutungen auf einen ursprünglichen Monotheismus sind die Überlieferungen Roms. Nach Varro

---

[1]) R. Buddensieg, Die assyrischen Ausgrabungen und das alte Testament, Heilbronn 1880, S. 30. — G. Smiths Chaldäische Genesis, herausg. von Frdr. Delitzsch, Leipz. 1876, S. 76.

[2]) So richtig Movers, Die Religion der Phönikier I, 168. Ihm stimmt, bedingterweise wenigstens, zu: Herm. Schultz, Alttestamentliche Theologie, Frankfur 1869, I, 109.

und Plutarch soll Numa die Aufstellung von Götterbildern verboten und die Stadt demgemäß auch wirklich nahezu zwei Jahrhunderte hindurch eine bildlose Verehrung ihrer Gottheiten festgehalten haben. Auch durch die von Livius zusammengestellten alten Sagen aus der Königszeit und den ersten Zeiten der Republik schimmern gewisse monotheistische Anklänge sporadisch hindurch; die höchste „himmlische Gottheit" (caeleste numen), den „großen Jupiter", ruft nach ihm nicht bloß Numa an, sondern noch der Konsul Manlius im J. 415 der Stadt.[1]) Doch darf hieraus nicht zu viel gefolgert werden. Der Versuch des englischen Katholiken Formby und seines deutschen Bearbeiters Krieg, um derartiger vereinzelter monotheistischer Reminiscenzen willen schon das heidnische Rom als Trägerin der lautersten religiösen Wahrheit für alle Völker des Altertums darzustellen und seinen Gesetzgeber Numa als eine Art von Mose der klassischen Völkerwelt sowie als ältesten Typus des Papstes zu glorifizieren,[2]) ist nichts als die ungeheuerliche Ausgeburt ultramontaner Phantasieen ohne geschichtliche Grundlage.

Will man die Urgestalt des Gottesbewußtseins der arischen Völkerfamilie kennen lernen, so darf man nicht derartige verhältnismäßig junge Glieder derselben befragen, wie die Griechen oder Römer; und noch viel weniger als sie, können die germanischen oder die letto-slawischen Stämme hier in Betracht kommen, mögen immerhin auch bei ihnen gewisse Spuren eines Urmonotheismus (der Himmelsgott Tyr = Dyaus; der lettische Göttername Dèwa, u. s. f.) vorhanden sein.[3]) Als wirklich alte arische Religionen, mit ihren frühesten Urkunden bis ins 2. Jahrtausend v. Chr. zurückreichend, haben die der großen Ariervölker Südasiens zu gelten. Von ihnen trägt die altpersische oder eranische den neuesten religionsgeschichtlichen Forschungen zufolge in ihrer Urgestalt nicht etwa dualistischen, sondern entschieden monotheistischen Charakter. „Ahura-Mazda", sagt Spiegel, „ist in der Religion Zarathustras nicht bloß der oberste Herr, sondern auch namentlich der Schöpfer des Alls, und in dieser Eigenschaft wesentlich bezeugt. Diese wichtige That der Schöpfung sichert ihm seine einzige Stellung und macht ihn zum alleinigen

---

[1]) Varro b. Augustin Civ. Dei IV, 31; Plutarch, Num. 8; Livius I, 21; VIII, 5. 6.

[2]) Der Monotheismus und das Heidentum. Religionsgeschichtl. Studie, nach H. Formby &c. von Dr. Cornelius Krieg, Mainz 1880 (bes. S. 145 ff. 195 ff. 280 f.).

[3]) Tiele, Kompendium S. 211 f. 218.

Gebieter Himmels und der Erde. Nicht bloß die irdische Schöpfung ist sein Werk, auch der Himmel und die im Himmel lebenden Wesen .... Als die vollkommensten Wesen der gesamten Schöpfung erscheinen die Amescha çpentas, sechs oberste Genien, die sich Ahura-Mazda bei seinen Schöpfungen und seiner Weltregierung zugesellt. Immerhin aber sind sie Geschöpfe des Ahura-Mazda und darum von diesem durch eine weite Kluft getrennt." Und was den finsteren Gegengott Angromainyus, das Oberhaupt der bösen Geisterwelt, betrifft, so erscheint derselbe, „überall als der Unterliegende, Machtlose gegenüber Ah.-Mazda und seinen Schöpfungen .... Sein verhältnismäßig spätes Alter erweist sich auch dadurch, daß er die Existenz des Ah.-Mazda schon voraussetzt, da er als dessen Gegenteil gedacht ist." [1])

Noch höher hinauf als der Avesta, die Religionsurkunde der Eranier, reichen die ältesten religiösen Aufzeichnungen seines östlichen Brudervolks, der Indier. Die Lieder ihres Rigvêda gehören sicher dem 2. vorchristl. Jahrtausend an, sie sind ohne Zweifel die ältesten Urkunden des indogermanischen Völkergeschlechts. Und auch in ihnen giebt, besonders in der Art wie sie den Himmelsgott Varuna, den Vater und Vorgänger des Indra, mit den Prädikaten allwaltender Herrschaft ausstatten und verherrlichen, ein entschieden monotheistischer Grundzug sich zu erkennen, mögen immerhin neben ihm noch verschiedne andre Gottwesen gelegentlich auch hochgepriesen werden. Der Monotheismus erscheint als kein reiner mehr; aber „durch den polytheistischen Nebel bricht die Erinnerung an den Einen unendlichen Gott hindurch" (M. Müller). Jener Varuna giebt sich deutlich als eins mit Ahura-Mazda, mit Zeus (Dyaus), mit Diespiter ꝛc., kurz als die alleinige Gottheit der noch Ein Urvolk bildenden Arier des vorvedischen Zeitalters zu erkennen. Varuna erscheint, laut Graßmanns Übersetzung und Erklärung des Rigveda, „als der höchste Herrscher, der König, der das ganze Weltall bis an seine fernsten Grenzen regiert, als der Schöpfer und Erhalter, der die ganze Natur ordnet und jedem Wesen seinen Ort und Lauf anweist, als der oberste Gesetzgeber, nach dessen Gesetzen Götter und Menschen sich richten müssen, als der gerechte Richter, der die Bösen züchtigt und den Frommen hilft, der Sünden durch Not und Krankheit bestraft und wie mit Stricken bindet, der aber auch diese

[1]) Fr. Spiegel, bei v. Strauß, Essays, S. 36 f.; sowie „Zur vergleichenden Religionsgeschichte", im „Ausland" 1872, Nr. 2, S. 32 ff. — Vgl. auch A. Ebrard, Die Anfänge des Menschengeschlechts, Frankfurt 1876, S. 27 f.; E. Lor. Fischer, Heidentum und Offenbarung, Würzburg, 1879, S. 107 f.

Stricke löst, Gnade übt, Sünden vergiebt. Er sitzt auf seinem hohen Throne in seinem tausendthorigen Hause und schaut mit seinem Auge, der Sonne, herab auf alle Thaten der Menschen, die sie vollführt haben oder noch beabsichtigen; des Nachts sind seine schlummerlosen Späher die Sterne. Den Frommen öffnet er die Thore seines Hauses, daß er Vater und Mutter wiedersehe." — Allerdings wird manches von diesen Zügen auch auf Mithra, auf Arjaman und andre Aditjas oder Gottwesen zweiten Rangs übertragen; doch haften sie ursprünglich und zumeist nur an Varuna, der jedenfalls alle Ansprüche darauf hat, als die höchste und älteste aller indischen Gottheiten zu gelten.[1])

Mit dieser Anreihung der altindischen Religionsurkunden an unsre Zeugenschar zu Gunsten eines ursprünglichen Monotheismus würde unsre Aufgabe als im wesentlichen erledigt gelten können, wenn nicht gerade das Eigenartige des eben betrachteten, mit polytheistischen Elementen stark versetzten Monotheismus der Vedas einige Einwürfe nahe legte, auf die hier notwendig noch geantwortet werden muß. Der am leichtesten zu erledigende dieser Einwürfe knüpft an den eben schon erwähnten Umstand an, daß schon im Rigveda es keineswegs bloß Varuna ist, der mit Prädikaten göttlicher Würde und Macht ausgestattet wird, sondern gelegentlich auch Mithra, Arjaman oder andre Götter niederen Ranges. Wird hiedurch, so kann man fragen, der behauptete vedische Monotheismus nicht als bloßer Schein erwiesen? ist diese Religionsform nicht vielmehr Polytheismus zu nennen? — Max Müller hat bereits das Richtige gegenüber diesen Zweifeln bemerkt, wenn er das bloß Relative und gleichsam Desultorische des vedischen Monotheismus betont. Derselbe ist nach ihm eher „Henotheismus" oder „Kathenotheismus", als eigentlicher Monotheismus zu nennen; er besteht wesentlich im Glauben an einzelne Naturmächte, welche „abwechselnd als Höchste hervortreten". „So oft einer dieser individuellen Götter angerufen wird, wird er nicht als durch die Kräfte anderer beschränkt, als höher oder tiefer im Range stehend vorgestellt; sondern jeder Gott ist dem Gemüte des Bittenden so gut als alle Götter. Er wird als wahre Gottheit empfunden, als erhaben und unbegrenzt, — ohne eine Ahnung derjenigen Schranken, welche nach unsrer Vorstellung eine Mehrzahl von Göttern für jeden einzelnen Gott zur Folge haben muß."[2])

---

[1]) Siehe überhaupt v. Strauß, a. a. O. S. 33—35, sowie die daselbst angeführten Aussprüche von Max Müller, Graßmann und Roth.

[2]) M. Müller, Vorlesungen über den Ursprung u. die Entwicklung der Religion; mit bezug auf die Religion des alten Indiens (Straßburg 1880), S. 292 ff. Der

Gerade die Unbefangenheit, womit die Sänger der Rigveda-Hymnen diese abwechselnde Verabsolutierung bald dieser bald jener besonderen Naturmacht vollziehen, zeigt daß das polytheistische Element zu ihrer Zeit noch nichts Althergebrachtes, sondern etwas erst im Aufkeimen Begriffenes war. Die mit Varuna rivalisierenden, ihm gelegentlich den Rang streitig machenden Gottheiten sind auch noch keineswegs zu bestimmten Gruppen zusammenbefaßt, oder gar in eine fest geordnete Hierarchie gebracht. Aus einem erst werdenden Monotheismus läßt sich diese eigentümliche Erscheinung nicht begreifen; wohl aber umgekehrt aus einer allmählichen Degeneration des ursprünglichen Monotheismus, der teils pantheistisch zu verblassen, teils polytheistisch zu zerfahren beginnt. „Wir können hier nur die Fortwirkung, das allmähliche Ausklingen eines älteren Bewußtseins der Gotteseinheit erblicken. Ein Monotheismus mußte vorangegangen sein.“[1])

Ein andrer, schon erheblicherer Einwurf gegen unsre Annahme eines Urmonotheismus stützt sich auf den Umstand, daß es, wie in Indien so auch in den übrigen ältesten Kulturreligionen, regelmäßig Naturerscheinungen sind, welche in der eben beschriebnen kathenotheistischen Weise vergöttert werden. So in der Vedenliteratur der Indier teils Gegenstände der Himmelsregion wie der Himmel selbst, die Sonne, die Morgenröte, der Mond oder andre Gestirne, Gewitter, Winde 2c., teils irdische Naturdinge als Flüsse, Berge, Bäume 2c.; so bei den alten Chinesen gleichfalls der Himmel; bei den Persern das Feuer, bei den Ägyptern verschiedne Tiergestalten wie Krokodil, Ibis, Apis, Scarabäus u. s. f. Ist dies alles nicht roher Naturdienst, dem Begriff eines höchsten geistigen Gottes so fern als nur möglich bleibend? Bestätigt diese Erscheinung statt der Monotheismushypothese nicht vielmehr die Annahme einer fetischistischen Urgestalt aller Religion? eines ausnahmslosen Aufsteigens des religiösen Triebs von sinnlichen zu übersinnlichen Andachtsobjecten? Scheint der Glaube an Einen geistigen Gott nicht überall erst das letzte Produkt der religiösen Entwicklung gewesen zu sein?

Gewissenhaftes Zurückgehen auf die jeweilig ältesten Quellenaussagen bestätigt diese Meinung keineswegs, zeigt vielmehr, daß nur die als Dogma gehandhabte Fetischismustheorie sich jene Thatsachen zu Nutz zu machen sucht, während dieselben in Wirklichkeit unsrer Annahme zu Gute

betr. Abschnitt („Über Henotheismus, Polytheismus“ 2c.) auch schon in der „Deutschen Rundschau“ 1878, Sept., S. 374 ff.

[1]) v. Strauß, Essays, S. 34.

kommen. Was zunächst die Ägypter betrifft, so erhellt schon aus dem oben über sie Mitgeteilten, daß ihr Gottesbegriff in der allerältesten Zeit ein geistiger war. Amun oder Ptah wurde eher göttlich verehrt, als die diesen verborgnen höchsten Gott symbolisierende und manifestierende Sonne. Daß der ägyptische Tierdienst erst relativ jungen Ursprungs ist, zeigt eine Angabe des Manetho, welche Jul. Afrikanus aufbewahrt hat; danach sind erst zur Zeit des zur 2. Dynastie gehörigen Königs Kaiechos (hierogl. Kakau), also nach Manethonischer Zeitrechnung erst um 3900 v. Chr. oder noch später, „die Stiere Apis und Mnevis in Heliopolis und der Mendesische Bock für Götter gehalten worden."[1] Persiens und Chinas frühester Gottesbegriff sodann erscheint noch viel weniger als bloße Naturpotenz; das Moment der welterschaffenden und -regierenden Thätigkeit überwiegt hier alles übrige. Erst der spätere Parsismus identifiziert geradezu Ahura-Mazda mit der Sonne oder dem Feuer; was aber die alten Chinesen betrifft, so würde, selbst wenn sie nur den Namen „Thian", Himmel, und nicht daneben auch Ti (Herrscher) oder Schang-Ti (höchster Herrscher) zur Bezeichnung ihrer Gottheit gebraucht hätten, dieser ihr Himmelskultus alles andere eher als etwa Fetischdienst zu nennen sein; nicht der Himmel an sich, sondern der Himmel als Sitz oder Sinnbild des Göttlichen wurde von ihnen verehrt. — Am ehesten könnte jene kathenotheistische Weltansicht der indischen Vedas die Hypothese eines allmählichen Aufsteigens vom Kultus sinnlicher Naturdinge zu geistigeren und reineren Gottesvorstellungen zu begünstigen scheinen. Allein auch sie stellt sich einer unbefangenen historisch-kritischen Betrachtung in wesentlich anderem Lichte dar. Max Müller zeigt, daß von den drei Kategorieen der greifbaren Naturdinge (als Steine, Muscheln, Kräuter 2c.), der halbgreifbaren (als Flüsse, Berge, Bäume, Winde 2c.) und der ungreifbaren (als Himmel, Sonne, Sterne, Mond, Morgenröte) in der ältesten Vedenliteratur lediglich die letzteren vergöttlicht werden, daß erst von ihrer Apotheosierung zur Vergötterung auch halbgreifbarer Gegenstände fortgeschritten wird, und daß erst ganz zuletzt auch „greifbare" Dinge oder Objekte der rohen unmittelbaren Sinnenwahrnehmung mit göttlichen Prädikaten ausgestattet werden. „Steine, Knochen, Muscheln, Kräuter und alle die anderen sogenannten Fetische fehlen in den alten Hymnen gänzlich, obgleich sie in jüngeren, namentlich denen des Atharva-Veda, vorkommen."[2] Der Theorie

[1] Brugsch-Bey, Geschichte Ägyptens 2c., S. 62; vgl. Lauth, Aus Ägyptens Vorzeit, S. 116.

[2] Müller a. a. O., S. 228. Vgl. überhaupt die vierte Vorlesung, betreffend:

eines Aufsteigens von eigentlichem oder krasserem Fetischdienst zur Anbetung erhabnerer Fetische, wie Himmel, Sonne, Gestirne, und von da endlich zu einer geistigen Gottesverehrung widerspricht dieser Sachverhalt ganz und gar. Erscheint auch das Göttliche in den ältesten Vedaliedern bereits versinnlicht, die wirkende Gegenwärtigkeit der Gottheit schon in gewisse Naturerscheinungen verlegt, so sind diese sichtbaren Träger oder Versinnlichungsmittel des Göttlichen doch noch Gegenstände der erhabensten, der am wenigsten roh-sinnlichen, der dem Geistigen zunächst stehenden Art. Es bleibt dabei, was schon altklassische Schriftsteller, wie Herodot, Prodikos, Cäsar, Curtius, als allgemeine, für alle Völker giltige Wahrheit bezeugten: der Himmel und die Himmelslichter sind die am frühesten göttlich verehrten Naturdinge, Gestirndienst (Sabäismus) ist überall die älteste Form des Heidentums gewesen. Auf den Kultus des Einen höchsten Gottes im Himmel ist als nächstes Vergröberungs- oder Entartungsprodukt überall die Anbetung des Himmels und der Himmelserscheinungen gefolgt. Den Vater im Himmel hat der Himmelsvater oder Lichtvater (Dyauspitâ, Diespiter, Zeus, Tyr ꝛc.) als älteste Gottheit heidnischer Tradition abgelöst.

Noch könnte unsrer Behauptung einer Ursprünglichkeit des Monotheismus entgegengehalten werden, daß die weite Verbreitung des Ahnendiensts in der religiösen Tradition der Kulturvölker und das Verflochtensein bedeutsamer Erinnerungen an große Vorfahren, alte Helden oder patriarchalische Wohlthäter mit den meisten alten Mythologieen nicht Anbetung einer überweltlichen Gottheit, sondern vielmehr Menschenvergötterung, Heroendienst, Patriarchenkultus, als die Urform aller Religion wahrscheinlich machten. — Gegenüber diesem weiteren Einwurfe ist zunächst an das zu erinnern, was unser voriger Artikel über die Unmöglichkeit einer Zurückverlegung irgendwelchen Ahnendienstes überhaupt in die allerälteste Urzeit des Menschengeschlechts ausgeführt hat. Thatsächlich tritt denn auch bei keinem der wichtigeren Kulturvölker des Altertums die Verehrung der Ahnen als etwas Ursprüngliches, schon ihren frühesten Zeiten Angehöriges hervor. Zumal bei den Indiern erscheint die Verehrung ehemaliger Menschen, oder das, was man als das euhemeristische Element in der indischen Mythenwelt nennen könnte, als ein ganz und gar junges, erst nachvedisches Produkt; die ältere religiöse Literatur der Indier kennt,

---

Die Verehrung greifbarer, halbgreifbarer, ungreifbarer Gegenstände; S. 193—250 teilweise auch Vorl. V: „Unendlichkeit und Gesetz."

ebenso wie die der Eranier, nur Naturgottheiten oder Symbolisierungen des Einen Göttlichen durch gewisse Naturpotenzen. Im Glauben und Kultus der alten Chinesen scheint Ahnen- und Geniendienst allerdings schon frühzeitig einen beträchtlichen Raum eingenommen zu haben. Aber es war, den ältesten Quellen zufolge, damit ganz ähnlich bestellt, wie mit dem Heiligen- und Engeldienst katholischer Völker. Der Gottesdienst wurde durch die Ahnen- und Genienverehrung nicht verdrängt, sondern nur superstitiös entstellt und teilweise verdunkelt. Die Geister abgeschiedner Vorfahren, sowie neben ihnen gewisse engel- oder genienartige Naturgeister, wurden nicht eigentlich vergöttlicht, sondern zunächst nur als „Vertreter der Menschen bei dem höchsten Herrn und als Ausrichter seiner Befehle" gedacht. Als ein Hofstaat, eine Schar niederer Mittelsmächte traten sie zum Himmelsgott hinzu, diesen nicht sowohl verdrängend als vielmehr nur in höhere Fernen entrückend und den unmittelbaren Zutritt zu ihm erschwerend.[1] Mit dem Patriarchen- und Naturgeisterkultus der Babylonier war es gewiß nicht wesentlich anders bestellt. Für die Ägypter hat man jüngst Ahnen- oder Patriarchendienst als wichtigen, von uralters her mitwirkenden Faktor ihrer Religions- und Mythenbildung zu erweisen gesucht;[2] allein solche Naturmächte wie Himmel oder Sonne, Licht und Finsternis, auch wohl der Nilstrom erscheinen doch viel früher als Objekte ihrer göttlichen Verehrung und Anbetung, als urzeitliche Könige oder Priester. — Selbst die in der Anthropomorphisierung des Göttlichen am weitsten gehenden Mythen der Hellenen und der Römer lassen keine einseitige und ausschließliche Analysierung ihrer Göttersysteme nach den Principien des Euhemerus zu. Die ältesten und wichtigsten Gottheiten bleiben doch immer Personifikationen gewisser Naturmächte. Kronos, Poseidon, Hades, Apollon, Demeter, Hera, vor allen auch Zeus (trotz der alten Kretensersage von seinem Begrabenliegen zu Knossos, seinem angeblichen einstigen Königssitze) werden der Versuche, sie zu bloßen Heroen älteren Datums herabzudrücken und als apotheosierte geschichtliche Persönlichkeiten zu erweisen, stets spotten.

Man kann in euhemeristischer Rationalisierung der alten Göttermythen zu weit gehen, kann aber desgleichen auch in ihrer Naturalisierung nach altstoischem Muster des Guten zu viel thun, und vor beiderlei Einseitigkeiten möchten wir hier ausdrücklich warnen. Es ist lächerlich und

[1] v. Strauß a. a. O., S. 25.

[2] Ludw. Stern, in Jahrgang 1873 der Zeitschrift f. ägypt. Sprachf. S. 59 (vgl. Lauth, a. a. O., S. 36).

geschmacklos, wenn man im Anschlusse an eine, besonders im vorigen Jahrhundert (durch Banier, Frèret, Lemprière ꝛc.) eifrig kultivierte, aber auch noch neuerdings hie und da wieder auftauchende mythologische Methode, überall nur konkrete geschichtliche Persönlichkeiten, insbesondere etwa alte Stammeshelden oder Gemeindehäupter, als Grundlagen der Göttersagen des Heidentums zu erweisen sich abmüht.[1]) Tritt dieses Verfahren gar, wie in A. Bernsteins „Ursprung der Sagen von Abraham, Isaak und Jakob", (1871), vom arisch-heidnischen aufs semitisch-biblische Gebiet hinüber, so wird der höhere Blödsinn bald ein vollständiger und den verwegensten Spekulationen einer reformjüdisch glaubensfeindlichen Phantasie erscheint Thor und Thür geöffnet. Aber nicht minder offenkundig sind die Verirrungen entgegengesetzter Art, denen sich die grade dermalen in üppigster Blüte stehende naturalistische Richtung auf diesem Gebiete hingibt: die Schule der Sonnen-, Feuer-, Blitz- und Wolkenmythologen, welche alles gemäß ihren naturphilosophischen Principien erklären und so, oft mit den kühnsten Gewaltstreichen ihrer kritischen Phantasie, alles Persönliche aus den Sagen des Altertums tilgen, überhaupt also das was Thomas Carlyle s. Z. treffend als „das Heroentum in der Geschichte" bezeichnete,[2]) grundsätzlich negieren. Allen Respekt vor dem gelehrten Scharfsinn der Herren Schwartz, Roscher, Cox, Bergaigne, Darmesteter, Angelo de Gubernatis u. s. f.! Innerhalb gewisser Grenzen mag ihre Methode der Mythendeutung nützliches leisten und sonst unlösbare Rätsel auf glückliche Weise lösen. Aber wo sie auf die Spitze getrieben wird und die sämtlichen Göttersagen klassischer oder auch nicht-klassischer Völker gemäß ihren meteorologischen Spekulationen zurecht macht, da verfällt sie

---

[1]) So neuerdings besonders Eman. Hoffmann: Mythen aus der Wanderzeit der gräco-ital. Stämme. Teil I: Kronos und Zeus. Leipzig 1876. Alle Bewegungen und Kämpfe in der klassischen Götterwelt sind nach dieser gelehrten, aber etwas barocken und wunderlichen Schrift Bewegungen der Stämme oder Gemeinden, welche die betr. Götter repräsentieren; so ist Kronos weder Himmels- oder Sturmgottheit, noch Gott der Zeit, sondern „ein aus dem Osten stammender Herrscher, der erobernd und wieder flüchtig von Land zu Land vordringt, bis seine Spur allmählich im grauen Westen verschwindet" (S. 29) u. s. f. — Über die hauptsächlichsten sonstigen Vertreter eines einseitig euhemeristischen Standpunkts unter den neueren Mythenkritikern, wie Stanley Faber (The origin of pagan idololatry etc 3 vols. Lond. 1816); Jul. Braun (Naturgeschichte der Sage, 2 Bde. München 1864) ꝛc., siehe K. Werner, Die Religionen und Kulte des vorchristlichen Heidentums, Schaffhausen 1871, S. 217 ff.

[2]) S. seinen so betitelten Essay, und vgl. dazu R. Rocholl, Die Philos. der Geschichte ꝛc. S. 280.

gerade so gut in Absurditäten wie jene einseitige Euhemeristenschule. Die Art wie Max Müller in einigen seiner früheren Schriften und ihm folgend dann Cox und mehrere andere alle möglichen indischen, hellenischen, germanischen Mythen mittelst des alleinigen Erklärungsprincips des Sonnenscheins und der Morgenröte zu deuten suchten, verdiente in der That den Spott Fergussons, der diese extreme Sonnenmythologie als „ganz und gar mondscheinartig" (very like mere modern moonshine) bezeichnete.[1] Und wohl ebenso gerechtem Spotte exponieren sich solche einseitige Sturmwolken-Mythologen wie Roscher und Schwartz, oder wie Forchhammer, der Kieler „Wasser-Mythologe", der kühnlich den Kanon aufstellt: „Die Bewegungen der Natur, die im Mythus zur Darstellung kommen, sind nur Bewegungen der Luft und des Wassers, und zwar sind erstere in den Mythen der Götter, letztere in denen der Heroen dargestellt."[2]) Wird auch hier das biblisch-urgeschichtliche Bereich betreten, so ist der Verkehrtheiten erst recht kein Ende! Goldziher, Leop. Einstein, und besonders Jul. Popper — der letztere mit wahrhaft haarsträubenden Versuchen zur Mythologisierung der Patriarchengeschichte z. B.: Abram sei = Himmelsvater oder Lichtgott; Isaak = finsterer, sardonisch lachender Wolkengott; Jakob = siegreicher Sonnengott, eins mit Melkart, Herakles oder Sisyphos, u. s. f.) — haben während der letzten Jahre gezeigt, welch tollen Schwindel eine vom Offenbarungsglauben gleicherweise wie von gesunden wissenschaftlichen Principien gelöste Phantasie auf diesem Gebiete zu Tage fördern kann.[3])

Wir konnten nicht umhin, hier vor einigen der Verirrungen zu warnen, denen der mit Untersuchungen über die älteste religionsgeschichtliche Entwicklung sich Abgebende leicht unterliegt. Irren wir nicht, so ist für beide Erklärungsweisen, deren Ausartung ins Einseitige und Phantastische

---

[1]) Vgl. Faber, Introduction etc., p. 128.

[2]) Forchhammer, Daduchos; Einleitung ins Verständnis der hellenischen Mythen, Mythensprache und mythischen Bauten. Kiel 1876. — Vgl. W. H. Roscher's „Gorgonen und Verwandtes" (1879) und „Hermes der Windgott" (1878), sowie die zahlreichen hiehergehörigen Schriften und Aufsätze des Posener Gymnasialdirektors Dr. W. Schwartz, aus jüngster Zeit wieder: „Der seine Kinder verschlingende und wieder ausspeiende Kronos" (nemlich angeblich das Gewitter oder der Sturm als Wolkenfresser und Wolkenentsender!), in der Zeitschr. f. Ethnologie 1880, H. II, S. 98 f.

[3]) Ignaz Goldziher, Der Mythos bei den Hebräern und seine geschichtliche Entwicklung. Leipz. 1876. — Leop. Einstein, Prähistorische Entdeckungen im Gebiet der hebr. Sprache, im „Ausland" 1880, Nr. 16—18. — Jul. Popper, Der Ursprung des Monotheismus. Eine historische Kritik des hebräischen Alterthums, insbesondere der Offenbarungsgeschichte. Berlin 1879.

eben gerügt worden, im Falle ihrer maßvollen Geltendmachung vollauf genügender Raum in den Problemen der älteren Religions- und Mythenforschung vorhanden. Und zwar wird da, wo es sich um die frühesten Stadien der Mythenbildung handelt, die naturalistische oder physikalische Deutung — befreit von den Willkürlichkeiten sowohl der einseitigen Sonnen- oder Feuerspekulation wie auch der „Wassermythologie" — als vorzugsweise anwendbar und berechtigt zu gelten haben; denn der obigen Darlegung zufolge waren die „ungreifbaren" Naturgegenstände des Himmels, der Gestirne ꝛc. und demnächst dann die halbgreifbaren, wie Gewässer, Winde ꝛc., die ersten Andachts- und Verehrungsobjekte, welchen sich der von der Stufe des Urmonotheismus herabsinkende und dem Kreaturendienst verfallende religiöse Trieb der Menschheit zuwendete. Für die späteren religionsgeschichtlichen Entwicklungsstadien wird dann auch die euhemeristische oder heldengeschichtliche Deutung, natürlich ebenfalls in vorsichtiger Umgrenzung, und mit wissenschaftlicher Kritik gehandhabt, zur Verwendung gelangen dürfen. Und zwar dürfte sie insofern noch in weiterem Umfang als jene erstere Deutungsweise zu verwerten sein, als sie ganz gewiß nicht bloß von den Kulturreligionen der älteren und ältesten Zeit, sondern vielfach auch noch von jüngeren Religionsbildungen, beides der civilisierten wie der roheren Menschheit, in Anspruch genommen wird. Apotheosen berühmter Stammeshelden, verdienter Staatsmänner, großer Gesetzgeber ꝛc. haben, wie die Geschichte des Römertums lehrt, auch noch mitten in der historischen Zeit stattgefunden. Auch für solche Bildungen roherer Naturreligionen, wie z. B. den Tsuixoab und den Heitsi-Eibib der Hottentotten, mag vielleicht mit genügendem Grunde anzunehmen sein, daß ihnen irgendwelche große Stammeshäuptlinge einer verhältnismäßig erst ganz jungen Zeit zu Grunde liegen.[1])

Nicht überall freilich wird dem physikalischen Elemente der Mythenbildung das anthropologische oder euhemeristische sich in gleicher Stärke hinzugesellt haben. Je nach dem verschiednen Disponiertsein der Völker wird der eine oder der andere Faktor überwiegen und demgemäß die eine oder die andere der beiden bisher besprochnen Erklärungsweisen reichlicher in Anwendung zu kommen haben.[2]) Auch tritt dem Zuge zur Vergötte-

---

[1]) So G. Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, S. 337, und Theophil Hahn im „Globus" 1867, S. 276. Vgl. Roskoff, S. 49.

[2]) In der Hauptsache richtig koordiniert und nach ihrem relativen Wert gegeneinander abgewogen findet man das physikalische und das historisch-anthropologische Moment der Mythenbildung z. B. bei Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der

rung der Ahnen bei nicht wenigen Stämmen eine Neigung zu zauberhaftem Verkehrr mit unbekannten, bald mehr gut bald mehr böse gedachten Geistwesen des Jenseits (Dämonen, wirklichen oder eingebildeten) oft in solcher Stärke zur Seite, daß fast das ganze betr. Mythen- und Kultussystem mit diesem tollen Zauberspuk erfüllt wird und daher der dämonologischen Deutungsweise hier womöglich ein noch weiteres Feld eingeräumt werden muß, als der physikalischen und der anthropologischen. Ganz fehlt dieser dritte, bisher nur nebensächlich von uns berührte religionsbildende Faktor, der dämonolatrische, wohl keinem der entwickelteren Religionssysteme des Heidentums, und es mögen daher diejenigen Mythenforscher vielleicht Recht haben, welche überhaupt zur Genesis alles Heidentums ein dreifaches: Vergötterung der Naturwesen, Menschenvergötterung und Dämonenkultus kooperieren lassen.[1]) Biblisch begründet ist diese Trias übrigens nicht; weder die paulinische Schilderung des Versinkens der abgefallenen Menschheit in Götzendienst Röm. 1, 23, noch die für sie vorbildliche ausführlichere des Buchs der Weisheit, K. 13 und 14, nennen neben Kreaturendienst und Menschenanbetung auch Dienst der Dämonen als dritte Hauptform des werdenden Heidentums. Worauf es vor allem ankommt, das ist das Anerkenntnis, daß allen verschiednen Richtungen des kreaturvergötternden Triebes im Heidentume die Verehrung des Einen wahren Gottes vorangegangen ist. Erst der Abfall von diesem lebendigen Grund und Quell alles Heils hat es als Strafe nach sich gezogen, daß sie in ihrem Dichten eitel geworden und ihr unverständiges Herz verfinstert worden ist, und sie also die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes verwandelt haben in ein Bild gleich dem des vergänglichen Menschen und der Vögel und vierfüßigen und kriechenden Thiere (Röm. 1, 21—23).

Kulturentwicklung rc. I, 46 ff.; bei Grau, Ursprünge und Ziele der Kulturentwicklung, S. 108; bei Bastian, Das Beständige in den Menschenrassen rc., S. 70; bei O. Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit rc. II, 250 ff., sowie in F. F. Lenormants neuestem Werke: Les origines de l'histoire de l'homme d'après la Bible et les traditions de l'Orient antique (Par. 1880).

[1]) So namentlich der Katholik H. Lüken in seiner bekannten Schrift: „Die Traditionen des Menschengeschlechts, 2. Aufl. 1869, S. 6 ff. Ähnlich sein ihm zustimmender Recensent Himpel (Tübinger Theol. Quartalschrift, 1870, S. 331 ff.). Im wesentlichen so auch Kurtz, Geschichte des A. Bds., II, 86 f., während Hengstenberg (Gesch. des Reiches Gottes unter dem A. Bde. I, 133 ff.; II, 37 f.) dem dämonolatrischen Faktor nicht so viel eingeräumt wissen will.

Die missionarische Predigt.

Vom Herausgeber.

(Schluß.)

Jetzt kommen wir zu der Frage: **was** soll der Missionar den Heiden predigen? Antwort: er soll ihnen die großen Thaten Gottes erzählen, die geschehen sind zur Errettung der Sünderwelt.[1]) Der Inhalt der missionarischen Predigt ist also wesentlich Geschichte, speziell die Geschichte des Lebens Jesu, am speziellsten die Geschichte des Todes und der Auferstehung Jesu. Als Zeugen des Todes (1 Kor. 2, 2) und der Auferstehung Jesu (Act. 1, 22) bezeichnen sich ausdrücklich die Apostel, eine Bezeichnung, die in vollkommener Harmonie steht mit den Worten Christi selbst: „Also ist es geschrieben und also mußte Christus leiden und auferstehen von den Toten am dritten Tage, und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden allen Völkern und anheben zu Jerusalem. Ihr aber seid des alles Zeugen" (Luk. 24, 46—48). Das Charakteristische der missionarischen Predigt ist: *κήρυγμα* zu sein und zwar *κήρυγμα* als *μαρτύριον* d. h. der Herold muß reden als einer, der in Kraft eigenster innerster Überzeugung die großen Thaten Gottes als Thatsachen verkündigt, deren Realität er selbst lebendig glaubt. Die Buße, zu der ermahnt und die Vergebung der Sünden, die verkündigt werden muß, steht im engsten Zusammenhange mit objektiven geschichtlichen Thatsachen und diese Thatsachen, nicht die aus ihnen abstrahierte Lehre, müssen den Hauptinhalt der missionarischen Predigt bilden.

Irre ich nicht, so ist in dieser Beziehung nicht wenig gefehlt worden und wird noch gefehlt. Wie in der heimischen Kirche so trägt auch auf dem Missionsgebiete die Predigt viel zu sehr einen dogmatischen Charakter, d. h. sie behandelt das Christentum viel zu viel als Lehre statt als Leben, und giebt dogmatische Begriffe statt Geschichte. Ist nun schon innerhalb der Christenheit diese abstrakt dogmatisch didaktische Predigtform ein Übel, das an der heute so viel beklagten Unfruchtbarkeit der

[1]) So auch Ehrenfeuchter in seiner „Praktischen Theologie" 1. Abtl.: „Von der Missionsverkündigung" S. 369 ff. — eine Abhandlung, die neben manchen doktrinären Abstraktionen doch überraschend viel praktisch gesunde Grundsätze enthält.

geistlichen Rede gewiß einen nicht geringen Teil der Schuld trägt, so ist sie vor Heiden, denen diese ganze dogmatische Terminologie eine absolut unverständliche ist, erst recht ein verhängnisvoller Fehler, zumal wenn der Missionar noch dazu dogmatische Liebhabereien traktiert. Und zwar wird dieser Fehler keineswegs hauptsächlich von Missionaren der konfessionellen resp. kirchlichen Richtung gemacht; soweit meine Kenntnis reicht, ist der Gebrauch der pietistisch resp. methodistisch-dogmatischen Terminologie ein viel verbreiteterer und wo man gar daheim an mystisch-spekulativer Theologie genascht hat, da ist die Gefahr am allergrößten. Nun übt zwar, Gott sei Dank, die Notwendigkeit in einer fremden, für die Wiedergabe unsrer dogmatischen termini meist recht ungefügen, Sprache zu reden, einen ziemlich moderierenden Einfluß; dennoch quälen sich aller Orten viele Missionare, gerade diese termini zu übertragen, obgleich es auf der Hand liegt, daß dieselben im Gewande der fremden Sprache auf die heidnischen Zuhörer erst recht den Eindruck machen müssen: „Herr, dunkel ist der Rede Sinn.“ So müht man sich auch im Schweiße des Angesichts nach einer steif dogmatischen Methode zuerst das Sündenbewußtsein zu erwecken, redet von der allgemeinen Sündhaftigkeit, von der Buße und dann von den einzelnen Stadien des Heilswegs, wie sie begrifflich fixiert sind — gerade als wenn es die Aufgabe des Missionars wäre, eine Art populärer Dogmatik — die notabene aber immer und überall sehr unpopulär ist — zu dozieren. Wie man aber schon in der Christenheit schwerlich Erkenntnis der Sünde wirkt durch unaufhörliches Traktieren des Artikels von der allgemeinen Sündhaftigkeit, so wird man in der Heidenwelt auf diese Weise erst recht nichts erreichen als höchstens — eine Abrichtung zur Phrase. Es ist eine bekannte Thatsache, daß je kulturloser ein Volk ist, desto weniger es abstrakt zu denken vermag; ja selbst von den Japanesen behauptet der kirchliche Missionar Dening,[1]) daß man sich sehr irre, wenn man ein Verständnis für unsre abstrakte dogmatische Terminologie bei ihnen voraussetze. Man würde auch durchaus fehlgreifen, wenn man die Summe unsrer dogmatischen Begriffe mit der neutestamentlichen διδαχή identifizieren und das abstrakt didaktische Predigen mit dem neutestamentlichen διδάσκειν begründen wollte. Das Paulinische διδακτικός bezeichnet vielmehr — nach Vilmars[2]) trefflicher Analyse — ungefähr das Gegenteil.

[1]) Int. 80. 158 ff. Ähnlich Not. 80 S. 237. Jellinghaus: „Das völlige, gegenwärtige Heil durch Christum“ Berlin 1880. Vorrede.

[2]) „Lehrbuch der Pastoraltheologie“ S. 39 f.

Also — die Dogmatik in allen Ehren; aber in die missionarische Predigt gehört sie nicht. Das Evangelium, überhaupt die Offenbarung Gottes, ist zuerst Geschichte; Gott redet durch Thatsachen. Der Heidenprediger muß also vor allem gut erzählen, er muß die Kunst eines Evangelisten verstehen. Und zwar soll die einzelne Verkündigung, wenn nicht besondere Umstände einen speziellen Gegenstand fordern, stets etwas relativ Ganzes vom Evangelio enthalten. Verstehe ich die apostolische Predigtpraxis recht, so bestand sie — wie Lukas (1, 1) in der Einleitung seines Evangelii andeutet — in *διηγήσεις περὶ τῶν πεπληροφορημένων ἐν ἡμῖν πραγμάτων*, und es erscheint kaum als eine gewagte Hypothese, anzunehmen, daß diese zusammenhängenden mündlichen Verkündigungen die Hauptunterlagen für die synoptischen Evangelien gegeben haben. Mir ist nicht erfindlich, warum die heutige Missionspredigt in dieser Beziehung von der apostolischen abweichen müßte. Sie enthalte also ähnliche „Reden von den Geschichten, so unter uns ergangen sind", wobei man sich nur zu hüten haben wird, daß diese „Diegesen" nicht Routine werden. Wenn sich dann in einem Heidenvolke, das diese Geschichten in zusammenfassenden Predigten längere Zeit gehört hat, nach und nach eine evangelische Tradition — das Wort ohne allen dogmatischen Beigeschmack genommen — bildet, so ist das ein sehr erfreuliches Ergebnis und das Zeichen, daß jetzt die Zeit sowohl für eine allmähliche Übersetzung der Schrift als für eine weitere lehrhafte Behandlung der geschichtlichen Wahrheiten gekommen ist. Aber erst Kerygma, dann Dogma; erst Evangelium, dann Epistel; erst die centralen Wahrheiten, dann die peripherischen.

Damit ist keineswegs gesagt, daß die neutestamentliche Geschichte den ausschließlichen Predigtinhalt zu bilden habe. Die allgemeinen Thatsachen, die dem ersten Artikel zu Grunde liegen, die Grundlinien der Universal-Menschheitsgeschichte, welche Genesis 1—11 enthält, die Geschichte der Erwählung und Erziehung Israels durch das Gesetz und die Propheten sind ganz unmöglich zu ignorieren, weil sie Wurzel und Stamm des Baumes bilden, dessen Krone die Geschichte Jesu Christi ist. Das „Wort vom Kreuz", ohne alle Kontroverse der unentwegbare Mittelpunkt aller, auch der missionarischen Predigt, kann gerade wegen seiner centralen Bedeutung für gewöhnlich weder den Ausgangspunkt bilden, noch würde es isoliert bei Heiden Verständnis finden. Die bekannte Geschichte des Grönländers Kajarnack oder des Indianers Tschoop darf gesunderweise nicht zur Rechtfertigung methodischer Mißgriffe in dieser Richtung

verwertet werden. Nur in seinem organischen Zusammenhange mit den Grundführungen der Heilsgeschichte wird das große Geheimnis verständlich: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“ Man braucht nur einen flüchtigen Blick in die Paulinischen Heidenpredigten zu Lystra und Athen zu werfen oder die Einleitungskapitel des Briefes an die Römer zu lesen, um überzeugt zu werden, daß ein Sprung ins Allerheiligste, ohne seinen Weg durch den Vorhof und das Heilige zu nehmen, sich nicht auf das Wort berufen kann: „ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten“ (1 Kor. 2, 1). Nicht bloß für dogmatische Festsetzungen, sondern auch für pastoral-theologische resp. missions-methodische Regeln ist es verhängnisvoll, Bibelkasuistik zu treiben. Übrigens bietet auch gerade der Gang durch den alttestamentlichen Vorhof dem Missionar die beste Gelegenheit, in der früher angedeuteten Weise Anknüpfungen zu finden und Brücken zu schlagen.

Auf die Frage endlich: **wie** soll der Missionar seine Botschaft ausrichten? begnüge ich mich mit einer doppelten Antwort: verständlich und nicht verletzend. Was den ersten Punkt betrifft, so ist unerläßlich, daß der Prediger mit der Denk- und Anschauungsweise seiner Zuhörer genau vertraut ist, daß er sie — nicht bloß aus Büchern sondern — aus dem Leben kennt, daß er immer im Auge behält, wie fremd ihnen alle Dinge sind, die er ihnen zu sagen hat und daß er ihnen nicht mehr zu tragen giebt als sie wirklich tragen können. Nicht genug kann man es den Missionaren ans Herz legen, daß sie einfach reden uud daß sie anschaulich erzählen. Wie in der Heimat, so wird vielleicht noch mehr auf dem Missionsfelde dadurch gefehlt, daß der Prediger sich den Stand seiner Zuhörer zu hoch vorstellt und daß er die rechte Sprache nicht findet, die der Schlüssel zu ihrem Herzen ist. Es wird viel über populäre Predigt geredet und geschrieben. Aber merkwürdigerweise sind es fast immer nur Formen und wieder Formen, die man empfiehlt, obgleich man sich doch sagen sollte, daß die bloße Form niemals eine Rede wirklich volkstümlich machen wird. Um dem Volke verständlich und anschaulich zu predigen, braucht man nicht in künstlich manirierter Weise seine Sprache nachzuahmen, sondern man muß mit dem Volke leben und ihm dann Gedanken und Gestalten vorführen, von denen es sagt: ja, das ist Fleisch von unserm Fleisch — das ist das Ei des Kolumbus. Speziell soll der Missionsprediger sich befleißigen durch treffende Gleichnisse und gesunde Geschichten die

Wahrheiten des Himmelreichs zu illustrieren und in kurze, schlagende Sentenzen sie zusammen zu fassen. Wie viel trockne, die nächste Minute vergessene Definitionen, wie viel langweilige allgemeine Auseinandersetzungen kann man sich ersparen, wenn man in Gleichnissen redet. Freilich die Gleichnisse müssen aus dem Anschauungskreise der Zuhörer genommen sein und um sie zu finden, muß der Prediger nicht bloß in einem solchen Verhältnis zu Gott stehen, daß die Beziehung der sinnlichen Dinge auf die übersinnliche Welt sich ihm von selbst nahe legt, sondern er muß auch ein Auge und Ohr für die ihn umgebende Alltagswelt, für Natur und Menschenleben haben, und wenn er es von Haus aus nicht hat, es sich allmählich aneignen. Was man nur erst als Aufgabe erkennt, dazu findet man mit der Zeit die Gabe.[1])

Bezüglich des zweiten Punktes wird wesentlich ein Doppeltes zu beachten sein. Zunächst daß man in der Polemik das rechte Maß halte. Selbstverständlich ist ja die missionarische Predigt ohne Polemik gegen Götzendienst, Aberglauben und heidnische Unsitte nicht möglich; aber polemisieren und polemisieren ist zweierlei. Es ist durchaus gerechtfertigt, wenn der Missionar z. B. dem Heiden nachweist: der Gott, dem du dienst, liebt dich nicht und du fürchtest dich vor ihm; daß Gebilde der Menschenhand doch unmöglich Götter seien und das Gebet zu ihnen nichts helfen könne; daß der Hexenaberglaube ebenso eine Thorheit wie ein Unrecht gegen die durch ihn geschädigten Menschen sei u. s. w. Aber ich habe Missionspredigten gelesen, die durch ihre ungeschickten, ja plumpen Angriffe mich selbst aufs unangenehmste berührten, so daß ich mich nicht wundern konnte, wenn die versammelten Zuhörer voll tiefer Entrüstung dem Missionar den Rücken kehrten, der das, was ihnen bisher heilig gewesen, so gröblich vor ihren Ohren verunglimpfte. Wenn z. B. in geradezu provokatorischer Weise Mohammedanern ins Gesicht gesagt wird, euer Prophet ist ein Sünder, ein Lügner, so hat der betreffende Missionar gewiß kein Recht, sich hinterher über die Herzenshärtigkeit und die Feindschaft seiner Zuhörer gegen das Evangelium zu beschweren. Daß dem großen Heidenapostel und seinen Mitarbeitern eine solche Praxis sehr fern gelegen, wird ausdrücklich gelegentlich des durch den Goldschmied Demetrius veranlaßten Tumults zu Ephesus seitens des dortigen Stadtschreibers öffentlich bezeugt: „ihr habt diese Menschen hergeführt, die weder Kirchen-

---

[1]) Vergl. gerade über diesen Punkt die oben angeführte Schrift des Verf.: „Warum hat unsre Predigt nicht mehr Erfolg?“

räuber noch Lästerer eurer Göttin sind" (Act. 19, 37). Was andern heilig ist hat immer einen Anspruch auf ein gewisses Maß, ich will nicht sagen unter allen Umständen, ehrerbietiger, aber jedenfalls schonender Behandlung; nicht bloß der Mohammedaner, auch der Heide besitzt religiöse Gefühle, die wir zart genug sein müssen, nicht gröblich zu verletzen. Anders hat der Missionar bei Christen, die etwa wieder ins Heidentum zurücksinken, die heidnischen Irrtümer zu behandeln, als vor Heiden, die diese Irrtümer noch für Wahrheit halten. Schwerlich ist es die Polemik und gar die verletzende Polemik, welche die Götzen stürzt. Es ist unter den Heiden nicht wesentlich anders wie daheim in den christlichen Gemeinden: nicht das Schelten thuts, zu dem man sich besonders im oft genug mit fleischlichem Eifer gemischten Feuer der Anfängerarbeit leicht hinreißen läßt. Das verbittert mehr als daß es bessert und verschließt leichter die Herzen als daß es sie öffnet. Vor der positiven Verkündigung des Evangelii Christi, in dem die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes erschienen ist, fallen die Götzen am sichersten, und in der Wahrheit selbst liegt die siegreichste Macht über die Lüge. Also lieber ponieren als negieren, lieber evangelisieren als polemisieren. — Auch der Apologetik möchte ich nur einen mäßigen Raum in der missionarischen Predigt konzedieren. Sie wird ja, zumal vor relativ gebildeten und mit bestimmten Vorurteilen gegen das Christentum erfüllten Heiden und Mohammedanern nicht gänzlich zu umgehen sein. Aber es ist auch in dieser Beziehung auf dem Missionsfelde nicht wesentlich anders als in der heimischen Christenheit: die Apologetik führt selten zum Glauben und durch alle Disputationen wird wenig erreicht. Ein kurzes schlagendes Wort zur Widerlegung des Angriffs resp. zur Begründung der biblischen Wahrheit gesagt, und vor allem diese Wahrheit in Kraft innerster Glaubensgewißheit als eine göttliche Thatsache von unanfechtbarer Realität bezeugt — das ist vor den Ungläubigen daheim wie draußen viel wirksamer als alle apologetischen Künsteleien; ganz abgesehen davon, daß sich der Missionar mit der apologetischen und disputatorischen Methode in einen gefährlichen Kampf begiebt, in dem er nicht nur leicht, oft schon wegen seiner mangelnden Sprachkenntnis, seinem Gegner gegenüber den kürzeren ziehen und so dem Evangelio eine Niederlage bereiten kann, sondern auch den Schein erweckt, als ob das Maß des apologetischen Geschicks auch das Maß der Wahrheit sei.

Die Forderung: vor einer Verletzung der religiös-sittlichen Gefühle seiner Zuhörer sich möglichst zu hüten, führt mich zum Schluß noch auf

einen nicht unwichtigen Punkt, nämlich auf die Art und Weise das Sündenbewußtsein zu wecken resp. das Strafamt an den Heiden zu üben. Daß mit der doktrinären Behandlung der Lehre von der allgemeinen Sündhaftigkeit wenig ausgerichtet werden dürfte, ist schon früher bemerkt worden. Der viel sicherere Weg ist jedenfalls der: zunächst einzelne konkrete Sünden den Leuten zum Bewußtsein zu bringen. Wenigstens ist der Herr Jesus uns diesen Weg vorangegangen. Statt in abstrakter Weise von „der Sünde" zu reden, zeigt er z. B. dem reichen Jüngling, daß er seine Güter mehr liebt als Gott; dem samaritischen Weibe, daß sie in Unkeuschheit lebt; dem Schriftgelehrten, daß ihm die praktische Ausübung der Nächstenliebe fehlt. Ganz ähnlich verfährt er in der Bergpredigt, wo er teils durch eine praktische Exegese einzelner Gebote, teils durch eine konkrete Besprechung der Almosen-, Gebets- und Fastenübung den überzeugenden Nachweis liefert, daß die pharisäische Gerechtigkeit vor Gott nicht genüge. Wenn nun der Missionar in seiner Predigt denselben Weg gehen will, so sollte es selbstverständlich sein, daß er sich fürs erste nur an solche Vergehungen halten kann, die den Heiden ihre eigne Sitte, ihr eignes Gesetz oder ihr eignes Gewissen als Sünde erkennbar macht. Zur Höhe des christlichen Sittengesetzes und Heiligungsbegriffs wird er sie nur ganz allmählich im Zusammenhange mit der christlichen Glaubenssubstanz führen können.

Wenn nun aber statt dessen, wie es leider viel geschieht, der Missionar ohne weiteres unsern christlich-sittlichen Maßstab an die Heiden anlegt und nun ihnen eine Reihe Dinge als Sünden vorhält, die sie bisher bona fide gethan haben, ohne sich einer Gesetzesübertretung bewußt zu sein — was ist die Folge? Entweder die, daß der Heide den Missionar gar nicht versteht, oder daß er entgegnet: „Das paßt für Europäer, nicht für uns", oder daß er glaubt, ihm werde Unrecht gethan, er werde ohne Grund schlecht gemacht. „Die Sünde erkannte ich nicht ohne durch das Gesetz" schreibt St. Paulus und abermals: „da aber das Gesetz kam, ward die Sünde wieder lebendig" (Röm. 7, 7—9). Nun wird ja natürlich der Missionar das Gesetz predigen, aber er kann doch nicht erwarten, daß der Heide dieses Gesetz sofort als ihn richtend anerkennen wird. Er wird also im Anfang ziemlich schonend verfahren und die heidnische ἄγνοια (act. 17, 30; Eph. 4, 18; 1 Ptr. 1, 14; cf. Röm. 3, 25) gebührend in Rechnung setzen müssen. Etwas von dem Tone: „lieben Brüder, ich weiß, ihr habt es in Unwissenheit gethan" (act. 3, 17) sollte durch solche Gesetzespredigten immer hindurch klingen. In

pädagogisch-weiser Barmherzigkeit hatten daher die Apostel Geduld mit manchen heidnischen Sitten, die mit dem Gesetz Gottes sich nicht vertrugen, wie z. B. mit der Polygamie und Sklaverei. Wir sind oft scharf, wo wir sehr lind und lind, wo wir sehr scharf sein sollten. Der Heiland war freundlich zu den Zöllnern und Sündern und sehr streng zu den Pharisäern. Es thut immer weh, wenn man gestraft wird und auch derjenige, welcher längst im Glauben und unter der Zucht des heiligen Geistes steht, wird noch leicht verletzt; aber den armen, unwissenden Heiden gegenüber sollte der Missionar erst recht nicht das Wort alttestamentlicher Pädagogik vergessen: „Der Gerechte schlage mich freundlich und strafe mich" (Ps. 141, 5). Je älter und reifer man wird, desto mehr wird man's inne, daß die Bußpredigten unter Donner und Blitz selten wirkliche Frucht der Gerechtigkeit, wohl aber oft viel Verbitterung schaffen.

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß viele, vielleicht die meisten, Heiden, welche die Taufe begehren, nicht aus einem tiefgefühlten Bedürfnis der Sündenvergebung zu Christus kommen. Wenn sie auch ein allgemeines Bekenntnis ihrer Sündhaftigkeit ablegen, so wissen doch nüchterne Missionare recht gut, daß dieses Bekenntniß oft nur in angelernten Worten besteht. Wir würden uns auch in einem großen Irrtum befinden, wenn wir denken wollten, zur Zeit der apostolischen Mission habe man keine ähnlichen Erfahrungen gemacht; mir scheint nur, daß man damals nicht in der methodistischen Weise, wie es heute geschieht, auf Sündenbekenntnis hingewirkt und Sündenbekenntnisse verlangt habe. Sind doch selbst zum Heiland viele gekommen, die nicht in erster Linie bei ihm Sündenvergebung, sondern Hilfe aus irgend einer äußern Not gesucht haben und er war soweit davon entfernt, sie zurückzuweisen, daß er wiederholt ihren Glauben pries. Auch die Entwicklung des geistlichen Lebens deckt sich selten mit der Doktrin, und es mag nicht allzuviele Menschen geben, die die Stadien des Heilswegs so der Reihe nach durchlaufen haben, wie sie im Buche stehen. Daher ist es auch keineswegs die gesetzliche Bußpredigt allein, welche durch Bewirkung der Sündenerkenntniß zu Christus führt. Wie der christliche Prediger der Heimat, so muß auch der Missionar seine heidnischen Zuhörer als Menschen behandeln, die mühselig und beladen sind. „Elendsgefühl findet sich unter den Heiden viel, Schuldgefühl fast gar nicht" schreibt ein ebenso nüchterner wie als ernst gläubiger Christ anerkannter Missionar.[1])

[1]) Jellinghaus a. a. O. S. 47.

Manche mögen ja auch gegen das Gefühl der Bürde, die sie tragen, der Erniedrigung, unter die sie geknechtet sind, des Elends, das ihr Leben so unglücklich macht, abgestumpft sein, wie z. B. nicht selten die Frauen und Mädchen gegen die Abschaffung der Polygamie und des Weiberkaufs, ja selbst des Selbstmords der Wittwe beim Tode des Gatten am heftigsten protestieren. Dennoch dürfte hier der Punkt liegen, wo die Barmherzigkeit am erfolgreichsten einsetzt. „Ihr seid arme Leute, ihr gehet dahin unter viel Last und Leid, seid geängstet und geplagt und habt doch weder Trost noch Halt; ich führe euch zu einem Manne bei dem werdet ihr Erquickung finden für Leib und Seele." Und welch reichlichen Stoff geben dann alle die schönen Geschichten, welche die Evangelien von der hilfreichen Liebe Jesu erzählen! Wie leicht machen es diese Geschichten, den Heiden Jesum vor die Augen zu malen als Helfer, Tröster und Heiland, um dann in ihm auch das Lamm Gottes zu zeigen, welches der Welt Sünde getragen und hinweggetragen hat und zu bitten: „lasset euch doch versöhnen mit Gott."

Es erübrigt mir nur noch ein kurzes Wort über die Person des Predigers zu sagen; denn auf den Mann der da predigt, kommt schließlich doch alles an. Daß die Macht, die von unsrer Rede ausgeht, in der göttlichen Wahrheit selbst liegt, die wir verkündigen, darüber ist ja selbstverständlich unter uns kein Zweifel. Aber wieweit diese Wahrheit die in ihr liegende Kraft wirklich äußert, das hängt doch nicht unwesentlich von der Person dessen ab, der ihr Herold ist. Duo si idem dicunt, non est idem, heißt es auch bezüglich der Predigt unter Christen und Heiden. Und zwar ist hier der Erfolg noch viel mehr durch das, was wir selbst sind, als durch die Art und Weise, wie wir predigen, bedingt. Der relativ unbegabte Zeuge übt schließlich eine mächtigere Wirkung, als der geistreichste und methodisch vollendetste Rhetor. Die alte Streitfrage zwischen Orthodoxen und Pietisten, ob auch der unwiedergeborne Prediger Leben aus Gott zu erzeugen vermöge, dürfte heut schwerlich die kirchlichen Parteien, am wenigsten die, welche Mission treiben, in Aufregung zu versetzen vermögen. Auch von geistlicher Gabe kann jeder immer nur soviel geben als er hat. Wir brauchen daher vor allem Missionare voll heiligen Geistes und Glaubens, die herzliche Liebe zum Heiland wie zu den Heiden beseelt, und in denen etwas von der Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes verkörpert ist. Und kommt zu dieser geistlichen Qualification nicht nur ein gewisses Maß natürlicher Beredsamkeit, gesunden Menschenverstandes,

weiten Blicks und pädagogischer Fähigkeit, sich in fremde Verhältnisse zu finden und in ihnen originale Wege zu gehen, sondern auch treuer Fleiß im Wissenschafts- und Menschenstudium — so dürften die persönlichen Grundbedingungen für eine gesegnete missionarische Predigtthätigkeit in der Hauptsache erfüllt sein.

Es ist mir daher durchaus aus der Seele geredet, wenn Prof. Christlieb[1]) offen gefordert hat: „etwas mehr Qualität als Quantität beim Aussenden der Missionare! Einige wenige geistgesalbte, opferfreudige Leute mit freiem umsichtigen Blick und festen Willen, die herzhaft dem Volk nahe treten, weil sie es trotz aller seiner Verkehrtheit liebend auf priesterlichem Herzen tragen, die nützen mehr und schaffen Bleibenderes als viele halbtüchtige."

Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen in Brasilien.

Zur ältesten Geschichte der protestantischen Missionen.

Von D. Th. Christlieb.

Es hat ein eigentümliches Interesse, einen immer breiter und gewaltiger anschwellenden Strom auf seinen Ursprung zurückzuverfolgen. Auf hoher Alpe aus Schnee und Eis geboren, muß er in der Regel durch viel Felsgestein mühsam seinen Weg suchen, bis er tiefer im Thale freiere Bahn findet, und von rechts und links seine Zuflüsse aufnehmend, immer gebieterischer durchs Land rollt, in immer weiterem Umkreis den ganzen Charakter der Landstriche und die Thätigkeit ihrer Bewohner mitbestimmt.

Ganz ähnlich verhält es sich mit großen geistigen Bewegungen und ihrem Lauf durch die Jahrhunderte. Und so namentlich auch mit dem Missionsgedanken in den protestantischen Kirchen. Erst ringsum das starre Eis festsitzender Vorurteile und traditioneller kirchlicher Gewöhnung; dazu himmelhohe Felswände unübersteiglich scheinender Hindernisse. Es scheint nirgends Raum für eine neue und so weitblickende Unternehmung. Aber der warme Sonnenstrahl der Liebe zum Herrn und darum auch zu den

---

[1]) „Der gegenwärtige Stand der ev. Heidenmission" S. 142.

Verlorenen bringt endlich das Eis zum Schmelzen. Bald da bald dort sprudelt frisch, aber noch unabgeklärt wie Gletscherwasser, der Gedanke an unsere evangelische Missionspflicht hervor, setzt in jähem Lauf über die nächsten Hindernisse hinweg, verschwindet vielleicht eine Zeit lang in einem Abgrund; aber tiefer unten sammeln sich — ob auch nach harten Erfahrungen — die isolierten Triebe und Kräfte, und beginnen nun zu Gesellschaften vereinigt, sich Bahn zu brechen im religiösen Zeitleben, bis sie zum breiten Strome anschwellen, der weithin auch das kirchliche Leben mitbestimmt und befruchtet.

Auf die Missionsgedanken, -Lieder, -Gebete der Reformationszeit, die ersten protestantischen Missionsunternehmungen, wie die von Genf aus 1556 nach Brasilien abgegangene, die bald darauf durch den Haß Roms im Märtyrerblut erstickte, die Missionen unter Gustav I. Wasa, König von Schweden, ist neuerdings wiederholt und auch schon in diesen Blättern aufmerksam gemacht worden.[1]) Auf den ersten Bahnbrecher des Gedankens, daß die evangelische Kirche das Missionswerk durch freie Vereine betreiben solle, den österreichischen Freiherrn Justinianus von Wels (geb. 1621), dessen begeisterte, ja fast schwärmerische Missionsaufrufe an dem nüchternen Kaltsinn der Orthodoxen zunächst noch unübersteigliche Hindernisse fanden und finden mußten, während seine persönliche Selbstaufopferung als Missionar in Cayenne fast ganz unbeachtet vorüberging,[2]) fällt neustens insofern etwas mehr Licht, als seine Missionsgedanken und Vorschläge denn doch nicht ganz so vereinzelt geblieben zu sein scheinen, als man früher annehmen mußte. Auch ein puritanischer Geistlicher, John Oxenbridge († 1674), der in Surinam und Barbadoes das Elend der Heiden kennen gelernt hatte, schlug um jene Zeit (1664—1670) in einer Schrift die Anlegung christlicher Kolonieen in Guiana zur Verbreitung des Evangeliums vor.[3]) Und selbst in Deutschland begegnen uns auch in jenem

---

[1]) S. Ostertag, Übersichtliche Geschichte der protest. Missionen 1858 S. 7 ff.; Christlieb, Der Missionsberuf des evang. Deutschlands nach Idee und Geschichte 1876 S. 33 ff. und Allg. Miss.-Zeitschr. Juli 1875; Kalkar, Geschichte der christl Mission unter den Heiden I. 1879 S. 8 ff., 206 ff. — Die Missionsgedanken des Erasmus von Rotterdam s. ebendaselbst S. 53 ff. Über Peter Heiling, der schon 1633 nach Abessinien ging, vergl. Allg. Miss.-Z. 1876 S. 206 ff.

[2]) Näheres s. Plitt, Kurze Geschichte der lutherischen Mission 1871 S. 32—44.

[3]) A proposition of propagating the Gospel by Christian Colonies in the Continent of Guiana, s. Kalkar a. a. O. S. 14.

Zeitalter der Orthodoxie — und zwar noch vor Spener — mannigfache Klagen über das Darniederliegen des Missionswerks, z. B. bei Havemann, Generalsuperintendent von Bremen und Verden († 1672), bei dem Straßbürger Professor Dannhauer († 1666), bei dem bekannten Christian Scriver († 1693) und andern,[1] ja sogar eigentümliche Missionsprojekte bei dem großen Leibnitz.[2])

Um von England zu schweigen, wo ja teils die Kunde von der Missionsarbeit John Eliots und der Familie Mayhew unter den Indianern Nordamerikas, teils die litterarischen Bemühungen eines Robert Boyle († 1691), Hyde, Pococke um Verbreitung der christlichen Wahrheit unter heidnischen Völkern bei der Wende des 17. Jahrhunderts zur Gründung der ersten Missionsgesellschaften führten (Propagation Society 1701 und einigermaßen auch die Christian Knowledge Society 1698), so war es besonders Holland, wo das Missionswerk noch beträchtlich früher und zum Teil auf systematische Weise in Angriff genommen wurde. Dort hatte, wie uns Kalkar erzählt, der Professor der Theologie zu Leyden, Anton Waläus, schon 1622 ein Missionsseminar errichtet für die neugewonnenen ostindischen Besitzungen Hollands. Er wollte zwölf nicht bloß in Dogmatik und Evangelistik, sondern auch im Griechischen und Hebräischen ordentlich geschulte Prediger, beides für Kolonisten wie für die heidnischen, resp. von den Portugiesen halb christianisierten Eingebornen nach Indien senden, — ein Ziel, mit dessen Erreichung dann leider das Seminar aufhörte.[3])

Die im ganzen sehr unbefriedigende Geschichte der holländischen Massenbekehrungen auf Ceylon, Amboina u. s. f., die weit mehr einen äußerlich mechanischen, gesetzlichen als wahrhaft geistlichen und evangelischen Charakter trugen und daher sehr wenig echte Früchte zurückließen, wiewohl es an edlen Ausnahmen nicht fehlte (ich erinnere nur an den trefflichen Missionar Junius aus Delft auf Formosa seit 1626), verfolgen wir hier nicht. Was aber den neueren Missionshistorikern, wenn ich recht sehe, seither entging, die holländischen Missionsanfänge in Brasilien, das sei hier aus den mir vorliegenden Quellen[4]) zur Ergänzung unsres

---

[1]) S. Plitt a. a. O. S. 44 ff.

[2]) S. Plath, Die Missionsgedanken des Freiherrn von Leibnitz, 1869.

[3]) Fabricius, lux salutaris p. 581 ss.; Kalkar a. a. O. S. 16 ff.

[4]) Caspar Barlaeus, Rerum per octennium in Brasilia et alibi gesta-

bisherigen Wissens von den protestantischen Missionen des 17. Jahrhunderts in Kürze beigebracht. Es hat, ob auch die Ausbeute gering, für uns ein um so größeres Interesse, als es ein edler deutscher Fürst ist, unter dessen umsichtiger Verwaltung jene stattfanden und dessen persönliches christliches Interesse sie begünstigte und schützte.

Unter den nassauischen Grafen und Fürsten, die als einstige Herren des Landes heute noch im Munde der Siegerländer fortleben, wird keiner mit größerer Ehrerbietung und Dankbarkeit genannt als Johann Moritz, Fürst von Nassau-Siegen, der „Brasilianer" oder „Amerikaner", wie er auch im Volksmunde heißt. Mit berechtigtem Stolz nennt ihn ein nassauischer Geschichtsschreiber „die Ehre seines Zeitalters, die Zierde seines Hauses".[1]) Ein Sohn des Grafen Johann des Mittleren und 1604 (17. Juni) auf demselben Schloß Dillenburg geboren, auf welchem auch Wilhelm I. von Oranien und dessen Sohn Moritz das Licht der Welt erblickt hatten, erhielt er seinen Namen nach dem großen Oranier, unter dessen Fahnen er nachher auch längere Zeit kämpfte. Ihm verdankt die Stadt Siegen und der größte Teil des Siegerlandes die Wiederherstellung des reformierten Bekenntnisses. Als nämlich sein katholisch gewordener älterer Bruder Johann einen seinem Vater feierlichst unterschriebenen Revers zum Schutz des reformierten Glaubens auf Antrieb seiner bigotten Gemahlin 1624 meineidig widerrief, die Ausübung dieses Glaubens untersagte und mit Hilfe der Jesuiten und des päpstlichen Nuntius Caraffa in Wien unter Anwendung von harten Gewaltmaßregeln seine Unterthanen wieder in die römische Kirche zurückzuzwingen suchte, benutzte Johann Moritz die Siege Gustav Adolfs, um seinem hartbedrängten Stammlande die freie Ausübung des evangelischen Glaubens wieder zu sichern, was ihm auch 1632 im wesentlichen gelang, wenn auch später die kaiserliche Teilung des Landes 1649 einen kleinen Teil des Landes und der Stadt, das sogenannte Johannland, unter katholischer Herrschaft beließ.

---

rum, sub praefectura — J. Mauritii, Nassaviae etc. comitis historia, ed. secunda, Cleve 1660. Dasselbe auch holländisch und deutsch: Brasilianische Geschichte bei achtjähriger — Regierung Sr. fürstl. Gnaden Herrn Johann Moritz, Fürstens zu Nassau, Cleve 1659. — Womit auch zu vergl. Driesen, Leben des Fürsten Joh. Moritz von Nassau-Siegen, 1849, der aber die kirchlich-theologische Bedeutung dieses Fürsten zu wenig ins Auge faßt; Cuno, Geschichte der Stadt Siegen, 1872 und Manger, Die Bestattung der Leiche des Fürsten Joh. Moritz von Nassau-Siegen, 1879.

[1]) Steubing, Versuch einer Nass. Geschichtsbibliothek, 1799; Cuno a. a. O. S. 68. Ebenso benutzte ich auch einige Privatmitteilungen von Freunden im Siegerland.

Schon durch diese That erwies sich Joh. Moritz als echten Sohn seines Hauses. Denn die evangelischen Fürsten von Nassau-Siegen zeichneten sich sämtlich durch einen tiefen religiösen Sinn aus.[1] Ihnen war die Religion Herzenssache und die Förderung der kirchlichen Einrichtungen erschien ihnen als erste Regentenpflicht. Aber die Thatkraft und Besonnenheit, womit er ohne irgendwelche schroffe Härte gegen Andersgläubige die evangelische Restauration des Landes in Kirche und Schule durchführte, zeigten zugleich den festen Charakter und staatsmännischen Blick, der Johann Moritz in hervorragender Weise eigen war und uns öfters an den großen Kurfürsten erinnert, dem er auch äußerlich nicht unähnlich war. Eine sorgfältige Erziehung, Studien auf der Hochschule Herborn und in Basel, die er bei seinen ungewöhnlichen Fortschritten schon im 10. Jahr seines Alters besuchte,[2]) und später in Genf, ein längerer Aufenthalt an dem Hofe seines nahen Verwandten, des gelehrten Landgrafen Moritz zu Kassel, der Umgang mit gelehrten Niederländern am Hofe der Oranier verschafften ihm eine für jene Zeit sehr gediegene wissenschaftliche Bildung und einen umfassenden Blick für die verschiedensten Gebiete des Wissens, während seine persönliche Teilnahme an den niederländisch-spanischen Kämpfen, in die er schon als 16jähriger Jüngling eintrat, und in denen er sich so auszeichnete, daß er schon 1629 zum Oberst eines Regiments Walonen durch Friedrich Heinrich von Oranien befördert wurde, in ihm auch den tapferen Kriegshelden frühe erkennen ließ. Bald sollte seine Umsicht und Thatkraft sich in selbständiger Stellung und nicht bloß in der Heimat, sondern auf einem noch viel ausgedehnteren Schauplatz erproben. Deutete doch schon sein Wahlspruch Qua patet orbis — So weit die Welt reicht — auf den weiten Flug seines Geistes.

Der Krieg der Mächte in Europa hatte längst auch deren überseeische Besitzungen in schwere Mitleidenschaft gezogen. Hauptsächlich um Spanien die Mittel zum Kriege, die ihm seine südamerikanischen Silberflotten zuführten, abzuschneiden und den Handel mit den Produkten dieser Kolonieen sich selbst zuzuwenden, hatte sich 1621 die westindische Kompagnie in den

---

[1]) 1665 dichtete Joh. Moritz das „Dank-, Buß- und Betlied":

Ein undankbarer Christ
Ein großer Greuel ist u. s. f.,

das öfters den älteren Ausgaben des Heidelberger Katechismus im Anhang beigedruckt ist, s. Cuno S. 76 ff.; Manger S. 4.

[2]) Nach Johann Textor, dem nassauischen Chronisten, s. Driesen a. a. O. S. 7.

Niederlanden gebildet, deren erste große Unternehmung sich gegen das portugiesisch-spanische Brasilien richtete. Bei Bildung dieser Kompagnie wirkte aber auch schon ein religiöses, ein Missionsinteresse mit, was seither wenig beachtet wurde. Barläus, seit 1632 Professor am Athenäum zu Amsterdam, ein um so glaubwürdigerer Zeuge, als er mit den Leitern der brasilischen Angelegenheiten in vielfachem persönlichem Verkehr stand und in die betreffenden Dokumente Einblick hatte,[1]) berichtet uns bei Darlegung der politischen Erwägungen, die zur Gründung jener Kompagnie führten, folgendermaßen: „Hiezu fügten etliche, denen die Religion etwas mehr zu Herzen ging, noch dieses, daß durch dieses Mittel der wahre Gottesdienst in den westindischen Landen könnte fortgepflanzt werden. Dieses Licht müsse man bei dem Volk, das im Finsteren wohnet, aufgehen lassen, und nicht nur der Menschen, sondern vornehmlich Christi Reich erweitern. Neben dem Nutzen der reichen Kaufleute müsse man sich auch das Heil und die Seligkeit so vieler und großer Völker angelegen sein lassen. Auf diese Weise würde der Kaufhandel Gottseligkeit und die Gottseligkeit nutzbar sein." [2])

Seit 1624 sehen wir nun die Niederländer durch einige siegreiche Seeschlachten immer festeren Fuß in Brasilien fassen. Bis zum Jahr 1635 war der östliche Vorsprung des Landes, nämlich das südlich vom Franciscofluß begrenzte Pernambuco mit einer Küstenstrecke von 90 geographischen Meilen und die nördlicher gelegenen kleineren Landschaften Tamarica, Parahiba und Rio-Grande unter ihrer Botmäßigkeit. Aber die beispiellose Erbitterung, mit der auf beiden Seiten gekämpft worden war, der infolge davon immer wieder aufflammende National- und Religionshaß, dazu beständige Einfälle der Portugiesen mit ihren Negersklaven und halb civilisierten Eingebornen (Tupinambos) in die Kolonie ließen deren Besitz nichts weniger als gesichert erscheinen. Da bat der regierende Rat im Recief (Recife de Pernambuco), dem Hauptplatz der niederländisch-brasilischen Kolonieen, die Direktoren der Kompagnie 1636 um einen General-Gouverneur mit ausgedehnter Vollmacht, der die Eigenschaften eines ausgezeichneten Feldherrn und gewandten und einsichtsvollen Administrators verbindend den Besitz des eroberten Landes im Ansehen der zwischen der

[1]) Rerum in Brasilia gestarum hist. p. 32.

[2]) Brasilianische Geschichte (deutsch) S. 34.

spanischen und niederländischen Herrschaft noch vielfach schwankenden Kolonisten befestigen und dem Lande endlich Ruhe und Frieden herstellen könnte. Hiezu fanden die Direktoren keinen Tauglicheren als Johann Moritz von Nassau. Begleitet von den Segenswünschen des Prinzen von Oranien, der Generalstaaten, der Direktoren und des Volkes segelte er als General-Gouverneur zu Land und zur See mit 12 Schiffen im Oktober 1636 ab und landete im folgenden Januar in Pernambuco. Während die Direktoren auf ihn große Hoffnungen auf neue Eroberungen, die Aktionäre auf reichen Anteil am Handelsgewinn bauten, sagt sein Biograph, „betrachteten ihn fromme Seelen als ein Werkzeug der Vorsehung, das geläuterte Christentum in Brasilien unter Portugiesen, Negersklaven und Indianern auszubreiten und die Schläge zu vergüten, welche die reformierte Kirche in Deutschland erlitten hatte".[1]) War doch in dem Vertrag zwischen Joh. Moritz und der Kompagnie auch für den Unterhalt „eines gottseligen Dieners des göttlichen Wortes" Vorsorge getroffen.

Was er nun zur Befestigung und Erweiterung der Kolonie als Feldherr durch glückliche Kriege, zur Ordnung und Regelung der überall noch unsichern Zustände im Innern als weiser und gerechter Administrator in den nächsten Jahren alles geleistet hat, verfolgen wir hier nicht weiter. Es gehört der Geschichte an. Aber die Gestaltung der kirchlichen Angelegenheiten unter seinem umsichtigen Regiment, die Ordnung des Kolonialpredigerdienstes ist hier von Interesse für uns, weil dieser nach einigen Spuren gar bald auch in Missionsarbeit überging.

Die Fürsorge für Kirche und Schule scheint unserem Fürsten wirkliche Herzenssache gewesen zu sein, so daß Barläus von ihm rühmt,[2]) „gleichwie er den Eifer in Religionssachen und was den reinen Gottesdienst betraf, allen andern Geschäften, auch den sonst den meisten Ruhm einbringenden vorzog, so waren auch immerdar sein Herz und Gedanken auf Erhaltung und Fortpflanzung desselben gerichtet, weil er wohl wußte, daß wer Gott ehrt, von Gott wieder geehrt werde, und wer Ihn vor Augen hat, von Ihm auch geschirmt und geleitet werde". Freundlich und streng gerecht gegen die heidnischen Einwohner, deren „Gemüter er dadurch dergestalt gewann, daß auch diese Barbaren und Menschenfresser viel von ihm hielten und ihm alles Gute nachsagten",[3]) durchaus tolerant gegen seine portu-

[1]) Driesen a. a. O. S. 34.
[2]) Brasilianische Geschichte S. 159.
[3]) Barläus a. a. O. S. 884.

eren Gottesdienst er zum Verdruß
ieß,[1]) ebenso auch gegen die Juden,
nischen Regiment „sich gestellt hatten,
:r seinem milderen Scepter die Furcht
es wieder öffentlich mit den Juden
mste Sorge, „daß hin und wieder in
nd Seelsorger angestellt würden, die
Predigen und Bedienung der h. Sa-
sgleichen Schulmeister zum Unterricht
:licher Religion".[3]) Wie er die Juden
, damit sie Sabbath halten könnten,
Sonntags durch allerlei wüste Aus-
Kartenspiel, „welche den Leuten die
flegten", verboten.[4])
fleißig besuchte und besonders seinen
ssen Franz Plante gerne hörte, der
s in einem lateinischen Heldengedicht
Theologie zu Breda starb, so sandte
Kolonie Geistliche, die niederdeutsch,
predigten. Schon 1637 wurden auf
Holland nachgesandt. Außer Plante
r im Recief genannt Friedrich Casseler
t Olinda und auf den brasilianischen
nd J. Polheim französisch und portu-
rnelius Poelius, in Parahiba Samuel
'rovinz des Vorgebirges S. Augustin
und in Serinhain Joh. Eduardi,[6])
in den Provinzen Rio-Grande und
gern noch mangelte.
nter diesen Predigern scheinen auch der
:n zu haben. Namentlich aber wird

[1]) Ders. S. 378 u. 160.
[2]) Ders. S. 379 ff.
[3]) Ders. S. 159 ff.
[4]) S. 142 ff.
[5]) Mauritiados libri XII, Leyden 1647, s. Driesen S. 102.
[6]) Barläus a. a. O. S. 377 ff.

von dem niederländischen Prediger Dorislarius erwähnt, daß er „auch auf den Dörfern in brasilianischer und portugiesischer Sprache zu predigen anfing und auch den Katechismus ins Brasilianische übersetzte".[1]) Damit ist ohne Zweifel die Sprache der indianischen Tapujas gemeint, welche die Niederländer schon früher für sich gewonnen hatten, und weil sie die Tupinambos (s. oben) tödlich haßten, oft im Kriege gegen letztere verwendeten.[2]) Auch von einem Prediger Davilus wird gerühmt, daß er, „um das arme unwissende Volk in der Religion zu unterrichten, ihre Sprache erlernte, sich oft in ihren Dörfern mitten unter sie niedersetzte, die Jugend unterwies und nach der Unterweisung auf gethanes Bekenntnis nach Gelegenheit die Leute durch die Taufe der christlichen Kirche einverleibte, auch die angehenden Eheleute nach Brauch der reformierten Kirche zusammengab und einsegnete".[3]) — Letztere zwei Prediger haben wir uns also jedenfalls als Missionare zu denken. Im Blick auf sie besonders, aber auch auf die übrigen, kann Barläus rühmen, „daß Christus den Heiden jetzo auch von den Lehrern der reformierten Religion gepredigt wird, und dahero die Reformierten der Ehre und des Ruhms, welche sich sonst die Römischkatholischen gar allein zuschreiben, als wenn niemand denn nur sie die christliche Religion in heidnische Lande ausgebreitet hätte, nunmehr mit teilhaftig werden".[4])

Etwas hatten schon die Portugiesen in der Christianisierung des Landes vorgearbeitet. Die Missionare, besonders Davilus, fanden öfters Indianer, welche die 10 Gebote, das Vaterunser und den apostolischen Glauben „stammelten", die sie von den Katholiken gelernt hatten.[5]) Nun erhielten sie noch etwas gründlicheren und systematischeren Unterricht besonders auch durch Schulen. In seinem Streben, den christlichen Glauben auch unter den Brasilianern zu verbreiten, erzählt Barläus,[6]) ließ Johann Moritz „etliche Schulen für die Jugend aufrichten, dieselbe zu der Religion und guten Sitten allgemach anzuführen; auch wurden etliche kurze Formulare der christlichen und gottseligen Lehre verfertigt und gewisse Per-

---

[1]) A. a. O. —

[2]) Driesen S. 31 u. 48.

[3]) Barläus a. a. O. S. 371.

[4]) Ebendas. S. 378.

[5]) Barläus S. 371; Driesen S. 48.

[6]) Barläus S. 142 ff.

sonen bestellt, welche sie der Jugend vorhalten und auslegen sollten". Auch zu einer rationellen Boden-Kultur ließ der treffliche Regent, wie es scheint, ihnen Anweisung erteilen. Noch immer mußten die wichtigsten Lebensmittel für die Kolonie aus den Niederlanden bezogen werden, und der Mangel an ihnen war zu Zeiten auch für Soldaten und Beamte so empfindlich, daß der Gouverneur einem infolge davon drohenden Aufstand nur durch umsichtige Strenge vorbeugen konnte.[1]) Daher war er darauf bedacht, die Eingebornen von ihrem wüsten Jägerleben zu einem geregelten Ackerbau überzuleiten, und erließ auch Verordnungen, daß sie für ihre Dienste bei den Kolonisten gehörigen Lohn erhalten sollten.[2]) —

So zeigt dies Blatt aus der ältesten protestantischen Missionsgeschichte in der That schon alle wesentlichen Elemente zu einer gedeihlichen Missionsentwicklung: Predigt des Evangeliums in der Sprache der Eingebornen, die Grundstücke des Glaubens in dieselbe übersetzt, Schulen und Anleitung zu geordneter Arbeit, dazu der sittigende Einfluß von Recht und Gerechtigkeit, von christlichen Gesetzen und humanen Verordnungen in der ganzen socialen Gestaltung des Lebens im Lande. Da begreift es sich, daß man von Joh. Moritz sagte, „er habe in Brasilien mehr frommer Leute gemacht als gefunden".[3]) — Schade, daß dieser vielversprechende Anfang dennoch nur eine Episode in der Geschichte Brasiliens und der protestantischen Mission blieb! Die engherzige Sparsamkeit der Direktoren nötigte Joh. Moritz, schon 1644 die Statthalterschaft von Brasilien niederzulegen, die er auch, als sie ihm 1647 abermals angetragen wurde, nicht mehr annahm. Nach seinem Abgang begann die Kolonie zu verfallen. 1654 ergab sich auch das Recief mit der Moritzstadt den Portugiesen. Der gleichzeitige Seekrieg mit England hinderte die Niederländer, die herrliche Kolonie zu behaupten, und im Frieden von 1667 leisteten sie — freilich unter Widerspruch einiger Provinzen — gegen 8 Millionen Gulden Ersatz, förmlichen Verzicht auf Brasilien.[4]) Damit verschwanden auch die Anfänge protestantischer Missionsthätigkeit daselbst.

Was Johann Moritz, den der Kaiser 1652 in den Reichsfürstenstand erhob, nach seiner Rückkehr als kurbrandenburgischer Statthalter über das

---

[1]) A. a. O. S. 138 ff.

[2]) A. a. O. S. 153; Driesen S. 48 u. 85.

[3]) Barläus S. 148.

[4]) Groen van Prinsterer, Handboek I. 452; Driesen a. a. O. S. 149

Herzogtum Cleve, das Fürstentum Minden, die Grafschaft Mark und Ravensberg, als Meister des Johanniterordens in der Mark, Sachsen, Pommern und Wendland und zuletzt als Feldmarschall der Niederlande dem Vaterland im Krieg und Frieden als Feldherr und Staatsmann geleistet, liegt außerhalb des Bereichs unsrer Aufgabe. Aber in Siegen,[1]) wo er im Dezember 1679 im unteren Schlosse in der Gruft seiner Väter beigesetzt wurde, lebt heute noch in dem regen, thatkräftigen und ungemein glaubenseifrigen reformierten Völkchen auch das tiefe Missionsinteresse seines großen Johann Moritz fort, und manch ein evangelischer Glaubensbote hat in unsern Tagen aus dem Lande längs der Sieg nach West und Ost seinen Flug genommen.

Eine Kirchweihrede.

Gehalten vom ersten Minister bei der Einweihung der Palastkirche zu Antananarivo auf Madagaskar am 22. April dsſ. Jahres.[2])

„Ich bin von den Mitgliedern dieser Gemeinde aufgefordert worden, einen Bericht über den Anfang des „Betens" in dem Palast und über die Errichtung dieses Bethauses zu geben, welches wir heute dem Dienste Gottes weihen. Und obgleich ich erst abgelehnt habe, weil ich meinte, daß besser ein anderer dieser Aufgabe sich unterzöge, so habe ich doch auf weiteres Drängen eingewilligt. Mein Herz freut sich in Wahrheit, weil unter Gottes Segen ein langgehegter Plan nun erreicht ist, und die Königin und wir alle hier zusammengekommen sind, um dieses Haus zu öffnen, welches als ein Bethaus zur

---

[1]) Die von ihm restaurierte Hauptkirche St. Nikolai in Siegen, deren Turm er 1658 die heute noch darauf prangende Krone aufsetzen ließ (daher Siegen das „Krönchen" des Fürsten genannt wurde), besitzt noch immer neben dem fürstlichen Stuhle kostbare Tauf- und Abendmahlsgeräte als Denkmale des frommen Sinnes dieses Fürsten, und so auch die meisten andern evang. Kirchen des Fürstentums Siegen (s. Manger S. 3 ff.). Besonders merkwürdig ist die jener Kirche 1658 von Joh. Moritz geschenkte große silberne, starkvergoldete Taufschüssel, deren Figuren neuerdings Achenbach in einer Broschüre beschrieb. Im 16. Jahrhundert in Italien verfertigt, kam sie in den Besitz eines zum Christentum übergetretenen Negerkönigs von Congo (Westafrika), der sie Joh. Moritz als Geschenk sandte, wie ich vermute, aus Veranlassung eines Streites mit einem benachbarten Negerfürsten, zu dessen Schlichtung beide Teile den Fürsten als Schiedsrichter wählten. Wenigstens berichtet uns Barläus a. a. O. S. 676, daß der Congokönig hiebei unserm Fürsten nebst vielen Sklaven für die westindische Societät auch „eine güldene Kette und einen Pott von klarem Golde zur Verehrung überschickte". —

[2]) Chron. of the London M. S. 1880 S. 225 ff. Die Beschreibung der schönen Kirche selbst, sowie der gesamten Einweihungsfeierlichkeiten: Ebend. S. 187 ff.

Verherrlichung des Namens Gottes durch unsern Herrn Jesum Christum erbaut worden ist. Dank sei Gott, der uns gesegnet hat und diesen Freudentag uns hat erleben lassen.

Deswegen ist mein Herz geneigt, eurem Verlangen gemäß einige Worte zu reden, welche die Geschichte des Ursprungs des „Betens“ in diesem Palaste und den Weg zeigen sollen, wie Gott das Herz der Königin dahin gelenkt hat, mitten in ihren Palästen dieses Haus für den Dienst Gottes zu bauen. Wenn wir bedenken, wie die Königin zum Beten gekommen ist, so müssen wir wirklich sagen, daß nicht Menschen es waren, sondern allein Gott, der ihr Herz dazu bereitet hat.

Während der Regierung der Königin Rasoherina war es eine Bibel (die, welche ich euch jetzt zeige), die ich in ihr Wohnhaus niederlegte, und die als gemeinsames Eigentum angesehen wurde, denn jeder, der lesen konnte, brauchte sie nach Belieben; und diese Bibel lag immer als ein unbedeutendes Ding umher.

Am 3. April 1868, als Königin Ranavalona den Thron bestieg, war die Bibel noch da, und jeder brauchte sie noch nach Belieben. Während der Trauer um Rasoherina las die Königin oft zum Zeitvertreib darin, und selbst die Hofbeamten und die „zwölf Jünglinge“ (Untersekretäre des Palastes) nahmen sie in ihren Mußestunden zur Hand. Und ich glaube, daß dieses Bibellesen das Mittel gewesen ist, wodurch Gott ihr Herz dazu gelenkt hat, zu ihm zu beten, und daß das nicht von einem Menschen gekommen ist. Eines Sonntags morgens, den 26. Okt. 1868, versammelten sich die Königin, ich und einige von der persönlichen Dienerschaft der Königin in dem Mittelraum des Palastes, der Mahatsara heißt, zum Gebete, und als der Gottesdienst aus war und wir weggingen, sandte die Königin nach Rainingory, dem sechszehnfach Geehrten, und Rainibesa und Rainilambo, fünfzehnfach Geehrten (Oberbeamten im beständigen Dienst der Königin) und sprach zu ihnen: „Ich teile euch mit, meine Väter und Mütter, daß ich zu Gott beten werde; und mein Grund dafür ist dieser: Ich sehe gen Himmel und er ist nicht von sich selbst geworden, denn jemand hat ihn gemacht; und ich sehe die Erde an, und sie ist nicht von selbst geworden, denn jemand hat sie gemacht. Gott ist es, der diese Dinge gemacht hat, und deswegen werde ich zu Gott beten und ich teile euch das mit, weil ihr meine Väter und Mütter seid.“ Und als sie das hörten, sagten sie: „Das ist gut, Ew. Maj., und wir danken Ihnen.“ Aber obgleich sie das sagten, schienen doch ihre Mienen Traurigkeit zu verraten. Und am Abend versammelten wir uns wieder zum Gottesdienst, wie am Morgen. Und an dem folgenden Sonntag, dem 1. Nov. 1868, kamen Rainingory, Rainibesa und Rainilambo mit uns zu dem Gottesdienst und von diesem Sonntag an wurden die Sonntagswerke abgestellt.

Daraus sehen wir die Macht der Bibel, denn, obgleich wir ihren Gebrauch als etwas Unwichtiges betrachtet und nur zum Zeitvertreib darin gelesen hatten, so ging doch ihre Kraft nicht verloren und sie wurde nicht vergeblich gelesen, denn sie war wie ein guter Same, der ausgesät ist und nur auf die rechte Zeit wartet, um aufzugehen. Diese Zeit war der Tag, an welchem die Königin zum ersten mal in ihrem Palaste einen christlichen Gottesdienst halten ließ, und auch der heutige Tag, welcher uns eine große Freude ist. Wie groß ist die Macht des Wortes Gottes! Lasset uns daher von dem Lesen und Hören dieses Wortes nicht gering denken, denn es hat in der That Macht, die Herzen der Menschen umzuwandeln, wie geschrieben steht Jes. 55, 11: „Also soll das Wort, das aus meinem Munde gehet, auch sein. Es soll nicht wieder zu mir leer kommen; sondern thun, das mir gefällt und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.“

Mittwoch Abend, am Tag vor der Krönung, sagte die Königin zu mir: „Ich will mein Königtum Gott befehlen, sende daher nach Andriambelo und Ratsilainga und Andrianivoravelona und Rainimanga und Rainitavy (Pfarrer der Stadtkirchen), daß sie Gottes Segen über mich und meine Unterthanen erflehen mögen, denn Gott allein hat mich zu dem gemacht, was ich bin." Diese fünf Männer wurden demgemäß sogleich geholt, und lasen an demselben Abend Schriftstellen und beteten, und beim Hahnenschrei des nächsten Morgens beteten sie wieder und lasen die Schrift. Und als die Zeit der Krönungsfeierlichkeiten herannahte, und die Königin im Begriff war, vor ihren Unterthanen zu erscheinen, wurden diese Pfarrer wieder geholt, um noch einmal zusammen Gottes Segen für das Werk des Tages zu erflehen.

Kurz vor der Krönung sprachen ich und mein Freund Mr. James Cameron mit einander und sagten: „Wir wollen einige Schriftworte um den Thronhimmel Ihrer Majestät anbringen." Dies wurde Ihrer Maj. mitgeteilt, sie stimmte bei, und es wurden die Worte Luc. 2, 14 gewählt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." Auch wurde eine Bibel auf einen Tisch neben der Königin gelegt.

Nachdem wir kurze Zeit in dem Palast Gottesdienst gehalten hatten, baten die Königin und ich um die Taufe, und nach dreimonatlichem Unterricht durch Adriambelo und Rainimanga wurden wir von Adriambelo in dem Zimmer getauft, in welchem wir uns zum Gottesdienst zu versammeln pflegten, und nach vier Monaten weiteren Unterrichts empfingen wir als Kommunikanten das Abendmahl des Herrn. Am 25. Dez., zehn Monate nach der Taufe der Königin wurden auch Rainingory und Rainibesa und Rainilambo getauft. Die Zahl derer, welche sich vom 25. Okt. 1868 bis zum 1. Okt. 1870 mit uns in christlicher Gemeinschaft vereinigten, war siebenundzwanzig, darunter neun Erwachsene, nämlich die Königin und ich, Rainingory und Rainibesa und Rainilambo, Relairivony und Ranjavao und Rafaralahy und Ravelombrano; die übrigen achtzehn waren junge Leute und ihre Angehörigen. Aber obgleich der Kommunikanten zu jener Zeit so wenige waren, so erwarteten wir doch, daß unter Gottes Segen die Zahl wachsen würde, und die Königin zog die Errichtung eines steinernen Bethauses innerhalb der Palastmauern in Erwägung. Dann that sie ihre Absicht dem Volke kund, und Gott gewährte ihr ihren Wunsch, so daß sie am 20. Juli 1869 den Bau dieses Hauses beginnen konnte. Der Hauptbeweggrund aber, welcher zum Bau dieses Hauses führte, war der Wunsch der Königin, daß ihre Unterthanen den wahren Gott und den Herrn Jesum Christum kennen lernen, und daß das „Beten" in ihrem Königreich nie aufhören möchte.

Länger als zwei Monate nach dem Anfang des Baues trat ein Ereignis ein, welches kaum jemand erwartet hatte. Am 8. Sept. 1869 kamen die Hüter des Götzen Ikelimalaza herauf in den Palast, um der Königin mitzuteilen, daß sie „die Hörner zu wechseln" gedächten (hanova tandroka, eine götzendienerische Ceremonie, die früher vorgenommen wurde, so oft ein neuer Fürst den Thron bestieg). Als diese Botschaft der Königin gebracht wurde, sandte sie die unerwartete Antwort: „Ich werde alle Götzenbilder verbrennen, die meinen Vorfahren gehörten; aber das eure geht euch an." Und diesen Worten gemäß sandte die Königin sogleich in alle die Städte, in welchen die Götzenbilder ihrer Vorfahren aufbewahrt wurden, und ließ sie alle verbrennen.

Diese beiden Ereignisse traten zu derselben Zeit ein, nämlich der Beginn des Baues dieses Gotteshauses innerhalb der Palastmauern und die Verbrennuug der königlichen Götzenbilder. Und ich nenne sie aus dem Grunde große Ereignisse, weil das eine — die Errichtung des Gotteshauses ein Ereignis war, welches man zuvor nicht für möglich gehalten, und weil das andere, die Vernichtung der Götzenbilder, denen man bisher vertraut und gedient, von niemand je erwartet wurde. Und es kann in Wahrheit gesagt werden, daß niemand die Königin dazu geführt hat, als allein der Geist Gottes. Dank sei Gott für die Gabe seines heiligen Geistes und dafür, daß er das Herz der Königin so gelenkt hat, daß sie uns Freiheit gegeben hat in Frieden und Freude zu beten, wie wir jetzt thun.

Nach der Gewohnheit der Vorfahren hat jeder neue Regent in Madagaskar beim Beginn seiner Regierung entweder ein neues Haus innerhalb der Palastmauern gebaut oder ein schon bestehendes geändert oder gebessert; aber als Königin Ranavalona den Thron bestieg, fielen ihr die Worte Christi Matth. 6, 33 ein: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." Und dieses steinerne Bethaus ist das erste Gebäude, welches die Königin errichtet hat.

Vom 21. Febr. 1871 bis zum 16. Juli 1873 sind achtunddreißig Kinder getauft worden, neun Erwachsene, arme Leute haben Geldunterstützungen von der Kirche empfangen, und Rabodosoa von Ambatonakanga ist der erste, der von einer andern Gemeinde sich uns angeschlossen hat. Am 27. Juli 1873 hat auch Ramatoa Rasoaray mit dreizehn andern sich uns angeschlossen, und von dieser Zeit an bis jetzt haben sich viele andere zu der Palastgemeinde gehalten und sind unsere Mitarbeiter in der Ausbreitung des Evangeliums von Jesu Christo geworden.

Das also ist die Geschichte der Palastkirche und der Errichtung dieses Bethauses; und obgleich der Glieder dieser Gemeinde nicht viele sind, sondern vergleichsweise wenig, so denke ich doch, daß wir reichlichen Anlaß zur Dankbarkeit gegen Gott haben. Das Geld, welches von der Gemeinde seit ihrem Anfang für die Ausbreitung des Reiches Gottes gesammelt worden ist, beträgt 124 771 Mk. 50 Pfg. Für die Evangelisten und Schullehrer, welche von der Gemeinde ausgesandt worden, sei es in die Ferne, sei es in die Nähe, und für den Unterhalt der Lehrer, die gleich nach der Verbrennung der Götzenbilder ausgesandt worden sind, hat die Palastgemeinde gethan, was sie konnte, und aufrichtig freuen wir uns der vollbrachten Arbeit. Aber obgleich ich diese Dinge nicht erwähnen sollte, so sind doch, denke ich, die Früchte, welche erzeugt worden sind, uns allen bekannt. Erwägen wir das, was jetzt erwähnt worden ist, so geziemt es uns, daß wir uns zur Danksagung gegen Gott vereinigen. O, daß unsere Dankbarkeit für alles, was Gott an uns gethan, der Freude gleichkäme, mit der wir dieses Bethaus weihen! Amen! O, daß Gott immer in diesem Hause bei uns wohnen möchte! denn die Zeiten, da Gott uns heimsucht, sind die schönsten unsers Lebens. Amen.

Literatur-Bericht.

Gundert: „Die evangelische Mission; ihre Länder, Völker und Arbeiten" (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung 1881. 2 Mk.). Es ist das eigentlich eine neue (die 4.) Auflage des bekannten „Handbuchs der Missionsgeschichte

und Missionsgeographie" von Christoph Blumhardt, die aber statt einer Vermehrung des zweibändigen Materials eine sehr bedeutende Reduktion hat eintreten lassen und zu der ursprünglichen Form des „Handbüchleins" zurückgekehrt ist, das nun freilich als ein fast ganz neues Werk erscheint. In der Erwägung, daß wir „ausführliche Schilderungen der Missionsfelder und eingehende Beschreibungen der Missionsarbeit" jetzt in ziemlich reichem Maße besitzen, erschien es dem Verfasser zweckmäßig, nur ein kurzes Nachschlagebuch zu liefern, „mit dessen Hilfe Leser von Missionszeitschriften sich auf den einzelnen Missionsgebieten ohne Mühe orientieren könnten." Wir müssen den eingeschlagenen Weg als einen sehr glücklichen bezeichnen und zweifeln nicht, daß der Erfolg das bestätigen wird. Es ist eine sehr solide und zuverlässige Arbeit, welche Dr. Gundert uns in diesem Handbuch bietet und die thatsächlich leistet, was sie verspricht, weshalb wir sie auch mit gutem Gewissen unsern Lesern empfehlen. Abgesehen von einigen ungenauen Zahlenangaben, die sich hier und da finden z. B. gleich auf S. 1, wo nach der neusten „Bevölkerung der Erde" von Behm und Wagner die Bevölkerungsziffer der einzelnen Erdteile sich ein wenig anders stellt:

Nämlich für	Europa:	315 929 000,
	Asien:	834 707 000,
	Afrika:	205 679 000,
	Amerika:	95 495 500,
	Australien incl. Polynesien:	4 031 000.

Auch die Religionsstatistik ist nicht ganz zutreffend.

Nach Church Miss. Atlas (1879) S. 10:

Juden:	7 527 000,	
Mohammedaner: .	169 673 000,	
Heiden:	856 849 000,	
Christen: . . .	390 451 600,	darunter
Röm.-Katholiken:	190 815 000,	
Griech.-Katholiken:	77 958 000,	
Protestanten: . .	115 218 000,	

und je und je in der Missionsstatistik, die auch nicht überall die neusten Daten giebt, kann man sich durchgehends auf die Angaben des Verfassers verlassen. Daß ab und zu eine Lücke bleibt, ist bei dem ungeheuren Umfang und der schwierigen Erlangung des gesamten Materials sehr verzeihlich.

Zwei Wünsche hätten wir aber für eine hoffentlich bald nötige neue Auflage. Erstens, daß mit jedem Abschnitte eine möglichst vollständige Literaturangabe, und zwar nicht allein der missions- sondern auch der religionsgeschichtlichen und ethnologischen, möchte verbunden werden, und zweitens, daß das Einleitungskapitel zu einer Übersicht über die sämtlichen Missions-Gesellschaften nebst einer kurzen Charakteristik, Geschichte und Statistik derselben umgearbeitet würde. Werden diese beiden Wünsche erfüllt, so wird der Wert dieses Nachschlagebuchs unzweifelhaft bedeutend erhöht. Wir bekämen dann in ihm, was längst dem Schreiber dieses als ein Bedürfnis erschienen ist, eine Art kürzerster Missions-Encyklopädie, die gewiß allerseits sehr willkommen geheißen würde und wenn sie auch die außerdeutsche Miss.-Literatur berücksichtigte, auf Übersetzung in verschiedene fremde Sprachen die sicherste Aussicht hätte.

Inhalt.

I. Geschichtliches. Geographisches. Ethnologisches.

Missions-Zeitung.

II. Theoretisches. Apologetisches.

III. Religionsgeschichtliches.

IV. Literarisches.

Beiblatt.

Miscellen.

Namen- und Sach-Register

zum sechsten Bande (1879) der Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

(B.) bedeutet Beiblatt.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1880.

Von dem Rechte zur Heidenmission, das die Christenheit kraft ihrer Predigt hat.

Predigt über Psalm 96, 10,

von Lic. theol. O. Stoltenhoff, Pastor in Odenkirchen.[1])

Es wird allgemein bekannt unter Euch sein, werthe Festgenossen, daß von den Reisenden, welche unser Jahrhundert im Dienste der Wissenschaft oder anderer geistiger Interessen nach fernen Ländern und Meeren ausziehen sah, manche auch die christlichen Missionen und Missionare in den Bereich ihrer Beobachtungen und Schilderungen gezogen haben. Ebenso allgemein bekannt dürfte es unter Euch sein, daß bis in die neueste Zeit hinein, welche eine Wendung zum Bessern gebracht hat, die Schilderungen der betreffenden meist von einem missions*feindlichen* Geiste eingegeben waren, und so ist es auch mit den Veröffentlichungen eines der bekanntesten und beliebtesten unter ihnen,[2]) aus denen ich Euch zunächst einige Mittheilungen machen möchte.

Ich las von den Besuchen dieses Mannes auf *Oahu*, der bedeutendsten unter den Sandwichs-, sowie auf *Tahiti*, der größten unter den Gesellschafts-Inseln, an zwei Stätten also, deren bloßer Name in jedem Missionsfreunde freudige Erinnerungen an offene Thüren des Wortes Gottes und nachhaltige Segenswirkungen desselben weckt. Gewiß wäre es ein Verschließen der Augen vor der Sonne am hellen Mittag gewesen, hätte ein christlicher Reisender an solchen Siegesstätten des Evangeliums die Mission ignoriren wollen, aber das wollte unser Reisender auch gar nicht; im Gegentheil, er macht sich recht angelegentlich mit ihr zu schaffen. Dabei fehlt es nicht ganz an Anerkennung: Er rühmt die musterhafte Ordnung in *Honolulu*, dem berühmten Welthafen Oahus, eine Ordnung, die er selbst ausdrücklich auf den Einfluß christlicher Sitte zurückführt; er vertheidigt die Missionare im Ganzen gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit; er bekennt, zu *Papetee* auf Tahiti selbst in einer Kirche gewesen zu sein und daselbst einen Missionar von ehrwürdiger Erscheinung gesehen zu haben, der den Eindruck gemacht, nicht zu den vielen Heuchlern unter dieser Menschenklasse zu gehören, sondern selbst zu glauben, sogar fest zu glauben, was er den Ungläubigen predige — aber damit ist das Maß der An-

---

[1]) Gehalten zum Jahresfest des Bonner Missionsvereins am 30. Juni 1878.

[2]) *Gerstäcker* ist gemeint; die betr. Angaben sind den Heften 31—45 seiner gesammelten Schriften (Jena, H. Costenoble) entnommen.

erkennung und des Lobes auch schon ziemlich voll. Es fallen daneben einzelne bissige[1]) Bemerkungen über das Unwesen der Missionare und die Mängel der jungen Heidenchristen, besonders aber wird die Frage von allgemeiner Bedeutung behandelt: Was haben die Missionare jenen Heiden eigentlich gebracht? und: Ist das, was sie gebracht, den Empfängern ein Segen gewesen? Es ist überraschend, die letztere Frage von einem Kinde des 19. Jahrhunderts entschieden dahin beantwortet zu finden: „Die Civilisation, welche mit den Missionaren einzog, war, wenn auch für den Acker ein Segen, für die heidnischen Völkerstämme noch immer ein Fluch", allein wie ist es mit dem, was übrig bleibt? Christliche Missionare bringen ja vor allen Dingen Predigt und mit der Predigt eine neue Lehre, einen neuen Glauben, — wiegt denn der Segen dieser Gaben den Fluch der Civilisation nicht auf? Die Antwort ist ein entschiedenes Nein! Der Missionar „kam auf diese Insel (Tahiti ist gemeint), verwarf die Religion, welche die Kinder dieses Landes von ihren Vätern geerbt, in der sie glücklich waren, und lehrte sie ein anderes Wesen? nein, dasselbe Wesen, das sie bis dahin angebetet, nur unter einem andern Namen kennen. Er verkündete ihnen andere Wunder und Zeichen, wie sie bisher gekannt, oder bestätigte auch alte . . . ., und der Indianer, der sich vor dem neuen Gott in den Staub warf, und doch noch nicht Alles aus seinem Herzen bannen konnte, was dort seit frühester Kindheit Wurzel geschlagen . . . ., sah einen zürnenden, rächenden Gott vor sich aufsteigen, der da strafte „bis in's neunte oder zehnte Glied."" Unser Reisender scheint die Lehre von diesem zürnenden Gott für eine Hauptlehre des Christenthums, jedenfalls für einen Hauptlehrpunkt der Missionare gehalten zu haben, denn bei Anführung einer Frage, welche die Eingebornen ihren Bekehrern vorgelegt hätten, nämlich, ob keine ihrer Vorfahren in den Himmel der Seligen eingegangen seien (welche Frage jene nicht genügend hätten beantworten können!), kommt er noch einmal darauf zurück, und da ruft er entrüstet aus: „Nicht genügend beantworten — heiliger Gott im Himmel! . . . . Ich sehe sie vor mir, die armen vertrauungsvollen Kinder jenes Paradieses, wie sie sich um den finstern starren Mann schaaren, der ihnen die Sagen eines fremden Landes vor dem entsetzten Blick heraufbeschwört, und mit fanatischem Eifer geschwundene Generationen in den Pfuhl der Hölle schleudert. — Und sind sie Alle verdammt? — fragt die zitternde Lippe — alle? — der Vater, der mich zuerst lehrte mit dem Ruder das schlanke Canoe durch die Brandung zu treiben? — die Mutter, die mich an ihrem Herzen getragen — genährt? — Und der finstere Mann zuckt die Achseln — sein Schweigen läßt sie mehr fürchten, als das beredteste Wort vielleicht gethan hätte — und traurig schleichen sie in die Haine ihrer Heimath zurück. Wo ist das fröhliche Rauschen des Blattes, aus dem sonst sein schützender Geist zu ihm sprach und ihm die Märchen des Waldes erzählte?

---

[1]) Zum Theil freilich auch sehr gewöhnliche. Nur Eine Probe: „Die Bibel — ein circa 12—13 Zoll dickes Buch — nimmt (unter den Büchern der Kanakas) den ersten Rang ein, denn ich zweifle nicht im Geringsten, daß die Kanakas ebenso die meiste Achtung vor den dicksten Frauen, wie vor den dicksten Büchern haben werden." In der That, ein ebenso geistreicher, wie geschmackvoller und würdiger Vergleich!

— In dem Rascheln des Laubes hört er jetzt nur die flüsternde Stimme des zürnenden Gottes; und das Brausen des Windes über die Berge — heiliger Vater, was er bis dahin für die grüßenden Laute der Eltern gehalten, es sind die Wehklagen der Verdammten — die Nothrufe der zu ewigen Strafen rettungslos geschleuderten unglücklichen Indianer. — Arme — arme Menschen! —"

Ja, arme, arme Menschen, wenn es sich nämlich so verhielte, aber dann auch: Einfältige Narren wir, wenn wir unbewußt, und gar schuldvolle Verbrecher, wenn wir bewußt unsre Hilfe dazu liehen, aus glücklichen Paradieseskindern solche bejammernswerthe Opfer eines finsteren Wahnes zu machen!! Wahrlich, nicht Mission treiben, noch viel weniger Missionsfeste feiern, sondern augenblicklich die Hand von diesem Werke abziehen und wegen der bisherigen Betheiligung daran in Sack und Asche Buße thun, das wäre für uns angezeigt! Indes, wir sind hier mit gutem Gewissen zu der Missionsfeier einer einzelnen Gemeinde zusammengekommen, und mit gutem Gewissen rüsten wir uns schon, demnächst mit der Missionsgemeinde ganzer Provinzen ein fünfzigjähriges Jubiläum zu begehen, und Ihr verlanget weder noch bedürfet Ihr wohl, daß Euch das Recht dieses guten Gewissens erst noch begründet werde. Und doch, wenn einerseits dieses Recht noch heute vielfach bestritten wird, und wenn andererseits Feste nicht blos Ruhepunkte nach gethaner, sondern auch Sammelpunkte zu neuer Arbeit sein und für immer größere Betheiligung an derselben unter Anderem auch durch Erweckung einer fröhlichen Gewißheit werben und erwärmen sollen: dann ist es für eine Feier, wie die gegenwärtige, ein passendes Unternehmen, von dem Rechte zu reden, welches zur Mission unter den Heiden die Christenheit hat.

Das will ich denn jetzt versuchen, und zwar näher durch den Nachweis, daß die Christenheit der Heidenwelt wirklich etwas zu bringen hat von so hohem inneren Werthe, daß ihre Gabe als Wohlthat sich in sich selbst rechtfertigt. Ich sage: ihre Gabe, aber sind denn nicht der Gaben viele? Gewiß, es ergießt sich über jedes Heidenland, dem die Sonne des Christenthums aufgeht, ein ganzes Füllhorn von Segnungen, aber Eine unter denselben überragt und bedingt doch so sehr alle anderen, daß billig nur sie in Betracht gezogen wird, und das ist? Gottes Wort. Darauf, nicht wahr? m. Fr., und nicht auf die Segnungen der Cultur, einer neuen Gesellschaftsordnung, einer milderen Sitte, eines erblühenden Geisteslebens oder was sonst mit Recht hieher gezählt werden mag — darauf leget auch Ihr den vollen Nachdruck; das Wort muß es ausrichten da draußen, so soll denn auch das Wort die einzige Waffe sein, mit der wir gegen die Vorwürfe von drinnen den Sieg unsrer Rechtfertigung erfechten. Wir reden

von dem Rechte zur Heidenmission, das die Christenheit kraft ihrer Predigt hat,

und legen dabei zu Grunde das Wort heiliger Schrift

Psalm 96, Vers 10.

Daselbst heißt es nach dem Grundtext:

„Saget unter den Heiden: Der Herr ist König; auch stehet der Erdkreis fest, und wanket nicht; er richtet die Völker mit Gerechtigkeit."

Dieses Texteswort ist ein Wort des alten Bundes, also des Theiles der Schrift, aus welchem die Redensart von dem zürnenden Gotte mißverständlicherweise geflossen ist, und in dem wirklich der Gott gepredigt wird, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern, wenn auch nicht „bis in's neunte oder zehnte," aber doch bis in's dritte und vierte Glied, an denen, die ihn hassen (2 Mos. 20, 5). Da ferner dieses Texteswort von Gott als Richter ausdrücklich redet, wird man nicht sagen können, daß es zur Entkräftung der erwähnten Vorwürfe erleichternd gewählt sei; dennoch aber — es gibt sich selbst als einen Auftrag zur Heidenpredigt und enthält für dieselbe eine Inhaltsangabe, und so lasset uns denn herantreten, und wenn wir es nur ein wenig betrachtet haben: ich bin überzeugt, dann sind wir unsres Rechtes zur Heidenmission, das wir kraft unsrer Predigt haben, uns von Neuem freudig bewußt geworden. Wir schließen unsre Betrachtung an die Frage an:

Wovon haben wir den Heiden zu predigen?

und antworten darauf:

Von dem Königthum des Herrn, unsres Gottes, und seinem gerechten Gericht über die Völker.

1. „Saget unter den Heiden: Der Herr ist König" — wenn nach diesen Worten das Königthum des Herrn, unsres Gottes, erster Gegenstand auch der christlichen Predigt unter den Heiden sein soll, so liegt es ebenso in der Natur der Sache, wie es durch den Zusatz: „Auch stehet der Erdkreis fest und wanket nicht" als Meinung unsres Sängers dargethan wird, daß hier zunächst das Königthum zu verstehen ist, welches Gott als Schöpfer und Regent des Weltalls im Reiche der Natur übt; wir stehen hier somit auf dem Boden des Glaubensartikels, den gleich der erste Vers der Bibel als Grundlehre aller Offenbarung hinstellt, und mit dem darum auch wir Christen immer noch im apostolischen Symbolum den Anfang machen. Von der Ausdehnung, Macht und Herrlichkeit dieses Königthums steht in unserm Psalme noch einiges Nähere; es heißt Vers 4: „Der Herr ist groß und sehr löblich; furchtbar ist er über alle Götter", und Vers 6: „Pracht und Herrlichkeit ist vor seinem Angesicht, Macht und Zierde in seinem Heiligthum"; von dem Ruhm desselben sind weiter mehrere der Psalmen ganz voll, die sich rück- und vorwärts um den unsrigen gruppiren mit dem gemeinsamen Thema: „Der Herr ist König" (vgl. 93. 97. 99); im Grund rühmt davon aber das ganze Bibelbuch, und wenn schon dasjenige, was seine Seele davon erfüllte, den Dichter unsres Liedes mit dem Rufe anheben ließ: „Singet dem Herrn ein neues Lied; singet dem Herrn, alle Lande" (Vers 1), was für ein überreicher Stoff zum Loben und Danken würde uns nicht zuwachsen, wenn wir erst Alles zusammenfassen wollten und könnten, was von der Schöpfermacht und -weisheit und -güte Gottes, unsres Königes, geschrieben steht?!

Indes, die Predigt von dieser Wahrheit hat nach unsrem Text eine besondere Beziehung, und zwar eine gegensätzliche. „Unter den Heiden“ soll davon gepredigt werden, und wenn wir nun fragten: Warum das? und kämen nicht schon von selbst darauf, daß darum, weil sie diesen König aller Welt und insbesondre der Erde noch nicht kennen, so würde der 5. Vers unsres Psalms keinen Zweifel darüber lassen: „Alle Götter der Heiden sind Götzen (oder: Nichtse); der Herr aber hat den Himmel gemacht“ — darum, so „saget unter den Heiden: Der Herr, dieser Schöpfer des Himmels und der Erde, ist König.“ Also den Unterschied zwischen ihren selbstgemachten, todten Götzen und dem lebendigen Gotte der Offenbarung, diesen unendlichen Unterschied soll auch die christliche Predigt den Heiden zunächst zum Bewußtsein bringen: welchem Bibelkundigen fiele dabei nicht so manches andere Wort des alten Testamentes ein, das mit schonungsloser Schärfe, mit beißender Ironie, mit vernichtender Kritik und Logik diese beiden Größen oder vielmehr jene kleinen Nullen und diesen großen Einen einander gegenüberstellt! Da geißelt z. B. Jesajas mit verdientem Spott das thörichte Beginnen der Götzendiener, wie der Bildhauer den Goldschmied stärkt, und der Polirer den Hämmerer, und sprechen: „Das hält gut an; und heften es mit Nägeln, daß es nicht wackelt“ (41, 7 mit 40, 19. 20); oder wie Meister Schmied bis zur Ermattung an dem Götzenbilde arbeitet, und Meister Zimmermann mit Aufbietung aller Kunst daran zirkelt, und denkt gar nicht daran, daß die Hälfte des Holzblockes, an dem er sich müht, und vor dem er sich nächstens niederwerfen wird, längst in den Ofen gewandert ist und ihm sein Brot gebacken und seinen Braten gebraten hat (44, 9—20) — während ein bekannter Psalm angesichts dieser Götzenbilder selbst ausruft: „Sie haben Mäuler, und reden nicht; sie haben Augen, und sehen nicht; sie haben Ohren, und hören nicht; auch ist kein Odem in ihrem Mund. Die solche machen, sind gleich also; Alle, die auf sie hoffen“ (135, 16—18)! Nur Weniges will ich diesem allem gegenüber von dem anführen, was von dem Gott-Könige des auserwählten Volkes Köstliches und Tröstliches bezeugt wird: Wie er als der Allmächtige Alles thut, was er will, im Himmel und auf Erden, im Meer und in allen Tiefen (Ps. 135, 6); wie er als solcher dem Müden Kraft und viel Stärke dem Unvermögenden gibt (Jes. 40, 29); wie er als Hüter Israels bei Tag und bei Nacht nicht schläft noch schlummert (Ps. 121, 4); wie er die Seinigen behütet vor allem Uebel und leitet auf allen ihren Wegen (ebds., V. 7. Ps. 91); wie er nahe ist Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn mit Ernst anrufen, und thut, was die Gottesfürchtigen begehren, und höret ihr Schreien, und hilft ihnen (Ps. 145, 18. 19); endlich, wie er wahrhaftig in allen seinen Worten, treu in alle seinem Thun ist, und Glauben hält ewiglich (Ps. 33, 4. 146, 6); in Summa: Wie es ein Gott ist, auf den man trauen und bauen kann, und wird nicht dabei zu Schanden (Ps. 146, 5 mit 34, 6 und 25, 3) — aber wenn wir schon jetzt einmal stille halten und fragen wollen: Ist die Predigt, die wir den Heiden zu bringen haben, es auch werth, daß wir uns zu ihnen hinausbemühen? so wird jeder das bejahen müssen, heiße die Antwort auch nur alttestamentlich und nur in dem bisher dargelegten Sinne: „Der Herr ist König!“

Oder hat die Heidenwelt dieser Predigt, mit der denn auch Paulus sowohl zu Lystra als auch in dem Mittelpunkte der ganzen gebildeten Welt von damals, auf dem Areopag Athens, den Anfang gemacht hat (Apstg. 14, 15—17. 17, 23 ff.) — ich sage: hat sie ihr etwas entgegenzusetzen, das ihr überlegen oder wenigstens ebenbürtig wäre? Nein, denn auch die heutigen Heiden, und zwar die gebildetsten so gut wie die ungebildetsten, knieen noch vor eben solchen Nichtsen, wie sie einst der Spott der Propheten waren, und auch in anderen Beziehungen hat die moderne Heidenwelt vor der des Alterthums, zumal der klassischen, im Wesentlichen nichts voraus. Auch der heidnischen Menschheit sollte freilich die Erkenntniß gehören, daß der Herr König ist, „denn das Wissen, daß ein Gott ist, ist in ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, indem sein unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit, von der Schöpfung der Welt her an den Werken verständlich ersehen wird; also daß sie keine Entschuldigung haben" (Röm. 1, 19. 20), aber wie der verlorne Sohn hat die Heidenwelt dieses Erbe verpraßt, und die Reste von Gottesbewußtsein und Gotteserkenntniß, die ihr immerhin noch geblieben sind, sie gleichen einem Brunnen in der Wüste, auf den Jahrhundert um Jahrhundert seinen Schutt und Staub abgelagert hat, daß er längst zur sumpfigen Lache geworden ist. Der einfache und doch so großartige Grundsatz des Glaubens, den 1 Mose 1, 1 hinstellt, ist allenthalben entstellt in das Zerrbild phantastischer Schöpfungssagen; der Glaube an Einen, persönlichen, überweltlichen und doch in der Welt wohnenden und waltenden lebendigen Gott ist allenthalben verloren gegangen, und damit dasjenige, was allein schützen kann vor dem Versinken in den Dienst der Naturmächte mit seinen entsetzlichen Fleischeslüsten und Fleischeswerken (Röm. 1, 23—32), dasjenige, was allein den rechten Halt geben kann im Kampfe des Lebens, dasjenige, was allein wahrhaft trösten kann in Noth und Tod. Daß dem so ist, dafür legt das Leben der Heiden ein vollgültiges, trauriges Zeugniß ab: Allenthalben Versunkenheit in den Schmutz der Sünde und der Laster, und nicht einmal mehr Scham über die unerhörtesten Greuel; allenthalben kein Gott (Eph. 2, 12), mit dem man in lebendige Herzensgemeinschaft treten kann, wiewohl der Gottheiten so viele, daß es nicht selten über's Verstehen und Behalten nicht nur des gewöhnlichen Mannes geht, und im Dienste der Gottheit, dessen Ordnungen hie und da das ganze Leben bis in's Kleinste wie eiserne Klammern umfassen, in Folge dessen so wenig Liebe und Vertrauen, so wenig Ergebung und Zuversicht, sondern Furcht, und zwar der allerknechtischsten Art, die Seele des ganzen Verhaltens (vgl. das δεισιδαιμονεστέρους Apstg. 17, 22), so daß der zürnende Gott mit allen seinen Schrecken hier wirklich eine Wahrheit ist! Wie traurig unter solchen Umständen, auf alle seine edleren Beziehungen hin angesehen, das Leben sich gestaltet, bedarf kaum noch der Erinnerung: Es wird zur Tretmühle, in deren unaufhörlichem Auf und Ab von Freud und Leid, von Hoffnungen und Enttäuschungen der arme Mensch sich zerarbeitet, bis er endlich im Tode zusammenbricht!

Und nun kommt die Missionspredigt und ruft in all diesen Jammer

hinein: „Der Herr ist König", und nun verdolmetschet Euch das noch einmal, m. Fr., erst alt-, dann neutestamentlich! Alttestamentlich redet diese Predigt von dem Gotte, den ich Euch schon zu schildern versucht, das Eine etwa noch betonend, daß Er König ist und auch unser König sein, mithin auch uns zu Unterthanen haben will, und daß Er, der in der Höhe und im Heiligthum wohnet, zu dem Ende doch grade die Niedrigen und Geringen sich am Liebsten erwählt (Jes. 57, 15. Ps. 113, 5. 6); aber wenn nun das neue Testament das alles bestätigt und nur noch den Einen Zusatz macht, daß dieser Gott die Liebe ist (1 Joh. 4, 8): wie? bedürfen wir dann noch weiter Zeugniß? Das heißt doch gewiß: Ein Gott, an den Du einzelnes Menschenkind glauben darfst als Deinen Gott, Deinen Herrn und König, und auf welchen Du also vertrauen sollst, „daß Du nicht zweifelst, er werde Dich mit aller Nothdurft Leibes und der Seele versorgen, auch alles Uebel, so er Dir in diesem Jammerthal zuschicket, Dir zu gut wenden, dieweil er's thun kann als ein allmächtiger Gott und auch thun will als ein getreuer Vater": wie? und mit dieser Predigt sollten wir nicht das größte Recht haben, zu den armen Heiden ohne Gott unsre Missionare zu senden?

Nur verblendete Christen, die selbst von der Herrlichkeit dieser Predigt nichts wissen, können das bezweifeln und bestreiten wollen; das empfängliche Heidenherz bezweifelt es nicht, im Gegentheil, mit der ihm angebornen und durch nichts sonst zu stillenden Gottessehnsucht steht es immer noch, wenn auch ihm selbst oft unbewußt, da und streckt die Arme aus nach der begnadigten Christenheit, bittend, flehend: „Komm herüber und hilf mir" (Apstg. 16, 9), und weil es sich nun so verhält, wollen auch wir heute im Bewußtsein eines guten Rechtes Missionsfest feiern und uns freuen, daß auch durch den Dienst unsrer Gesellschaft wieder hie und da auf den Bergen lieblich gewesen sind die Füße der Boten, die da sagen zu Zion: „Dein Gott ist König" (Jes. 52, 7).

2. Der an sich wie nach dem Zusammenhange ersten Beziehung dieser Predigt haben wir nunmehr ein Genüge gethan, aber erschöpft haben wir ihren Sinn noch lange nicht, nicht einmal, wenn wir auf alttestamentlichem Boden stehen bleiben. Nächst dem Reiche der Natur kennen wir noch ein Reich der Gnade, in dem der Herr, unser Gott, auch König ist, und auch von dem ist hier die Rede. Es heißt: „Saget unter den Heiden: Der **Herr** (und nicht: Gott) ist König" — wer ist aber, und wie heißt doch dieser Herr? Sein Name ist Jehova, das ist der Wortbedeutung nach: Der Ewige, Beständige und Selbständige (2 Mose 3, 13. 14), und der Sachbedeutung nach: Der treue Bundesgott Israels, der sich dies Volk zum Eigenthum vor allen Völkern der Erde, und zum priesterlichen Königreich und heiligen Volk erkoren hatte (2 Mose 19, 5. 6). Es ist ganz unmöglich, daß, wenn in Israel die Aufforderung laut wurde: „Saget unter den Heiden, daß dieser treue Bundesgott König ist," oder, wie Vers 3 unsres Psalmes dasselbe ausdrückt: „Erzählet unter den Heiden seine Herrlichkeit, unter allen Völkern seine Wunder", daß dann nicht mit-, ja daß dann nicht vor Allem gedacht sein sollte auch an die Gnaden- und Heilsthaten, in denen dieser Gott sich als König bewiesen

hatte an seinem Volke, wie in seiner Aussonderung, in seiner Errettung aus Aegypten, in seiner ganzen ferneren Leitung, nicht zu vergessen dabei der Demüthigungswege, die er die vierzig Jahre in der Wüste und fernerhin, so oft es nöthig war, in seiner Treue (Ps. 119, 75) mit ihm gegangen war (5 Mose 8, 2), mit Einem Worte also an die ganze vielhundertjährige Geschichte, über die man als Motto wohl am besten jene Worte des Herrn selbst setzte: „Der Herr Herr ist ein Gott, barmherzig, und gnädig, und geduldig, und von großer Gnade und Treue; der da bewahret Gnade in die Tausende, und vergibt Missethat, Uebertretung und Sünde, und lässet Niemand ungestraft, der die Missethat der Väter heimsuchet auf Kinder und Kindeskinder; bis in's dritte und vierte Glied“ (2 Mose 34, 6. 7).

Und nun senden auch wir unsre Missionare aus und geben ihnen unter Anderem diese unvergleichliche Geschichte Israels als lebendigen Commentar zu der Predigt mit, die sie erschallen lassen sollen, daß Jehova König ist, aber ist das alles? Können und wollen wir ihnen gebieten, da aufzuhören, wo die Geschichte des alttestamentlichen Gottesreichs aufhört, und nur so viel zu sagen, wie etwa auch der Sänger unsres Psalmes zu sagen wußte? Dann wären ja umsonst alle die großen Dinge für uns geschehen, an welchen eine Maria erkannte, daß der Herr König ist, und von welchen erfüllt ihre Seele den Herrn mit dem neuen Liede erhob (Luk. 1, 46 ff.), in welchem Vers 1 unsres Psalmes auch eine Erfüllung fand?! Doch nein, unsre Missionare predigen von noch einem ganz anderen Gottesreiche, als dem durch den Zaun des Gesetzes umhegten und auf das Eine Israel beschränkten, sie predigen von dem Himmelreiche, das mit Jesu Christo, dem Herrn vom Himmel, auf die Erde hernieder gekommen ist, und in das „aus allerlei Geschlecht und Zungen und Volk und Heiden“ (Offbg. 5, 9) die Kinder Gottes gesammelt werden sollen (Joh. 10, 16. 11, 52) zum Eingange in die ewige Herrlichkeit; sie predigen von Gott als dem Herrn, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde (1 Tim. 2, 4. Tit. 2, 11. 2 Petri 3, 9), und zur Hinausführung dieses vor Grundlegung der Welt gefaßten Gnadenwillens in der Fülle der Zeit seinen eingebornen Sohn aus Liebe in diese Welt gesandt hat, und wie nun durch Jesu Christi heiliges Leben, mittlerisches Leiden, versöhnenden Tod sowie durch seine Auferstehung und Himmelfahrt das Werk unsrer Versöhnung mit Gott und unsrer vollkommenen Erlösung auf Gott wohlgefällige Weise vollbracht worden ist; sie predigen weiter, wie in dem von dem erhöheten Heilande ausgegossenen heiligen Geiste die Kraft zu einem lebendigen Glauben an den Heiland und damit zur persönlichen Aneignung der Erlösung mit allen ihren Früchten gegeben ist, und wie ein jeder Vergebung aller seiner Sünden und Frieden mit Gott und Kraft zu einem neuen Leben hat und behält, der es nur mit herzlichem Vertrauen annimmt, daß Jesus Christus auch für ihn persönlich gestorben und auferstanden sei, und endlich, was für eine lebendige Hoffnung, was für ein unvergängliches und unbeflecktes und unverwelkliches Erbe jedem Gläubigen im Himmel behalten ist! Das Gesagte berührte einige Hauptpunkte von dem neutestamentlichen Inhalte der Predigt, daß der Herr

König ist; Ihr fühltet wohl alle unmittelbar, daß dieser Theil ihres Inhaltes, wenn auch nicht der erste, so doch der beste und hauptsächlichste ist: gut denn, so erlaubet auch noch einmal die Frage, ob diese Predigt es wohl werth ist, oder: ob sie der Christenheit, welche sie hat, nicht das unbestreitbare Recht verleiht, daß damit zu den Heiden hinaus gegangen werde?

Das Ja! drängt sich aus innerstem Herzensgrunde auf unser aller Lippen, aber zu noch kräftigerer Beweisführung geschehe auch hier die weitere Frage: Hat vielleicht die Heidenwelt dieser Predigt etwas entgegenzusetzen, das ihr überlegen oder wenigstens ebenbürtig wäre? Wir versuchen es, uns in die Seele eines Heiden hineinzudenken, der gleichsam durch die Schule unsres ersten Artikels von Gottes Königthum gelaufen ist, der dem großen Gott und König, den er darin kennen gelernt, gerne nahen und in eine bleibende innere Gemeinschaft mit ihm treten möchte — wird dieses Vornehmen auch nur Einem gelingen? Nein, denn wie eine unübersteigliche Schranke erhebt sich vor dem, der von Gottes Liebe und Gnade in Christo Jesu noch nicht weiß, daß Gott auch ein heiliger Gott ist und als solcher ein verzehrendes Feuer gegen das Böse und die Bösen, ein Gott, von dem gilt: „Du bist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt; wer böse ist, bleibet nicht vor Dir" (Ps. 5, 5). Jeder Mensch, der sich vor solch einem Worte ehrlich prüft, dem wird es zum Gericht; er erkennt sich dem Heiligen gegenüber in seiner Unheiligkeit und damit in seinem Unvermögen zur Gemeinschaft mit ihm, und mit dem „Wehe mir!" Jesajas (6, 5) bricht er in den Seufzer aus: „Wer ist, der bei einem verzehrenden Feuer wohnen möge? Wer ist, der bei der ewigen Gluth wohne"? (Jes. 33, 14). Was hat nun der Heide dieser erst durch die christliche Predigt in ihm gewirkten klaren Erkenntniß, was hat die gesammte Heidenwelt der dunkeln Ahnung von dieser Wahrheit entgegenzusetzen, die ihr schon von Natur nicht fremd ist, und der keine Menschenbrust sich ganz entziehen kann, so lange noch der Unterschied von gut und böse im Gewissen geschrieben steht? Die Opfer, welche unter allen Heiden blutig oder unblutig dargebracht werden, geben eine Antwort darauf, aber sie können ja „nimmermehr die Herzunahenden vollkommen machen" (Hebr. 10, 1). Aber vielleicht kann das Streben sittlicher Selbstbesserung die Kluft ausfüllen? Auch dieses nicht, und da nun ein dritter Weg nicht möglich ist, so bleibt nur entweder der Verzicht, daß man die Versöhnung mit Gott und die Gemeinschaft mit ihm als aussichtslos aufgibt und sich mit dem sehnenden Herzen so gut oder so schlecht wie möglich abfindet; oder es bleibt die Verzweiflung, die denn auch oft genug grade die Edelsten unter den ringenden Heiden ergriffen und wohl gar zu dem schlechtesten aller Auskunftsmittel geführt hat, dem Elende eines so zwiespältigen Daseins durch Beendigung des Daseins selbst ein Ende zu machen; oder, hier gibt es ein Drittes, es bleibt die Annahme der Gnadenpredigt von Gottes Liebe zu uns in Christo Jesu, daß Gott in Christo war, und versöhnte die Welt mit ihm selber, und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu (2 Cor. 5, 19), und hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit Gottes

(V. 21), einer Predigt, deren herrliche Fülle keimartig schon in der kurzen Summa beschlossen liegt, daß der **Herr** König ist.

Und diese Predigt hat je und je Wunder Gottes gewirkt in der Heidenwelt: Die tiefsten Geister haben ihr zugejauchzt, alle wahre Sehnsucht hat sie befriedigt, von den Versunkensten hat sie tausende zu sich heraufgezogen und neue Gottesmenschen, wandelnd in wahrhaftiger Gerechtigkeit und Heiligkeit, hat sie aus ehemaligen Sünden- und Lasterknechten gemacht, felsenharte Herzen hat sie zerschmissen und Eiseskrusten der Gleichgültigkeit und Verstocktheit hat sie hinweggeschmelzt; sie thut es aber auch noch und erweist sich je länger je mehr als eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben (Röm. 1, 16): wie? und wir fragen noch, ob wir ein Recht haben, diese Predigt den armen Heiden zu bringen? Nein, nein, wir fragen nicht mehr, sondern mit vollem Bewußtsein eines guten Rechtes feiern wir Missionsfest heute und freuen uns, daß auch durch den Dienst unsrer Gesellschaft wieder hie und da auf den Bergen lieblich gewesen sind die Füße der Boten, die da sagen zu Zion: „Dein Gott ist König".

3. Allein wie reimt sich mit dieser fröhlichen Doppelkunde, daß doch auch von Gericht gepredigt werden soll, wie ja der Schluß unsres Textesverses befiehlt: „Saget unter den Heiden: Er richtet die Völker mit Gerechtigkeit"? Scheint da nicht doch unter dem Mantel der Liebe etwas hervorzugucken, was schlechterdings nicht dazu paßt, steigt da nicht doch noch zu guter Letzt unheimlich und gespenstisch drohend die Gestalt des zürnenden Gottes auf? So räsonniren Tausende und aber Tausende, die gleich einem Felix (Apstg. 24, 25) erschrecken, wenn von Gerechtigkeit und Gericht die Rede ist, und zwar erschrecken, weil sie nicht Buße thun noch sich bekehren mögen, und die aus demselben Grunde der Predigt von Gottes Liebe einen Sinn unterlegen, daß diese heilige, starke Gottesliebe auf unheilige, schwächliche Menschenliebe hinauskommt und kein oder doch kein ernstlicher Unterschied zwischen gut und böse mehr übrig bleibt. Nichts desto weniger aber ist die Predigt vom Gericht der ganzen heiligen Schrift etwas Wichtiges und Wesentliches; sie ist, wie die Eine Rede des Paulus auf dem Areopag beweist (s. Apstg. 17, 30. 31), ein Hauptartikel auch des Christenthums und wird speciell im neuen Testament so häufig, so bestimmt, so streng vorgetragen, wie es im alten nur der Fall ist. Doch wie lautet diese Predigt näher nach unserm Texte?

Wir können die Worte desselben doppelt fassen, sowohl: „Der Herr **richtet**", als auch: „Er **wird richten** die Völker mit Gerechtigkeit", also sowohl von einem in der Gegenwart fortgehenden als auch von einem in der Zukunft bevorstehenden Gerichte, beide auf der Einen Eigenschaft Gottes als König ruhend, daß er Richter ist, und beide in engster Beziehung zu einander stehend. „Der Herr richtet die Völker mit Gerechtigkeit" — so predigen unsre Missionare den Heiden und suchen ihnen unter diesem Gesichtspunkt ihre eigene wie andrer Völker Geschichte verständlich zu machen, und sie fügen hinzu: Wie die Völker, so richtet er auch die Einzelnen, Dich und Dich und Dich, und suchen das nun einem jeden nachzuweisen aus seinen Lebensführungen, namentlich, so weit

es Heimsuchungen Gottes waren: wie darin eine strafende, vergeltende Gerechtigkeit sich geoffenbart, wie es darin immer wieder wahr geworden, daß die Sünde der Leute Verderben ist (Spr. 14, 34), aber wie doch auch eine heilige Liebe darin zu erkennen sei, welche durch Leid zu sich zieht aus lauter Güte, durch Züchtigungen bessern, zur Buße leiten, zur Heiligung treiben und in derselben fördern will u. s. w. M. Fr., glaubt Ihr nicht, und könnt Ihr es nicht aus eigner Erfahrung bestätigen, daß es etwas Großes ist, wenn einem auch nur diese Wahrheiten aufgehen und im Herzen Leben werden, so daß man gleich dem verlornen Sohne stille steht und dann umkehrt auf dem Wege des Verderbens? Hat man die Wege des richtenden Gottes zunächst im eignen Leben also erkannt, dann versteht man auch ganz gut, daß die Weltgeschichte zwar nicht das, aber doch ein fortlaufendes Weltgerichte ist, nur freilich ein sehr unvollkommenes, das seinen Abschluß gebieterisch fordert in einem: Der Herr wird die Völker richten mit Gerechtigkeit. Und was sagt nun von diesem Endgericht die christliche Predigt? Ich nenne, die Beziehung auf jeden einzelnen besonders betonend, nur wenige Punkte: Daß alle Menschen sich diesem Gerichte werden unterziehen müssen (2 Cor. 5, 10), daß in demselben auch das Verborgene der Herzen und des Lebens offenbar werden wird (Röm. 2, 16. 1 Cor. 4, 5), daß ohne Ansehen der Person einem jeden darin vergolten werden wird nach seinen Werken (Röm. 2, 6. 11. 1 Petri 1, 17), endlich, daß es sich darin handelt um die Entscheidung für eine Ewigkeit, um das furchtbare Entweder — Oder: Entweder selig oder verdammt! (Mark. 16, 16. Joh. 3, 36).

Doch halt! rufet Ihr aus, klingt das nicht wieder so recht nach dem zürnenden Gotte, der mit grausamer Lust ganze Generationen in den Pfuhl der Hölle schleudert? Allerdings, aber — es klingt eben nur so. Ich frage mich und Euch: Was wird wohl ein Heidenherz, was wird wohl jeder natürliche Mensch, in dem das Gewissen noch nicht erstorben ist, zu obiger Predigt sagen? und ich finde die Antwort in dem Spruche: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme“ (Joh. 18, 37) — ja, das natürliche Gesetz im Heidenherzen, davon Paulus (Röm. 2, 14 bis 16) redet, muß ihr zustimmen, so sicher, wie die Ahnungen von einem Gericht und doppelten Loose der Ewigkeit auch allenthalben unter den Heidenvölkern wiederkehren, sei's auch im Gewande noch so verworrener Mythologieen, aber mit der Zustimmung wird gewiß auch die Bitte, der Seufzer aus dem Herzen dringen: „Wer zeigt mir, wie ich dem zukünftigen Zorn entrinnen möge?“ Und wenn nun das zu zeigen sowie das Entrinnen selber nicht möglich wäre, dann allenfalls hätte die Verleumdung einen Schein des Rechts, die Predigt vom Gerichte, Wahrheit trotz alledem, eine Grausamkeit zu nennen, und dann wäre am Ende die Wirkung dieser Predigt, aus in Unwissenheit gleichgültigen und darum wenigstens nach der Seite nicht unglücklichen Naturmenschen (denn glückliche Paradieseskinder gibt es hienieden überhaupt nicht!) verzweiflungsvolle, unglückliche Opfer einer finsteren Lehre zu machen. Allein, Gott sei Dank! Beides ist möglich, jene Bitte, jener Seufzer haben ihre Antwort, und zwar theils die allgemeine, welche in dem Gnadenwillen Gottes zur Selig-

keit Aller liegt, theils die besondere, daß in eben dem Manne, durch welchen Gott den Erdkreis mit Gerechtigkeit zu richten beschlossen hat, Jedermann auch der Glaube vorgehalten wird (Apstg. 17, 31), und daß, wer da glaubt, der hat das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen (Joh. 5, 24). Indem die christliche Predigt sagt, daß ohne diesen Glauben zwar kein Mensch selig werden kann, aber verdammt doch auch keiner werden soll, ohne daß dieser Glaube ihm dargeboten worden wäre, und zwar in dem ernstlichen Liebeswillen Gottes und mit der Möglichkeit, ihn aufzunehmen: m. Fr., da eröffnet sie Perspektiven, die auch auf das Schicksal geschwundener Generationen lichte Strahlen der Hoffnung fallen lassen; indem es so steht, rühmet sich die Barmherzigkeit wider das Gericht (Jak. 2, 13), denn die nun doch das Heil nicht annehmen, deren Verdammniß ist ganz recht (Röm. 3, 8) — sie haben nicht gewollt! (Matth. 23, 37)

„Saget unter den Heiden: Der Herr ist König; auch stehet der Erdkreis fest, und wanket nicht; er richtet die Völker mit Gerechtigkeit" — wir stehen mit unsrer Betrachtung dieser Worte jetzt am Schluß. Dieselbe gab uns in der doppelten Wendung des ersten Predigtthemas unmittelbar ein fröhliches Bewußtsein von dem guten Rechte, das wir als Christen zur Heidenmission haben, und ich zweifle nicht, daß uns dieses Bewußtsein auch über der Betrachtung des zweiten Themas nicht geschwunden sein wird. Allerdings, das letztere schlug einen ernsten Ton an, aber fehlt ihm darum die fröhliche Seite? Wir thun noch Einen Blick in unsern Textpsalm; da sehen wir in den Schlußversen (11 —13), daß die Botschaft von dem Gericht des Herrn, und zwar in der bestimmten Fassung von seinem Kommen zum Gericht am Ende der Tage, auch als eine Freudenbotschaft, obendrein in ganz hervorragendem Maße, behandelt wird, und wahrlich, sie ist es auch: der Artikel von Christi Wiederkunft zum Gericht ist tröstlich und köstlich dem Glauben (Luk. 21, 28). So freuen wir uns denn noch einmal von ganzem Herzen, daß auch diese Freudenbotschaft durch den Dienst unsrer Gesellschaft weiter und immer weiter getragen ist und wird durch die Heidenwelt hin, und im Anschluß daran sei das die Summa des Ganzen, daß wir alle mit einander die Mahnung beherzigen, mit welcher ein benachbarter Psalm seine Predigt von dem Königthum Gottes schließt (97, 12): „Ihr Gerechten, freuet Euch des Herrn, und danket, und preiset seine Herrlichkeit." Amen.

Die Macht der Mission unter uncivilisirten Heiden.*)

Von Missionsdirector Casalis in Paris.

Die Zeit, über die wir noch verfügen, erlaubt mir nicht, ausführlich die Beweise für die neugestaltende Kraft des Evangeliums unter den noch nicht civilisirten Heiden darzulegen. Ich gedenke nur einige Bemerkungen darüber zu machen, wie diese mächtige Wirkung sich darstellt.

Sicherlich werden einige Worte genügen, um zu begründen, daß das Evangelium überall, wo es barbarische Heiden vorfand, und wo es diese seiner Wirkung fortgesetzt hat unterziehen können, befriedigende Erfolge errungen hat.

Erinnern Sie sich der halberfrorenen Grönländer, von denen uns ein hervorragender Reisender berichtet, daß es seit mehreren Jahren keinen Heiden, ja keinen des Lesens Unkundigen unter ihnen gäbe. Oder gedenken wir der Sandwich-Insulaner. Seit langer Zeit sind sie dem Glauben alle unterworfen, tragen selbst die Sorgen für die Bedürfnisse ihrer Kirchen und Schulen; haben parlamentarische Institutionen und hier in Paris ihren bevollmächtigten Vertreter. Schauen Sie hierhin auf den stillen Ocean! Seine Fluthen tragen beständig leichte Boote mit Evangelisten, oder polynesischen Schullehrern, diese oder jene kleine Insel suchend, auf der die frohe Botschaft des Heils noch nicht erklungen ist. Da sind die Hottentotten, welche am Kap der guten Hoffnung eine bedeutende Bevölkerung freier Arbeiter bilden, und deren mehrere das Wahlrecht besitzen: es findet sich fast kein Heide mehr unter ihnen. Besuchen Sie im Geiste die Kirchen der Eingeborenen von englisch Kaffraria, von Natal, Lessuto mit seinen Consistorien, Conferenzen, Unterrichts- und Industrie-Anstalten. Sie sind noch umgeben von Heiden, aber sie leben mitten unter jenen ihr eignes Leben, sie bekehren einen Stamm nach dem andern; sie ziehen die andern zu sich und sehen mit wachsender Schnelligkeit den Tag nahen, da man auch von diesen Regionen wird sagen können, daß es dort keine Heiden und Barbaren mehr giebt.

Sie werden zugeben, daß Thatsachen dieser Art genügen, um zu beweisen, daß das Evangelium inmitten der entartetsten und unwissendsten Heiden, d. h. derjenigen, die von der Philosophie und dem Doctrinarismus längst aufgegeben waren, seine ganze Macht entfaltet hat.

Und das alles ist errungen in dem kurzen Zeitraume eines Menschenlebens.

Levaillant war noch nicht todt, Cook erst seit einigen Jahren, als ich in meiner Kindheit die Beschreibungen las, welche der erstere über die Hottentotten in ihrem wilden Zustande gab, und diejenigen, worin Cook die Sünden der Unkeuschheit und die blutigen Opfer schilderte, deren Zeuge er in Hawai gewesen war, ehe er dort ermordet wurde.

Und doch giebt es viele Leute unter uns, die zu den Missionsgesellschaften sagen: „Wie geht es zu, daß diese Heiden, in deren Namen ihr

*) Eine vor einer Pariser Versammlung gehaltene Ansprache, die der geehrte Redner speciell für den Gebrauch des Herausgebers aufzuzeichnen, die Güte gehabt hat. H. D.

uns Jahr für Jahr um Geld bittet, nicht schon bekehrt und civilisirt sind?" Sie vergessen, daß diese Leute im Anfange dieses Jahrhunderts nicht einmal den Namen Gottes und des Heilandes kannten; daß sie selbst von dem Dasein der Völker, die im Besitz der Offenbarungen Gottes waren, nichts wußten! Und, meine Herren, lassen Sie es mich wiederholen: man hat sich mit diesen Leuten erst beschäftigt, seit Sie geboren sind. Wieviel Unwissenheit, wieviel Vorurtheile haben Sie denn seit Ihrer Geburt in Ihren Ländern überwunden? Wieviel französische Juden, wieviel katholische Gemeinden haben Sie sich bekehren sehen? Welche Schulen des Unglaubens haben Sie zerstört und geschlossen? Welche Reinigung haben Sie erzielt in den Sitten Ihrer Mitbürger? Wenn in einigen unserer Missionen die Vielweiberei bis auf diesen Tag Anhänger gehabt, haben Sie nicht in Ihren Straßen Stätten der Unkeuschheit, die Sie nicht öffentlich anzugreifen wagen?

Wenn die Missionare bescheiden von dem, was Gott durch sie gethan hat, erzählen: es sind wahre Wunder, welche sie Ihnen verkündigen. Die triumphirende Kirche sagt von ihren Kindern im Glauben: „Wer hat mir diese gezeuget und woher kommen sie zu mir?"

Wie sind solche Siege, solche Verwandlungen möglich? Gott hat beständig darüber gewacht, daß das religiöse Gefühl sich nicht ganz verlor im Busen der Völker, welche den Jahrhunderte langen Druck der Unwissenheit und Barbarei aushalten mußten. Er that dies durch die Erhaltung der traditionellen Urbegriffe, welche, in der Form von Legenden, Sprichwörtern, ererbter Maximen, die Zeiten tiefsten Dunkels mit der alten Zeit der unverhüllten Klarheit verbanden. Bei keinem dieser Völker haben die Missionare die Ahnung der Gottheit zu schaffen brauchen. Die Polynesier hatten ihre Maraes und Altäre, die Kaffern, welche Levaillant und die Encyklopädisten Atheisten nannten, waren erfüllt mit Ahnungen über die unsichtbare Welt und die Macht, welche das Schicksal der Menschen entscheidet. Wir haben nichts anderes gethan, als diesen Unglücklichen den „unbekannten Gott" verkündigt, der ihrem Herzen und ihrem Geiste fehlte. Nirgend, nie haben die Missionare den Begriff „Pflicht" schaffen müssen, um die Unterscheidung des Guten und Bösen zu begründen. Sie haben ihn nur befestiget und zur Klarheit gebracht. Ohne die Hilfe des Evangeliums führt dieser Begriff keinen Menschen von seinen Verirrungen zurück, aber er erhält sich, im Gegensatz zu allen Irrthümern und trotz aller Rechtsübertretungen, weil Gott nicht aufhören kann, gegen das Böse zu protestiren und seine Geschöpfe dadurch für das ihnen bestimmte Heil vorzubereiten. Als wir den Bassutos gewöhnlich bei den Gottesdiensten die Gebote vorlasen, klagten sie uns zuerst an, daß wir Vergnügen darin fänden, sie mit Schuld zu beladen und strengten sich an uns von dieser Ausübung abzubringen, indem sie uns zur Uebersättigung wiederholten: „Es giebt nichts Neues für uns, in dem allen, was auf der ersten Tafel steht und der Rest war uns, so gut wie euch, bekannt."

Die Kenntniß und der Gebrauch der Beruhigungs-Opfer, der kirchlichen Opferungen, der Reinigungen waren ebenfalls überall vorhanden. Zum Trotz alles dessen was die Unwissenheit an Aberglauben und kindischem

Wesen damit vermengt hatte, hatte das Gefühl, daß ein Heilmittel nöthig sei für das Elend der Menschheit, eine Sühne, die sie frei spricht und reinigt, die Oberhand behalten. Und das Wort des Evangeliums, das diese entarteten Heiden überall am schnellsten und leichtesten verstanden haben, war: „Siehe! das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt!“ „Jesus Christus ist für unsere Sünden gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt.“

Etwas Anderes, höchst Wunderbares ists auch, daß wir keine Worte zu erfinden brauchten, noch Redewendungen, um die Lehren und die Moral der Bibel in den von den verschiedenen Kafferstämmen gesprochenen Sprachen wiederzugeben.*) Diese Sprachen waren offenbar in bessern Zeiten geschaffen und Gott hatte gewacht über die Erhaltung alles dessen, was sie besaßen an Erhabenem, Nichtsinnlichem, das sich eignete, um einst Sein Wort zu reproduciren. Er hat es gethan durch das Mittel des allgemeinen Geschmacks dieser vermeintlichen Wilden an ihren alten Legenden, an ihren Diskussionen über alle möglichen Fragen, an ihren öffentlichen Reden, an den für Kinder gemachten Sittenlehren, an den Verweisen der Häuptlinge an ihre Untergebenen. Allerdings haben im Anfange einzelne Worte nicht so dem religiösen Geschmack entsprochen, wie man es gewünscht hätte, doch aber war's keine Umschreibung, die nur „ungefähr“ paßte, sondern jene Worte entsprachen ganz logisch den durch die göttliche Inspiration erwählten, welche, wie wir zugeben müssen, auch nicht von Anbeginn den Nimbus des Heiligen hatten, mit dem sie sich seitdem umgeben haben. Der Geist Gottes, welcher über die Lehren seiner Diener wacht, hat die Ausdrücke, die sie angenommen hatten, befruchtet und geheiligt. Das ist auch bei den Völkern, von denen ich zu Ihnen sprach, geschehen und im besondern bei unsern Bassutos, deren Neues Testament ich mit Entzücken wieder lese, fühlend, daß es meinem religiösen Denken Frische und Spannkraft wiedergiebt.

Das, meine Herren, erklärt den Geschmack dieser Völker für „das heilige Buch“, „diesen Missionar, wie er sein soll“, ohne den wir Missionare nichts zu sagen hätten. Darum ist es nöthig, ihnen beständig neue Ausgaben davon zu senden. Vor noch nicht 2 Jahren haben wir den Bassutos 16,000 Exemplare des Neuen Testamentes gesandt; sie sind bis auf wenige verkauft. Das ermuthigt. Würden Sie geglaubt haben, daß die Britische und ausländische Bibelgesellschaft im Jahre 1859 schon allein den Tahitiern 8046 Bibeln, 13 114 Neue Testamente, 3030 Exemplare der 5 Bücher Mosis, 3020 Evangelien sandte! Und dieses heilige Buch ist für die in barbarischen Ländern geborenen Neubekehrten nicht allein das Brod ihrer Seelen, sondern auch die Waffe, welche sie schützt gegen die Angriffe des Irrthums.

„Eure Missionare“, sagte vor einiger Zeit ein katholischer Bischof zu dem Häuptling der Bassutos, „haben euch nicht die ganze Wahrheit gepredigt, wir sind gekommen, sie euch ganz zu bringen.“

*) Eine Erfahrung, die keineswegs bei allen heidnischen Sprachen zutrifft und uns auch hier überrascht. D. H.

Einer unsrer Christen, der zugehört hatte, zog sein Neues Testament aus der Tasche, reichte es dem Bischof und sagte: „Mein Herr, zeigen Sie mir in diesem Buche die Lehre von Gott, welche unsere Missionare uns zu bringen vergessen haben!" Der Bischof antwortete kein Wort und ging.

„Aber die materielle Civilisation" sagen Sie. Nun ja, sie auch, Gott bringt sie hervor durch das Aufwachen der Gewissen und das Beispiel seiner Diener.

Ein Schwarzer, ein Indianer oder ein Südseeinsulaner, der bekehrt ist, schämt sich seiner Nacktheit. Er muß anständige und reinliche Kleider haben für sich, seine Frau und seine Kinder. Er findet, daß er in seiner Hütte nicht der Mahnung des Heilandes nachkommen kann: „Wenn Du aber betest, gehe in Dein Kämmerlein und mache die Thür hinter Dir zu!" Er baut sich ein Haus. So mit Kleidung und Wohnung versorgt, kann er sich nicht mehr auf die Erde setzen, mit den Fingern essen: es fehlen ihm also einige Möbeln. Für das alles ist ihm Geld nöthig. Dann will er Bücher für seine Kinder kaufen, auch einen Beitrag in die Kasse der Gesellschaft geben, die ihm einen Missionar gesendet hat. Also reicht die bisherige Quantität Mais, Reis oder Sago nicht mehr aus; er fügt diesen alten Erzeugnissen die Obstbäume und Getreidearten, welche durch die Mission in sein Land eingeführt sind, hinzu.

Während dieser Zeit arbeitet sein Pastor mit seinen Händen an seiner Seite. Niemand hier wird sich wundern von mir zu hören, daß die Missionare in den barbarischen Ländern ihre Arbeit nicht auf Divans verrichten, oder mit gekreuzten Beinen auf den schönen Matten eines Bazars. Wenn sie auch, Dank der Fürsorge der sie aussendenden Gesellschaften, nicht mit St. Paulus sagen können: „Diese Hände haben gearbeitet für meinen Lebensunterhalt!" so müssen doch fast alle (und derjenige, der zu Ihnen redet, nicht ausgenommen) ganz oder theilweise die ersten Gebäude, ihre Wohnung und das Gotteshaus, errichten. Im Allgemeinen machen sie es zuerst ungeschickt (hieraus sollen die Missionszöglinge, die mir zuhören, aber nicht schließen, daß es besser sei Zimmermannslehrling zu sein, als das Hebräische und Griechische zu studiren), aber sie lernen es von Tag zu Tag besser und ihre ersten mangelhaften Versuche bieten andern Lehrlingen und den Eingebornen, die noch ungeschicktere Hände haben, Nutzen. Und so geht es zu, daß man eines Tages an der Stelle, da früher nichts als Wüste war, oder eine bunte Masse von Hütten, ein bequemes, ja bisweilen fast stattliches Pfarrhaus sieht, eine geräumige Kirche, Mädchen- und Knaben-Schulen, und rings umher ein Dorf, dessen Straßen vielleicht nicht immer ganz geradlinig sind, aber wo doch Jeder unter einem festen Dache lebt und die Früchte der Bäume erntet, die er um dasselbe gepflanzt hat.

Meine Herren, geben wir Gott die Ehre, und fahren wir fort in diesem gesegneten Werke!

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1880.

Wie sieht die Volksreligion bei den Buddhisten, besonders in Tibet und der Mongolei aus?

Von Miss. Reichelt.

Die jetzige Volksreligion der Buddhisten, die sich beinahe in jedem Lande verschieden gestaltet hat, überall jedoch vom ursprünglichen Buddhismus und vom buddhistischen System sehr weit abweicht, wird in den zusammenfassenden Darstellungen des Buddhismus[1]) meistens nur gelegentlich und bruchstückweise behandelt. Um aber zu wissen, was der Buddhismus heutzutage ist und um denselben richtig zu beurtheilen, ist es nothwendig, in den Ländern Ostasiens Umschau zu halten und die Gottesdienste und Gebräuche, den Aberglauben und die Zauberei, die Lamaherrschaft und den bedauerlichen und niedrigen Zustand der Laien kennen zu lernen; denn sonst hat und behält man leicht eine zu günstige, d. h. falsche Meinung von den heutigen Buddhisten, weil man die ansprechenden Seiten des Systems und des ursprünglichen Buddhismus auch bei seinen gegenwärtigen Anhängern noch als vorhanden annimmt. Wenn man z. B. von dem bekannten sechssilbigen Gebet (Om mani padme hum) der Buddhisten nur die nicht so unrechte Auslegung (daß nämlich mit dem Aussprechen einer jeden der sechs Silben, eine der sechs von den Buddhisten angenommenen Wesensklassen gesegnet oder irgendwie heilsam beeinflußt werde) berücksichtigt, und nicht den widerwärtig gedankenlosen und millionenfach widerholten gegenwärtigen Gebrauch desselben, bei welchem der mit jener künstlichen Deutung gänzlich unbekannte Beter höchstens den Gedanken hat, daß eine recht häufige Wiederholung der sechs Silben Heil und Segen bringen könne — dann kann man in den Irrthum verfallen, das Sechssilbengebet für einen tiefsinnigen Spruch und seine Beter für andächtige, sich des tiefen Sinnes bewußte Leute zu halten, während in der That nichts so sehr die hoffnungslose Sterilität und den gänzlichen Verfall des Buddhismus beweist, als das unaufhörliche Ableiern und Herumdrehen (durch Hand, Wind, Wasser und in Peking auch durch Ochsen) dieser nichtssagenden[2]) und unverstandenen Formel. —

Die im Folgenden gegebenen Beiträge zur Kenntniß der heutigen

[1]) Die nächste Nummer dieser Zeitschrift wird eine wissenschaftliche Darstellung des Buddhismus bringen. D. H.

[2]) Om mani padme hum bedeutet nur: „O du Edelsteine in der Lotusblume,

buddhistischen Volksreligion machen übrigens keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Nur manche religiöse und abergläubische Gebräuche, Einrichtungen und Anschauungen werden Erwähnung finden, und die Ceylon, Hinter-Indien und Japan eigenthümlichen buddhistischen Gebräuche werden nicht ausführlich besprochen werden. Auch werden die mit dem Buddhismus schon genauer Bekannten vielleicht nicht sehr viel Neues finden. Nur einiges den Mittheilungen von Missionaren der Brüdergemeine und dem Werk von Desgodins[1]) Entnommene dürfte noch nicht allgemein bekannt sein. —

Zuerst möge die buddhistische Volksreligion Tibets und der Mongolei in einigen Beispielen zur Darstellung kommen, und dann Mittheilungen über den heutigen Buddhismus in China, Japan, Hinter-Indien und Ceylon folgen.

Nach Tibet kam zwar der Buddhismus später als nach China, aber die Form, welche er in Tibet angenommen hat, ist für die Nachbarländer maßgebend geworden. Tibet ist das Centrum des neueren Buddhismus geworden und geblieben; hier hat sich das Kloster- und Priesterwesen am meisten entwickelt, und Tibet muß daher zuerst und am ausführlichsten berücksichtigt werden.

Ueber die Klösterg eben die vorhandenen Werke über den Buddhismus (besonders Köppen) hinreichende Auskunft. Nur über das mit den Klöstern in engem Zusammenhang stehende Bücherwesen und über die Kunst des Lesens in Tibet und der Mongolei mögen hier einige Bemerkungen folgen, zumal das Lesenkönnen vieler Tibeter für die christliche Missionsarbeit in dem „Schneelande“ (wie Tibet gewöhnlich von den Eingebornen genannt wird) von großer Wichtigkeit ist. An der ganzen Süd- und Südwestgrenze von Tibet verwehren nämlich die Chinesen immer noch den Europäern den Eintritt, oder wenigstens das weitere Eindringen in das Land, und nur Bücher können in den Grenzdörfern verbreitet oder Reisenden mitgegeben werden.

In Tibet werden schon seit vielen Jahrhunderten mit Holz-Platten oder Holz-Stereotypen Bücher gedruckt; vielleicht schon seit der chinesischen Dynastie Thang (600—900 n. Chr.), unter welcher der Bücherdruck in China aufkám; jedenfalls aber seit der Mongolenzeit, also seit mindestens 600 Jahren. Demgemäß giebt es denn auch in Tibet eine Menge Bücher und jedes Kloster hat seine Bibliothek, wenn sie klein ist im Innern des Tempels, meistens auf einer rings herum gehenden Gallerie; wenn sie groß ist, in einem eigenen Saal oder in einem besonderen Gebäude. Diese Bibliotheks-Gebäude sind viereckig und zweistöckig. Im unterm Stock ist eine Pagode, und im oberen befinden sich die Bücher ringsum an den Wänden, in 15 Centimeter hohen und einen Meter tiefen, vorn offenen

---

Amen!“ Mit dem Edelstein ist wahrscheinlich der Avalokitéschwara gemeint, der große Heilige und Heiland der nördlichen Buddhisten, der auch aus dem Kelch einer Lotusblume entsprungen sein soll, so daß also der Sinn des Gebetes wäre: Sei gegrüßt, Avalokitéschwara!

[1]) Desgodins, La Mission du Thibet de 1855 à 1870.

Kästen, die der Gestalt der Bücher angepaßt sind, denn diese bestehen aus 50—80 Centim. langen und 10—12 Centimeter breiten, lose auf einander und zwischen zwei Brettern liegenden Blättern. In jedem solchen Kasten oder Behältniß schlummert nun ein durch Riemen zusammengehaltenes, nicht selten in ein seidenes Tuch eingeschlagenes Buch, dessen Nimmergelesenwerden oft durch vorgezogene Spingeweben deutlich bewiesen wird. Denn gelesen werden diese Bücher nie oder selten, sondern nur jährlich einmal, bei einer nach gemeinschaftlichen Gebeten veranstalteten Prozession spazieren getragen und gelüftet, wobei jeder Lama, je nach seiner Leibesstärke und Willigkeit, eine oder zwei Folianten mit sich herum schleppt und sich dadurch ein Verdienst erwirbt.

Auch Privatleute haben Büchersammlungen, die aber nicht sehr umfangreich sind. Außer einigen Gebetbüchern enthalten sie gewöhnlich nur eine Art historischen Roman, der von tibetischen Kriegen handelt, und noch einige andere Kriegsgeschichten.

Immerhin aber giebt es doch in Tibet und anderen buddhistischen Ländern eine ziemliche Anzahl Bücher, und dem entsprechend ist auch die Kunst des Lesens daselbst, auch außerhalb der Klöster, verbreiteter als es sonst in nichtchristlichen Ländern der Fall zu sein pflegt. Abbé Desgodins, welcher im östlichen Tibet missionirte, sagt, daß dort unter 100 Lamas etwa 60 lesen, 12 schreiben und 2 einen Brief fehlerlos herstellen können, während unter 100 Laien vielleicht 4 lesen und Einer einige Zeilen mit vielen orthographischen Fehlern schreiben kann. Unter 1000 Lamas vermag etwa Einer einen längeren, leidlich korrekten und lesbaren Aufsatz zu fertigen, und unter 1000 Laien Einer einen Brief orthographisch zu schreiben.

Tibetisch orthographisch schreiben ist nämlich keine so ganz leichte Sache, da die Aussprache des Tibetischen etwa so viel vom Geschriebenen abweicht wie im Französischen, aber nicht so viel wie im Englischen. Nur in den westlichen Provinzen trifft die Aussprache ziemlich mit dem Geschriebenen überein, weicht aber nach dem Osten zu immer mehr davon ab. Ja daselbst haben sogar manche Worte durch eine nachlässige, die Schreibart immer mehr mißachtende Aussprache ganz gleichen Klang erhalten nnd werden nur durch die sogenannten chinesischen Töne unterschieden. Diese letzteren bestehen ja darin, daß Sprachwurzeln, welche ursprünglich jedenfalls verschieden waren, durch allmählich eintretende Verstümmelung gleich geworden sind und jetzt nur noch durch den verschieden hohen oder niedrigen oder sonst modulirten Ton der Aussprache unterschieden werden. Und diese sogenannten chinesischen Töne finden sich nun auch schon im östlichen Tibet vor. Dort bedeutet z. B. das tibetische Wort „Kang“, tief gesprochen, „voll“, aber hoch und scharf gesprochen „Haus“; sa (tief) Mütze, aber sa (hoch und scharf) Erde.

Daß es übrigens in China durch diese Töne manchmal Mißverständnisse giebt, erhellt aus einer Erzählung der chinesischen buddhistischen Mythologie, die hier noch eine Stelle finden mag. Die chinesischen Buddhisten haben nämlich aus dem großen Heiligen der übrigen nördlichen Budd-

histen, aus dem Avalokitéschwara, eine große Heilige, eine Göttin der Barmherzigkeit gemacht, Kwanyin mit Namen. Sie war die dritte Tochter eines fabelhaften Kaisers Miao Tschwang, welcher sie hart behandelte, sie in ein Kloster sperren ließ, und sie sogar hinrichten lassen wollte, weil sie nicht in eine von ihm projektirte Heirath willigte. Aus dem Vaterhause vertrieben und in der Ferne umherirrend hörte sie nun von einer schweren Krankheit ihres Vaters. Da schnitt sie sich Fleisch aus ihren Armen, bereitete daraus ein Heilmittel und schickte es dem Vater, dessen frühere Grausamkeit mit Liebe vergeltend. Der Kaiser genaß und wollte nun seine edle Tochter dadurch ehren, daß er ihr ein Standbild setzen ließ, in welchem sie, so befahl er dem Künstler, mit vollständigen, mit unversehrten Armen dargestellt sein sollte. Nun wird aber im Chinesischen „ganz, unversehrt" und „tausend" durch dasselbe Wort bezeichnet und nur durch den Ton unterschieden. Der Künstler mißverstand aber den Ton und gab dem Standbild der Kwanyin tausend Arme oder wenigstens so viel er nur irgend anbringen konnte; und so wird sie auch jetzt noch in fast jedem chinesischen Buddhistentempel dargestellt und als die Göttin der Barmherzigkeit verehrt, die mit ihren vielen Armen überall allen Elenden helfen will. —

Doch wir wenden uns nach dieser Abschweifung wieder zu den im Lesen und Schreiben zwar nicht ganz unerfahrenen, aber doch ziemlich schwach beschlagenen Tibetern und zu ihren noch schwächeren Büchern.

Das ist nämlich das Traurige, daß, wenn die Tibeter auch lesen können, die ihnen zugänglichen Bücher meistens gar nicht des Lesens werth sind, gar keinen geisterweckenden, belehrenden oder sonst wahre Bildung befördernden Inhalt haben. Man könnte gewiß einige tausende tibetische Bücher zusammen bringen, in welchen nichts als alberne Wundergeschichten, scholastischer Unsinn und unendlich viele Beschwörungs- und Zauberformeln enthalten sind, wie schon die Titel in Tibet gebräuchlicher Bücher vermuthen lassen. Da giebt es eine „Fundgrube von zehn Millionen Wundern"; ein Buch über den Nutzen und das Verdienst des Umdrehen des Gebetsrades; ein anderes über die alle Krankheiten beruhigende Gebetsformel. Ein Titel lautet: „Der Haken der Herbeirufung, d. i. des hochverehrten Chutuktu zaubervolles, unfehlbares, schnell erhellendes Gebet"; ein anderer: „Der über alle 104 Teufel vollständig Siegreiche" u. s. w.

Trotz dieser großen Mangelhaftigkeit der tibetischen Bücher und der tibetischen Bildung, dürfen wir doch auch von der letzteren nicht zu gering denken, denn im Vergleich mit andern nichtchristlichen Ländern steht es damit immer noch ziemlich gut. So lernten z. B. die Missionare in Kyelang eine buddhistische Nonne kennen, welche die Mondfinsternisse ganz richtig zu berechnen verstand, obwol sie natürlich weder gründliche astronomische Kenntnisse noch gute Instrumente besaß. Wahrscheinlich werden die Tibeter durch von den Chinesen überkommene Tabellen zu solchen Berechnungen in Stand gesetzt, oder sie fußen auch auf dem neunzehnjährigen Mond-Cyklus und geben darnach die Mondfinsternisse an. —

Mehr Beachtung aber als die Bücher und das in Tibet verhältnißmäßig ziemlich verbreitete Lesenkönnen, verdienen die lebenden Bewohner der Klöster, die Lamas, die Lehrer und Priester des Volkes, die meistens in den Klöstern, zum Theil aber auch im Lande zerstreut leben, als Hauskaplane oder in anderer Stellung.

Eine kurze Betrachtung ihrer Thätigkeit wird den besten Einblick in die religiösen oder vielmehr abergläubischen Gebräuche der gemeinen Buddhisten geben, und zwar ist es besonders die so häufig vorkommende Geisterbannerei und die Bestattung der Leichen, woran man sehen kann, auf welcher niedrigen Stufe sich die heutige buddhistische Volksreligion befindet, und zugleich wie dieselbe von den Lamas benützt wird, um das Volk auf schamlose Weise auszusaugen und ihre Einkünfte zu vermehren.

Diese Einkünfte und den Lebensunterhalt der Klosterbewohner und der Lamas überhaupt betreffend, können erst noch einige Worte vorangeschickt werden, ehe von der Geisterbannerei und sonstigen Thätigkeit dieser Leute gehandelt wird.

Ursprünglich sind ja alle Buddhisten-Priester und überhaupt Nicht-Laien aufs Betteln angewiesen, aber für viele haben sich die Verhältnisse nach und nach günstiger gestaltet, indem sich ihnen verschiedene Einnahmequellen eröffnet haben, so daß die meisten jetzt nur noch der Theorie nach Bettelmönche sind.

Die Klöster haben nämlich oft großen Grundbesitz oder sind durch Stiftungen früherer chinesischer Kaiser reich dotirt; besonders die in der Mongolei befindlichen. Ferner bringen auch die buddhistischen Wallfahrer, die zu manchen Klöstern zu Tausenden hinströmen, Unmassen von Geschenken, theils in Vieh, Lebensmitteln und Ziegelthee, theils in Silberunzen und Kostbarkeiten bestehend.

Viele Klöster aber haben doch keine oder nur geringe stehende Einnahmen, und die zu ihnen gehörenden Lamas müssen sich, so gut sie können, durchbetteln oder sich sonst etwas zu verdienen suchen. Sie verlassen zu diesem Zweck, nachdem sie die gemeinschaftlichen Gebete und Feste mitgemacht und die vorgeschriebenen Ceremonien absolvirt haben, die Lamaserie meistens für längere Zeit, zerstreuen sich im Lande und gehen auf Erwerb aus. Einige treiben Handel, andere betteln, und die meisten lesen für Geld und Lebensmittel in Privathäusern Gebete ab, oder vertreiben angeblich vorhandene böse Geister. Zuweilen haben sich bei Anlegung eines Klosters viele Familien der Umgegend verpflichtet, die Lamas öfters zur Gebetstrommelei zu holen und ihnen dafür ein bestimmtes Honorar zu geben. Häufiger aber erfolgen die freiwilligen Einladungen in Privathäuser, sei es aus Gewohnheit, oder um großmüthig und fromm zu erscheinen, oder aus Aberglauben, um Glück und Gedeihen zu haben, um den Neid der Nachbarn unschädlich zu machen, oder um böse Geister los zu werden. Der letztere Fall besonders ist sehr häufig, denn der altschamanische Geisterglaube ist in ganz Tibet und in der Mongolei verbreitet. Selbst in den Klöstern treiben die bösen Geister ihr Wesen und müssen weggebetet werden. So beten z. B. die 4000 Lamas des großen

Klosters Kunbum am 28. jedes Monats auf den Dächern ihrer Häuser und Hütten laut die ganze Nacht hindurch, um die bösen Geister zu verjagen, deren Einwirkung ja Krankheiten, Viehseuchen, Dürre, Ueberschwemmungen, Sturm, Hagel, anhaltende strenge Winterkälte, und alle möglichen anderen Unglücksfälle und ungewöhnlichen Ereignisse zugeschrieben werden. Und nur die Lamas sind im Stande, diese Unholde zu vertreiben, denn sie allein wissen die rechten Formeln und verstehen sich auf die nöthigen Künste. Sie allein können das sehr komplicirte, mit Sanskritformeln und ceremoniellem Hokuspokus überladene Ritual richtig herbeten und ausführen.

In dieser Geisterbannerei liegt daher eine Haupt-Einnahmequelle der Lamas, und wenn sich manchmal ein angeblich hartnäckiger böser Geist in einer reichen Familie festsetzt, so kann dadurch ein ganzes Kloster bereichert werden, denn so lange die Leute noch zahlen können und wollen, behaupten natürlich die Lamas, die Dämonen hätten trotz aller ihrer Künste noch nicht ganz weichen wollen, und erklären eine erneute Geisterbannerei für unumgänglich nothwendig.

Bei einem solchen Teufelaustreiben geht es nun gewöhnlich folgendermaßen zu:

Der Hausvater, welcher sich oder die Seinigen durch böse Geister belästigt glaubt, wendet sich an ein Kloster um Hilfe. Er darf aber diesem natürlich nicht mit leeren Händen nahen, und beladet daher zwei Lastthiere (Maulthiere, Esel oder Pferde) mit Lebensmitteln, die den Klosterbewohnern immer erwünscht sind. Außerdem nimmt er ein schönes Stück Seidenzeug mit, durch welches er den Klostervorsteher günstig stimmen will, und macht sich so ausgerüstet auf den Weg. Im Kloster angekommen grüßt er den Abt ehrerbietig, indem er die Zunge weit herausstreckt und sich dabei hinter dem Ohre kratzt; denn dies ist in Tibet die gewöhnliche Art zu grüßen, und sonderbarerweise kann auch in diese Art der Begrüßung ein Ausdruck gelegt werden, indem sie auf brüske, devote oder indifferente Art geschehen kann. Der Bittsteller übergiebt darauf die Präsente, die eine passende Einleitung der Verhandlungen bilden und das sicherste Mittel sind, den Abt in eine wohlwollende Stimmung zu versetzen. Derselbe fordert nun den Bittenden auf, eine Tasse Thee mit ihm zu trinken, oder, richtiger ausgedrückt, eine Schüssel Thee mit ihm zu suppen, denn in Tibet und der Mongolei wird ja der Thee gewöhnlich nicht als dünner Aufguß genossen, sondern zu dem Aufguß wird zerlassene Butter, Salz und Milch hinzugefügt und gehörig zusammen gequirlt, so daß ein solcher Thee mehr einer dicklichen Suppe gleicht. Bei dieser Mahlzeit wird nun die Zahl der Lamas festgesetzt, welche die Geisterbannerei besorgen sollen, ferner die Geldsumme welche sie erhalten sollen, die Speisen welche ihnen vorgesetzt werden müssen, und endlich die Bücher, aus denen gelesen werden soll — natürlich solche, aus denen die amtirenden Lamas das Nöthige auswendig hersagen, oder wenigstens geläufig lesen können.

Am Tage vor der Teufel-Austreibung wird von der von bösen Geistern geplagten Familie geschlachtet (trotz des buddhistisen Verbotes Leben-

des zu tödten), gekehrt, geputzt, Folianten herbeigeschleppt und die und jene Vorbereitung getroffen. Am richtigen Tage selbst kommen dann die Lamas, wenn reich, zu Pferde, mit rothen Schärpen um ihre Röcke, und ihr Anführer hat auch wol einen mit Blumen bestickten rothen Tuchmantel um. Auf dem Kopf tragen sie einen Drachenhelm mit einem Büschel gelber Wolle. Sind sie aber arm, so kommen sie zu Fuß und haben zerfetzte Röcke an.

Ein solides Frühstück bildet die Grundlage und den Anfang der ganzen Procedur. Sodann wird das Zimmer oder der Saal besichtigt, in welchem die Gebete und Beschwörungen verrichtet werden sollen. Auf einem Altar stehen die Teller mit geröstetem Korn, Reis, Mais, und getrocknete Weintrauben; ferner kleine Kuchen, Späne wohlriechenden Holzes, Butterlampen, Schalen mit Wasser, und ein Aufsatz mit kleinen, den Buddha vorstellenden Figuren, die aus Teig geformt und roth lakirt sind. Vor dem Altar befindet sich ein angezündetes Kohlenbecken, auf beiden Seiten Teppiche und vor jedem Teppich ein großes Buch auf einem kleinen sehr niedrigen Tischchen. Außerdem sind noch zwei oder drei große, 18 Centimeter hohe und 70 Centim. im Durchmesser haltende Trommeln vorhanden, die, mit einem hölzernen wie ein Schwanenhals gebogenen Schlägel geschlagen, einen donnerähnlichen Laut von sich geben. Rechts vom Platz des Vorsitzenden befindet sich auch eine große Schelle, und bei den zwei anstoßenden Plätzen Cymbeln.

Am späteren Vormittag nimmt dann die eigentliche Aktion ihren Anfang. Schwätzend und lachend kommen die Lamas von der noch vorher erst eingenommenen Mahlzeit, wischen sich den Mund, gebrauchen die Rückseite ihrer Schärpe als Taschentuch, und setzen sich dann mit untergeschlagenen Beinen zu ihren Büchern oder Trommeln hin. Der Hausvater schenkt unterdessen Thee ein (diesmal gewöhnlichen Aufguß-Thee), und stellt jedem Lama rechts von seinem Buche eine Tasse hin, zum Trost bei den bevorstehenden Anstrengungen. Nun klingelt der Präses, es erschallt ein Trommelwirbel und die Sache fängt wirklich an. Die Lamas hören auf zu schwätzen und Allotria zu treiben; aber nicht die Zuhörer für welche gebetet werden soll. Wenn diese die geleerten Theetassen fleißig wieder füllen, so haben sie ihre Schuldigkeit gethan, und Andacht wird von ihnen weiter nicht gefordert. Der Vorsitzende murmelt nun den Titel des zu lesenden Buches oder Abschnittes, und die eintönige Leierei beginnt, indem die Lamas alle zur selben Zeit die gleichen Worte lesen, oder verschiedene Worte mit gleichem Rhythmus, wozu die Trommeln und Cymbeln eine Art Takt schlagen. Aendert sich der Rhythmus beim Lesen, so wird der Takt dem angepaßt. Das geht nun so stundenlang fort; ja manchmal kann es tagelang dauern! Und dazu verstehen die meisten Lamas gar nicht was sie lesen, sondern murmeln alles nur mechanisch herunter. Doch giebt es häufige angenehme Unterbrechungen in dieser oft so lang dauernden eintönigen Arbeit, denn außer dem Frühstück und Abendessen werden nicht weniger als drei Mahlzeiten gehalten, und weil nicht alle aufgetragenen Speisen bewältigt werden können, so schüttet jeder Lama seinen Speiserest in einen mitgebrachten Ledersack.

Nach Beendigung des taktmäßigen Lesens wird dann das Opfern und das eigentliche Austreiben der bösen Geister vorgenommen.

Der Vorsitzende, mit einer wollenen Bischofsmütze und einer seidenen Schärpe von ehemals gelber Farbe geschmückt, hockt sich mit untergeschlagenen Beinen vor dem Altare hin, in seiner Hand ein Buch mit Bannformeln haltend. Die Cymbel- und Trommelschläger bilden neben ihm einen Halbkreis, und zu ihnen treten noch zwei Bläser mit großen gegen sechs Fuß langen kupfernen Trompeten. Das Feuer wird angeschürt und flammt auf. Auf dem flachen Dache des Hauses versammeln sich die Bewohner desselben und die Nachbarn mit Säbeln und geladenen Flinten versehen. Knaben und Jünglinge durchlaufen das Haus mit Säcken und Ketten, um nöthigenfalls die bösen Geister zu fesseln und einzusacken. Der Vorsitzende schellt nun stark, die Cymbeln und Trommeln fangen ihren Lärm an, die Riesentrompeten ertönen und alle Anwesenden schreien aus Leibeskräften. Hat sich dieser greuliche Lärm etwas gelegt, so liest der Oberlama schnell und mit scharfer Stimme seine Bannformeln, immer begleitet, oder auch unterbrochen, von den Cymbeln, Trommeln, seiner eigenen Schelle und dem heftigen Geschrei der Leute. Nun reicht man ihm ein Tellerchen vom Altar, dessen Inhalt er ins Feuer schüttet, worauf jener Höllenspektakel, noch verstärkt durch Flintenschüsse, sich mit erneuter Kraft erhebt. Dann erfolgt wiederum Lesen von Bannformeln, wieder wird der Inhalt eines Tellerchens geopfert und ins Feuer geworfen und es wird aufs neue entsetzlich gelärmt; bis endlich die Buddhabilderchen daran kommen. Da erheben sich alle und ziehen in Procession nach einem nahen Feld, wohin ein Diener schon das Kohlenbecken geschafft und wo er einen Scheiterhaufen errichtet hat. An der Spitze des Zuges marschiren die Musikanten, welchen die andern Lamas mit dem die Buddhabilder tragenden Hausvater folgen, während der Oberlama den Schluß macht und eine Anzahl Zuschauer den Nachtrab bildet. Beim Scheiterhaufen angelangt verliest der Oberlama die kräftigsten Bannformeln und während er die Bilder ins Feuer wirft, wird von allen Anwesenden im Lärmmachen das Aeußerste geleistet. Jetzt sind, so nimmt man an, die bösen Geister entweder vertrieben oder gebraten, und die Lamas setzen sich nun, nach der vollbrachten schweren Arbeit zum letzten Mal zu Tische, vertilgen so viel als möglich und sacken das Uebrige ein. Der Hausvater aber muß nach einiger Zeit wieder seine Thiere beladen und dem unersättlichen Kloster Geschenke und das ausgedungene Geld zuführen. —

Gewöhnlich wird durch solche Geisteraustreibungen die Hebung irgend einer Krankheit zu erreichen gesucht, welche man durch böse Geister veranlaßt glaubt. Doch schlägt man zuweilen auch andere Wege ein, um Kranken zur Genesung zu verhelfen. Ein Lama formt z. B. für schwere Kranke nicht selten ein Thier aus Brotteig oder Honig und Mehl, zwingt dann durch seine Zauberformeln den die Krankheit verursachenden bösen Geist in das Thier zu fahren, und verbrennt oder vergräbt darauf das letztere. Hilft aber dieses Verfahren nicht oder stirbt der Patient gar, so wird erklärt, die Krankheit sei eine Strafe für in einer früheren

Existenz begangene Sünden, und dagegen helfe kein Mittel. Oder der Lama sagt auch, nun hätten die Gebete und Zaubermittel erst recht geholfen, denn nun sei der Verstorbene jedenfalls durch die Seelenwanderung in einen besseren Zustand gekommen.

Manchmal wird aber auch eine halbärztliche Behandlung mit der Teufelaustreibung verbunden, indem der Lama den Kranken an den Puls fühlt und nach dem Gang desselben die Art der Krankheit und des bösen Geistes bestimmt, welcher immer als die Ursache eines schweren körperlichen Leidens angenommen wird. Gegen diesen Bösen nun und gegen das Krankheitsübel wird mit Pillen operirt, und sind solche gerade nicht zur Hand, so schreibt der Lama den Namen des heilsamen Krautes auf Papier, dreht dieses zu Kügelchen zusammen und giebt dieselben ein, welche ebenso gut wirken wie die richtigen. Sind aber alle Pillen erfolglos, so nimmt der Lama seine Zuflucht zu Gebeten und Beschwörungen, und dabei gilt dann die auch sonst befolgte Regel: Ist der Kranke arm, so wird auch der böse Geist als unbedeutend angesehen und die Gebete sind nur kurz. Ist aber Reichthum vorhanden, so wird lang und viel gebetet, und dann müssen auch gewöhnlich erst (so wird es wenigstens in der Mongolei gehalten) schöne Geschenke für den bösen Geist herbeigeschafft werden, ehe von einem Weggehen desselben die Rede sein kann, besonders schöne Kleider und Schuhe, so wie ein hübscher Hut und ein schönes Pferd, damit er anständig wegreiten kann. Bei Krankheiten sehr reicher Familien und kleiner Fürsten müssen sogar auch für das angeblich vorhandene Gefolge des bösen Geistes Pferde geliefert werden, welche natürlich die Lamas nebst den übrigen Geschenken zur Besorgung übernehmen und auf immer verschwinden lassen.

Die Bestattung der Leichen wird auf verschiedene Weise vorgenommen.

Die gewöhnliche Art ist das aus Indien stammende Verbrennen der Leichen, welches wahrscheinlich von den Buddhisten Mittelasiens noch häufiger angewendet werden würde, wenn nicht in Tibet und der Mongolei so großer Holzmangel herrschte. Daher wird auch, wo das Verbrennen Sitte ist, der noch warme Leichnam eng zusammen geschnürt, oder in einen Korb gezwängt, damit man den Scheiterhaufen kleiner machen und Holz sparen könne. Auch glauben die Leute, daß der so zu einer Kugel zusammen gebundene, oder, wenn nöthig, mit einem schweren Hammer zusammen geschlagene Verstorbene nun nicht auferstehen und die überlebenden Hausgenossen durch Erscheinungen plagen könne.

Schon vor dieser Behandlung des Leichnams, d. h. also bald nach dem Eintritt des Todes, pflegt ein Lama einen Einschnitt in die Kopfhaut zu machen, wodurch angeblich die Seele vom Körper gelöst wird, und dann klagen die Anverwandten eine Stunde lang um den Todten und preisen ihn. Darauf folgt jenes Zusammenschnüren, oder (besonders im östlichen Tibet) Zwängen in einen Korb, der mit alter Leinwand oder rothem Zeug bedeckt wird, und nun kann zur Verbrennung geschritten werden, mit welcher aber bis nach der Ernte gewartet werden muß, wenn sich der

Sterbefall kurz vor der Ernte ereignete, weil diese sonst wahrscheinlich durch Hagelschlag vernichtet werden würde. In einem solchen Fall wird der Leichenkorb ganz mit Salz angefüllt und einstweilen in einen Winkel gestellt. Ein solches Einsalzen und Wegstellen der Leichen findet aber auch sonst statt, indem z. B. in manchen Gegenden kleine verstorbene Kinder, die noch nicht gezahnt hatten, in eine Urne gesteckt, mit Salz bestreut und in eine Mauereintiefung des Kuhstalls gestellt werden, welcher gewöhnlich den unteren Stockwerk bildet. Den Tag, den Ort und die Art der Bestattung Erwachsener bestimmt gewöhnlich ein Oberlama; oder es wird auch manchmal darüber das Loos gezogen. Soll der auf die genannte Weise präparirte Leichnam verbrannt werden, so wird an dem festgesetzten Tage an dem dazu bestimmten Orte Holz zu einem Scheiterhaufen zusammen gehäuft und geschmolzene Butter darauf gegossen, damit es besser brenne. Darauf wird der Leichenkorb im Trabe zum Scheiterhaufen getragen, oder, wo der Korb nicht gebräuchlich ist, wird der zusammen geballte Leichnam auf eine Bahre gelegt, mit einem rothen Tuch bedeckt und von vier Männern im Laufschritt fortgeschafft. Ihnen voran gehen Musikanten mit Trompeten und Cymbeln, während bei armen Leuten nur der traurige Ton des Muschelhorns zu hören ist. Hinter den Musikanten und direkt vor den Leichenträgern gehen auch noch zwei Männer, welche ein etwa acht Fuß langes wollenes Tuch an allen vier Zipfeln ausgespannt tragen, wodurch der Seele des Verstorbenen der richtige Weg angewiesen und ihr Zurückkehren zum früheren Wohnorte verhindert werden soll. Hinter der Leiche gehen die Trauernden und das übrige Gefolge.

Beim Scheiterhaufen angekommen stellen sich die Lamas, dem Winde den Rücken zukehrend, mit ihren Büchern, Trommeln, Cymbeln, Trompeten und Schellen in einem Halbkreise auf. Der Oberlama zündet darauf eine Harzpfanne an und giebt sie einem Gliede der trauernden Familie, welches damit den Scheiterhaufen ansteckt. Nun beginnt das monotone Gesinge der Lamas, welches so lange fortgesetzt wird als der Leichnam brennt, dessen Verzehrung durch von Zeit zu Zeit hinzugefügtes Holz und geschmolzene Butter beschleunigt wird. Aus der Form des Rauches behaupten die Lamas das Schicksal der Seele erkennen zu können, und machen auch den Angehörigen weiß, sie könnten die Seele selbst wahrnehmen, oder geben bei Bestattung eines Reichen noch andre Wunderdinge vor, die alle gut bezahlt werden müssen.

Nachdem man sich überzeugt, daß vom Leichnam nur noch verkalkte Knochen übrig sind, geht man nach Haus und ißt sich fröhlich satt, und die Lamas stecken ihr Geld ein und gehen. Manchmal warten sie übrigens, wegen allzu großer Sehnsucht nach dem auf die Arbeit folgenden Essen und Bier, die vollständige Verbrennung der Leiche nicht ab, sondern vertheilen die Blätter des zu lesenden Buches unter sich, lesen zu gleicher Zeit verschiedene Blätter laut ab, und eilen nach Beendigung des letzten Blattes zur Tafel.

Die Thätigkeit der Lamas ist aber damit noch nicht zu Ende, denn

die Verwandten und Freunde des Verstorbenen lassen durch einen Lama oder eine Nonne wenigstens noch eine Woche lang auf dem Dache des Hauses, in welchem der Todesfall statt gefunden, Gebete und Opfer verrichten. Letztere bestehen im Ausgießen von Wasser, welches den Durst löschen soll, den die Sele des Verstorbenen angeblich leidet. „Mein Liebling! Mein Schatz! wer wird dir jetzt zu trinken geben!" rief eine von einem Missionar der Brüdergemeine getaufte Buddhistin aus, die schon mehrere Jahre zur kleinen Christengemeine gehörte und leidliche christliche Erkenntniß hatte, aber nun nach der Beerdigung ihres Kindleins unwillkürlich dem von früher her fest gewurzelten Glauben Ausdruck gab.

Nachdem diese Gebete und Opfer eine Woche lang gedauert haben, werden mehrere Lamas gerufen, die durch ihr gemeinsames Beten und Lesen der angeblich noch umherwandernden Seele den richtigen Weg zu zeigen suchen, während die Verwandten an alle Dorfbewohner Fleisch und Korn vertheilen, und durch dieses gute Werk dem Verstorbenen eine Wohlthat erweisen und zu einer günstigeren Lage verhelfen.

Offenbar haben aber die Leute nicht viel Zutrauen zu der Wirksamkeit aller dieser Bemühungen, denn das Beten und Opfern auf dem Dach geht noch immer weiter und wird noch sechs Wochen lang, aber nur einmal wöchentlich, fortgesetzt. Nur bei ganz armen Leuten werden die Gebetsübungen auf wenige Tage beschränkt, während für sehr vornehme oder gar fürstliche Todte die Seelen- oder Todtenmessen nicht nur sieben Wochen, sondern manchmal ein ganzes Jahr lang dauern, damit die strafenden und rächenden Gottheiten und besonders der Höllenrichter Yama milde gestimmt, und die auf der Wanderung begriffene Seele aus dem Zwischenzustand zwischen Tod und Wiedergeburt, also aus einer Art Fegefeuer erlöst und in eine möglichst günstige Laufbahn befördert werde. Die Hinterlassenen solcher vornehmen Verstorbenen überhäufen auch die Lamas mit Geschenken, damit dieselben nur ja die Gebete mit rechtem Eifer besorgen; und die Umwohnenden werden auch reichlich mit Gaben bedacht, so daß zuweilen ganze Heerden Vieh und Tausende von Silbermünzen verschwendet werden, um der armen Seele zu einer angenehmen Existenz zu verhelfen.

Dieses mit so vielen Umständlichkeiten verknüpfte Verbrennen der Leichen ist aber nicht überall in Tibet Sitte und ist auch für arme Leute zu kostspielig. Sie übergeben daher die Leichen ihrer Angehörigen nur dem nächsten reißenden Gebirgsstrom. Besonders bei Epidemieen, wenn die Sterblichkeit groß ist, pflegt dies allgemein zu geschehen. In Indien hat diese Sitte auch schon immer geherrscht, ist aber daselbst insofern viel widerwärtiger, als im langsam fließenden Ganges die Leichen oft wieder sichtbar werden, oder verwesend am Ufer liegen bleiben, während dies bei den schnell strömenden Flüssen Tibets nicht so leicht vorkommen wird.

Viele Tibeter und Mongolen schaffen aber auch die Leichen in Gebirgsschluchten oder auf Berggipfel, befestigen sie daselbst an einen Baum oder eine Wurzel und überlassen sie den Raubthieren und Raubvögeln. Oder noch schlimmer, sie zerstückeln den Leichnam auf einem Berggipfel

und werfen die einzelnen Stücke den Raubvögeln zu, die sich alsbald versammeln, sobald die unheimliche Musik der Lamas erklingt.

In größeren Orten wie in Lhasa, und in manchen Klöstern, werden auch Hunde gehalten, welche den Aasvögeln auf ummauerten Secirplätzen im Verzehren der Leichen helfen müssen; und weit entfernt, daß dieser für uns widerwärtige Gebrauch auch den Tibetern widerstünde, gilt es vielmehr als etwas sehr Löbliches und Frommes, wenn jemand schon bei seinen Lebzeiten bestimmt, daß sein Leib nach dem Tode von Thieren verzehrt werden soll. —

Die natürlichste und angemessenste Art der Bestattung, das Begraben in der Erde, ist nur bei den chinesischen Buddhisten und den viel mit Chinesen in Berührung Gekommenen Sitte, und Fremdlinge, die weit von ihrer Heimat gestorben sind, werden in Tibet auch so bestattet. —

Einen etwas bessern Eindruck vom heutigen Buddhismus, als durch die Beschreibung der Geisterbannerei und Leichenbestattung, bekommt man vielleicht durch die zahlreichen Bettage und Feste, welche im Laufe des Jahres von den Buddhisten Tibet's gefeiert werden. Indessen sind dieselben von Köppen und anderen schon hinreichend geschildert, und hier möge daher nur die Beschreibung eines buddhistischen Schnee-Liebesmahles eine Stelle finden, wie es in den Hochgebirgsthälern an der Südwestgrenze von Tibet, als eine Art Nachfeier der Begräbniß- oder vielmehr Leichenverbrennungs-Feierlichkeiten, gehalten zu werden pflegt. Dort, im Distrikt Lahul, wo Missionare der Brüdergemeine thätig sind, wird nämlich nach dem Tode und der Bestattung wohlhabender Leute eine Art Liebesmahl gehalten, welches aber gewöhnlich auf die Wintermonate, meistens auf den Januar verschoben wird, weil da die im Winter ziemlich eingeschneiten Leute am besten Zeit haben. Wenn also ein Bemittelter für einen im Verlaufe des vergangenen Jahres verstorbenen Angehörigen eine solche Gedächtnißmahlzeit halten will, so schickt er zunächst einen Ausrufer aus, der auf eine Anhöhe tritt und mit einer diesen Leuten eigenen Virtuosität zu schreien anfängt. Es dauert nicht lange, so antworten Stimmen aus der Ferne, zum Zeichen, daß die Einladung und das Datum des Festes verstanden worden sind. Die Eingeladenen theilen dann durch diese einfache Schrei-Telephonie die frohe Kunde dem nächsten Weiler oder Dörfchen mit, und so sind die nächsten Umwohner bald von dem bevorstehenden Schmause benachrichtigt, während zu den entfernteren Ortschaften des Gebirgesthales ein expresser Bote geht. An dem bestimmten Tage finden sich dann die Gäste gewöhnlich in ziemlicher Anzahl ein. Im Gänsemarsch sieht man sie auf verschiedenen Seiten von den Höhen herunter kommen, denn anders können sie auf den halsbrechenden Pfaden der dortigen Riesenberge nicht gehen.

Der buddhistische Liebesmahls-Diener oder General-Saaldiener der Provinz Lahul, welcher bei allen solchen Gedächtnißmahlzeiten die nöthigen Arrangements trifft und die Vertheilung der Speisen beaufsichtigt, hat unterdessen mit der einladenden Familie Alles vorbereitet. Auf dem flachen Dach des Hauses, oder, wenn viel Gäste kommen, auf einem passen-

den Platz im Freien, wird der Schnee etwas weggeschaufelt, und nun hocken sich die genügsamen Leutlein mit ihren Pelzröcken und Pelzjacken hin, und denken wunder wie herrlich sie es haben, wenn ihnen eine Art Klöße oder ein brotartiges Gebäck, nebst Tschang, dem tibetischen ohne Hefen gebrauten Bier, dargereicht wird. Wird aber auch noch etwas Butter in die Hand gegeben oder gestrichen, so gilt der Begräbnißschmaus für grandios, denn Butter kann von diesen Leuten immer gebraucht werden. Ist sie zum Essen zu ranzig und zu schlecht (man hebt sie dort manchmal Jahre lang auf), oder ist kein Appetit vorhanden, so wird das Leder der Pelzjacke damit eingerieben oder der eigene Leib damit gesalbt.

Nach den Festen können auch noch die Wallfahrten kurz erwähnt werden, welche bei den Buddhisten wie bei den Katholiken für eine wichtige religiöse Handlung gelten.

In Tibet und in der Mongolei giebt es sehr viele heilige Orte, zu denen große Mengen von Pilgern wallfahrten, die zum Theil aus sehr weiter Ferne kommen und von denen viele den ungeheuren Reisestrapazen erliegen. Besser würden es diese armen Wallfahrer haben, wenn die gute Absicht mancher mongolischen Lamas zur Wirklichkeit würde, welche auf einen Berg neben ihrem Kloster steigen und papierene, gemalte, gesattelte Pferde unter vielen Gebeten im Winde fliegen lassen, in der Meinung, daß sich dieselben für fromme müde Pilger in wirkliche Pferde verwandeln werden. Aber das ist natürlich nicht der Fall, und die Wallfahrer müssen sich nicht nur todtmüde laufen, sondern auch oft, um nur nicht Hungers zu sterben, bei den hartherzigen Leuten, an deren Wohnungen sie vorbeikommen, als Diener verdingen, oder gar deren Sklaven werden. Wenigstens im Osten von Tibet ist dies der Fall, wo jährlich viel Tausende zu einem weit berühmten Geisterberg wallfahrten. Noch größere Scharen wenden sich nach Lhasa mit seinen vielen Klöstern und Heiligthümern. Aber auch eine Unmasse kleinerer Wallfahrtsorte ist beständig von Pilgern umlagert. So giebt es drei Tagereisen von Kyelang, der Hauptstation der Brüdergemeine, am Flusse Tschenab einen pagodenförmigen Tempel, zu welchem nicht nur Buddhisten aus allen Theilen Tibets, sondern auch Hindus bis von Benares her wallfahrten, obgleich die dienstthuenden Priester nur buddhistische Lamas sind. In diesem Tempel sieht man durch eine Spalte in einem völlig finstern Raume das aus weißem Stein gehauene Bild des großen tibetischen Heiligen, des Avalokitéschwara. Hier anzubeten hat für die Buddhisten unendlichen Werth, weßhalb auch nur in den Wintermonaten das Zuströmen von Pilgern etwas nachläßt.

Viele unternehmen solche Wallfahrten, weil sie wirklich einen innerlichen Druck fühlen wegen ihrer vielen Uebertretungen des buddhistischen Gesetzes. Andre pilgern zu heiligen Tempeln und Klöstern um von Krankheit und anderem Uebel befreit zu werden. Niemand aber kommt mit leeren Händen, und die an solchen Wallfahrtsorten fungirenden Priester haben einträgliche Posten. — (Schluß folgt.)

Die Wesleyanische Mission in Nord-Ceylon.

Rede des Miss. Rigg.[1])

Sie erlauben mir, ohne meine sehr beschränkte Zeit zu einer Einleitung zu verschwenden, sofort zu dem von mir erwarteten Gegenstand der Rede überzugehen. Sie haben eben viel von Süd-Ceylon[2]) gehört und von den großen Missions-Erfolgen daselbst; ich denke Ihnen durch die Statistik nachweisen zu können, daß in Nord-Ceylon in den letzten 12 Jahren ebenso große Entwicklungen und erfreuliche Resultate zu Tage getreten sind. 1867 hatten wir dort etwa 29 Kapellen und sonstige Erbauungsstätten, jetzt haben wir derselben 100; damals 4 eingeborne Geistliche, keiner davon ordinirt, jetzt 14; damals 25 Schulen, jetzt 123; damals nur 1194 Schüler, von denen 41 Mädchen waren, jetzt 7960 von denen 1600 Mädchen sind; damals 312 volle Gemeindeglieder, (members) jetzt 806. Damals nahmen wir zur Unterhaltung des eingeborenen Pastorats nur 700 Mk. ein, im letzten Jahre 8580 Mk. Das nenne ich einen Fortschritt und dafür wollen wir unserm Herrn Jesus, dem großen Haupt der Kirche, unsern innigsten Dank sagen.

Ich habe eben jetzt einen Jahres-Bericht erhalten; in demselben heißt es: „90 neue Gemeindeglieder, 223 Taufkandidaten, 147 Taufen[3]) und 1475 neue Schüler können uns wol dankbar machen." Weiter schreibt der eingeb. Pastor von Point Pedro: „Sie werden sich freuen, daß im letzten Halbjahr 11 Erwachsene getauft sind. Ein Jüngling von diesen zögerte lange wegen des heftigen Widerstandes seines Vaters, endlich entschließt er sich dennoch mit den Worten: „ich will dies Kreuz auf mich nehmen." Auf des Vaters Frage, warum er diesen Schritt gethan, antwortete er, „um meine Seele zu retten." Sein Vater schlug ihn unbarmherzig und schickte ihn weit weg, um ihn abzusondern von allem christlichen Einfluß und Verkehr. Er ertrug alles mit bewundrungswürdiger Festigkeit, so daß seine ehemaligen Mitschüler sagten: Dem Beispiel wollen wir folgen. — Das ist nicht ein vereinzelter Fall." —

England ist auf politischem Gebiet gewarnt worden, einen nicht ebenbürtigen Feind nicht zu unterschätzen; es meinte in seinem Civilisations-Bewußtsein, ein beiläufiges Unternehmen und ein Schlag in's Gesicht wäre hinreichend und — wir haben für unsre Thorheit bitter gebüßt. Einen ähnlichen Irrthum könnten wir auf dem Missionsfelde begehen. Man kann die Macht und die Hilfsmittel der Feinde unterschätzen; selbst wohlmeinende Leute können auf den Gedanken kommen, weil an einigen Orten der Feind schnell überwunden ist, es müsse so überall gehen. Ein Vertreter der Mission darf selbst eine solche Versammlung daran erinnern, welch ein großer Unterschied es ist, ob man unter hoch gebildeten Massen, die ein Band des Glaubens umschließt, arbeitet, oder an einer Reihe der verschiedenst gearteten Insel-Bevölkerungen, die ganz ohne Zusammenhang stehen in Bezug auf ihre Interessen und ihre Religion. Die Religion der Hindus

---

[1]) Wesl. Miss. Not. 1879 S. 157 ff.

[2]) Dort zählen die Wesleyaner c. 6000 Anhänger. Außer den Wesleyanern hat auch die Church of England eine bedeutende Mission auf Ceylon. Die Ch. M. S. zählt dort 6695, die S. P. S. c. 3000 Christen. Dazu kommen noch der Amerikanische Board mit c. 2500 und die Bapt. M. S. mit vielleicht ebensoviel eingebornen Christen.

[3]) Die Getauften sind nicht eo ipso members, daher die doppelte Angabe.

t nicht eine Sammlung rohen Aberglaubens, sondern ein künstlich und schlau angelegtes nd aufgebautes System von Hypothesen und Folgerungen. Also nicht jede Art von Dienst wird in diesem Werk Erfolg haben. Längst haben uns bittre Erfahrungen von er Thorheit überzeugt, oberflächlich und aufs Gradewohl anzufangen. Ein Guerillakrieg verschlingt viele Mannschaften und viel Geld und führt zu keinen dauernden Resultaten. Wir bedürfen Muth aber auch Anstrengung, Geduld und Kraft, wohlüberegte Pläne, gutgeschulte Corporationen und von allen Arbeitern ein bereitwillig der Sache geweihtes Leben. Dann mag das Volk des Landes mächtig und die Städte bis an den Himmel verschanzt sein, mit solchen Hilfsmitteln gehen wir voran und werden das Land besitzen . . .

Nun ein Wort über unsre Principien.

1) Wir glauben vor allem der Missionsdienst muß ein einheimischer sein. Europäische Hilfe ist exotisch und kann nicht dauernd sein. Der Eingeborne muß durch den Landsmann evangelisirt werden. Er allein versteht in die verworrenen Verschlingungen und in das Versteck von Gedanken einzudringen, die die orientalische Mission so schwer machen. Darum ist die Heranbildung einer eingeborenen Geistlichkeit unerläßlich. Wir suchen uns bekehrte Jünglinge auf, Leute, die da glauben und darum reden. Solche jungen Männer stellen wir unter Obhut der Missionare. Diese müssen ihre Arbeiter überwachen, die Entwicklung ihrer Erkenntniß in rechte Bahnen leiten, sie visitiren, sie ihren Umgang genießen lassen und mit ihnen beten. Nach einigen Jahren wird ein solcher Candidat der Distrikts-Versammlung zum Predigtamt vorgeschlagen und von dieser im Fall der Annahme auf 8 Jahr in ein eigentliches Prediger-Seminar geschickt. Dann aber können wir ihn hinaus senden als einen Arbeiter, der nichts zu scheuen hat. — Ich kenne wenig gewandtere Menschen, ich kenne keine Leute in Indien, die es gewagt haben, wie diese, dem täglichen Lauf der Dinge und der Ansichten entgegenzutreten. Ich kenne überhaupt niemand, der treuer als diese dem Wort des Herrn gehorsam wäre, Haus und Hof, Vater und Mutter, Bruder und Schwester zu verlassen um des Evangelii und Jesu Christi willen. Solche Abkehr vom alten Leben ist daheim schwer genug; aber in der Heidenwelt wie viel schwerer! Heimath, Freunde und Verwandtschaft verlassen, ein armes, oft sehr armes Leben in einem kleinen Dorfe beginnen, dort mistrauisch als Ueberläufer zu einer fremden Lehre aufgenommen werden — und all diese schweren Glaubensproben werden freudig ertragen, obgleich schwer genug empfunden unter Landsleuten. Einer von diesen theuren Brüdern kam einst geschäftig und eilig in mein Zimmer. Er legte schnell ein Bündel Schriften auf den Tisch. Es war der Plan eines Gebäudes, der Kostenüberschlag und eine Geschenks-Urkunde. „Wenn Sie Ihren Hut nehmen und mit mir fahren wollen, so können wir gemeinsam den Grundstein legen und das Werk beginnen, sagte er, Maurer und Arbeiter sind bestellt, lassen Sie uns nicht zögern.“ Das nenne ich handeln und würde dies Verfahren einem englischen Superintendenten keine Schande machen. Leider kam der Tod und legte seine kalte Hand auf diese liebe, kräftige und so energische Stütze unserer Kirche. Die eingeborne Geistlichkeit hatte einen geliebten Bruder und wir Missionare einen treuen und ergebenen Collegen verloren. Henry de Silva war nur einer von vielen, die ich zu christlichem Mannesalter und Heldenmuth in den letzten 13 Jahren habe heranreifen sehen. Die meisten von ihnen sind besonderer Beachtung werth. Alle sind fromme Leute. Der eine zeichnet sich aus durch feine Dialectik und allgemeine Gelehrsamkeit, ein anderer durch evangelische Kraft, wieder einer durch Treue im Amt, noch einer durch seine Anspruchs-

losigkeit im Weiterstreben. Einige lehnen allen Gehalt und bessere Aussichten ab, er-
erbieten sich, uns in unseren Seminarien für geringen Gehalt zu helfen. Sie sind au
Schriftsteller, besonders Uebersetzer unserer Gesangbücher. Solche Leute hat uns G
gegeben.

2) Wir halten darauf, unsere Gemeinden zu lehren, ihre Geistliche
selbst zu erhalten. Wir mögen keine Bettel-Kirchen. Wir streben in dieser Be-
ziehung nach einer ehrenhaften Unabhängigkeit von der heimathlichen Comittee und i
kann mit Freuden constatiren, daß wir jetzt nicht eine städtische Gemeinde haben, di
nicht sehr anständig beiträgt zur Besoldung ihrer Geistlichen. Eine Kirche erhält nic
nur ihren Pastor, sondern hat auch noch einen Katecheten, der nach außerhalb gesan
wird. Und dabei trennen sich die Hindus nicht leicht von ihren Rupien und wolle
wenigstens etwas „Ordentliches" für ihr Geld.

3) Wir wollen christliche Erziehung. Darüber sind die Ansichten verschieden
Nach unseren Erfahrungen halten wir den Schulunterricht nicht für ein neben-
sächliches Geschäft der Mission, sondern für ein sehr wesentliches. Unter den Hindus
erschüttert eigentlich jedes Resultat unserer christlichen modernen Wissenschaft das ganze
System ihrer Religion, weil dieses nach den Vedas eine vollständig zusammenhangende
göttliche Inspiration bildet. Nach dieser ist die Erde platt wie ein Lotusblatt; durch die
Versuche des großen Drachen, Sonne oder Mond zu verschlingen, entstehen die Finster-
nisse u. s. w. Unser Unterricht beweist die Absurdität solcher Lehren und er hat manche
Seele erleuchtet und manches Gewissen erschreckt. Die tüchtigsten Glieder der Kirche
sind durch unsre Schulen gegangen. Unsre Geistlichen alle. Die Mädchen in unseren
Schulen begehren alle früher oder später die Taufe und zu Hause lehren sie Vater und
Mutter das Vaterunser beten und halten förmliche Andachten, wie einer unserer Geist-
lichen es einmal belauscht hat. Wir haben, weil wir dies für außerordentlich segensreich
halten, alle Kräfte angestrengt, die Kindlein zu Jesu kommen zu lassen. Die jetzige
Schuleinrichtung der Insel erleichtert das Werk, die Hilfe der Comittee hat es uns
ermöglicht, eine große Zahl guter Schul- und Lehrerhäuser zu bauen. Wir legen zu 2
Rupien (4 Mk.) von den Eingebornen in der Regel 1 R. der Comittee, haben dadurch
die Willigkeit sehr gehoben und können jetzt einen Besitz an Grundstücken für mehr als
100 000 Mk. aufweisen. —

Und nun, was soll weiter aus diesem Werke werden? Wollen Sie sagen: „Wir
können nicht weiter helfen, wir können nicht!" Bei all den köstlichen Erfolgen, bei all
den noch vor uns liegenden Nöthen, bei all der Aufopferung an Leib und Seele unserer
Missionare möchte ich Sie beschwören: Helft, helft!

In der dunklen Nacht der Heidenwelt geht eben der Morgenstern auf, das Jubi-
liren der Sonne entgegen beginnt, die Sonne der Gerechtigkeit wird bald in hellen
Strahlen leuchten und dann wird es schallen, wie das Brausen großer Wasserwogen:
„Halleluja, der allmächtige Gott hat das Reich eingenommen!"

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai. 1880.

Wie sieht die Volksreligion bei den Buddhisten, besonders in Tibet, und der Mongolei aus?

Von W. Reichelt.

(Schluß.)

Eine gute Einsicht in die Volksreligion der heutigen chinesischen Buddhisten werden wir erlangen, wenn wir uns von einen im China thätigen Missionar einen großen Buddhisten-Tempel beschreiben lassen, der mit einem großen Kloster verbunden ist, oder eigentlich das Centrum desselben bidet.[1])

Da werden wir nun zuerst auf einen ansehnlichen Baum aufmerksam gemacht, der sich vor den eigentümlich gestalteten, mit Drachenköpfen versehenen Gebäuden befindet. Dieser Baum soll aus einem Schößling des berühmten Bodhi-Baumes (der Ficus religiosa) gewachsen sein, unter welchem Sakyamuni saß, als er zum Buddha wurde. Eine chinesische Gesandtschaft ging ja einstmals nach Buddha-Gaya in Indien, nur um von da einen Sproß des heiligen Baumes zu holen. Der vor dem Kloster stehende Baum ist zwar vielleicht gar keine Ficus religiosa, sondern eine Ficus indica, oder eine Palmenart, eine Fächerpalme; aber einerlei — ein am Baume befestigtes Täfelchen sagt aus, daß er aus Indien stamme.

Vor dem Haupteingang des Gebäudes sieht man rechts und links von einer Freitreppe zwei aus Stein gehauene große liegende Löwen, Sinnbilder Sakyamunis, der auch der Löwe heißt und dadurch als der König der Menschen bezeichnet werden soll. „Wie des Löwen Geheul alle Tiere erzittern macht, Elefanten zähmt, Vögel im Flug aufhält und Fische im Wasser, so werfen Buddha's Worte und Thaten alle anderen Religionen über den Haufen, besiegen alle bösen Geister und Ketzer, und halten das Elend des Lebens auf."

Ist das Wetter schön, so trifft man auf und neben der Eingangstreppe eine bunte Menge beisammen, Priester, Bettler und andere die sich sonnen, sich das Ungeziefer ablesen, ihre Kleider und Schuhe flicken, die Opiumpfeife reinigen, rauchen, spielen oder sonst etwas beginnen. Sobald aber Fremde sich nahen, fangen alle diese Leute an zu betteln oder bieten sich als Führer und Diener an.

[1]) Siehe: J. Eitel, Three Lectures on Buddhism. Hongkong 1871.

An einen Festtage aber ist alles voll von einer geschäftigen Men-
von Männern, Frauen und Kindern, die gekommen sind um anzubeten
oder um das Orakel zu befragen. Auch fehlt es dann nicht an Ver-
käufern von Früchten, Speisen, Medicinen und anderen Waren. Ueber-
all sieht man Buden und Spielzelte, und es wird eine förmliche
Messe gehalten, deren Geräusch bis zu den Altären der Gottheiten dring-
denen im Innern des Tempels Anbetung erwiesen wird.

Nähert man sich dem Tempel und tritt durch die erste Hauptthür
ein, so sieht man eine bis an die Zähne bewaffnete Figur, die ein Schwert
in der Hand hält und den Beschützer der Klöster vorstellt; während rechts
und links in Nischen die Abbilder von allen möglichen Schutzgeistern stehen,
welche böse Einflüsse abhalten sollen.

Nach der Durchschreitung eines zweiten Hofes kommt man zu einem
zweiten großen Thore, vor welchem vier riesige Bilder, zwei zu jeder Seite,
den Eingang mit flammenden Augen bewachen. Es sind Darstellungen
der vier großen Dämonenkönige, welche die Welt gegen die unablässigen
Angriffe der den Götterberg stürmenden Asuras beschützen.

Zu den Füßen dieser vier Bildsäulen wird sehr viel Weihrauch an-
gezündet, und sie sind ganz bedeckt mit Zetteln, auf denen entweder Ge-
lübde stehen, die erfüllet werden sollen, wenn die Geister eine erbetene
Hilfe geleistet haben werden, oder Dankesworte für schon erfahrene Erret-
tung und Unterstützung. Auch werden diese Geisterkönige tagtäglich vom
gemeinen Volk um Heilung von Krankheiten und Abwendung von Uebeln
gebeten, welche von bösen Geistern herrühren sollen.

Nach Durchschreitung eines zweiten Hofes gelangt man zum Haupt-
tempel, zu welchem man auf einer kleiner Treppe aufsteigt, und in dessen
Innern man fünf kleine Altäre erblickt, von denen jeder eine Bildsäule
trägt. Diese fünf Bildsäulen stellen die fünf himmlischen Buddhas, oder
vielmehr deren geistige Söhne, die fünf himmlischen Bodhisattvas dar.
Jeder Buddha hat nämlich, nach der Phantasie der buddhistischen Schola-
stiker, drei Existenzformen, eine unter den Menschen auf Erden, als so-
genannte Manuschi-Buddha, die andere als Dhyani-Buddha im Nirwana,
und die dritte Existenzform als Reflex oder Emanation seiner selbst, als
geistlicher Sohn, als Dhyani-Bodhisattva. Und diese Bodhisattvas, die
himmlischen Typen, oder Emanationen, oder geistlichen Söhne der im
Laufe der Zeiten auf Erden erschienenen fünf Manuschi-Buddhas, werden
also durch jene Bildsäulen auf den fünf Altären dargestellt.

Vor diesen Bildsäulen nun sind zur Stunde des Gebetes eine
Anzahl Priester in vollem, dem römisch-katholischen ähnlichen Ornat be-
schäftigt, ihre Litaneien abzubeten oder abzusingen, während eine kleine
Glocke geläutet und eine hölzerne Trommel geschlagen wird.

Man kann diesen, sowie überhaupt allen buddhistischen Betern ruhig
näher treten ohne sie in ihrer Andacht zu stören, denn Andacht ist ihnen
eine unbekannte Sache. Sie plärren ihre Litaneien mechanisch weiter, wäh-
rend sie die Kleider der sich nahenden Fremden befühlen, um Almosen

betteln, ihre Dienste anbieten und ihre Bemerkungen über das Aussehen der neuen Ankömmlinge machen.

Der Mangel an Andacht ist übrigens bei diesen Betern schon dadurch erklärlich, daß die Gebete in der ihnen meistens unverständlichen Sanskritsprache abgefaßt sind; und auch wenn sie dieselben verstünden, würde doch die Inhaltsleere derselben allmählich abstumpfend wirken.

Geht man an diesen armen Betern vorüber, so fallen zunächst die lebensgroßen Bildsäulen von 18 Priestern ins Auge, die rechts und links an den Wänden stehen. Sie stellen die ersten nach China gekommenen Apostel des Buddhismus dar und werden demgemäß verehrt und angegebetet. Im Hintergrunde des Tempels werden dann noch drei andere sitzende Kolossal-Figuren sichtbar, die sehr sorgfältig gearbeitet und reich vergoldet sind, und sich durch ruhigen Gesichtsausdruck auszeichnen. Die mittlere stellt den Amitaba vor, die zur linken seinen geistlichen Sohn, den Avalokitéschwara, und die dritte einen berühmten Schüler des Sakyamuni. In anderen Tempeln aber bedeuten die drei großen Figuren den Sakyamuni, den Gründer des Buddhismus, den Avalokitéschwara, der gleichsam als das Haupt der gegenwärtigen buddhistischen Hierarchie betrachtet wird und an dessen Stelle in China die Kwanyin tritt, die Jungfrau Maria der Chinesen, und endlich den Matreya, den zukünftigen Messias der Buddhisten; also den vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Buddha. Zuweilen wird auch durch die genannten drei Figuren die sogenannte buddhistische Trinität abgebildet, nämlich Buddha, mit lokigem Haar und einem sonderbaren Buckel oben auf dem Kopf, Dharma mit vier Armen und Händen, von denen zwei zum Gebet gefaltet sind, eine einen Rosenkranz und eine ein Buch hält, und Samgha, dessen einer Arm auf dem Knie ruht, während der andere eine Lotusblume hält.

Ursprünglich waren ja freilich diese drei keineswegs eine Dreieinigkeit; aber Sakyamuni hatte vor seinem Tode seinen Jüngern befohlen, sie sollten die wichtigsten seiner Worte so hoch und heilig halten wie ihn selber, und so war der Lehre (Dharma) schon eine wichtige Stelle gegeben. Ferner war eine der letzten Ermahnungen Sakyamunis gewesen, es sollten regelmäßige Versammlungen der Priester (Samgha) gehalten werden, die dadurch auch an Bedeutung gewannen. Zwar Dharma und Sangha waren natürlich keine Personen, aber im Laufe der Zeit wurden sie dazu und genossen hohe Verehrung.

Das gemeine Volk kümmert sich auch gar nicht um die Unterscheidungen und Bestimmungen der Lehrer und Philosophen in bezug auf die Dreieinigkeit, die buddhistische Triratna, sondern sieht ganz einfach die Bilder von drei Gottheiten vor sich, spricht zu ihnen und betet sie an, nicht als einen dreieinigen Gott, sondern als drei durch diese Götzenbilder dargestellte Gottheiten. —

Betritt man nach Besichtigung des Tempels eines der kleineren Klostergebäude, so findet man in einem derselben eine kleine, schöne, im indischen Styl erbaute und reich verzierte Pagode, deren Spitze bis an die Sparren des sie umgebenden Hauses reicht und die als Aufbewah-

rungsort der heiligen Reliquien dient, nämlich etwa eines Haares oder Zahnes des Buddha, oder eines Stückes seines Rockes; oder von Reliquien seiner Schüler. Das Volk schreibt diesen Dingen wunderbare Wirkungen zu, betet vor denselben, opfert Blumen und Lichter und zündet Weihrauch an.

In einem andern Gebäude sind Schreine mit den Bildern verschiedener Heiligen, unter denen besonders der Schrein des Amitaba-Buddha hervorragt. Viele beten hier an, besonders Männer, die an das Paradies im Westen glauben und sich darnach sehnen, denn Amitaba ist der Herr dieses Paradieses, welches man das Nirwana, den Seligkeitsort der gemeinen Leute nennen kann. Dasselbe liegt jenseits der Grenzen unsrer sichtbaren Welt und enthält alle möglichen Kostbarkeiten und Herrlichkeiten: Flüsse und Teiche mit kostbarem lotusbedecktem Wasser, zauberhaft schöne Gärten mit klingenden Bäumen und singenden Vögeln, goldene und seidene Umzäunungen, und vor allem keine Schmerzen, keine Sorgen, keine Geburten in neue Existenzen, sondern die Fülle des glückseligsten Lebens, und Unsterblichkeit. Auch ist dieses Paradies im Westen ein Ort fleckenloser Reinheit. Kein Sünder darf hineingehen, kein böser Gedanke, keine Schlechtigkeit irgend welcher Art findet sich daselbst. Und was das Beste ist, das Gelangen in diesen seligen Ort und Zustand ist ziemlich leicht, denn es ist dazu nicht gänzliche Weltentsagung, klösterliches Leben und unaufhörliche Meditation erforderlich, sondern nur fleißige und andächtige Verehrung des Amitaba. Schon wenn nur sein Name tausend mal oder öfter andächtig ausgesprochen wird, so verschwinden alle unruhigen Gedanken, aller Kampf und alle Furcht; und eine fortgesetzte Verehrung Amitabas erlöst den Menschen vom unruhigen Wirbel der Seelenwanderung und bringt zur ewigen Ruhe im reinen Land des fernen Westens; und wer einmal dort ist wird nie wieder in diese unruhige Welt zurück versetzt und in neue traurige Existenzen hineingeboren.

Fast ebenso besucht und beliebt als der Schrein des Amitaba ist ein andrer, vor welchem man meistens Frauen anbeten sieht. Darin befindet sich nämlich ein Götzenbild, welches das Aussehen einer Frau hat, das Bild der Kwanyue, und die in China ebenso verehrt wird, wie der mit ähnlichen Eigenschaften ausgerüstete Avalokitéschwara in Tibet. Ihr Bild hat gewöhnlich drei zu einem Kopf verbundene Häupter und sehr viele Arme, welche Symbole der Lehre oder der Verteidigung tragen und die vielseitige Hilfe darstellen sollen, die sie gewährt. Von ihr wird nämlich angenommen, daß sie alle Gebete erhört, vorzüglich Bitten, die in Not und Gefahr, in Feuer- und Wassersnot, in Bedrängnis durch Räuber und Dämonen ausgesprochen werden, daß sie von der Hölle errettet und als allgemeine Schutzgöttin des Buddhismus über der reinen Lehre wacht und die Ausbreitung derselben befördert. —

Außer diesen Hauptheiligen und Göttern haben auch kleinere Gottheiten und Heilige in den Kapellen und Höfen einen Platz, die mit einem großen chinesischen Buddhisten-Tempel in Verbindung stehen. Zum Teil stammen diese Gottheiten aus der indischen und brahmanischen Mythologie, zum Teil sind es nur vergötterte Nationalhelden und Berühmtheiten,

die im populären Pantheon eine Stelle erhalten haben, und die nun als Lokalgottheiten und Heilige ebenso andächtig verehrt werden als irgend ein Buddha oder Bodhisattva. —

Noch verdienen die Wohnungen der Priester eine kurze Erwähnung. Dieselben haben meistens ihre eigenen Zellen, speisen aber zusammen in einer großen Halle. Der Abt aber hat eine geräumigere Wohnung und lebt in den chinesischen Klöstern oft ganz luxuriös, rauchet Opium, trinkt, wenn er nicht zu weit im Innern wohnt, Portwein und Champagner, und besitzt Uhren, Photographieen und wohl auch eine kleine englische Druckerpresse, mit welcher buddhistische Traktate gedruckt werden. Zu seinen Dienern erwählt er gewöhnlich seine Verwandten, die aber Laien bleiben.

Auch die ein Anhängsel des Klosters bildenden Schreckenskammern können noch erwähnt werden. Sie sollen ein schwaches Abbild der sehr umfangreichen buddhistischen Hölle sein, welche aus etwa 100000 Räumen besteht und alle möglichen Abstufungen von Qualen enthält. Diese riesige Hölle wird hauptsächilch durch die Ketzer, d. h. Nicht-Buddhisten, bevölkert, und dann durch diejenigen, welche Buddhas Gebote brechen.

Auch für die Frauen haben die Buddhisten eine eigene Hölle, aus welcher es noch dazu keine Erlösung giebt, während alle andern Höllen nur Fegefeuerhöllen sind, aus denen man mit der Zeit gebessert wieder herauskommt.

Die Volksreligion der südlichen Buddhisten in Ceylon, Birma, Pegu und Siam hat einen etwas anderen Charakter als die der nördlichen, weil die Zauberei des indischen Schiwaismus und des nordasiatischen Schamanismus bei denselben keinen Eingang gefunden hat. Sie blieben im ganzen mehr den alten Traditionen treu und behielten das alte Dogma, und die ursprünglichen klösterlichen und kirchlichen Formen bei. Doch wurde auch im Süden der Buddhismus nach und nach populär verändert. Die unnatürlichen Produkte des buddhistischen Scholasticismus wurden abgeschwächt, und an die Stelle eines den religiösen Instinkten des Volkes widerstrebenden Atheismus trat eine götzendienerische Verehrung der Menschheit. Die südlichen Buddhisten beten die schon erschienenen Buddhas, und besonders Sakyamuni an, und erzeigen seinen hauptsächlichsten Jüngern göttliche Ehre, indem sie sich vor ihren Bildern niederwerfen, ihnen Opfer bringen und ihre angeblichen Reliquien heilig halten. Dies thun sie, ohne das Bild und den dadurch dargestellten Helden aus einander zu halten, ohne es sich deutlich auszusprechen, ob das bloße Anbeten des Bildes schon Unglück abwende oder Glück bringe, oder ob der unsichtbare Buddha oder Bodhisattva die Macht habe das Schicksal zu bestimmen. Der gemeine Buddhist wenigstens macht weiter keine Unterscheidungen und Ueberlegungen und hält die Personen und die Abbildungen derselben nicht auseinander, wenn er mechanisch vor den Bildnissen der Helden und Heiligen anbetet und dadurch zeitliches und ewiges Glück zu erlangen hofft. Er ist deshalb vielleicht noch kein ganz ordinärer Götzendiener, indem er nicht gerade die materielle Bildsäule, sondern den dadurch vorgestellten Menschen zu seinem Gott macht; aber

er steht gewiß nur sehr wenig über dem ordinären Götzendiener, und manche Buddhisten mögen demselben auch völlig gleichen. Der gebildete Buddhist aber wird nie zugeben, daß er Holz und Stein anbete. Er denkt, wenn er die Bildnisse der Heiligen und Helden anschaut, an ihre Thaten und Worte, und gelobt in Gegenwart der Bildsäulen, ihrem Beispiel und heiligen Wandel nachzufolgen.

Auch die Lehre vom Vernichtungs-Nirwana befriedigt natürlich die Mehrzahl der Buddhisten nicht, und sie stellen sich daher das Nirwana als einen Ort oder einen Zustand vor, da es keine Schrecken der Seelenwanderung, kein Elend des Lebens und Todes, keine Sorge und Mühe und keine Qualen der Hölle geben wird, wenn sie auch nichts Positives davon zu sagen und die daselbst zu genießende Seligkeit nicht näher anzugeben wissen.

Sonst hat aber die Volksreligion der südlichen Buddhisten fast alle alt-buddhistischen Dogmas angenommen und kann demnach zur Hinayana-Schule gerechnet werden, während die nördlichen Buddhisten mehr der Mahayana-Schule angehören.

Birma und Siam sind außerdem, mehr als Ceylon, ziemlich vom Brahmanismus beeinflußt worden, und in dem dortigen Gottesdienste spielt daher die brahmanische Mythologie eine große Rolle. Im übrigen werden aber auch hier Budhas, Bodhisattvas, Nayas und Dämonen verehrt oder gefürchtet, so daß auch hier der Buddhismus zu einem populären Polytheismus geworden ist.

In Japan, wo der Buddhismus neben der alten Kami- (Geister) oder Schinto-Religion und neben der unter den Gebildeten verbreiteten Moral-Lehre des Konfutse besteht, finden wir ähnliche Zustände wie in China, indem das Zauber- und Beschwörungswesen nicht so hervortritt wie in Tibet und dagegen eine Menge abergläubische Gebräuche und totes Ceremonienwesen vorherrschen. Die vier buddhistischen Hauptsekten Japans sollen über 100000 zum Teil sehr schöne und fast immer an reizenden Punkten und in lieblicher Umgebung angebaute Tempel haben, in welchen von stupid aussehenden Priestern Gesänge und Gebete abgeleiert und von den Laien Buddha- und andre Bildsäulen angerufen und Opfer dargebracht werden, während in der Nähe sich meistens eins der übel berüchtigten Theehäuser befindet. Die Opfer scheinen manchmal sehr reichlich auszufallen. Wenigstens wird erzählt, daß in die 15 Fuß lange, 5 Fuß breite und 4 Fuß tiefe Opferbüchse im Tempel des Gottes Asaka Kwanwon, in der Wallfahrtszeit täglich über 1000 Thaler hineingeworfen werden. Dieser Kwanwon ist übrigens auch tausendarmig, wie die Kwanyin in China, und offenbar nur eine, beim Uebergang des Buddhismus von China nach Japan, männlich gewordene Ausgabe jener Göttin der Barmherzigkeit. Außer Buddha (mit den Bodhisattvas) und Kwamvon werden noch sehr viele Unter-Götter und Schutzheilige bildlich dargestellt und angerufen. Da giebt es Donner-, Reise- und Weggötzen, Quellen- und Wassergötter, himmlische Menschen, sechs Nothelfer, Schutzheilige für den Krieg, für den Wohlstand, für die Hochzeit, für die Küche, und auch für Hunde und Pferde u. s. w.

Den japanesischen Buddhisten eigentümlich scheint der von allen Reisenden beschriebene Gebrauch zu sein, daß sie an manche Götterbilder, nachdem sie ihre Gebete gesprochen, gekautes Papier spucken, in der Meinung der Erhörung ihrer Bitten gewiß sein zu können, wenn das Papier kleben bleibt, dagegen auf solche verzichten zu müssen, wenn es abfällt. Auch das Kaufen und Freilassen von Vögeln um „Verdienst" anzusammeln, das Absperren böser Geister durch Strohseile, Wahrsagerei, und durch Frauen bewerkstelligtes schwindelhaftes Citieren von Toten und Antwortenlassen der letzteren, dürfte bei andern Buddhisten nicht so häufig gefunden werden.

Erwähnenswert sind auch die bei den japanesischen Buddhisten, meistens durch Wanderprediger gehaltenen Moral-Predigten, welche Mitford in seinen Tales of old Japan (II, S. 125—189) und nach ihm Eufemia v. Kudriaffsky in ihren Vorträgen über Japan mitteilt. Allerdings ist in diesen Predigten wohl der Einfluß der Lehre des Confutse nicht zu verkennen, aber sie werden doch von und vor Buddhisten gehalten, und sind immerhin, gegenüber dem sonstigen, in Buddhisten-Tempeln ausschließlich vorherrschenden todten Formenwesen, etwas Erfreuliches. Der Prediger geht gewöhnlich davon aus, daß das menschliche Herz, und besonders das seiner Zuhörer, im Grunde durchaus gut und wahr sei, und daß es nur gelte, manche Auswüchse abzuschneiden und Leidenschaften zurückzudrängen. Durch häufige humoristische Bemerkungen, hübsche Geschichten und treffende Vergleiche sorgt er dafür, daß sich seine Zuhörer nicht langweilen, sondern abwechselnd bald gerührt bald erheitert werden. —

Bei der unbesonnenen und sich überstürzenden Eile, mit welcher die Japaner jetzt alles Neue bei sich einführen und ihre bisherigen Gebräuche, Sitten und Einrichtungen fallen zu lassen suchen, und in der sie am liebsten selbst ihre Sprache durch die englische ersetzen möchten, ist es übrigens fraglich, ob der Buddhismus in Japan noch lange seine bisherige Gestalt und sein Bestehen behaupten wird. Zwar das Christentum wird ja nicht ohne weiteres statt dessen eingeführt werden, aber der Buddhismus und die Schinto-Religion werden wenigstens in Japan wahrscheinlich schneller in Verfall und zum Aufhören kommen als in anderen Ländern, was gewiß auch gar nicht zu bedauern wäre.

Denn in Japan, wie überall sonst in Asien, erscheint der Buddhismus auch, nach den vorangehenden unvollständigen Skizzen, hauptsächlich als Aberglaube und Dämonenglaube, der weiter keinen belebenden und veredelnden Einfluß ausüben kann, zumal da von den älteren buddhistischen Lehrern eigentlich nur die zum Fanatismus hinleitende Lehre festgehalten wird, daß Glück und Unglück und überhaupt alle Vorkommenheiten nur eine unabänderliche Folge der in früheren Existenzen begangenen bösen oder guten Thaten seien. Der einzige im heutigen Buddhismus liegende Antrieb zum Guten liegt also darin, daß ernstere Leute sich möglicherweise bemühen, für eine bevorstehende Existenz möglichst viel „Verdienst" anzusammeln. —

Aberglauben und Gaunerei in Japan.

Der Minato Shimbun, eine Zeitung in Kobe, Japan, veröffentlicht folgende Geschichte, die sich wie ein Märchen liest, dem genannten Blatte aber durch einen zuverlässigen Augenzeugen mitgeteilt wurde.

Eines Abends kam ein Fremder in ein Speisehaus nach Hasaoka Bittu und bestellte einige Sängerinnen. Nachdem er sich eine Zeitlang mit ihnen unterhalten, und einigen Saki getrunken hatte, zog er sich, dem Anscheine nach etwas berauscht, zurück, nachdem er den Wirt noch gebeten hatte, ihn um elf Uhr zu wecken, da er um diese Zeit weiter reisen müsse. Zur genannten Stunde begab sich der Wirt in das Schlafzimmer des Gastes, erschrak aber nicht wenig, als er einen großen Fuchsschwanz aus dessen Bette heraushängen sah. Der Anblick entsetzte ihn so, daß er alsbald wieder umkehrte. Nachdem er sich die Sache aber näher überlegt hatte, überkam ihn eine abergläubige Furcht; er fürchtete, wenn er den geheimnisvollen Herrn nicht wecke, möchte ihm selbst etwas Schlimmes passieren. Er kehrte daher nach dem Schlafzimmer des Gastes zurück. Zu seinem Erstaunen fand er diesen jetzt angekleidet auf dem Bette liegen, eine Pfeife rauchend. „Habt ihr vorhin etwas gesehen?" fragte der Fremde in aufgeregter Hast. — Der Wirt beteuerte, er habe nichts gesehen. — „Ihr müßt etwas gesehen haben!" fuhr jener fort. — Nun gestand der Wirt, er habe vorhin allerdings einen Schwanz zu entdecken geglaubt. Der Unbekannte begann nun mit ernster Stimme: „So ists, ich muß euch deshalb mit meiner Geschichte bekannt machen. Ich bin eigentlich ein alter Fuchs, lebe in der Regel im Walde, und bin nur hierher gekommen, um ein Geschäft zu ordnen. Ihr dürft niemandem anvertrauen, was ihr gesehen und gehört habt. Dafür werde ich euch das Saisen (Opfergeld im Tempel) verdoppeln, unter der Bedingung jedoch, daß ihr alle Tage in den Tempel von Inari geht, und dort fromm betet." — Nach dieser Erzählung nahm der Gast Abschied, ohne Quartiergeld, Sängerinnen und Saki zu bezahlen.

Am folgenden Tage ging der Wirt nach Inari, und opferte dort 5 Cents, wie ihn der Herr angewiesen hatte. Am Tage darauf fand er da, wo er die 5 Cents hinterlegt hatte, richtig deren 10. Als sich das Geld in den nächsten Tagen wirklich immer verdoppelte, wurde auch der Wirt immer fester in seinem Aberglauben, aber auch immer habgieriger und verwegener, bis er endlich 100 Dollars Opfergeld gab. Aber zu seiner großen Bestürzung fand er den Morgen nichts. Noch einmal wagte er eine Summe, und abermals fand er nichts. Jetzt erst ging dem Betrogenen ein Licht auf. Der Herr war kein Fuchs gewesen, aber ein abgefeimter

Dorobo, ein Gauner, der mit Glück auf den Aberglauben des Wirts spekuliert hatte, den Aberglauben an die Tierverwandlung, der in Japan sehr verbreitet ist („Aus allen Weltteilen“ 1879 S. 318).

Eine kurze Predigt.

Auf einer seiner Visitationen kam der neu ernannte Bischof von Neuseeland, Stuart, vor einiger Zeit in nicht geringe Verlegenheit. Die Maoris wollten nämlich durchaus eine Predigt von dem Pihopa hören und der gute Bischof verstand doch sehr wenig von ihrer Sprache. Aber er besaß Geistesgegenwart genug, sich zu helfen. Er erinnerte sich nämlich der bekannten Worte des Evangelisten Johannes, mit denen er in seinem hohen Alter, als er in die Versammlung getragen werden mußte, die Christen wieder und wieder zu ermahnen pflegte und sprach: „Kindlein, liebet euch unter einander. Das ist meine Predigt; sie ist nicht lang, ihr werdet sie daher desto besser behalten“ (Int. 78 S. 644).

Warum die Hindus vor der Wiederverheiratung der Wittwen sich fürchten.

Als seitens der britischen Regierung in Indien die Wiederverheiratung der Wittwen gesetzlich gestattet wurde, erklärte ein reicher Babu dem Missionar Leupolt: „Ich hoffe, unsern Frauen wird dieses Gesetz nie mitgeteilt. Denn wenn sie hören, daß sie nach des Mannes Tode wieder heiraten dürfen, so sind wir keinen Tag unsers Lebens sicher; denn da sie uns das Essen bereiten, aber nie mit uns essen, so können sie uns ganz leicht vergiften, ohne daß jemand etwas davon weiß. Dieses Gesetz muß man ihnen also vorenthalten, bis sie besser erzogen sind und edlere Grundsätze haben.“

Wie ein Heide eine christliche Schule stiftete.

Derselbe Leupolt erzählt in seinen „Erinnerungen eines indischen Missionars“ (Int. 79 S. 412) folgende Geschichte: Radscha Dschai Narajana hatte früher in Kalkutta gewohnt, war aber auf den Rat der Bra-

manen nach Benares gezogen, um dort in dem heiligen Flusse täglich zu baden und Wasser zu trinken, damit er genese von seiner langwierigen Krankheit. Trotzdem er den Rat gewissenhaft befolgte, wurde es in Benares immer schlimmer mit ihm. Einst traf er einen Engländer, der ihn mit den Worten anredete: „Radscha, ihr seid sehr krank, warum befragt ihr keinen Arzt?" Dieser erwiderte: „Ich gehe dem Tode entgegen, ich habe große Summen für Ärzte und Opfer verbraucht, aber alles ist umsonst!" „Ich kenne einen Arzt," erwiderte der Engländer, „der euch gesund machen könnte, wenn ihr euch seinen Bedingungen unterziehen wollt." — „Wie viel verlangt er, 10000 Pfund Sterling oder 15000?" — „Das genügt ihm nicht, der Arzt von dem ich rede, verlangt kein Geld, er will das Herz, denn es ist Jesus Christus. Bittet ihn, daß er euch gesund mache, und brauchet einige einfache Heilmittel!" Der Radscha gehorchte dem wohlmeinenden Rate, und in weniger als 4 Monaten konnte er drei Meilen weit zu Fuß gehen. Nach seiner Genesung fragte er seinen englischen Freund, in welcher Weise er jenen guten Arzt belohnen könne; dieser antwortete: „Gebt ihm euer Herz, baut eine Schule, und gebt die Mittel zur Fortführung." Wie weit das erste geschah, weiß man nicht, doch soll der Radscha täglich in der Bibel gelesen und gebetet haben. Die Schule wurde gebaut. Die Regierung gab auch ihren Beitrag dazu. Im Anfang hatte dieselbe mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, da keine rechte Aufsicht war, und kein tauglicher Vorsteher gefunden wurde. Da hörte der Radscha von einem Herrn Corrie, einem englischen Kaplan, der ein großer Freund der Eingeborenen sei. Er wußte schon etwas von der Kraft des Gebets, und schickte nun seine Bitten zu Gott empor, daß er diesen Herrn Corrie nach Benares senden möchte, und wirklich wurde er dorthin versetzt. Sobald der Radscha von ihm hörte, fuhr er zu ihm, und frug ihn um Rat. Herr Corrie wußte, daß niemand besser für die Schule sorgen würde, als die Missionare, und riet daher dem reichen Manne, das ganze Gebäude samt allen zugehörigen Stiftungen einfach der kirchlichen Missionsgesellschaft zu übermachen. Ohne zu zögern, fuhr nun der Radscha in die Stadt zurück, kaufte ein Stempelpapier für 200 Mk., schrieb unten auf dasselbe seinen Namen hin, und bat dann Herrn Corrie, alles übrige nach eigenem Gutdünken auszufüllen. So kam mit einem Federzug das prächtige Schulhaus, das 110000 Mk. gekostet hatte, an die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft! Nach und nach mehrte sich die Schülerzahl, auch weitere Lehrer wurden angestellt, und der ursprüngliche Lehrplan erweitert; gegenwärtig wird die Anstalt von etwa 600 Schülern besucht."

Wie sophistische Hindus ihren Götzendienst verteidigen.

„Wenn man den Allerhöchsten — schrieb jüngst ein Hindugelehrter in einer indischen Zeitung — wenn man den Allerhöchsten durch 3 Buchstaben GOD darstellen kann, so sehen wir nicht ein, warum die Anwendung eines Bildes oder Naturgegenstandes für den gleichen Zweck etwas Auffälliges haben soll. Wie „God“ nichts ist, als eine willkürlich aus Linien zusammengesetzte Figur, welche jeden, der zu lesen versteht, zwingt, bei ihrem Anblick den Namen Gottes auszusprechen, so haben auch die Bilder und symbolischen Darstellungen Gottes an und für sich keinerlei Wert, wohl aber sind sie im Stande, die Eingeweihten an Gott zu erinnern. Wenn die Alten ausriefen: ‚O Agni, beschirm uns!‘ so ist damit so wenig gesagt, daß sie damit das Feuer anbeteten, als damit, daß wir beim Lesen der entsprechenden Schriftzeichen ‚O Gott beschirm uns!‘ sprechen, gesagt ist, daß wir Papier und Druckerschwärze anbeten! So wenig jemand ein Buchstabenanbeter ist, wenn er das Wort „Gott“ ausspricht, so wenig dürfen wir die alten Arier des Götzendienstes beschuldigen, wenn sie den Allerhöchsten Agni (Feuer) nannten und ihn unter dem Bilde des Feuers verehrten, u. s. w.“ („Ev. Miss.-Mag.“ 1879 S. 448 Anm.).

Lebens- u. Bekehrungsgeschichte eines jungen Hinduchristen.

Unter den 36 Heiden, die am 21. Sept. v. J. von dem Baseler Missionar Knobloch in Kalikut getauft worden sind, befand sich ein Jüngling, Namens Subrian, der nachher gebeten wurde, seine Lebens- und Bekehrungsgeschichte aufzuschreiben. Sie lautet in der Übersetzung also:

„Meine Heimat liegt im Erunado-Distrikt südöstlich von Kalikut, und das Stammgut meines Vaters, eines angesehenen Palmbauern, führt den Namen Werakottu. Wir waren unserer dreizehn Geschwister, von denen aber nur 5 Brüder und 4 Schwestern länger am Leben blieben. In meinem fünften Jahr befiel mich eine ernstliche Krankheit, welche meine Eltern, die beide streng am Glauben ihrer Vorfahren hängen, zu dem Gelübde veranlaßte, mich dem Subramanja, dem indischen Kriegsgotte zu weihen, wenn ich wieder genesen würde. Nach meiner Wiederherstellung mußte ich bis zu meinem achten Jahr das Zeichen des Gelübdes, nämlich mit Kuhdung in Stränge zusammengeklebte lange Haare tragen, so daß drei Jahre lang mein Haupt als ein geweihtes weder von Kamm noch Scheere berührt wurde, sondern nur monatlich eine frische Salbung von Kuhdung erhielt.

„Ich war ein eigenwilliges Kind und genoß des Gelübdes wegen manche Vorrechte vor andern. Daher bestand ich schon in meinem achten Jahre darauf, die mir so lästig am Kopf herumhängenden Zotteln abschneiden zu lassen. Nur ungern willigte mein Vater in meinen Wunsch, teils weil diese Prozedur mit vielen Unkosten verknüpft war, teils weil er das Abschneiden der Haare als einen Bruch des Gelübdes ansah. Da ich aber versicherte, ich wolle die mir lästige Bürde selbst abschneiden, wenn man mir nicht willfahre, so wurden die nötigen 12 Priester aus unserer Kaste herbeigerufen, welche unter manchfachen Ceremonien mir das Haupt beschoren und die geweihte Perrücke durch einen gerade nach Barany [1]) abgehenden Pilgrim dem Tempel des Kriegsgottes Subramanja übersandten. Nach einiger Zeit brachte derselbe, als Beglaubigung der richtigen Ablieferung ein kleines Thongefäß mit einer Mischung von süßer und saurer Milch, Butter, Honig und Wasser, wie sie zur Salbung der Götzenbilder gebraucht wird, zurück.

„Bis zu meinem 14. Jahr wurde ich von einem guten Lehrer in den indischen Wissenschaften unterrichtet, besuchte auch die Schule, um ein wenig Englisch zu lernen. Doch wurde ich von meiner Mutter, mein Vater war schon früher gestorben, stets als noch unter dem Gelübde stehend betrachtet, und je älter ich wurde, desto ernstlicher drang sie in mich, die gelobte Reise zum Tempel Barany zu machen. Obgleich ich keine Lust verspürte, mich dem vielfachen Fasten und den Ceremonien, welche einer solchen Wallfahrt vorangehen, zu unterziehen, gab ich schließlich doch ihren Bitten nach und ließ mich von einem Priester zu der Reise weihen. Sechs Monate lang mußte ich von der Familie getrennt in einem besondern Zimmer wohnen, mußte mir täglich nach einem Bade selbst mein Essen kochen, und die Geschirre durften von niemand sonst berührt werden. Ich durfte an keiner Freude und an keiner Trauer in der Familie teil nehmen, ebenso wenig bei irgend einem Feste oder einer Feierlichkeit zugegen sein. Wie ich mich sorgfältig vor jedem Genuß von Fleisch oder Fischen zu hüten hatte, so mußte ich auch ängstlich darauf bedacht sein, mit keinem niedern Kastenmann in eine verunreinigende Berührung zu kommen.

„Weitere sechs Monate lang wurde das Fasten verschärft, indem mir anfangs nur eine Mahlzeit täglich erlaubt war, was allmählich auf eine Mahlzeit innerhalb von zwei und schließlich auf eine innerhalb drei Tagen reduziert wurde. Abgemattet und schwach, aus Mangel an Nahrung, dabei aber nervös sehr aufgeregt, sah ich dem Tag der Abreise entgegen. Am

[1]) Ein heiliger Wallfahrts-Ort.

Vorabend desselben versammelten sich alle Wallfahrer aus der Umgegend in unserm Hause. Es wurde geschmaust und getrunken, während von einigen Priestern mir das orangefarbige Kleid des Wallfahrers umgehängt und die rote Mütze aufgesetzt wurde. Zudem bekam ich das „Kawati", ein mit bunten Lappen und Goldflitter behängtes, kleines Tempelchen, in welchem das Opfer für den Subramanja, bestehend aus Zuckerbackwerk, eingeschlossen war. — Am nächsten Morgen brachen wir alle in einem Trupp von gegen 36 Mann auf, wanderten durch Dörfer und Flecken, überall bettelnd und Gaben fordernd, viele Tage lang fort. Unsere Stimmung, unsre Gespräche, sowie unser ganzes Gebaren auf der Wallfahrt, war nichts weniger, als ein ernstes. Ein jeder ging so viel wie möglich seinen Gelüsten nach, und nur, wenn wir durch größere Flecken kamen, wurde die weiß und blau gezackte Fahne entfaltet und der Ruf hara, hari![1]) so laut als möglich ausgestoßen.

„In Barany angekommen, wurde am Wajabury-Fluß Halt gemacht, die Kawatis alle zusammengestellt, und dann wurde uns, die wir bis an die Brust im Wasser standen, vom Barbier das lange Haar bis auf den üblichen Zopf abgeschoren. Nach einem Bade und der Bekleidung mit einem neuen Kleide, wurde ein Opfer verrichtet und darauf dem Tempel die übliche Gabe dargebracht. Als ich vom Tempel zurückkehrte, sah ich auf dem Markte einen großen Haufen von Leuten versammelt, und da ich glaubte, es gebe dort etwas Merkwürdiges zu sehen, trat auch ich näher hinzu. Hier hörte ich dann zum erstenmal von einem Katechisten das Wort Gottes verkündigen. Da ich aber kein Verständnis dafür hatte, machte es keinen weitern Eindruck auf mich, sondern ich schlug mich auf die Seite der Leute, welche den Prediger verlachten und verspotteten. Einige ernste Worte der Ermahnung, welche er als einzige Erwiderung auf den Spott an uns richtete, beschämten mich jedoch vor mir selbst, und ich begann ihm aufmerksamer das Ohr zu leihen. Da fand ich dann manches, was mich zum Nachdenken über mich selbst brachte, und ich ging mit einem Zweifel an die Wirksamkeit meines eben vollbrachten Gelübdes nach Hause.

„Von dieser Zeit an erwachte in mir das Verlangen, mehr über die christliche Religion zu erfahren und der Wunsch, christliche Bücher lesen zu dürfen. Ich wagte jedoch nicht, davon etwas laut werden zu lassen, teils weil ich mich dessen schämte, teils weil ich meinen Onkel, welcher ein sehr bigotter Hindu war, und seinen Zorn fürchtete. Es gelang mir jedoch, dann und wann im Hause meines englischen Lehrers, welcher ein syrischer

[1]) hara ist ein Anruf an Schiwa, hari an Wischnu.

Christ (Thomaschrist) war, einiges über die christliche Religion zu lesen. Auch einige Traktate konnte ich mir heimlich anschaffen. Durch meine erste Wallfahrt nach Barany war ich jedoch verpflichtet, nach drei Jahren eine zweite dorthin zu machen. Die vorbereitenden Fasten und Ceremonien waren aber viel strenger als das erstemal. Ich kam dabei körperlich ganz und gar herunter, wurde mißmutig und nervös so abgespannt, daß ich die letzten drei Monate, welche ich fast ganz ohne Nahrung zubringen sollte, da mir täglich rein nichts als sechs Pfefferkerne gestattet waren, nicht aushalten konnte, sondern geistesverwirrt wurde. Ich weiß nicht, was während dieser Krankheit mit mir vorgegangen, nur dunkel erinnere ich mich, in einzelnen lichten Augenblicken mich im Kreise von Barany-Wallfahrern befunden zu haben und mit ihnen durch verschiedene Städte und Dörfer gezogen zu sein.

„Erst einen Monat nach dieser zweiten Wallfahrt schenkte mir der Herr meinen Verstand wieder, zugleich erwachte in mir ein sehnliches Verlangen nach Erkenntnis der Wahrheit, die ich im christlichen Unterrichte zu finden hoffte, und oft habe ich in jenen Tagen Gott angefleht, mich doch an einen Ort zu führen, wo ich mehr von ihm erfahren könnte. Schließlich wurde diese Sehnsucht in meinem Herzen so stark, daß ich im Juli 1878 beschloß, das Haus meines Onkels und meiner Mutter zu verlassen und irgendwo eine christliche Gemeinde aufzusuchen. Die Veranlassung zur Ausführung dieses Beschlusses war das fortwährende Drängen meiner Verwandten, mich für eine dritte Wallfahrt vorbereiten zu lassen! Mit Schrecken dachte ich an das vorher Erlebte zurück und verließ daher in einer Nacht heimlich das Haus, um meine Schritte nach Kalikut zu lenken, wo, wie ich hörte, eine christliche Gemeinde vorhanden sei. Hier trieb ich mich ruhelos mehrere Wochen herum, ohne daß ich es wagte, mich irgend jemand anzuvertrauen, bis sich der Herr meiner erbarmte und mir im Hause eines christlichen Lehrers der Regierungsschule eine Arbeit zuwies. Dieser nahm sich meiner treulich an, und als er sah, wie sehr es mich nach einem christlichen Unterricht verlangte, sandte er mich Hrn. Miss. Schauffler zu, welcher mich unter die Zahl der den Taufunterricht Besuchenden einreihte.

„Im Taufunterricht ging mir, je mehr ich die Liebe Gottes, die auch mich aus der Finsternis des Heidentums herausreißen konnte, erkannte, um so mehr auch das Herz auf, so daß ich bei meiner Taufe am 21. September dem Herrn von ganzem Herzen Lob und Dank sagen konnte für seine rettende Gnade, und ihm mit vollem Ernst gelobte, ewig treu zu bleiben. — Wunderbar sind die Wege des Herrn vor meinen Augen, die er bis daher mit mir gegangen ist und es ist nun nur mein Wunsch, als eine Pflanze

im Garten Gottes recht zu wachsen; ich harre auf seine Hilfe im Glauben. Er hat mich seine Hilfe, während ich mich als Taufkandidat hier aufhielt, herrlich erfahren lassen; denn gerade in dieser Zeit traten manche Versuchungen an mich heran, indem meine Verwandten wiederholt hieher kamen, um mich durch ihre Überredungskunst wieder in ihre Gemeinschaft bringen und nach Hause zurückführen zu können. Der Herr vereitelte aber alle ihre Bemühungen und half mir durch seine Kraft, ihrem Zureden zu widerstehen. Ihm sei ewig Lob dafür!" („Heidenbote" 1880 N. 3).

Examina bei der Missionspredigt in China.

Auf einer kleinen Reise kamen einige Baseler Missionare in einen kleinen chinesischen Marktflecken, Kwang-pa. Bald versammelten sich Dutzende von Männern und jungen Leuten vor ihrer Herberge, grüßten freundlich und forderten die Fremdlinge auf, zu predigen. „Wir setzten uns auf den freien Platz vor der Herberge, und sogleich bildete sich um jeden von uns ein dichter Kreis von Zuhörern, so daß wir beide zugleich reden konnten, ohne einander zu stören. Man darf nun aber nicht meinen, das seien lauter um ihr Seelenheil bekümmerte Leute, die da herzukommen. Was sie hertreibt, ist zunächst Neugierde, und worüber wir uns zunächst freuen, ist das, daß wir nicht mit stiller Verachtung oder mit Schimpfworten empfangen werden, sondern daß sich die Leute über unser Kommen erfreut zeigen. Wir fangen also an zu predigen, d. h. wir fordern die Leute auf, dem allmächtigen Gott im Himmel die Ehre zu geben und nicht jenen Götzen oder Geist, dessen Altar oder Tempel wir vor dem Dorf draußen sahen, zu verehren. Als Antwort darauf kommt häufig ein Ausdruck der Verwunderung darüber, daß wir ihre Sprache so gut verstehen, oder etwas derartiges. Dann aber müssen wir ein Examen bestehen und ehe wir weiter sie zu belehren versuchen, erst uns selbst als „Menschen" legitimieren, welche Religion, Sitte und Bildung haben; denn daß wir das alles nicht haben, ist Grundvoraussetzung jedes rechtgläubigen Chinesen. Deshalb eben nennt uns ja das Volk so einstimmig „Fremde Teufel".

Es fragt also einer der Hervorragendsten im Kreis: „Habt denn ihr „am Barbarenstrande (stehende Bezeichnung für Ausland) auch einen König „und Beamte und Staatsgesetze, wie wir in dem Reiche der Mitte? Habt „ihr auch verschiedene Geschlechtsnamen oder achtet man bei euch nicht auf „die Abstammung, wie es bei den Tieren ist? Ehrt man bei euch auch die „Eltern und habt ihr auch die Einrichtung der Ehe wie wir? Giebt es „bei euch auch Schulen und Examina und wissenschaftliche Grade? „Seid ihr schon bei jenen Examina gewesen?" Durch unsere Antworten

auf diese Fragen kommen gutgeartete Zuhörer zu der Überzeugung, daß wir auch den Namen „nyin“, d. h. Menschen, verdienen, und damit ist eigentlich erst die Basis gewonnen, auf der eine gegenseitige Annäherung möglich ist. Jetzt ist es Zeit, wieder auf das eigentliche Thema zurückzukommen und zu zeigen, wie weit sie mit ihren religiösen und sittlichen Begriffen in der Irre gehen und wo allein Hilfe und Rettung zu finden sei. Dies ist der gewöhnliche Gang unserer Heidenpredigt und er war es auch an jenem Abend in Kwang-pa. Die Leute hörten zu bis unser Reis gekocht war, und ein besser gekleideter junger Mann lud uns dann ein, nach dem Nachtessen in sein Haus zu kommen, um dort noch weiter zu reden. Obgleich es nachher wieder stark zu regnen begann, sandte er doch nach Tisch einen Boten mit einer Laterne, um uns abzuholen. In seinem Haus am andern Ende des Marktes redeten wir dann lange und sehr eingehend über den Lebensweg, bis uns die Müdigkeit nötigte, unser Lager aufzusuchen. Der Mann, welcher uns abgeholt, geleitete uns wieder in unsere Herberge zurück.“ (Ebend. N. 1).

Ein offizielles Zeugnis für den Wert der Missionsarbeit.

Am 18. Oktober 1878 erhielt der Berliner Missionar Neuhaus auf Etembeni in Britisch Kafferland von dem „Unterstaatssekretär für die Eingebornen“, Herrn R. Bright, das nachfolgende Schreiben: Mit großem Vergnügen entledige ich mich des Auftrags der Kolonialregierung, um Ihnen den herzlichsten Dank und die Anerkennung derselben auszudrücken für die wertvollen Dienste, die Sie in dem letzten Kafferkriege und dem jetzt glücklich beendeten Aufstande geleistet haben. Kapitän von Linsinger hat uns speziellen Bericht erstattet über den persönlichen Mut und di Pflichttreue, welche Sie sowohl in Loyalität gegen die Regierung als in de treuen Fürsorge für die Wohlfahrt des Ihnen überwiesenen Volksstamme bei verschiedenen kritischen Gelegenheiten durch die ihnen geleisteten Dienst bewiesen haben; und man schreibt es vornämlich Ihren Diensten un Einfluß zu, daß Siwani und die Mehrheit seines Volks trotz der al seitigen Versuchungen der Rebellen treu geblieben sind und nicht ihre Be bindung mit der Regierung verlassen haben. Wenn wir allezeit den We der Missionsarbeit unter den Heiden zu schätzen wissen, so tritt doch n mals die Gewalt der christlichen Lehre und des christl. Beispiels deutlic hervor, als wenn ein Diener des Evangeliums im stande ist, wie S mit Erfolg die Leidenschaften der Menschen mitten unter den Kriegsstürn im Interesse des Friedens und der Gemeinwohlfahrt zu zügeln („Berli Miss-Ber.“ 80 S. 92).


J.F. Riedel
J.G. Schwarz
† d. 1. Febr. 1859.
…ule der Hülfsmissionare zu Tomohon.
Station Tsiang (Borneo.)
Gemalt v. J. St…
Lith. Anst. v. Oscar Fürstenau Leipzig

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli. 1880.

Fünfzehn Jahre der Berliner Missionsstation Botschabelo.

Von Missionsinspektor Kratzenstein.

Der 8. Februar war ein Gedenktag für die Berliner Missionsstation Botschabelo in Südafrika: an diesem Tage vor 15 Jahren ist dieselbe gegründet worden. Und in diesem Jahre fiel der Tag auf den Sonntag Estomihi. Welche großartigen, herzbeweglichen Missionsgedanken bieten uns die Epistel und das Evangelium dieses Sonntags! Da hören wir in der Epistel von der Liebe, die alles verträgt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet; die nimmer aufhört; die selbst neben Glauben und Hoffnung die größte ist. Und im Evangelium steht uns diese Liebe leibhaftig vor Augen in der Person unseres Heilandes Jesu, der hinaufzieht nach Jerusalem, sich dort verspotten und geißeln und töten zu lassen, zur Erlösung und zum Heil für die ganze Welt.

Und der Name dieses Sonntags Estomihi, wie paßt er so vortrefflich zu den Führungen und Erlebnissen gerade dieser Station Botschabelo. Estomihi d. h.: Sei mir, und wie der mit diesen Worten angefangene Vers weiter lautet: „Sei mir ein starker Fels und eine Burg, daß du mir helfest!“ (Ps. 31, 3.) Und endlich die diesjährige Losung des Tages, sie könnte geradezu zur Überschrift dieser Station gemacht werden, die Losung Ps. 118, 6: „Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen thun?“

Aber vergegenwärtigen wir uns die Erlebnisse dieser Station mit einigen Zügen, so wird uns dies alles und auch der so passende Name derselben Botschabelo d. h. Zufluchtsstätte, Ruheplatz, in helles Licht treten, Gott zu Lob und Ehren.

Sekukuni, der grausame Feind und Verfolger der Christen, hatte alle, welche zum Worte Gottes hielten, aus seinem Lande getrieben. Unter Lebensgefahr war die kleine Gemeinde samt ihren Zugethanen im November 1864 über den angeschwollenen Steelpoortfluß hinüber geflüchtet. Entblößt

von allem irrten die Leute im Transvaal umher und zerstreuten sich nach allen Richtungen, um ihres Leibes und Lebens Nahrung und Notdurft zu finden. Kurz zuvor (10. Mai 1864) hatte auch die Station Gerlachshoop, angelegt für das Volk des Häuptlings Maleo, ihr Ende gefunden. Maleos Volk war von den blutgierigen, mordsüchtigen Swasi zum größten Teil ausgerottet, der Rest war nach drei Richtungen auseinander gejagt worden.

Da war es ja selbstverständlich, daß die Hirten dieser zerstreuten Herden, die Missionare Merensky aus dem Pedi-Lande und Grützner von Gerlachshoop, nach Rat und Hilfe ausschauten. Und der Herr, der starke Fels und die feste Burg, zeigte ihnen Rat und Hilfe. Es ward ihnen ein Bauerplatz angeboten, der dem nächsten Bedürfnis und zugleich den Gewohnheiten ihres Völkleins vortrefflich entsprach: gerade groß genug für den ersten Anfang, passend zur Viehzucht und auch zu etwas Ackerbau, dazu gelegen an der Grenze des Buschfeldes und Hochlandes, anderthalb Stunden oberhalb der Mündung des Mojlotsi in den Elefantenfluß.

Und Sekukuni? Nun von dessen Bergfestung war dieser Platz etwa 20—25 Meilen entfernt, und in der dazwischen liegenden Gegend lagen eine ganze Anzahl Bauerhöfe. Das gab ja eine Art von Sicherheit, aber durchaus keine genügende. Denn wenn Sekukuni seinen Kriegerscharen Befehl erteilte zum Zuge gegen Botschabelo, so würden sich dieselben durch jene Bauerhöfe und ihre Bewohner mit nichten haben abschrecken lassen.

Dazu kam, daß in viel größerer Nähe noch ein anderer Feind hauste. Das war Mapoch, ein grausamer Matebelen-Fürst, welcher die verjagten Leute Maleos noch mehr ausgeplündert hatte. Seine Bergfestung lag nur etwa 2 Tagereisen entfernt. Und ein Unterhäuptling von ihm, Mukibe, saß gar nur zwei Stunden von Botschabelo entfernt in einer wilden Felsschlucht.

Es galt also diesen heidnischen Feinden gegenüber in hohem Maß das dringende Gebet: „Sei mir ein starker Fels und eine Burg, daß du mir helfest;" und ebenso das gläubige und getroste Bekenntnis: „Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen thun?"

Als der Platz gefunden und um den billigen Preis von 1500 Mk. gekauft war, da erging die Botschaft an die Zerstreuten: „Nun hebet euch und ziehet hin zu eurer Ruhe."

Die ersten, welche heranzogen, war eine Schar Bakopa unter Ramopudi, dem Sohne Maleos. Derselbe hatte sich in all der Not und

Drangsal, die über ihn und seines Vaters Volk gekommen war, zum Herrn gewandt und war ein treuer Christ geworden. Dann kamen die Bapedi aus Sekukunis Lande, Häuflein um Häuflein. Dinkoanyane, ein Bruder Sekukunis, ein lieber, demütiger Christ, war deren Häuptling. Am 8. Februar zog Missionar Merensky an. Der Regen strömte nur so vom Himmel; das kleine Häuschen aus Baumzweigen und Moos, welches die Leute für ihn errichtet hatten, war so eben vom Sturm zusammengeworfen worden. Indes: viel Hände machen bald ein Ende — und so dauerte es nicht lange, bis ein neues kleines Pfahl-Häuslein dastand und der enge Ochsenwagen verlassen werden konnte. Dann baueten die Bapedi und Bakopa, je kaum 100 Mann, zwei Dörflein, jeder Völkerschaft ein besonderes, schiedlich, friedlich.

Woche um Woche wuchs nun die Bevölkerung, indem immer neue Flüchtlinge, einzeln und in Trupps, von Sekukuni heranzogen. Und je mehr die Bevölkerung wuchs, je mehr minderte sich die Gefahr vor Mapoch und Sekukuni, zwischen denen ein Bündnis betreffs des Überfalls und der Ausrottung von Botschabelo oft gedroht hatte, aber durch Gottes Walten doch nicht zustande gekommen war. Ja Mukibe, Mapochs Unterhäuptling, welchen die wachsende Macht Botschabelos bedenklich zu werden anfing, schloß nun mit Botschabelo ein Bündnis ab, und versprach, jede Annäherung der Feinde sofort anzuzeigen. Dasselbe versprachen die Bauern im ganzen Umkreise; auch machten sich dieselben anheischig, bei einem etwaigen Überfall sofort bewaffnete Hilfe zu leisten.

Und noch etwas geschah zum Schutze der Station. Auf dem Hügel, welcher dieselbe sowohl wie auch die nächste Umgegend beherrschte, ward eine kleine Festung erbaut, welche Merensky seinem Könige zu Ehren Fort Wilhelm nannte. Und später wurden je nach Bedürfnis und zu noch größerer Sicherung noch andere Schanzen und Befestigungen hinzugefügt und damit verbunden. Eine Anzahl der besten Schützen hatten ihre Hütten in nächster Nähe dieser Verteidigungswerke.

Doch der beste und wahrhaft sichernde Schutz blieb der lebendige Gott. Und auf den konnte man sich in Botschabelo, wie überall, mit Fug und Recht nur dann verlassen, wenn man sich in aller Treue zu ihm bekannte und zu ihm hielt. Denn Asarja, auf den der Geist Gottes kam (2 Chron. 15, 1 ff.), wird allezeit recht behalten mit seinem Ausspruch: „Der Herr ist mit euch, weil ihr mit ihm seid; und wenn ihr ihn suchet, wird er sich von euch finden lassen; werdet ihr aber ihn verlassen, so wird er euch auch verlassen."

So trachtete man denn in Botschabelo, sich nach dieser Regel ernstlich zu richten und zu schicken. Wie äußerlich an Seelenzahl, so wuchs die Station auch an Zahl der Christen, und diese wuchsen innerlich im geistlichen Leben. Als 1867 der Direktor Dr. Wangemann die Station besuchte, befanden sich unter 650 Bewohnern bereits 250 Getaufte, und weitaus die meisten derer, die noch Heiden waren, befanden sich doch in Schul- oder Taufunterricht. Die im ersten Jahr des Anzugs erbaute Kirche war viel zu klein geworden; der Bau einer neuen Kirche ward im Umsehen beschlossen und im Umsehen ausgeführt. Bei Gelegenheit dieses Besuchs ward auch mit den Häuptlingen und Ältesten festgestellt, daß ein jeder vom Ertrage seines Ackers den Zehnten zahle. Darauf hin konnte denn auch der Ankauf der beiden benachbarten Bauerplätze beschlossen werden; eine dringend nötige Sache, da die Zahl der Zuziehenden sich täglich mehrte und der Raum bereits zu eng geworden war.

Wie für die Kirche, so ward auch für eine geräumige Schule gesorgt, und an Wegebauten und Brückenbauten ließ man es auch nicht fehlen. Und was die Hauptsache war, die Arbeit daran ward mit Fleiß und Willigkeit gethan. Und zum Schulbesuch brauchten weder die Eltern besonders verpflichtet noch die Kinder gezwungen zu werden: beide trieben von selbst dazu, eine geraume Zeit, bis allerdings später hierin dieser Eifer etwas erlahmte.

Die Kirche war stets voll und übervoll: was nicht dringende Abhaltung hatte, ging Sonntag für Sonntag hinein, so lange eben noch Platz war. An diesem mangelte es in gar nicht langer Zeit so sehr, daß man zum Bau einer dritten Kirche schreiten mußte. Das ward ein gar stattliches Bauwerk, in Kreuzform, mit Turm und farbigen Fenstern und zierlich ausgemalt, so daß es damals die schönste Kirche in ganz Transvaal war, die Kirchen der weißen Ansiedler nicht ausgeschlossen.

Und wenn Sonntags die öffentlichen Gottesdienste zu Ende waren, dann fanden sich hie und da noch kleinere oder größere Genossenschaften zusammen, welche sich noch über die Predigt besprachen, im Worte Gottes forschten, mit einander sangen und beteten. Und im Laufe der Woche gab es auch noch eine oder zwei Bibelstunden und ab und zu Betstunden, welche allesamt zahlreich besucht wurden. Es ist ja fast selbstverständlich, daß es daneben auch eine Anzahl laue und flaue Leute gab, selbst unter denen, welche sich für den Taufunterricht gemeldet hatten; aber der herrschende Zug in Botschabelo ging doch auf das Gute und Rechte, auf

Gottes Dienst und Ehre. Und da fand sich oft eine sehr erfreuliche und erquickliche Lebendigkeit. Den Beweis lieferten unter andern die Bibelstunden; dieselben wurden in Fragen und Antworten gehalten, und wie erregt und bewegt ging es oft dabei her! Ja auch außerdem kamen hie und da Gemeindeglieder zu ihrem Missionar mit allerhand Fragen über dunkle Stellen aus Gottes Wort und über Herzensangelegenheiten.

Das hatte ja alles seine Stufen und Grade. Nicht immer fand sich solche Bibelkenntnis wie bei dem blinden Kathedi. Der kam eines Tages zu seinem Missionar mit der Bitte, er möge ihm doch die vier Reiter im sechsten Kapitel der Offenbarung Johannis erklären. Missionar Merensky wollte demgemäß sein Neues Testament aufschlagen; Joseph Kathedi aber wehrte es ihm, und sagte ihm die ganze Stelle aus dem Kopfe her.

Nicht immer fand sich ein so zartes Gewissen und eine so zarte Liebe wie bei der Debora, der Frau des Jeremias Tscheane, welcher um versuchten Ehebruchs willen aus der Gemeinde ausgeschlossen war. Derselbe war von den Häuptlingen mitbestimmt worden zu einem Zug an die Delagoa-Bay, also in eine Gegend, wo das Fieber fortwährend Opfer forderte. Unter strömenden Thränen klagte nun die geängstete Frau dem Missionar ihre Not, wie es doch ihrem Manne ergehen würde, wenn er auf diesem Zuge sterben sollte. Der Missionar konnte sie einigermaßen mit der Gegenrede beruhigen, daß grade jetzt keine Fieberzeit sei und daß ihr Mann doch seiner Pflicht gemäß und also unter besonderem Schutze Gottes jene Reise mache; sie ihrerseits möchte desto treuer für ihn beten, damit er bald wieder in die Gemeinde aufgenommen werden könne.

Genug, es stand in Botschabelo im großen und ganzen, und zwar in hervorragender Weise also, daß die dortige Bevölkerung „mit dem Herrn" war, und daß sie deshalb auch mit Fug und Recht sich des Spruches getrösten konnten: „Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen thun?" Das war ihre beste Schutzwehr gegen solche grimmige heidnische Feinde wie gegen Sekukuni und Mapoch, und nach dessen Tode gegen seinen Sohn Nyekeläle.

Es hatte aber die Station noch eine zweite Art Widersacher, die gewissermaßen noch gefährlicher waren. Das waren die Heiden, die in ihrer Mitte lebten, vielfach selbst mit dem Anschein und dem Wunsche, Christen werden zu wollen. Fort und fort gingen von denen Versuchungen aus, namentlich zu einem fleischlichen Leben und zu Zaubereisünden. Und mit jedem neuen Trupp von Zuzüglern erneuerte und mehrte sich diese



Gefahr. Die Zuzüge rissen aber gar nicht ab; teils kamen sie veranlaßt durch Sekukunis grausame Tyrannei, teils durch die neu entdeckten Goldfelder in der Gegend von Leydenburg, wo solche Leute Arbeit fanden und dann auf der Hin- und Rückwanderung in Botschabelo für kürzere oder längere Zeit Rast und Herberge suchten.

In der bedrohlichsten Form kam diese Art Gefahr über die Station in der Person des Mampuru. Mampuru war auch ein Bruder Sekukunis, und zwar vornehmer von Geburt als dieser und von ihrem Vater Sekoati zum Nachfolger bestimmt. Indes Sekukuni hatte sich durch rasche, rücksichtslose Kühnheit zum Oberhäuptling der Bapedi gemacht und Mampuru hatte vor ihm flüchten müssen. Er saß jenseit des Lepel'le bei seinem und Sekukunis Schwager, dem mächtigen Häuptling von Machakale, der auch Mampuru hieß. Als sich nun in Botschabelo die Zahl der dorthin geflüchteten Bapedi so ansehnlich mehrte, sann er darauf, diese für sich zu gewinnen, um dann vielleicht mit ihrer Hülfe seinen Bruder Sekukuni überwinden und stürzen zu können. So gab er sich den Anschein, ein Christ werden zu wollen; ja er schickte deshalb eine Gesandtschaft nach Botschabelo mit der Anfrage, ob er nebst seinen etwa 50 Anhängern dort wohl Aufnahme würde finden können. Dinkoanyane hatte nichts dagegen, obgleich er vielleicht dann seine Häuptlingschaft zu Botschabelo an jenen ältern und vornehmern Bruder würde abtreten müssen.

Zunächst ward Zebedäus Lefula, ein frommer und verständiger Mann, von Botschabelo zu ihm hingesandt, damit er sich von der Willigkeit Mampurus und seiner Leute überzeuge und dann alles Nötige mit ihm verabrede. Die Sache erschien ja nach dessen Bericht dazu angethan, daß man es wage; freilich war aber auch noch ein anderes Wagnis damit verbunden. Mampuru mußte nämlich seinen Weg durch Sekukunis Land nehmen; war aber dazu, dies mit Erfolg thun zu können, viel zu schwach an Mannschaft. So bat er um eine angemessene Zahl Leute, welche ihm beim Übergang über den Lepel'le nötigenfalls Hilfe leisten könnten. Dinkoanyane war auch hierzu bereit und schickte 60 Mann, welche willig gingen. Inzwischen war die ganze Sache an Sekukuni verraten und er hatte eine große Übermacht gesandt, um die Furt am Lepel'le zu verlegen. Durch die Tapferkeit der Leute von Botschabelo ward indes Sekukunis Heerschar zurückgetrieben, freilich aber nicht ohne Opfer.

So kam denn Mampuru mit seinem Anhange in Botschabelo an. Aber wie täuschte er die Erwartung! Lust zum Evangelium hatte er ganz und gar nicht; dagegen versuchte er heimlicher und offener, die Leute

vom Christentum abwendig zu machen, in Heidenwesen zu verstricken und für seine Rachegelüste und Herrschaftspläne zu gewinnen, mindestens aber sie von Dinkoanyane, sowie von der guten Zucht und Ordnung und von ihren Missionaren loszulösen und seiner Person zuzuwenden.

Die Gefahr war nicht gering, zumal wenn man bedenkt, welchen hohen Wert jene Völkerschaften dem Anrecht zur Thronfolge beilegen und wie jedes Menschenherz von Natur so unbeständig und zu den Dingen und Genüssen der Welt so lüstern und geneigt ist.

Dennoch aber gelang dem Mampuru sein Plan im geringsten nicht: keiner ließ sich abspenstig machen. Statt dessen ward ihm kund gethan, daß seines bleibens in Botschabelo nicht länger sein könne. So zog er denn ab, grimmig und rachbegierig, erst zu Mapoch, dann zu dem Swasi, und dann wer weiß, wohin: er ist verschollen und verkommen.

Wie ist es aber zu erklären, daß dieser drohenden Gefahr so erfolgreich Widerstand geleistet wurde? Das kam daher, weil Gottes Wort unter der Gemeinde im Schwange ging, weil straffe Zucht in derselben geübt wurde, und ganz besonders, weil Männer in derselben lebten und wirkten, welche „Säulen der Gemeinde" mit Recht genannt werden konnten. Das waren die Bekenner- und Märtyrer-Helden aus den Sekukunischen Verfolgungszeiten.

Da war Jakob Mantladi, ein ernster, entsagungsvoller, fast mönchischer Mann. Noch als Heide hatte er im Traum verschiedene Weisungen vom Herrn bekommen, und stets hatte er denselben aufs pünktlichste Folge geleistet. So hörte er einmal das Wort: „Trinke hinfort kein Bier mehr, denn es ist dir nicht gut!" Und kein Tropfen Bier ist seit der Zeit über seine Lippen gekommen. Als im Jahre 1861 die Missionare Merensky und Nachtigal ins Land kamen, fanden sie ihn als einen unerschrockenen Bekenner Christi vor und als einen, der unverdrossen zu Gott um die Sendung von Missionaren gebetet hatte. Sofort hielt er sich zu ihnen und nie ist er in seiner Treue wankend geworden, nicht durch das Gift, welches die Zauberer zu wiederholten Malen ihm beibrachten, nicht durch die grausamen Schläge, mit welchen Sekukuni ihn martern ließ. Bald ward er getauft und von da ab war er ein noch wirksamerer Gehilfe der Missionare in Unterweisung, Zucht und Seelsorge. Leider starb er bereits im Jahre 1870, tief betrauert von der ganzen Gemeinde und den Missionaren in Botschabelo.

Da war ferner der blinde Joseph Kathedi, ein kluger Mann und sinniger Bibelforscher, der zugleich alles, was er gelernt hatte, sofort

verwertete und in tapferer Rede an den Mann brachte. Um den Mangel des Augenlichtes einigermaßen zu ersetzen, prägte er große Stücke der heiligen Schrift seinem Gedächtnis ein.

Da war der dritte in diesem Bunde Martinus Sewuschane, ein stattlicher Mann, kurz und knapp in seiner Rede, besonders begabt zur Unterweisung, wie er denn diese seine Gabe zunächst in der Schule von Botschabelo und seit 1877 auf dem Kraale seines Schwiegervaters Moreoane zur Verwendung gebracht hat.

So ging also die durch Mampuru drohende Gefahr völlig schadlos an Botschabelo vorüber. Ja nicht das allein, sondern es kam auch noch Gewinn dadurch für die Station. Etlichen seiner Leute hatte das geordnete christliche Leben auf Botschabelo so sehr gefallen, daß sie nicht wieder mit ihrem Häuptling in die Wildnis ziehen mochten, sondern auf der Station der Zuflucht auch ihre Zuflucht suchten. Ein namhafter Mann unter ihnen war der geschätzte Kriegsheld Maremakao, der mit ganzem Ernst das Evangelium ergriff. Vom Fieber darniedergeworfen rief er in lichten Augenblicken einmal über das andere aus: „Ich liebe den Herrn Jesum und bete meinen Gott an." Wieder genesen, ward er ein Vorbild der Gemeinde.

Die dritte und schlimmste Gefahr für das Wohl, ja für das Bestehen der Station Botschabelo kam aber aus der Mitte der Gemeinde selber. Sie ging von keinem geringern aus als von dem sonst so liebenswürdigen und bescheidenen Häuptling Dinkoanyane.

Es war im Jahre 1869, als derselbe in eine sehr gefährliche Krankheit verfiel. Es ward viel für ihn gebetet und er genas wieder. Indes blieb er längere Zeit so schwach, daß er ordentliche, anstrengende Arbeiten nicht vornehmen konnte. Da bekam er denn mancherlei Besuch, und da gab es mancherlei Gespräche, die nicht heilsam waren. Drückende Gesetze seitens der Transvaal-Obrigkeit erregten gerade damals viel Unzufriedenheit. Ja selbst die verständigen Platzgesetze der Station waren manchen Leuten nicht genehm, zumal sie auf den Diamantfeldern gehört hatten, daß es auf den englischen Missionsstationen viel weniger streng hergehe, daß dort die Eingeborenen viel mehr mit zu setzen und zu sagen hätten, und daß von Bezahlung des Zehnten dort keine Rede sei. Und hier, so hieß es zu Dinkoanyane, mußt du Häuptlingssohn weniger gelten als die gering geborenen Gemeindehelfer Kathedi und Sewuschane. Es wird am besten sein, von hier fortzuziehen; dann kommst du zu der dir gebührenden Stellung und Würde, und wir kommen zur Freiheit; einen Missionar werden wir sicherlich doch erhalten.

Dinkoanyane ward nach und nach völlig für diese Gedanken und Pläne gewonnen. Und dann erst sprach er gegen seinen Missionar Merensky davon. Noch benahm er sich bescheiden, seine Ratgeber freilich waren bereits anmaßend geworden. Alles Abraten half nichts. Da ward ihm denn gesagt, daß er einen eigenen Missionar nur dann erhalten würde, wenn er mit Bewilligung der Regierung einen festen Wohnsitz habe und zwar unter geordneten Verhältnissen; wenn er und seine Leute einen bedeutenden Teil des Missionarsgehaltes trügen; wenn Komité und Synode ihre Zustimmung dazu gäben.

Aber weder Landdrost noch Präsident gaben die Erlaubnis zum Ziehen. Dennoch wollte er ziehen, obgleich ihm der Landdrost mit Waffengewalt drohete. So erhielt er denn auf die Fürsprache des Missionars Nachtigal einen Platz in einer schluchtenreichen, felsigen Gegend nicht weit von Leydenburg. Dinkoanyane blieb gleich dort, im Oktober 1873 folgte ihm der größte Teil der Bapedi, zunächst 230 auf einmal; dann wieder einzelne und ganze Familien, bis 334 Leute fortgezogen waren.

Das war ein schwerer Schlag für die Station und eine große Versuchung für alle noch Zurückgebliebenen. Und selbst bewährte Leute, wie Jakob Makoëtle, wurden eine zeitlang wankend und schwankend. Doch ward durch Gottes Gnade größeres Unheil verhütet.

Dinkoanyane benahm sich auf dem ihm angewiesenen Platze widerspenstig gegen die Regierung und zog von da in eine andere Gegend voller Klüfte und Höhlen. Gegen die umwohnenden Bauern ward er immer gewalttätiger, von Botschabelo suchte er immer aufs neue Leute zum Nachziehen zu verlocken, mit Sekukuni knüpfte er immer engere Verbindungen an. Fortwährende Gewaltthätigkeiten der Bauern gegen Leute von Botschabelo, und andererseits fortwährende Vorspiegelung von Seiten Dinkoanyanes, der auf seinem Platze auch für Gottesdienst und Schule sorgte, so gut er es unter den obwaltenden Umständen vermochte, waren immer neue Versuchungen für die Stationsbewohner. Doch ward durch die Energie der Missionare Grützner und Winter (Merensky befand sich damals auf einer Reise in Deutschland) größerer Abfall verhindert.

Dahingegen ward das Verhältnis Dinkoanyanes zur Transvaal-Regierung immer unhaltbarer. Bald begann Viehraub in größerem Maß und andere Feindseligkeiten aufs neue. So sandte denn die Regierung 1876 eine Heerschar von 200 Weißen und 2000 Swasi-Kaffern gegen das Felsennest Dinkoanyanes. Bald war dasselbe mit stürmender Hand eingenommen und der unglückliche Häuplingssohn Dinkoanyane fand dabei auch seinen Tod.

Das war das tief beklagenswerte, thränenwerte Ende eines Mannes, der ehedem am Evangelium seine tägliche Speise und Freude gehabt hatte und der für die Ausbreitung und Ausgestaltung des Evangeliums unter seinem Volke ein treuer und thätiger Förderer gewesen war.

Etliche von seinen Anhängern haben sich seitdem nach den Stationen Botschabelo und Leydenburg zurückgefunden; andere sind zu Sekukuni gezogen, und ins Heidentum zurückgefallen; noch andere sind zerstreut nach hierhin und dorthin.

Eine erquickliche Kehrseite dieses Dinkoanyanischen Auszugs sind die Auszüge, welche von einzelnen Gliedern oder kleinen Genossenschaften Botschabelos nun wieder in die Heidenschaft hinein unternommen wurden, um dieser das Evangelium nahe zu bringen und lieb zu machen.

So wanderte z. B. Tubudi, ein Helfer in der Gemeinde, 4 Tagereisen weit bis nach Zuikerboschrand zu einem Häuflein (28) angefaßter Seelen, und blieb 6 Wochen dort, um sie nach bestem Vermögen mit Gottes Wort zu bedienen.

Die durch den Wegzug Dinkoanyanes und seiner Anhänger auf Botschabelo entstandene Lücke ward durch allerhand Zuzug sehr bald mehr als völlig ausgefüllt. Bald betrug die Zahl der Einwohner zwischen tausend und elfhundert Seelen. Sogar von den Matebelen Mapochs kam so bedeutender Zuzug, daß dieselben neben den Bakopa ein eigenes kleines Dorf als Zubehör zu Botschabelo gründeten.

Damit war denn auch die Vergrößerung des Grundbesitzes der Station notwendig geworden. Durch Ankauf von Land zu günstiger Zeit ward derselbe auf 60000 Magdeburger Morgen gebracht. Und zu diesem Eigentum der Mission erwarben dann die Stationsleute aus eigenen Mitteln noch einen angemessenen großen Viehplatz.

Sichtlich ruhete der Segen des Herrn auf der fleißigen Arbeit. So war es z. B. im Jahre 1877 in recht auffälliger Weise. Im Lande Sekukunis herrschte damals Dürre und Hungersnot, während in Botschabelo eine so reichliche Ernte eingebracht ward, daß etwa 900 Scheffel nach Sekukunis Lande verfahren werden konnten. Etwa 100 Leute waren damals von dort zugewandert, von denen hernach eine bedeutende Anzahl, über die Hälfte, in Botschabelo wohnen blieben und nach und nach dem Evangelium zufielen. Andererseits hatten mehrere Leute von Botschabelo bei ihren Reisen nach Sekukunis Lande gute und von ihnen benutzte Gelegenheit, das glimmende Feuer des Verlangens nach dem Evangelium dort anzufachen und zu stärken.

Eine Wagenmacherei, eine Mühle, ein Kaufladen waren bereits seit längerer Zeit auf der Station im Gange und Betriebe.

Neben diesen im innerlichen und im äußerlichen günstigen Verhältnissen auf der Station ward mannigfach hemmend eine ziemliche Anzahl von Leuten, welche zwar die Taufe begehrten, auch Jahre lang den Taufunterricht besuchten, dennoch aber nicht zu derjenigen Frische und Aufrichtigkeit ihres Seelenlebens gelangten, daß sie hätten der Taufe gewürdigt werden können. Und außerdem machte das junge heranwachsende Geschlecht mancherlei Not, insofern demselben die wünschenswerte Zucht vielfach abging. Es ward deshalb die Bestimmung getroffen, daß die aus der Schule entlassenen jungen Leute noch drei Jahre lang unter der Aufsicht ihrer Eltern und Angehörigen auf der Station verbleiben mußten und nur in berechtigten Ausnahmefällen nach auswärts auf Arbeit gehen durften.

Eine schwere Probe für die Männer der Station war das Aufgebot früher seitens der Holländer und 1879 der Engländer zum Kriege gegen ihren alten Häuptling Sekukuni. Aber beidemal haben sie das unbedingte Lob ihrer weißen Vorgesetzten sich erworben. Die Engländer nahmen die Rücksicht, sie als Krankenträger und beim Transportwesen zu verwenden.

Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt rund 1500, davon sind Christen 1300 und zum Genuß des heiligen Abendmahls berechtigt 600.

In dem amtlichen Bericht über das zweite Halbjahr 1879 heißt es: „Die Arbeit geht hier ihren langsamen geregelten Gang. Gottes Wort ist nach wie vor unsere Wegzehrung Tag für Tag, unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unserem Wege. Unsere Gottesdienste, Bibel- und Unterrichtsstunden werden immer noch fleißig und gut besucht. Das heilige Abendmahl sammelt die Gläubigen um den Tisch des Herrn und es ist uns selbst stets erhebend, den Scharen, die herandrängen, am Altar das heilige Sakrament austeilen zu können. Besondere schwere Sündenfälle sind im verflossenen Halbjahre auch nicht vorgekommen. Der Gemeinde sind die Briefe an die Thessalonicher sowie an den Timotheus und Titus ausgelegt worden. Die Zahl der Schulkinder ist auf fast 400 gestiegen."

Und unser junger Missionar Schlömann, welcher, um an seinen Bestimmungsort im Holzbuschgebirge zu gelangen, durch Botschabelo reiste und sich eine kurze zeitlang daselbst aufhielt, schreibt: „Botschabelo ist eine schöne Station. Ich hatte ja schon viel Gutes von ihr gelesen und gehört; aber ich muß sagen, der erste Eindruck, den ich gewann, hat meine Erwartungen bei weitem übertroffen. Es überkam mich ein Gefühl süßer Freude, als ich bei meiner Ankunft die Station im Abendsonnenglanze

liegen sah, und dann den Hauptweg entlang ritt, an welchem zwischen dichten grünen Bäumen Kirche, Schule und Missionarswohnungen liegen. Man kann den Segen Gottes so mit Händen greifen."

Ein Nachtbild aus dem südafrikanischen Heidentum.

In den Anmerkungen zu dem in dieser Nummer begonnenen Aufsatze über den Zulukrieg 2c. schreibt der Hermannsburger Missionar Rößler u. a. folgendes: „Über die scheußliche (so viel ich in Erfahrung gebracht, in ganz Südafrika allgemein verbreitete) Sitte des „Bedoctorns", die in diesem Kriege so oft in Verbindung mit dem „Verschwinden" einzelner und der Verstümmelung der Leichen erwähnt ist, nur einiges. Medizin muß vor jedem Kriege (und wärs auch nur ein kleiner Raubzug) angewandt werden, sonst ist das Unterliegen gewiß. Der Genuß aber giebt 1) Kampfesmut und 2) jagt er dem Feinde magische Furcht ein beim Anblick des Gegners. „Unsere Schatten verbreiten dann schon aus der Ferne Furcht unter den Feinden" sagen die Kaffern.

Am wirksamsten ist nach ihrem Dafürhalten das Mittel, wenn ein oder mehrere Feinde lebendig gefangen werden. Ein solcher Gefangener wird nach der Residenz des Königs oder Häuptlings gebracht und ihm, noch lebend, Augenbrauen, Nase, Lippen, Kinn, Zeigefinger der rechten Hand (einige Völker, wie die Zulu, nehmen auch die rechte Armsehne), große Zehe des rechten Fußes, Nabel, Umtondo (Geschlechtsteile) und Ingolo (After) abgeschnitten. Darauf wird das noch lebende und blutende Opfer am Eingange des Viehhofes niedergelegt, zu beiden Seiten an den Pfählen befestigt und eine Herde Ochsen über dasselbe hin ins Innere getrieben, während das versammelte Kriegsvolk dem Könige zujauchzt und ausruft: „So werden wir sie untertreten." Dann wird der Kopf abgeschnitten, in die Hütte des Königs getragen, in einen großen Topf gethan und mit von den „Doktoren" bereiteten verschiedenen Medizinen übergossen. Oberhalb des Topfes wird eine Stellage errichtet und verschiedene Wurzeln, Kräuter und Zweige, sowie auch Hörner von allerlei Groß- und Kleinvieh und sonstiger Schmuck in der Nähe angebracht. — Der Inhalt des Topfes dient zur täglich 4—5 mal vorzunehmenden Waschung des Königs. Aber nicht nur in Kriegszeiten hat sich derselbe also zu waschen, sondern täglich zu allen Zeiten. So hat, um auch ein Beispiel von einem südlichern Stamme anzuführen, z. B. Umqikela, König der Amapondo, um nicht in Verlegenheit zu kommen, einen kleinen Vor-

rat an solchen Töpfen. Die kleinen Häuptlinge unter englischer Regierung in Natal u. s. w. halten — wie die Eingebornen behaupten — noch alle an diesen Waschungen fest und erhalten jene Medizin von den Doktoren eines andern Landes. Bei dem sogenannten „Feste der ersten Ernte" werden auch noch dergleichen Greuel vorgenommen.

Die vorerwähnten einzelnen Teile werden für das Heer bereitet. Nachdem man dieselben hat im Feuer verkohlen lassen, wird aus der Asche und den ebenfalls verkohlten medizinischen Wurzeln, Kräutern u. s. w. Pulver bereitet und wenn dieses fertig, tritt ein Krieger nach dem andern hinzu, befeuchtet 2—3 mal die Finger beider Hände mit Speichel, tupft sie in das Pulver, leckt davon und spuckt dann, indem er den Namen des feindlichen Königs ausspricht, nach der Richtung hin aus, wo der Feind sich befindet. Nach diesem folgt das Einimpfen. Der oder die Doktoren befinden sich in der Hütte; es wird ein im Umfange eines Armes großes Loch in der Hüttenwand gebildet und von außerhalb steckt einer der Krieger nach dem andern seinen rechten Arm durch die Öffnung und ohne daß der Eigentümer nach innen sich zu erkennen geben darf, wird ihm an einigen Stellen die Haut geritzt und von dem Pulver eingerieben. Bei den Zulu wird die Application auch an der Stirn und andern Körperteilen vorgenommen, wie auch von ihnen, wenn die „Ärzte" es anordnen (oder der König befiehlt) einzelne Teile des feindlichen Leibes ausgekocht und das Fett genossen, auch wohl zum Einreiben gebraucht wird.

Ists bei Aufwendung aller List und Mühe nicht möglich, in den Besitz eines lebendigen oder wenigstens toten Körpers zu gelangen, so sucht man sich die Excremente zu verschaffen, die dann auf ähnliche Weise bereitet und angewandt werden.

Außerdem haben die Zulu noch den Gebrauch, dem Feinde Bart und Kopfhaut abzuziehen, die mit Haar bedeckte Haut auszuspannen und wenn sie trocken, um den rechten Arm und Hals zu binden (das längste Haar um letzteren).

Umbilini ließ auch während des Gefechtes auf einem Handknochen blasen, um die Feinde zu verscheuchen und die Kugeln abzuhalten.

Den Kaffer von der Thorheit solcher Dinge zu überzeugen mit dem Hinweise auf die dennoch erfolgte Niederlage u. s. w. hält sehr schwer, da er dann fest überzeugt ist, daß die Medizin des Feindes stärker war, in dem letzten Kriege also die der Weißen. Tapferkeit und Feigheit, Siegen und Unterliegen steht ihm immer in unmittelbarer Beziehung zur Medizin.

Daß, wenn irgend möglich, auch jedem toten Feinde ein oder mehrere Stiche in den Unterleib beigebracht werden, geschieht in der abergläubischen Meinung, daß das Aufschwellen des Körpers des Feindes dem Kaffer Unheil bringt, wenn er es verhüten kann und nicht verhütet."

Ein Gespräch mit einem Kannibalen.

Auf dem diesjährigen Jahresfest der Londoner Missions-Gesellschaft machte u. a. Miss. Macfarlane sehr interessante Mitteilungen über die Bewohner von und die Mission in Neu-Guinea. Es lag ihm viel daran, seine Zuhörer zu befähigen, jene Wilden nicht von dem englischen, sondern von ihrem eignen Standpunkt aus zu beurteilen, denn nur wenn man sich in ihre Anschauungsweise versetze, sei man im stande, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und auch den rechten Maßstab zur Beurteilung der Missionserfolge anzulegen. So schilderte er den Kannibalismus, der dort im Schwange geht und zeigte, daß jenen Wilden ein feindlicher Überfall eines Dorfes, um Menschen zu fangen, nicht anders erscheine, als wenn wir auf den Markt gehen, um Fleisch zu kaufen. Kurz vor seiner Urlaubsreise nach England hatte der Berichterstatter mit einem dieser Menschenfresser folgende Unterredung. Der Missionar gab sich alle Mühe, den Wilden zu überreden, jene abscheuliche Sitte aufzugeben; da antwortete er: „Aber, Sie wissen, wir essen nur unsre Feinde, niemals unsre Freunde. Es ist ganz recht, die Feinde zu verzehren. Habt Ihr keine Feinde in Eurem Lande?" Der Missionar mußte zugeben, daß es so sei. „Nun wohl," fuhr der Wilde fort, „kämpft Ihr nie mit ihnen?" Macfarlane sah sich abermals genötigt ja zu sagen. „Und tötet Ihr nie jemand?" Auch das konnte der Missionar nicht in Abrede stellen und er war nur froh, daß der Kannibale ihn nicht fragte, wieviel in unsern Kriegen getötet würden. „Und eßt Ihr die Getöteten nicht?" „Nein," lautete jetzt die Antwort, „in unserm Lande ißt man niemals Menschen." „Aber in aller Welt," rief jetzt voller Erstaunen der Insulaner aus, „wozu tötet Ihr sie denn? Wir töten sie, weil wir Geschmack an unsern Feinden haben, Ihr tötet sie für nichts und wieder nichts." „Hätte ich nun," schließt Macfarlane dieses Gespräch, „dem Manne gesagt, wie viele in unsern Schlachten ums Leben kommen, so würde er darin nur eine unbegreifliche Verschwendung von — Rindfleisch erblickt haben."

Sonderbares Amüsement eines Wilden.

Derselbe Macfarlane erzählt folgende Anekdote. Ein junger Häuptling kam an Bord eines Handelsschiffes, als die Matrosen gerade ein Faß Porter öffneten. Der gute Mann hatte keine Ahnung von der Macht eingeschlossener gährender Stoffe und war über die Maßen erstaunt, als durch ein Ungeschick der Matrosen das Bier gleich einem Springbrunnen in die Höhe schoß und die Schiffsleute, ärgerlich über den Verlust des Getränks, sich alle Mühe gaben, den Strahl niederzuhalten. Endlich konnte er sich vor Lachen nicht mehr halten und wälzte sich höchlichst vergnügt auf dem Deck herum. Als die aufgebrachten Matrosen ihn wegen dieses Betragens, durch das er sie zu verspotten schien, zur Rede setzten, gab er zur Antwort: „Ich lache nicht darüber, sondern ich lachte, weil ich mir dachte, was ihr doch für Not gehabt haben müßt, das Bier in das Faß hineinzukriegen.“ —

Erfolg der Mission in Neu-Guinea.

Über diesen Punkt äußerte sich Miss. Macfarlane u. a. folgendermaßen: „Ich denke, wenn wir weiter nichts gethan hätten, als 600 (engl.) Meilen der Küste aufgeschlossen, dort 30 Stationen begründet und das Vertrauen der Eingebornen auf allen diesen Plätzen gewonnen, das wäre schon etwas für die kurze Zeit unsrer 7jährigen Arbeit. Aber wir haben mehr gethan. Wir haben 4 Sprachen zu Schriftsprachen erhoben — das ist etwas; wir haben Schulbücher in diesen Sprachen herausgegeben, Katechismen und das Evangelium des Markus übersetzt. Kapellen sind gebaut worden . . Nehmen wir unsre Station auf der Murray-Insel. 1871 baute einer der Lifuleute ein Boot und kam auf diese Insel, um das Evangelium unter einem Volke einzuführen, das seine Kinder erdrosselte und im finstersten Aberglauben lebte. Das war vor etwa 7 Jahren, und vor 18 Monaten als die Bewohner gehört, daß man auf den Südseeinseln die Götzen gesammelt und verbrannt hatte, weil man nicht mehr an sie glaubte, hatte ich nach der Rückkehr von einer 5monatlichen Missionsreise die Freude zu finden, daß sie ihre Götzen zusammengebracht und mir sagten, sie glaubten nicht mehr an dieselben und wünschten sie zu verbrennen. Diese Leute beginnen jetzt nicht nur sich unterrichten zu lassen, sie haben auch ein Gerichtshaus, eine ordentliche Obrigkeit und einer ihrer Häuptlinge bekleidet die königliche Würde. Sie haben sich eine Reihe Gesetze gegeben, 20 ihrer besten jungen Leute sind als Schutzmänner angestellt. Sie machen natürlich im Anfange viel dummes Zeug, aber nach und nach wird es besser.

Ich will nun an einem Beispiel klar machen, was für Einfluß das Evangelium auf sie übte. Saibai heißt eine der von der Küste entferntesten Inseln, auf der wir die erste Station errichteten. Die Eingebornen waren sog. Schädeljäger, d. h. sie machten beständig Jagden auf das Festland, um Menschenschädel zu erbeuten, die ihnen als die größten Trophäen galten. Können wir, dachte ich, diese Menschen gewinnen, die einen solchen Trieb zum Gehen in sich haben, so hätten wir an ihnen ausgezeichnete Pionier-Lehrer, um sie an Orten zu stationieren, wo Europäer nicht leben können. Vor 2 Jahren hatten wir nun eine interessante Versammlung mit diesen Leuten. Es war eine kleine Kapelle gebaut worden und bei dieser Gelegenheit versprachen sie die Schädeljägerei aufzugeben. Ich legte diesem Versprechen kein besonderes Gewicht bei, aber ich freute mich doch darüber. Nach meinem Weggange sagte der eingeborne Lehrer zu ihnen: „wenn ihr das Christentum annehmen wollt, so müßt ihr thun, was wir gethan haben; anstatt die Leute zu bekriegen und zu töten, die zu euch kommen, müßt ihr ihnen Geschenke geben, und wenn ihr dann zu ihnen geht, geben sie euch wieder Geschenke." Nun kamen bald die Leute vom Flyfluß, die als die furchtbarsten Krieger an der ganzen Küste bekannt sind, um ihren alten Feinden auf Saibai einen Besuch zu machen. Da sagten sie zu den Flyflußleuten: „Hier ist kein Krieg mehr, wir sind Christen." Diese dachten, wenn die Sonne scheint, läßt sich am besten Heu machen, nahmen die Geschenke an und plünderten dann die Pflanzungen, füllten ihre Boote mit der Beute und fuhren nachts ab. Aber das war denn doch zu viel für das Christentum der Sabaianer; sie rüsteten also auch ihre Kanoes und fuhren den Räubern nach. Als sie sie erreichten, schossen sie allerdings nicht eine Pfeilsalve auf sie ab, wie sie früher gethan haben würden, sondern sie sprangen ins Wasser, rissen die Takeler aus den Booten und warfen die Bananen und Kokosnüsse heraus, daß sie herumschwammen. Dann sagte einer von den Sabaianern: „Seht, ihr Flyflußleute, wären wir nicht Christen geworden, so hätten wir euch jetzt getötet. Aber wir haben das Christentum angenommen und unser Lehrer sagt uns, daß wir denen gutes thun sollen, die uns beleidigen." Dann richtete er einige Worte an die, die ins Wasser gesprungen waren und die Speise sammelten und schloß: „jetzt geht nach Hause und nehmt euch in acht, daß ihr das nicht noch einmal thut." Es war etwas Großes für uns zu sehen, daß die Eingebornen nicht ihre vergifteten Pfeile auf sie abschossen, wie sie früher gethan."

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. September. 1880.

Eine goldene Hochzeit in Westafrika.

Von F. M. Zahn.

„Ich bin unter Gott“; dies Wort Josephs an seine Brüder ist der Schlüssel zu seinem Leben. In guten und bösen Tagen ist es die Regel für sein Verhalten gewesen, daß er sich unter Gott stellte, der alles sieht und alles regiert. Darum hat er auch eine Kunst verstanden, die sehr köstlich ist und nur selten verstanden wird. Er hat von den Menschen absehen und Gottes Hand erkennen können. „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er thäte, wie jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volk.“ So sagt er zu seinen Brüdern, die immer noch fürchten, er habe ihr Unrecht nicht vergeben. Sein Leben ist ein so helleuchtendes Beispiel der über die Sünde der Menschen triumphierenden Macht Gottes, daß es wie eine Weissagung geworden, welche man so oft in der Geschichte des Reiches Gottes sich erfüllen sieht. Der Herr und König dieses Reiches ist in noch herrlicherer Weise denselben Weg geführt. Sie dachten ihn zu morden, da ist er Christus worden. Sie hefteten ihn an's Kreuz, und das war der Weg, auf welchem er erhöht wurde zur Rechten der Majestät. Und wie oft hat sich nicht Gleiches wiederholt, daß zum Siege gewandt wurde, was man als eine Niederlage ansah, und daß die Feindschaft und der Haß der Menschen nur zur Förderung des Evangeliums gereichte.

Eine Darstellung dieser tröstlichen Wahrheit giebt auch die neuere Geschichte des Erdteils, aus der ich heute etwas erzählen will. Es ist freilich kein Uebel, welches Menschen Afrika angethan, daß es so hart verschlossen ist, aber es ist doch dadurch eine ähnliche Wahrheit bestätigt worden, daß nämlich auch das Uebel in der Welt die alles überwindende Macht Gottes in's hellste Licht stellt. Grade das Dunkel, welches über Afrika liegt, hat die Neugierde und Wißbegierde so gereizt, daß die meiste Kraft unsres Jahrhunderts der Entdeckungen diesem lange vernachläßigten Weltteil zu gute kommt. Und es ist auch ein Übel, das Menschen ihm angethan, welches ihm den Eifer allgemeiner und christlicher Liebe zuwendet. Es schien nicht genug, daß die Bewohner des Erdteils sich selbst

unter einander zerfleischten, die Nachfolger Jesu des Weltheilandes wie Mohameds, des falschen Propheten, haben unsägliches Elend über ihn gebracht und ihn zum großen Sklavenmarkt der heidnischen, mohamedanischen und christlichen Welt gemacht. Allein grade dieses Böse, das Menschen thaten, hat den Weg gezeigt, um das Beste den Völkern Afrikas zu bringen. Die Geschichte der christlichen Mission in Afrika ist, bis zu den neuesten Unternehmungen, belebt von dem Eifer, das Übel gut zu machen, was man den Afrikanern gethan. Und schon giebt es tausende von Afrikanern, welche in ihrem eigenen Leben Zeugnis geben, daß was Menschen böse machten durch Gott gut gemacht ist, und auch das Leben, von dem in dieser Stunde die Rede sein soll, wird diese alte Wahrheit in hellem Lichte zeigen.

Um dies recht zu können, ist es meine Absicht, an den Festtag einer goldenen Hochzeit zu erinnern. So gewiß es ist, daß Gottes Güte der Menschen Sünde zum Guten überwindet, man kann es oft nur schwer glauben, so wenig man sich vorstellen kann, wie schön und überraschend die Aussicht oben auf dem Berge ist, wenn man tief unten in einem engen Thale wandelt. Feste sind solche Höhenpunkte, von denen man besser übersieht, wie alle Krümmungen und Tiefen zum Ziel auf der Höhe führen mußten. Und das Fest einer goldenen Hochzeit bietet den Blick auf eine lange Strecke Weges; ein halbes Jahrhundert liegt vor den Augen.

Aber wer ist unser Jubilar? Ein Bischof, der sein 50jähriges Ehejubiläum feiert. Daraus ist ersichtlich, daß er wenigstens in einem Punkte dem Bilde gleicht, welches der Apostel Paulus von einem guten Bischof zeichnet, wenn er sagt: ein Bischof sei eines Weibes Mann, und daß er nicht zu der Partei gehört, welche gegen Gottes Willen und die ausdrückliche Warnung seines Wortes den Dienern der Kirche verbietet ehelich zu werden. Es ist ein evangelischer Bischof. Vielleicht wird aber diese Freude, daß er zu den Unsrigen gehört, bei einigen etwas getrübt, wenn ich sage, der Jubilar ist ein Missionsbischof. Die 50 Jahre, auf die er zurück sieht, und noch länger hat er gearbeitet, um Heiden in das Reich Gottes zu sammlen. Da liegt die Frage nah, würde er nicht noch vielmehr gearbeitet haben, wenn er ledig geblieben? Dafür läßt sich ja nicht nur das ansehnliche Beispiel des Paulus, sondern auch sonst noch sehr viel Vernünftiges beibringen. Das Weib ist allerdings dem Manne als Gehülfin gegeben, aber sie ist doch auch ein Hindernis. Es giebt manchen Beruf, der besser von ledigen Männern, als von einem Hausvater versehen wird. Ein Kriegsheer nimmt nicht Weib und Kind mit in den Krieg, und die Mission ist ein Krieg. Die Missionskrieger sollen rasch

beweglich sein, nicht unnötig belastet, und es könnte nicht schaden, wenn manche dem Beispiele Pauli folgten, solche, die von Gott dazu ausgerüstet. Doch das ist nur die eine Seite der Sache. Die Mission ist auch ein Gartenwerk; sie will aus einer Wüste einen Garten Gottes machen. Wir, die wir in der Christenheit leben, wissen gar nicht, wie sehr das menschliche Leben durch den Abfall von Gott verwüstet ist. Auch bei uns ist viel Trauriges zu sehen, aber das Christenthum hat vieles gebessert, manches gemildert, manches auch zurück gedrängt. Wenn man sehen will, wie die Sünde das Menschenleben zerrüttet hat, so muß man heidnisches Leben ansehen. Selbst an das Fundament des menschlichen Lebens hat sie sich gewagt. Es giebt kein älteres Gemeinschaftsverhältnis der Menschen als die Familie; sie ist älter als die Gemeinde und der Staat; sie empfängt den Menschen, so bald er ins Leben tritt, und in ihr empfängt er das beste für's Leben. Und auch diesen Grundpfeiler menschlichen Wohlergehens unterwühlt die Sünde. Man sieht es in der Heidenwelt, daß die Kinder nicht mehr die Eltern, die Eltern nicht mehr die Kinder, nicht der Mann das Weib, noch das Weib den Mann, die Gebietenden nicht die Dienenden und die letzteren ihre Herren nicht mehr ansehen, wie es nach Gottes Ordnung sein soll. Aus allen diesen Beziehungen des Familienlebens kann man Beispiele heidnischen Greuels beibringen; man nennt nur das Gröbste, wenn man Sklaverei, Vielweiberei, Eltern- und Kinder-Mord erwähnt. Freilich auch hier gilt es: die Heilung kommt nur von innen; und Gottes Wort ist das Heilmittel. Allein das Wort will nicht nur gehört sein, sondern auch gesehen. Und der Schade ist oft so verzweifelt böse, daß der Mann allein nicht hinreicht; die Frau, die mit stillem Wandel auch da, wo das Wort nicht mehr helfen will, noch mächtig ist, die Frau, die wir auch bei uns zu tausend Diensten nicht entbehren können, muß ihre geschickte Hand an das Werk legen, daß den plumperen Händen des Mannes oft zu fein ist. Jede christliche Familie ist eine Predigt für heidnische Eltern, Kinder und Dienende, und es braucht uns nicht zu gereuen, daß der Missionar, von dem ich rede, 50 Jahre ein christliches Familienleben den Heiden vorgelebt hat. Vielmehr wird seine goldene Hochzeit ein rechtes Jubelfest, wenn man hinzu nimmt, daß das Ehepaar nicht aus der alten Christenheit stammt, sondern beide Heiden waren und aus dem Heidentum errettet zu einem christlichen Vorbild geworden sind.

Also die goldene Hochzeit eines evangelischen Bischofs und Missionars, der samt seinem Weibe aus dem Heidentum zum Christentum bekehrt nun 50 Jahre einen christlichen Ehestand geführt hat. Ich weiß

nun freilich nicht, ob das Paar die Festtage gefeiert; nur das weiß ich, daß an einem Tage des Septembers im vorigen Jahre der Festtag hätte gefeiert werden sollen, denn es war im September 1829, da sie ihren Ehebund eingingen. Wie viele Erweisungen der Güte Gottes in dieses Leben hineingewirkt sind, werden wir am besten sehen, wenn wir im Geiste drei Tage ihres Lebens an uns vorübergehen lassen, den Hochzeitstag, den silbernen und den goldenen Ehrentag des Jubelpaares und jedes Mal uns umsehen, wie es zu dem Festtage gekommen ist. Das bringt uns zugleich den Vorteil, daß wir mit jedem Tage in ein anderes Missions-Gebiet, in die drei wichtigsten Missions-Gebiete West-Afrikas geführt werden.

Es war am 21. September 1829, daß in Fourah Bay, einem Orte nahe bei Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone, ein junger, nach unsern Begriffen sehr junger Mann — 18—19 Jahre mochte er sein — mit seiner Braut vor den Diener der Kirche trat, um seine Hände in die ihrigen zu legen zum christlichen Ehebunde. In den feierlichen Worten der anglikanischen Trauliturgie fragte der Geistliche Mann und Weib, ob sie nach Gottes Ordnung in den Stand der h. Ehe treten wollten und nach ihrer zustimmenden Antwort ergriff der Bräutigam die rechte Hand der Braut und sprach: „Ich nehme Dich Susanne Asano zu meinem angetrauten Weibe, Dich zu haben und zu halten von diesem Tage und fernerhin für gute und böse, für arme und reiche Tage, in Krankheit und Gesundheit, Dich zu lieben und zu pflegen, bis der Tod uns scheidet, gemäß Gottes heiligen Ordnungen," und die Braut versprach in ähnlichen Worten ihn „zu lieben, zu pflegen und ihm zu gehorchen". In englischer Sprache hatten die beiden ihr Gelübde abgelegt, aber ein Blick machte es klar, daß sie keine Engländer, sondern Neger waren. Wir werden darum kein Unrecht thun, wenn wir den jungen Eheleuten nicht grade den Preis der Schönheit zusprechen. Zwar erzählen uns die Reisenden aus dem Inneren Afrikas von schönen Negergestalten und Gesichtern; und behaupten, daß diese Menschenrasse ihre häßlichsten Geschlechter nach der Westküste vorgeschoben. Auch giebt es hier im Westen stattliche Neger, aber wir dürfen den jungen Ehemann nicht dazu rechnen. Er hatte, wie wir sagen, ein rechtes Negergesicht, und dies noch entstellt durch zwei Narben, die über die Wangen laufen. Von den Frauen Sierra Leones hat ein begeisterter Neger gesagt, sie seien Meisterwerke der Schöpfung; ob Frau Susanna dazu gehört, weiß ich nicht. Aber es ist uns auch nicht wichtig; erfreulicher ist es uns, daß diese Neger mit einem solchem Gelübde den Ehestand antreten. Wir fragen, wie ist es dazu gekommen? und wenn wir

uns deuten lassen, daß jene Narben des jungen Mannes Zeichen des Sklaven sind, so sind wir vorbereitet, eine Antwort zu hören, die schon jetzt an diesem ersten Hochzeitstage uns lehret: Gott aber hat es gut gemacht.

Wir müssen 8 Jahre zurückgehen und in ein Land, das mehr als hundert Meilen südlich von Sierra Leone liegt, um die Geschichte des jungen Mannes zu verfolgen. Das Land liegt auf dem rechten Ufer des Nigerstromes; schon lange Zeit war es der Schauplatz der Raubzüge der mohamedanischen Foulahs, die aus dem Inneren vordringend eine Stadt nach der anderen zerstörten. Dies Schicksal erlitt im Jahre 1821 auch eine Stadt mit Namen Oshogun, etwa 60 Stunden von der Küste landeinwärts gelegen. In der Verteidigung des Orts gegen die aus der Stadt Ega kommenden Foulah fiel einer der Bewohner; sein Weib mit drei Kindern, einem Knaben von 9 Jahren etwa und zwei jüngeren Mädchen gerieten in die Kriegsgefangenschaft, das bedeutet in die Sklaverei. In Isehin wurde die Familie getrennt. Adjai, so hieß der Knabe, fiel in die Hände des Heerführers, wurde aber bald für ein Pferd an einen anderen Herrn vertauscht. So wanderte er von Hand zu Hand; kam einmal wieder mit der Mutter zusammen, aber nur um bald nochmals von ihr getrennt zu werden. So traurig diese Zeit war, das Herz des Knaben fürchtete noch Schlimmeres. In den Städten seiner Heimat erzählte man sich, daß an der Küste weiße Männer angekommen seien, und schrecklicheres gebe es nicht, als in ihre Hände zu fallen. Sie schleppen die Sklaven übers Meer und töten sie, so hieß es, um ihr Fleisch zu essen, und mit ihrem Blut ihre Zeuge zu färben. Um nicht in ihre Hände zu fallen, wollte Adjai sich lieber selbst das Leben nehmen. Daran wurde er gehindert, und in der That führte ihn sein Schicksal in die Hände der Weißen. Sein vierter Herr brachte ihn nach Eko der Stadt auf einer Insel im Ogunfluß, die jetzt Bagos heißt. Da wurde er in die Sklaven-Barakuns geschleppt, wo er mit anderen an einer Kette gefesselt lag; als die Opfer sich mehrten, wurde Adjai mit den Jüngeren von der Kette gelöst und mit Seilen festgebunden. In einer Nacht wurden ihrer 187 aus der Barrake gerissen und auf ein Schiff gebracht; sie waren auf dem Weg in ein fernes Land, Brasilien oder Cuba. So übel hatten Menschen an dem Knaben gehandelt. Aber nun sollte sich das Geschick wenden. Am zweiten Tage ihrer Fahrt gewahrte sie ein englisches Kriegsschiff, der Myrmidon, der auf Sklavenschiffe Jagd machte, und Adjai mit seinen Gefährten war befreit. Ihm freilich schien es zunächst nicht so. Der angsterfüllte Knabe sah in den Kugeln, die auf dem

Verdeck lagen, Köpfe von Unglücksgenossen, und in dem Fleisch, das nach einem Schlachten dahing, die Bestätigung der schrecklichen Rede, welche in der Heimat umging. Aber er wurde eines anderen belehrt, als er am 17. Juni 1822 nun in Freetown gelandet ward und als ein freier Knabe von christlicher Liebe aufgenommen wurde.

Es ist erstaunlich, aber es ist wahr und sehr zu beachten, das Christentum hat die Menschen nicht gehindert an den Greueln des Sklavenhandels teilzunehmen; die römische wie die protestantische Christenheit hat sich darin versündigt, und das Gewissen hat ihr nicht geschlagen. Erst im vorigen Jahrhundert ist der lange, noch immer nicht ausgekämpfte Kampf gegen Sklavenhandel und Sklavenwesen begonnen in England, und höchst erfreulicher Weise haben die Vorkämpfer zu der Zahl lebendiger Christen gehört. Der erste Sieg in diesem Kampfe war, daß ein englischer Richter einen Sklaven, der nach England gekommen, für frei erklärte. Da bildeten Menschenfreunde eine Gesellschaft, die in West-Afrika das Vorgebirge Sierra Leone kaufte mit der Absicht, die befreiten Neger dort in einer Kolonie zu sammeln. Später übernahm die englische Regierung die Kolonie, und als im Jahre 1807 das Gesetz über Abschaffung des Sklavenhandels durchgegangen war, bestimmte die Regierung Sierra Leone zu der Kolonie, in welcher die befreiten Sklaven Aufnahme finden sollten. So gab es nun eine Zufluchtsstätte für diese Armen. Aber man hatte noch nicht erkannt, daß diese zusammengewürfelten Neger mehr bedürften als Freiheit und äußere Pflege um zu gedeihen. Erst im Jahre 1816 gab man den Missionaren der Englisch kirchlichen Missions-Gesellschaft, die schon 10 Jahre in der Umgebung der Colonie gearbeitet, den Auftrag, unter diesen Befreiten, die in die einzelnen Orte des Landes verteilt wurden, ihr Werk zu treiben. So segensreich war diese Ordnung, daß 1822 in dem Jahre, als Adjai ankam, der Oberrichter der Kolonie mitteilen konnte, unter 10000 Befreiten seien nur 6 Vergehen vor Gericht gebracht und keines derselben aus den Dörfern, die unter der Leitung der Missionare standen.

In diese gesegnete Zufluchtsstätte ward unser Sklavenknabe gebracht und dem Dorfe Bathurst zugeteilt. Bald genoß Adjai die Segnungen eines christlichen Unterrichts und genoß sie mit Eifer. Man fand ihn einst auf dem Wege nach Freetown, um mit ein paar erworbenen Pfennigen sich eine Lesetafel zu kaufen; nach einem halben Jahre konnte er schon sein englisches Testament lesen. Daß er zu den Eifrigen gehörte, beweist auch, daß die Frau des Missionars ihn unter die Kinder aufnahm, welche noch besonderen Unterricht empfingen. Von dem Missionar des

Ortes, Weeks, nachmals Bischof der Kolonie, wurde er auch angewiesen etwas Schreinerei und Maurerei zu treiben, Künste, die ihn später in seinem vielbewegten Leben von großem Nutzen gewesen sind. Auch mit seinem Herzen scheint Adjai die Neuigkeiten, die er hier hörte, aufgenommen zu haben, denn am 11. Dezember 1825 ward er durch die h. Taufe der Gemeinde zugethan; nach einem englischen Geistlichen empfing er den Namen Samuel Adjai Crowther.

Vier Jahre besuchte er die Schule in Bathurst, da hielt man es für gut, den eifrigen und fähigen Schüler nach England zu weiterer Ausbildung zu bringen. 1826 machte er mit einer Missionsfamilie seinen ersten Besuch in England; in einer Schule zu Liverpool lernte er mit den weißen Knaben in die Wette. Nur wenige Monate dauerte diesmal der europäische Aufenthalt. Man hatte in Sierra Leone selbst Einrichtungen getroffen, den jungen Negern eine weitere Ausbildung zu geben, als die Dorfschule gewähren konnte. In Fourah Bay war ein Seminar errichtet, in das auch der junge Crowther Anfangs 1827 von England zurückkehrend als erster auf der Liste der Schüler aufgenommen wurde, um unter Missionar Haensel seine Studien fortzusetzen. Schon nach wenigen Monaten hielt man ihn für geeignet, als Hülfslehrer die anderen Seminaristen zu unterrichten. In dieser Würde trat der junge Mann im September 1829 in den Ehestand mit Susanna Asano. Von ihrem Lebensweg wissen wir nichts Näheres. Auch sie war im October 1822 aus der Sklaverei befreit; unter den Bevorzugten, die mit Adjai in Bathurst den Abendunterricht genossen, war auch die kleine Asano. Ihr christlicher Name sagt uns, daß auch sie der Gemeinde der Christen angehört. Fürwahr, wenn man auch an diesem ersten Tage eines fünfzigjährigen Ehelebens stille steht, so muß man bekennen, was Menschen böse machten, hat Gott gut gemacht.

Wie viel deutlicher tritt das noch hervor, wenn wir 25 Jahre überspringen und an dem Tage der silbernen Hochzeit uns nach Crowther umsehen! Wir treffen ihn zwar nicht in seinem Hause an, da er auf einer wichtigen Reise begriffen ist, von der nachher die Rede sein muß. Aber wir können uns doch in seinem Hause und Leben umsehen. Wir finden ihn nicht mehr in Fourah Bay, noch in der Kolonie Sierra Leone überhaupt, sondern hunderte Meilen von dort in Abeokuta, einer jungen, aber schon gegen 100 000 Einwohner zählenden Stadt seiner alten Heimat, aus welcher Adjai vor 32 Jahren als Sklave weggeschleppt ist. Das lange von den Foulahs zertretene Land ist einigermaßen zum Frieden gekommen und viele zerstreute Haufen von Egbanegern haben sich bei

einem Felsen Auma an den Ufern des Ogun, der etwa 30 Stunden von da in's Meer mündet, niedergelassen. Abeokuta, d. i. Unter dem Stein, haben sie die Stadt genannt. Die Kunde von dieser Besserung der Verhältnisse ist auch nach Sierra Leone gedrungen und viele Egba, von der Heimatsliebe ergriffen, sind in ihr Vaterland zurückgekehrt. Zuerst sind es solche, die den Segen des Evangeliums nicht hoch schätzen, vielmehr gerne der Zucht der christlichen Kolonie entlaufen; nachher folgen auch andere, ernste und aufrichtige Christen. In der heidnischen Umgebung wird ihnen aber doch klar, daß sie etwas anderes geworden sind, und daß sie ihren neuen Stand nicht werden behaupten können, wenn ihnen nicht christliche Pflege zu teil wird. Sie wenden sich darum an ihre Gesellschaft mit der Bitte um Missionare. Als Antwort auf ihre Bitte sendet dieselbe drei Missionare, welche im Januar 1845 in Badagry eintreffen. Allein bürgerliche Unruhen halten sie noch von Abeokuta fern; erst im August 1846 können sie dort einziehen. Und jetzt 1854 in dem Jahre der silbernen Hochzeit ist dort eine Christengemeinde von 1000 Seelen gesammelt. Das Böse, was Menschen thaten, hat dazu dienen müssen, eine Christenheit in dem Lande der Sklavenkriege zu sammlen.

Einer der drei Missionare, die in Badagry 1845 einzogen, war Samuel Crowther; ihn begleitete Frau Susanna mit den jüngsten Kindern. Noch in dem Jahre seiner Hochzeit war er zum Lehrer in Regentstown ernannt und nachdem er dort 3 Jahre unter Missionar Weeks gearbeitet, nach Wellington versetzt. Von hier berief man ihn 1834 wieder als sog. Tutor an das Seminar nach Fourah Bay. Unter dem Missionar Kissling hat er 7 Jahre lang die jungen Studenten erzogen, bis er zu einem weiteren Arbeitskreise bestimmt wurde. Im Jahre 1841 wurde jene berühmte Expedition auf dem Nigerfluß unternommen, die ein so trauriges Ende nahm. Die Engl. k. Missions-Gesellschaft hatte zwei ihrer Arbeiter mitgesandt; es waren der Missionar Schön und Samuel Crowther. Beide blieben verschont, und Crowther hatte sich so bewährt, daß Schön nach Hause schrieb, wenn man überhaupt einmal Afrika eine Geistlichkeit aus seinen eigenen Söhnen geben wolle, so sei Crowther der Mann, mit dem man einen Anfang machen könne. Darauf wurde Crowther nach England citiert und trat im September 1842 in die Missionsanstalt zu Islington in London ein. Dieser zweite Besuch in England dauerte etwas länger als ein Jahr. Am 11 Juni 1843, 21 Jahre nach seiner Ankunft in Freetown, ward er von dem Bischof zu London zum Diakon und im October zum Presbyter oder Priester ordiniert. Im Dezember war er wieder in Sierra Leone und hielt als der erste Negergeistliche seines

Jahrhunderts vor seinen freudig erregten Landsleuten seine erste Predigt über das Wort: „Es ist noch Raum da.“ Die Predigt war in englischer Sprache gehalten. Als er nach England kam, hatte er ein kleines Manuskript mitgebracht; eine Grammatik und Wörtersammlung seiner Muttersprache, des Yoruba. Seine Gedanken waren darauf gerichtet, daß sie, die befreiten Neger Sierra Leones, in ihrer Muttersprache und unter ihren Völkern das Evangelium zu verkündigen berufen seien. In dem Sinne hatte er den Text gewählt: „Es ist noch Raum da;“ mit solchen Gedanken begann er in Sierra Leone Wochengottesdienste, in welchen er seinen engeren Landsleuten in ihrer Sprache das Evangelium verkündigte. Es versteht sich von selbst, daß dieser Mann gewählt wurde, um neben zwei Europäern das Missionswerk in seinem Heimatlande zu beginnen. Er hatte die Freude, dort am 30. Januar 1845 seine erste Yorubapredigt zu halten. Sein Eifer, sein verständiger Sinn, half vortrefflich mit, daß das Werk voranging. Wenn in dem Jahre 1854 die Gemeinde zu Abeokuta 1000 Glieder zählte, so war es nicht zum wenigsten der treuen Mitarbeit dieses Mannes zu verdanken, der einst dieses Land als Sklavenknabe für immer glaubte verlassen zu haben.

Doch werfen wir noch einen Blick auf die Familie, die doch in erster Linie bei einer silbernen Hochzeit in Betracht kommt. Wir hörten schon, daß nur die jüngsten Kinder Vater und Mutter in die Heimat begleiteten. Wir vermuten, daß die älteren in Sierra Lione geblieben, um dort ihre Schulbildung zu vollenden. Nur die älteste Tochter, nach der Mutter Susanna genannt, hielt etwas anderes zurück. Unter den ersten Schülern, die der junge Tutor Crowther in Fourah Bay zu erziehen hatte, war einer mit Namen G. Nicol; man hatte ihn wie Crowther für würdig gefunden zum geistlichen Amt; er ward der zweite ordinierte Geistliche, und Crowthers älteste Tochter war seine Gehülfin für's Leben und für sein Werk geworden. Auch eine zweite Tochter muß nicht lange nach der silbernen Hochzeit das Haus verlassen haben. In jenem Jahre besuchte der Bischof Vidal Abeokuta; er ordinierte damals zwei Neger, und der eine von ihnen T. B. Macaulay ward Crowthers Schwiegersohn.

Wenn so, wie es zu geschehen pflegt, das Elternhaus leer wurde, so war von einer anderen Seite ein Zuwachs gekommen. Am 3. August 1846 war Crowther mit Missionar Townsend in Abeokuta eingetroffen; kurz nachher, am 21. August, brachte man Crowther eine alte Frau, die in der Nähe von Abeokuta, in Abaha wohnte. Sie brauchten sich nicht lange anzusehen, um zu wissen, daß nach 25 Jahren Mutter und Sohn sich wiedersahen. In dem Almanach Crowthers stand für den Tag

der Spruch: „Du bist der Waisen Hülfe." Das hatte Crowther erfahren, und auch die Mutter hatte von Bewahrung und Errettung zu erzählen. Die Großmutter war gestorben; die Schwestern lebten verheiratet in Abaha; ihnen war es gelungen, die Mutter zu befreien und zu sich zunehmen. Bald darauf konnte Crowther ihnen den gleichen Dienst thun. Bei einem Angriff auf Abaha wurden die Schwestern mit ihrer Familie gefangen genommen. Crowther kaufte sie wieder frei. Afala, die Mutter, zog zu Crowther; Miss. Townsend nahm sie in den Taufunterricht, und am 6. Februar 1848 hatte Crowther die Freude, sie auch durch das Band der christlichen Gemeinschaft mit sich verbunden zu sehen. Sie nahm den Namen Hannah an, als die Mutter ihres Samuel.

Es ist nicht immer so, daß ein Menschenleben immer reicher wird an Früchten, je länger es währt. Man erwartet schon kaum von einem Manne, der seine goldene Hochzeit feiert und wie unser Crowther den Siebzigen nahe ist, daß er noch in voller segensreicher Arbeit stehe. Bei ihm ist das dennoch der Fall. Treten wir noch einmal am Tage der goldenen Jubelfeier zu ihm, so finden wir ihn wieder an einem anderen Ort. Eko, derselbe Ort, wo der neunjährige in der Sklavenkette gelegen und auf das Schrecklichste gewartete hatte, jetzt Lagos, ist der Wohnort des nun 68jährigen. Dort hat er schon die letzten der 12 Jahre gewohnt, welche er mit der Yorubamission verbunden war. Aber seine Augen waren auf eine neue Aufgabe gerichtet; mit einem Iboneger versuchte er die Ibosprache in Schrift zu fassen, wie er es mit seiner eigenen Muttersprache dem Yoruba gethan. Dieses Ibo wird an einem Teil des Nigerflusses gesprochen, den Crowther 1841 zuerst gesehen. Bei der Nigerfahrt dieses Jahres waren 42 Leben geopfert und alle Hoffnungen, daß auf den Wassern des Flusses die Botschaft von Freiheit und Frieden in's Innere Afrikas getragen werden konnten, schienen in diesen Verlusten erstickt. Erst 13 Jahre später 1854 ermannte man sich zu einer neuen Fahrt, und sie fiel ebenso günstig aus, wie die frühere ungünstig verlaufen war. Das hatte man Crowthers gutem Rate mit zu verdanken, der auch diese Expedition begleitet hatte. Jetzt wollte man diese Straße auch dem Missionswerk dienstbar machen, und Crowther ward erwählt, die Arbeit, die ganz Negerhänden anvertraut werden sollte, zu leiten. In Lagos sollte er seinen Sitz haben, und von da hat er Jahr aus Jahr ein seit 1857 den Strom besucht und eine Station nach der anderen gegründet. Damit er nach der Ordnung seiner Kirche alles Nötige thun könne, ist er im Juni 1864 von dem Erzbischof von Canterbury zum Bischof geweiht,

nachdem ihn vorher die Universität Oxford zum Doktor der Theologie gemacht. Unter seiner bischöflichen Leitung ist das Werk so gediehen, daß nun 10 Stationen bestehen, 4 an der Küste, 6 den Fluß hinauf, bis 140 Stunden ins Innere hinein. 1200 Christen sind auf diesen Stationen gesammelt. 26 Neger arbeiten dort, 9 von ihnen außer dem Bischof ordinierte Geistliche. Weil das Werk zu groß, hat der Bischof seit vorigem Jahre zwei Archidiakonen unter sich, von denen der eine den oberen, der andere den unteren Niger beaufsichtigt. Jahr um Jahr mußte der Bischof auf günstige Gelegenheit warten, um zu seinen Arbeitsstätten zu kommen. Im letzten Jahre hat er durch die christliche Liebe ein eigenes Dampfschiff bekommen, und der Henry Venn, so heißt das Schiff, fährt nun den Oberhirten durch seinen weit ausgedehnten bischöflichen Sprengel, noch immer rüstig das Alte zu stärken und Neues zu gründen. Fürwahr aus dem bösen Thun der Menschen hat Gott, wie es jetzt am Tage ist, viel Gutes für ihn und für viel Volk hervorgehen lassen.

Aber kehren wir noch einmal zurück zu ihm selbst. Da freut es mich zu sagen, daß dieser Mann, der so hoch gestiegen ist, doch immer noch mit Joseph sagt: „Ich bin unter Gott.“ Der Neger hat seinen Verstand nicht verloren, seit er Bischof und Doktor der Theologie geworden, seit er mit Männern wie Lord Palmerston verhandelt, Audienz bei der Königin von England gehabt und andere Ehren genossen. Noch jüngst lief ein Brief des Königs von Belgien an ihn durch die Zeitungen. Er ist, wie die welche ihn kennen bezeugen, ein bescheidener demütiger Mann geblieben, und auch in seinen Berichten habe ich nie jene häßliche großsprecherische Art gefunden, die bei Emporkömmlingen oft sich einstellt; sie sind voll Ernstes, nüchternen Verstandes und Einfachheit. Und auch in seiner Familie hat er sich bewährt. Noch immer lebt — wenn sie nicht im letzten Jahre gestorben — seine jetzt wohl hochbetagte Mutter bei ihm. Ich erinnere mich, daß er einmal die Neger von Bonny, die ihre alten Eltern aus dem Wege zu schaffen pflegen, einlud in sein Haus nach Lagos zu kommen. Da würden sie die alte Mutter Hannah finden von allen geehrt und den Kleinen nach ihrer Kraft noch dienend. Seine drei Töchter sind glücklich verheiratet. Allerdings auch das Leid ist eingezogen. Die eine, Frau Macaulay, ist Witwe; ihr Mann, Vorsteher einer höheren Schule in Lagos, starb 1878. Zwei der Söhne sind in guten Verhältnissen; wir erinnern uns einmal gelesen zu haben, daß der Vater Kummer an ihnen gehabt; aber es muß jetzt gut stehen. Daß Josiah und Samuel nicht Geistliche geworden, wird den Vater nicht betrüben. Denn er hat allezeit gezeigt, daß er Wert darauf lege, sein Volk auch in den äußeren

Lebensverhältnissen zu fördern; und wenn dabei die Söhne als La[...] helfen, so wird ihn das freuen. Aber es wäre doch gar zu betrüb[...] kein Sohn in die Fußtapfen des Vaters treten würde. Ein be[...] Theologe hat gesagt, daß es ein Armutszeugnis für ein Pastorenha[...] wenn kein Sohn Pastor werde. Das ist ein hartes Wort; ab[...] Wahrheit ist darin. Daß man bei uns klagt, es fehle an Theologe[...] ist ein Vorwurf gegen die Pastorenhäuser und die Christenhäuser über[...] Nun Crowther hat die Freude, einen Sohn zu haben, der Geistlich[...] Der jüngste, Dandeson Coates Crowther, wurde in die Missionsansta[...] Islington aufgenommen, als der Vater zum Bischof geweiht wurde. [...] er seinen Cursus vollendete, war er noch nicht alt genug um ordinier[...] werden. Er ist dann später ordiniert, hat sich in Bonny unter des Va[...] Augen als Pastor und Missionar bewährt und ist jetzt einer der bei[...] Archidiakonen seines Vaters. Auch ein Enkel, G. G. M. Nicol, [...] ältesten Tochter Sohn, hat im letzten Sommer sein wissenschaftli[...] Examen in Cambridge gemacht und wird wohl jetzt auch ordiniert [...]

Es ist eine Freude, ein solches Leben anzusehen. Mehr als 50 Jah[...] treuen und gesegneten Dienstes, und schon tritt ein zweites und dritt[...] Geschlecht in die Arbeit! Da kommt man leicht auf den Gedanken, we[...] doch überall solche Männer ständen und die armen Weißen das unfreund[...] liche Land meiden könnten! Aber wir müssen doch nicht vergessen, w[...] ist das möglich gewesen? Sierra Leone ist das Mutterland für die [...] Mission und welche Opfer hat das gekostet! In den ersten 20 Jahren fielen dort 53 Missionare und Frauen. In dem Jahre nach Crowthers Ankunft starben von 5 neu angekommenen 4 in 6 Monaten, 1825 in 4 Monaten 2 aus 6, 1826 in einem halben Jahre von dreien 2. Aber man hat diese Opfer nicht vergeblich gebracht. Indem man das Werk mit Kraft fortsetzte, ist man zu solchen Früchten gekommen; nicht daß keine Weißen mehr hinzugehen hätten — Crowther selbst meint, das sei noch lange nicht möglich — aber doch, daß eine große Zahl von schwarzen Mithelfern gewonnen ist und die Arbeiter ihren schönsten Lohn sehen: ihr Werk mit Erfolg gekrönt. Das wird die Aufgabe aller sein, die in Westafrika arbeiten. Die Brüder und Schwestern in Afrika sind vergeblich gestorben, wenn wir ihr Werk liegen lassen oder lässig treiben. Das einzige, was ihr Sterben rechtfertigt, ist, daß es Frucht bringt und das wird nur sein, wenn wir die Arbeit mit aller Kraft treiben. Wir werden dann auch einmal sehen, wie Gott aus diesem Elend des Sterbens einen Wundersieg seiner Gnade und Macht hervorgehen läßt.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. November. 1880.

Aus einem Sommernachtstraum über das Geben.[1]

Auch gute Träume sind eine gute Gabe Gottes. Daß der Herr Hofprediger Emil Frommel zu den Sonntagskindern gehört, denen solche gute Träume gegeben sind, ist manchem Leser schon aus der humoristischen Geschichte von den beiden Feldpredigern bekannt, denen allerlei Träume zu einer schönen Weihnachtsbescherung für die verwundeten Soldaten in den Lazareten Straßburgs verholfen haben. Wer diese Geschichte aber noch nicht kennt, nun, der braucht nur den „Sommernachtstraum über das Geben" zu lesen, den der Herr Hofprediger jüngst geträumt hat und er wird das Traumcharisma desselben bewundern lernen. Glücklicher Mann, dem solche schöne Sachen und feine Gedanken und tiefe Wahrheiten im Traume kommen, wird mancher denken; wenn ich doch auch so träumen könnte! Indes giebt es noch einen besseren Wunsch. Auch die besten Träume sind Schäume, wenn sie sich nicht — erfüllen. Und der Herr Hofprediger ist auch ein praktischer Träumer, denn er träumt für die Wachenden, damit sie seine Traumgesichte realisieren. Zu diesem Zweck reproduzieren wir dieses Orts den Schluß seines Traums; nicht als ob Anfang und Mitte nicht auch des Reproduzierens wert sei — ganz im Gegenteil, es stehen da oft noch feinere Sachen, und wir möchten nur das Verlangen reizen, diese erst recht zu lesen. Aber der Schluß ist doch ganz besonders ein Griff „hinein ins volle Menschenleben" und darum für Geber und — Kollektanten nicht bloß „interessant" zu lesen, sondern höchst praktisch zu verwerten. Und wer weiß, ob sie dann am Ende nicht auch so schön träumen lernen, wenn sie zuvor im Wachen Frommels Traumgesicht recht praktisch exerziert haben. Man sagt ja, daß das, was wir im Schlafe träumen, im Zusammenhange stehe mit dem, was wir im Wachen thun. Doch nun zur Sache.

. . . . „Es wurde still im Saal. Da schob man einen hinauf auf die Rednerbühne, der ganz den Eindruck machte, als hätte er im Leben schon manche Bettelfahrt angetreten. Es war ein Mann in guten Jahren, auf dessen Gesicht eine stille Heiterkeit bei aller Entschlossenheit lag.

„Sie haben," so begann er, „eines von den „„schrecklichen Kindern"", die das aussprechen, was man nicht sagen soll, gebeten. Wolan denn, ich verrate zwar nicht gerne Geheimnisse und Handwerksvorteile, aber

[1]) Von E. Frommel. Mit Erlaubnis des Verf. und Verlegers hier abgedruckt aus dem trefflichen „Daheim-Kalender" pro 1881, der hiemit bestens empfohlen sein soll.

es gehört mit zum Geben, daß man auch guten Rat giebt. Zuerst denn Völlig einverstanden mit dem Vorredner, der den Mondschein pries. Ich halte es auch mit dem Mond, möchte es aber auch mit der Sonne nicht verderben. Wenn unsere Barmherzigkeit dem Mond gleicht, wird sie eben auch immer etwas mondscheinhaftes an sich tragen bei aller Helle. Wir wandeln eben noch nicht im Sonnenglanz. Unser Wissen ist Stückwerk, unser Geben auch. Oder kann man nicht sogar seine ganze Habe den Armen geben, ohne, daß es uns nütze wäre? Also Liebe üben, ohne Liebe zu haben? Das ist doch etwas sehr bedenkliches, und ein großes testimonium paupertatis, ein entsetzliches Armutszeugnis, was auch dem scheinbar größten Reichtum des Gebens ausgestellt wird. Seien wir darum vorsichtig und nachsichtig beim Urteil über das Geben.

Ich ziehe unter den Gebern konzentrische Kreise. Da giebts Leute, die im innersten Centrum stehen. Sie geben aus der Liebe Christi heraus, es sind Pilgrime, die geben als gäben sie nicht. Sie sind weder Sklaven noch Eigentümer, sie sind Haushalter ihrer Habe und Güter. Die Schrift ist ihre magna charta für ihr Geben. „Es kostet viel ein Christ zu sein, sagte mir einmal lächelnd einer von dieser wahren evangelischen „Centrumsfraktion", ja, auch viel — Geld. Es giebt gewisse Sprüche in der Bibel, die für den Geldbeutel äußerst fatal sind. Unter anderen einer wie der: „Gieb dem, der dich bittet und entziehe dich nicht dem, der von dir borgen will." Dieser Spruch hat mich in diesem Jahre schon 27000 Mark gekostet. Aber was hilfts, ich kann ihn doch nicht aus der Bibel herauskratzen." Es ist ein gutes Zeichen an diesen Leuten, daß sie fröhlich sind bei ihrem Geben. In dieser Beziehung halte ich es allerdings mit der Sonne, denn der Mond hat immerhin etwas melancholisches. Es liegt doch Humor im Geben, wenn der alte Flattich seinen neuen Schlafrock*) dem Bettler schenkt, und als ihn seine Frau darüber zur Rede setzt, warum er nicht den alten gegeben, mit aller Gemütsruhe antwortet: „Ach, einen alten hatte der Mann selber." Oder wenn er draußen seinen rechten Schuh im tiefen Moraste im Winter stecken lassen muß, und dann den linken auch auszieht und dazu wirft, wenn im Frühjahr das Eis aufgeht, ein Bettler doch alle zwei bei einander finde. Und der linke konnte ihm nichts nützen, noch der rechte dem Finder. So zog er barfuß nach seinem Dorfe. Bei solchen Leuten ist leicht kollektieren. Ich kam einmal zu einem derselben mit dem Kollektenbuch unter dem Arme. „Aha," sagte der: „Lieder ohne Worte!" Ich faßte ihn gleich und sagte: „Bitte, setzen Sie sie auf Noten!" Er lachte und fuhr fort: „In welchem Takt?" Ich entgegnete: „In Vierteltausendtakt." „Mehr nicht?" „Nein." „Hier haben Sie sie, Glück auf den Weg." Ich ging mit meinen 250 Thalern in Banknoten ab, und die Sache war in wenig Minuten erledigt. — Solche Liebe macht auch erfinderisch. Ich habe von einem Mädchen im Rheinlande gehört, auf dessen Stirne der Todesengel schon seinen Kuß gedrückt, das einst zu seinem am Bette sitzenden Vater sagte: „Ach lieber Vater, sag mir doch, was koste ich dich denn im Jahre?" Der Vater entgegnete: „Liebes

[1]) Nach einer andern Relation: Strümpfe.

Kind, mach dir keine Sorge, du kostest mich nicht viel." „Ach bitte, sag mirs doch, lieber Vater, ich möchte es doch so gern wissen!" „Warum denn?" „Ach sag mirs und dann will ich dir sagen warum!" „Nun," sagte der Vater, „ich will sagen, du kostest mich im Jahre 120 Thaler. Ist das genug?" „120 Thaler," sagte das Mädchen und seine fieberglänzenden Augen leuchteten hell auf — „120 Thaler, ja das ist genug. Sieh, lieber Vater, du weißt, daß ich nicht mehr lange bei dir bleibe. Siehe, wenn ich tot bin, dann sparst du alle Jahre 120 Thaler. Davon kannst du gerade zwei von den Waisenkindern in Mähren ins Waisenhaus thun, das kostet gerade soviel, und du brauchst gar nicht mehr auszugeben als für mich!" — Ja, wie mancher leere Platz im Hause, unter dem Christbaum und im Herzen könnte ausgefüllt werden durch andere! Da weiß man wo man seine Ersparnisse unterbringt. — Solche Leute glauben auch an einen Segen Gottes, sie geben sich nicht arm, sondern reich. Sie haben Vertrauen in die Firma da oben, die noch nie sich insolvent erklärt hat, und mit hundert Prozent zurückzahlt. „Wer dem Dürftigen giebt, leiht dem Herrn" — und wer hätte an Gott einen Borger gehabt, der ihm nicht zurückgezahlt? Eine arme Bäuerin im Schwabenlande hatte unter ihren Apfelbäumen auch welche an der Straße stehen. Da schlugen Buben und Wanderer daran herunter. Man riet ihr darum, sie solle sie abhauen lassen. „Bei Leibe nicht," sagte sie, „was mir die Buben unten abschlagen, hängt mir der liebe Gott doppelt oben hinauf, und was die Bäume an der Landstraße Einbuße haben, das bringen die in der Mitte desto mehr." —

Solche Leute haben auch Ordnung im Geben, und halten sich wohl auch an das Gesetz des alten Bundes als „evangelischen Rat" den Zehnten von allem zu geben. Wer den Zehnten giebt, giebt wenigstens nicht — zu viel. Es wird keinem schwer etwas herzugeben, was man von vornherein nicht als sein ansieht. — Die geben dann auch so, daß sie selbst konzentrische Ringe im Geben ziehen. Zunächst ihren Hausgenossen, ihrer Familie. Es fehlen viele Leute darin, daß sie gerade an armen Verwandten nichts thun oder sehr wenig, während sie nach außen mit vollen Händen geben. Dann kommt die Gemeinde, bis hinaus auch die fernsten Heiden einen Sonnenstrahl empfangen. Wer wahrhaft daheim giebt, der giebt auch nach außen. Aber oftmals steckt nichts anderes hinter der Redensart: „das Hemde ist mir näher als der Rock" — als jener Judassinn, der die Armen vorschützt und das Geld in die Tasche steckt. — Mit solchen Leuten, die im innersten Centrum stehen, ist wie gesagt, nicht schwer zu verhandeln beim Geben. Will's ihnen einmal zu viel werden, so giebts stille Kollektanten, die unangemeldet bei Nacht kommen und bitten. Das sind Bibelworte, die einen nicht schlafen lassen, bleiche Gestalten von Bittenden, die man abgewiesen, die vors Bett kommen und einen durchdringend anschauen.

Der zweite Kreis sind Leute, die mehr aus angeborner Gutmütigkeit geben, sie haben ihre Launen und Stimmungen, Antipathien und Sympathien. Da findet oft ein gutes Wort eine gute Statt. Mir rief einmal einer von diesen zu: „Ja, wo solls denn alles herkommen?" Er

hatte glücklicherweise seinen Geldschrank gerade offen stehen, ich dem
darauf hin und sagte unverfroren: „Da heraus.“ Da lachte der Ma
und gab mir reichlich. Diese Leute muß man auch reden lassen, denn
ist wunderbar, was der Geldbeutel den Menschen beredt macht, sobald m
ihn angreift. Die Leute werden zu Rednern, und über was alles sprech
sie nicht! Über ihr gutes Herz, über die schlechten Zeiten, über die bö
Menschen und ihre Erfahrungen, über ihre Verluste und was nicht alle
Da hab' ich nur das eine mir gesagt: Zeit ist Geld, Zeit rauben hei
Geld rauben und setze dem Redefluß ein jähes Ende, indem ich frag
„Wollen Sie mir was geben?“ Fragen die Leute: „Wieso?“ so sage i
„ja, wenn Sie nichts geben, dann dürfen Sie nichts sagen, wenn S
fünf Groschen geben, dürfen Sie für fünf Groschen reden — nicht vi
freilich, doch etwas, denn meine Zeit ist kostbar; aber für zwanzig Mar
dürfen Sie schon ziemlich viel reden, ich weiß zwar alles schon, möcht
aber für meine Geduld bezahlt sein. Aber reden und nichts geben, da
geht nicht, das ist doppelter Verlust, denn reden kann ich selbst.“ Solchen
Leuten muß man auch die Liebe thun und etwas erzählen von der No
und von der Hilfe. Die wenigsten ahnen ja ihre Tiefe, und ich hab
manche Thräne im Auge solcher Leute gesehen, denen man einen Blick
hinab ins Elend geöffnet hat. Manchmal muß man auch die günstige
Gelegenheit abwarten, und ich frage wohl auch die Leute wenn ich kollek
tiere: „Sind sie heute guter Laune? wo nicht, so komme ich morgen.“
Bei Taufen und Hochzeiten, in der Freude sind sie oft williger zu geben,
da bedarf es oft nur eines Wortes und die Teller füllen sich. Ich habe
schon manchmal gewünscht, ein Improvisator zu sein, der fließend in Versen
sprechen könnte zur Guitarre und den Leuten das Geld heraussingen. Ich
habe immer gefunden, daß die Leute viel fröhlicher geworden sind, wenn
sie gegeben haben. Die Liebe macht erfinderisch, ich habe einmal ein
Rätsel aufgegeben und mich erboten, wenns einer rate, für die Sache,
für die ich bat, zehn Mark zu geben, wenns die andern nicht rieten, solle
jeder eine Mark Buße bezahlen. Ich habe 24 Mark geerntet, und die
Leute gaben alle gern. Ein andermal habe ich einer Frau etwas Schönes,
ein persisches Kleinod versprochen, wenn sie mir zehn Mark gäbe. Sie
gab sie mir, und ich sagte ihr den persischen Spruch: „Als du geboren
wardst, weintest du und es freuten sich die, die dich in den Armen hiel-
ten — schaffe, daß wenn du stirbst, du dich freust und die andern, die
dich in den Armen halten, weinen.“ „Zehn Mark ist der Spruch wohl
wert,“ sagte die Dame. Aber auch mit etwas frischem Humor muß man
an die Leute gehen. Mir sagte einmal jemand: „Ich weiß nicht, zu mir
kommt aber auch jeder, seit ich einem Vereine gegeben habe, kommen sie
alle.“ Ich fragte ihn: „Haben Sie je die Spatzen wohin fliegen sehen,
wo sie nichts kriegen? nein. Aber, wo man einem das Fenster öffnet
und ihm ausstreut, da sind flugs zwei und drei und dreißig da, als wollten
sie einander ins Ohr klappern: Du, da gibts was.“ Greif die Not an
und sie wird von allen Seiten kommen. Es ist kein schlechtes Zeichen
für einen Fürsten, wenn in seinem Audienzzimmer viele Petenten sind.

Es kommt nun ein dritter Kreis, das sind schwierigere Leute. Sie

geben Ehren oder Schanden halber, aber sie wehren sich. Ich bin nun nicht dafür, daß man nicht wenigstens ihnen die Gelegenheit giebt, Gutes zu thun, und denke immer mit dem seligen Fliedner: „es geschieht den Leuten eine Wohlthat, die sie jetzt nicht wünschen, für die sie aber später danken.“ Da darf man denn mitunter auch etwas deutlicher werden. Ich denke mir, daß unser Herr Gott mancherlei Kostgänger habe und in der Arche Noäh nicht lauter fromme Tauben, die einen Ölzweig bringen, sondern auch schwarze Raben, Gimpel und Nachteulen gewesen, wie auch in Petri Netz nicht lauter Forellen, sondern auch Stockfische gewesen sind. Da giebt mancher eben nur, damit andere noch mehr geben müssen, und viele Gaben kommen mir vor, wie wenn einer dem andern einen Rockhenkel schenkt und sagt: „Laß dir einen Rock daran machen.“ Andere ziehen die Leute fröhlich aus, aber die Haut, die sie ihnen abgezogen haben, hängen sie im Tempel Gottes auf. Aber, wie gesagt, man muß beim Kollektieren denken: „du thust ihnen eine Wohlthat.“ Sie haben Gelegenheit ein reelles Geschäft zu machen mit der besten Firma, das muß man doch ihnen anbieten. Ja, noch mehr, ich handle da nach der veralteten Theorie der Blutentziehung. Da nahm man im Frühling den vollblütigen Leuten das Blut und die Aderlaßmännchen standen im Kalender. Ich denke mir, die geringste Blutentziehung ist der sogenannte Baunscheidtismus oder Lebenswecker, der nur mit etlichen Spitzen die Haut ritzt. Das sind die paar Groschen, die man giebt. Die zweite Art ist der Schröpfkopf, der schon weher thut und die Haut gehörig affiziert, da geht es schon an die Marke und Thaler. Der dritte ist der Blutegel, der festsitzt, und schon das bessere Blut nimmt, die dauernden Kollekten und Hilferufe, und der letzte ist der Aderlaß, die großen Gaben, da gehts ans Herz, wie bei einem Kirchbau. Aber den Leuten wird darnach wohl, und sie sind vor dem Schlagfluß behütet. So bin ich denn ein Wohlthäter mit meinem Kollektieren. Ich habe mir dafür die Devise eines alten freiherrlichen Geschlechts zugelegt, die heißt: „Gottesfürchtig und dreist,“ denn wenn man kollektiert, gehört das letzte auch dazu. Ich denke mir, es geht manchmal in eine Löwen- und Bärenhöhle, da ists schon gut, wenn man vom Helden David lernt, von welchem im Sirach steht: „David ging mit Löwen um, als scherzte er mit Böcklein und mit Bären, als mit Lämmern.“ Gut auch, sich vorher einer guten Fürsprache zu versichern, notabene nicht von Menschen, sondern von dem, von welchem es heißt: „Aber der Herr sprach in der Nacht mit Laban: Rede nicht anders denn freundlich mit Jakob.“ Gott kann selbst uns ein Loch im Menschenherzen vorbohren, in welches wir leicht den Nagel hineinschlagen können. Ich habe manchmal da bekommen, wo ich nichts erwartete. Da darf man auch manchmal den Leuten etwas vom Glöcklein des Todes und der Ewigkeit vorläuten, und ihnen sagen, daß sie doch nichts mitnehmen können. Eine Gemeinde schenkte einst zum fünfzigjährigen Jubiläum ihrem teuren und verehrten Pfarrer einen — Grabstein, darauf stand geschrieben: „Hier ruht unser treuer, langjähriger Seelsorger Herr — — —, geboren — —, gestorben —.“ Der Kirchenrat schleppte den Stein herein und war sich seiner christlöblichen Absicht wohl bewußt;

der würdige Pfarrherr im Augenblick gewiß weniger. Doch, als sie
erklärt, der Stein besage: Ihr lieber Pfarrherr möge nicht von
ziehen, sondern bei ihnen bleiben bis ans sanftselige Ende — da
stand er der Gabe dunkeln Sinn. Nun wohl, wie wärs, wenn
jedem Menschen gleich vor seine Hausthür den Grabstein setzte und
schriebe: „Hier ruht der treue Gatte, der sorgsamste Vater, der
thäter der Armen und Beschützer der Waisen — Herr so und so —
dieser Mensch alle Tage daran vorüber ginge und den Stein ansch
und sich prüfte, ob's wahr wäre? Ach, viele Menschen machen den
mehr Freude mit ihrem Tod als mit ihrem Leben! Siehe, wes
sein, was du gesammelt hast? Antwort: „lachender Erben.“ Dar
sagte ich einmal in einer großen Versammlung, ich würde am liebsten,
ich bei ihnen kollektiere, immer zuvor eine Stunde ins Totenreich
und dort die alten Firmenhäupter fragen: „Wie viel soll deine
so und so auf Erden zeichnen, daß sie nicht kommen an deinen Ort?“
Ich würde manchmal gewiß hören: Ach, sage ihnen Tausende. Dar
sagte mir ein Herr, „hören Sie, mir hat's gegruselt bei Ihrer Rede.“
Ich antwortete ihm: „Das wollte ich gerade, das soll ihnen wohl thun.“

Und wenn Sie nichts bekommen, so geben Sie selbst solch armen
Leuten etwas. Hinterlassen Sie ihnen ein Wort des Ernstes, der Liebe,
einen Stachel, den sie nicht los werden können. Ein Gleichnis vom Geben
hat uns der Herr hinterlassen, ein rechtes Kreuz für die Ausleger, das
ist das Gleichnis vom ungerechten Haushalter. Es ist gut, daß das
Gleichnis so viel Deutungen zuläßt, da kann's jeder auf seine Art deuten.
Schließlich kommt doch das praktische Wort unverschleiert heraus: „Machet
euch Freunde mit dem ungerechten Mammon.“ Wie's einer
macht, da sehe er zu, aber doch nur solche Freunde, „die euch aufnehmen in die ewigen Hütten.“

Der Mann hatte geendet, der Morgen graute, die Gestalten wurden
immer blässer und ein feierlicher Gesang von leisen Stimmen durchströmte
den Saal. Mir wars als hörte ich noch die letzten Töne eines Liedes:

Über Nacht, über Nacht
Kommt still das Leid,
Und bist du erwacht,
O traurige Zeit!
Du grüßest den dämmernden Morgen
Mit Weinen und Sorgen.

Über Nacht, über Nacht
Kommt still das Glück,
Und du bist erwacht,
O selig Geschick!
Der düstere Traum ist zerronnen,
Und Freude gewonnen.

Über Nacht, über Nacht
Kommt Freud und Leid,
Und eh du's gedacht
Verlassen die beid,
Und gehen dem Herrn zu sagen,
Wie du sie getragen.

Über Nacht, über Nacht
Da kommt der Tod,
Ach, hast du's bedacht
Im Morgenrot?
Du wirst nicht erbeben
War Liebe dein Leben.

Da wachte ich auf, alles war leer im Saal. Ich trat heraus und eilte
heim und schrieb diesen Sommernachtstraum.“

Mitfolgende Zeichen.

Zu diesem auch an Thatsachen aus der Mission der Gegenwart
reichen Kapitel lieferte Missionar Schmoll aus Talatscheri in Indien auf

m diesjährigen Jahresfest der Baseler Missionsgesellschaft folgenden
uen Beitrag. „Als Bruder Müller in Talatscheri seine Kirche baute,
ar ein hoher, heidnischer Beamter so erbost darüber, daß er alles aufbot,
en Bau zu hintertreiben. Etliche Missionare gingen zu dem Manne,
m ihm Vorstellungen zu machen, und nach vielem vergeblichem Zureden
ief ihm einer noch zu: „Es giebt einen gerechten Gott. Irret euch nicht,
Gott läßt seiner nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten.“
Der Beamte sprengte nun in der ganzen Stadt das Gerücht aus: drei
Missionare seien vor ihm niedergefallen und hätten seine Füße um-
lammert, aber umsonst. Man werde bald sehen, wer mehr vermöge,
Jesus Christus oder er. Nach etlichen Tagen schwollen dem Manne die
Füße auf; es bildeten sich böse Geschwüre, und in kurzem starb er unter
großen Qualen. Selbst Heiden und Muhammedaner besprachen lange
dieses auffallende Ereignis; manche sagten, der Missionar habe den Mann
verflucht, andere aber gaben Gott die Ehre. Über alle aber kam eine
heilsame Furcht. Wir sehen aber daraus, daß der Herr sich nicht unbezeugt
unter uns läßt und, wo es sein muß, sein Wort auch durch mitfolgende
Zeichen bekräftigt.“ („Bericht über die religiösen Jahresfeste in Basel vom
28. Juni bis 2. Juli 1880.“ S. 31).

Ein Heide gründet eine Missionsschule.

„Unsere große Parsischule mit 9 Lehrern und c. 225 Schülern
— erzählte derselbe Missionar — ist aus einem nicht gehaltenen Festessen
entstanden. Als nämlich nach der indischen Meuterei im Jahr 1857 die
Herrschaft der ostindischen Kompagnie über Indien an die Königin Vik-
toria überging, wurden zur Feier des Ereignisses da und dort große Fest-
essen gehalten. In Talatscheri wollte ein Parsikaufmann zu Ehren des
Tages allen Europäern ein Mahl geben, dessen Kosten er auf 3000 Mark
veranschlagte. Die Sache mußte ihn aber doch nicht so ganz befriedigen,
denn er beriet sich mit dem Missionar über die Zweckmäßigkeit dieses Fest-
essens und entschied sich schließlich zu einer nützlicheren Verwendung seines
Geldes. Er wollte eine Schule gründen und händigte dem Missionar die
3000 Mark ein. An Stelle des Festessens fand die Grundsteinlegung zu
einer Schule statt. Aber die innerliche Freude über die nützliche Anwen-
dung seines Geldes erweiterte das Herz des Parsi noch mehr, und er gab
noch weitere 3000 Mark für denselben Zweck. Bald darauf zog er über
Land; die Schule aber wurde eröffnet und arbeitet bis heute in großem
Segen. Manche schöne Stunde hat mir der Religionsunterricht bei den
heidnischen Jünglingen und Knaben bereitet und manche ermutigende Er-
fahrung durfte ich machen, so daß mir das Scheiden davon im letzten
Frühjahr keineswegs leicht wurde. Etwas Liebliches war mir noch auf
die letzten Tage vor meiner Abreise im letzten März aufbehalten. Eines
Tages fuhr eine Kutsche in meinem Hofe vor, und drei Parsiherren stiegen
aus. Der älteste unter diesen wurde mir als der Gründer der Parsi-
schule vorgestellt. Ich war sehr erstaunt, denn ich hatte den Mann längst
für tot gehalten. Er sagte mir nun, er sei aus dem fernen Meisur ge-

kommen, um vor seinem Tode seine Schule noch einmal zu sehen. I
konnte ihm nun recht viel von dem reichen Segen und Wachstum d
Schule erzählen. Da füllten sich die Augen dieses Heiden mit Thr
und er drückte mir immer und immer wieder die Hände und dankte
alle die Mitteilungen" (Ebend. S. 33).

Sind die Heiden glückliche Naturkinder?

Es gab eine Zeit, da schwärmte man in Europa für viele kultur
Heidenvölker, als befänden sie sich in einem Zustande paradiesischer Glü
seligkeit und erklärte die Mission unter ihnen für eine überflüssige, ja f
eine schädliche Sache, da sie diese paradiesische Glückseligkeit nur zerstö
Seitdem hat sich ja freilich das Blatt sehr gedreht. Man hat die unsch
digen und glücklichen Naturkinder genauer kennen gelernt und jetzt gi
es nicht wenige Leute, welche erklären, diese kulturlosen Heiden stünden
tief, daß eine Mission unter ihnen eine ganz und gar hoffnungslose un
vergebliche Arbeit sei. Dennoch spukt der alte Wahn noch immer in
manchen Köpfen. Um ihn zu zerstören, teilte Missionar Bohner von
Abokobi auf der Goldküste, der durch einen mehr als 16jährigen intimen
Umgang mit den dortigen Negern die Leute ziemlich gründlich kennen ge-
lernt, aus seiner Erfahrung einige Thatsachen mit, die den Beweis liefern,
wie überaus unglücklich das Negervolk ohne das Christentum ist.

„In das Negerdorf Saimang kam ich 1867 zum ersten mal, und
wurde bei diesem meinem Besuche gar freundlich von zwei alten, ehrwür-
digen Männern empfangen, ja sogar zum Abschied mit einem Huhn be-
schenkt. Später kam ich noch öfters in diesen Ort, traf aber die beiden
Männer nie wieder. Im vergangenen Jahr konnte ich aber ihr Schicksal
erfahren. Es haben sich nämlich zwei Leute aus genanntem Ort zur
Taufe gemeldet, worunter auch der Sohn jenes einen der Alten, und nun
erfuhr ich folgendes:

Der eine der beiden genannten Alten war der erste Sklave des
Dorfbesitzers und hieß Tete. Er war ein überaus treuer Mann, und
half seinem Meister so fleißig arbeiten, daß dieser mit dem gewonnenen
Verdienst eine große Anzahl Sklaven kaufen konnte. Als Anerkennung
dieser seiner treuen Arbeit trat ihm sein Meister später einen Teil seiner
Frohnden ab, d. h. hie und da mußten sämtliche Sklaven statt auf den
Feldern des Meisters auf dem Acker dieses ihres Ober- oder Mitsklaven
arbeiten, was vielleicht unter ihnen Anlaß zu Neid und Mißgunst gab.
Nun ist eines bei den Heiden eigentümlich. Ich kann mich täglich unter
hunderten oder tausenden von Menschen bewegen, ohne daß ich denke, der
oder jener hasse mich. Ich setze vielmehr die Liebe voraus, und glaube,
daß die meisten Menschen unter dieser oft unbewußten Voraussetzung sich
durchs Leben bewegen. Beim Neger ist aber das Gegenteil der Fall:
er glaubt, jedermann hasse ihn. Und wenn der Neger seiner
gutmütigen Natur nach dieses auch je vergessen sollte, so würde er fast
täglich durch Fetischwahrsager oder Fetischamuletten-Verkäufer daran erinnert.
Diese verkaufen die seltsamsten Amulette der Welt. Da soll das eine den

bösen Blick des Feindes abwenden, ein anderes das verleumderische oder fluchende Maul unschädlich machen, ein drittes soll sogar ermächtigen, dem Feinde eine tötliche Krankheit beizubringen 2c. 2c. Diese Fetischmänner merkten nun, daß in dem Dorfe Saimang ein fruchtbarer Boden für sie sei. Sie machten im Geheimen dem Obersklaven Tete klar, daß man ihn hasse, rieten ihm, sich gegen diese Hasser zu schützen und verkauften ihm zu diesem Zweck eine Anzahl Amulette. Dieses war Vorarbeit. Neben Tete war noch ein anderer angesehener Sklave, der Leibdiener des Meisters, von ihm „der kleine Schutzgeist" genannt. Dieser war verheiratet, hatte aber das Unglück, daß keines seiner Kinder am Leben blieb. Wie jedermann, so rief auch er die Fetischmänner zur Hilfe, und diese, von den andern Sklaven schon längst bestochen, erklärten, der Obersklave bringe aus Neid die Kinder des kleinen Schutzgeistes um. Nun wurde ersterem von letzterem der Prozeß gemacht und er wurde beim heidnischen König an der Küste verklagt. Man belegte Tetes Amulette mit Beschlag und zeigte sie als Beweis seiner Schuld vor, und da auch solche sich darunter befanden, die den Besitzer ermächtigen, seinen Feind aus dem Weg zu räumen, so wurde er — mir nichts dir nichts — zum Tode verurteilt. Er sollte in die See versenkt werden. Als Scharfrichterlohn wurde vom Kläger 80 Mark an Geld, 20 Liter Branntwein und ein Schaf verlangt. Der Gegner aber wollte dieses nicht zahlen, nahm sich eine Ausrede und ging auf sein Dorf in den Busch. Tete lag während der Zeit im Hofe des Häuptlings, die eine Hand an einen Baumklotz festgeklammert. Als dieser sah, daß der kleine Schutzgeist nicht wiederkam, ließ er den armen Gefangenen samt dem Holzklotz auf die Dunghaufen vor die Stadt hinauswerfen. Dort lag er Tag und Nacht. Er hatte einen Sohn, Namens Sai (der jetzige Taufkandidat); dieser schlich sich hie und da heimlich zu ihm, und brachte ihm etwas zu essen. Als man das merkte, schickte man den Sohn sogleich aus dem Land. Tete aber kroch nun mit dem Bauklotz mühsam auf den Misthaufen herum, um zu sehen, ob er nicht noch etwas Genießbares finde. Freche Stadtbuben machten sich oft ein Vergnügen daraus, mit Steinen nach ihm zu werfen, bis man ihn eines Tages tot vorfand. Wäre sein Sohn nicht ein paar Tage früher nach Hause gekommen, dann wäre ihm sicher kein Begräbnis zu Teil geworden. Daß Tete ein Mörder gewesen sein soll, glaubt keiner, der die dortigen Verhältnisse kennt. Er gehörte zu den vielen Opfern, die da, wo noch das Urheidentum besteht, täglich auf diese Weise fallen.

So erging es dem einen meiner Freunde. Dem andern erging es ähnlich. Er war ebenfalls Sklave. Sein Meister starb vor ihm, und dessen einziger Sohn war aus mir unbekannten Gründen abwesend. So starb der Alte allein. Er hatte aber Schulden, und wegen dieser wagte niemand ihn zu beerdigen, da nach den alten heidnischen Gesetzen derjenige, welcher einen Toten begräbt, auch seine Schulden bezahlen muß. So blieb der Tote liegen und vermoderte in seinem Schlafgemach!

Joseph Mensa, ein jetziger Bürger von Abokobi, hatte das Unglück ohne es zu wollen, einen Menschen auf der Jagd zu erschießen. Würde nun ein solcher Fall genau untersucht und der etwa dabei obwaltende

Leichtsinn gerichtlich bestraft, wer wollte etwas dagegen einwenden? Eine solche Untersuchung findet aber nun nicht statt, sondern der Thäter wird bestraft, ob schuldig oder unschuldig. Nach altem Herkommen hat die Familie eines solchen Mannes nicht allein die sehr teure Totenfeier des Verunglückten zu bezahlen, sondern auch 7 Sklaven als Ersatz zu liefern. Dies ist aber eine so unerhörte Summe Geld, daß schon die dänische Regierung einzugreifen sich genötigt sah. Dieselbe setzte aber immerhin die Zahl der zu liefernden Sklaven auf zwei an. Nun hatte also Mensa das Versehen, einen Mann auf diese Weise zu erschießen, und die Folge war, daß nicht allein er, obgleich Vater von mehreren Kindern, sich verpfänden mußte, sondern auch die beiden Kinder seiner Schwester das gleiche Los teilten. Dies ging aber der Schwester so zu Herzen, daß sie wahnsinnig wurde, und es auch bis zur Stunde blieb. Diesem Unglück folgte bald ein zweites: Mensas Frau starb, es gab Doktorrechnungen und Begräbnisunkosten zu bezahlen. Wo aber Geld hernehmen? Zum Glück war zu dieser Zeit Mensas älterer Bruder bereits Christ geworden. Dieser schaffte Rat und verhinderte dadurch, daß nicht auch noch das nicht einmal 7 Jahre alte Söhnchen ebenfalls Sklave geworden ist.

In dem gleichen Ort, von welchem Joseph Mensa gebürtig ist, taufte ich ein Ehepaar, das vor der Taufe 4 seiner Kinder tötete, weil es sogenannte „Sechsfingerkinder" waren. Es kommen nämlich hie und da Kinder auf die Welt, die neben dem fünften kleinen Finger einen sechsten haben. Statt diesen durch eine Operation zu entfernen, wird ein solches armes Kind ersäuft, so will es die Sitte.

Auf meiner letzten Predigtreise übernachteten wir bei den Verwandten eines der Mitreisenden. Derselbe traf da eine Schwester als Witwe, die ihm erzählte, was Schreckliches sie während der Krankheit ihres Mannes von den Fetischmännern auszustehen hatten. Dieselben erklärten, es liege ein Fluch oder Bann auf der Familie und dieser könne nur dann gehoben werden, wenn die ganze Familie ihren eignen Auswurf wieder einnehme!

In der Stadt La giebt es einen Fetisch, dessen Priester das Recht hat, jeden Toten, der in seiner vierwöchentlichen Festzeit stirbt, zu beerben, und das thut er in einer solchen abscheulichen Weise, daß er auch den letzten Fetzen Zeug zur Bedeckung wegnimmt und der Leichnam ohne Sarg und ohne alles wie ein Vieh verscharrt werden muß.

Ein anderer Fetisch in der gleichen Stadt verlangt, daß ihm alle Frauen, die in Kindesnöten sterben, geopfert werden. Kaum hat eine solche Unglückliche den letzten Atemzug gethan, als sich auch schon des Fetisches Schergen einstellen, die Tote vor die Stadt in ein Gebüsch werfen, dort einen gewissen Teil von der Leiche trennen und denselben dem Fetisch an seinen Topf hinbinden. Die Hinterlassenschaft der Frau gehört ebenfalls dem Fetisch" (Ebend. S. 35 ff).

Was ein Krüppel für die Mission that.

Auf dem oben erwähnten Baseler Jahresfeste erzählte Pfarrer Nagel aus Neuchatel folgende Geschichte: „Wenn ich mich frage, was könnte

denn ein jedes von uns für das Missionswerk thun, so kommt mir eine andere Erinnerung. Ich habe schon öfters die Freude gehabt, hier von Kindern zu reden. Diesmal sei mir erlaubt, von einem Krüppel zu reden, der auch einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, und der, wenn er auch nur ein armer Krüppel war, zu uns allen ohne Ausnahme ein Wort zu sagen hat. Dieser teure Mann (aus der welschen Schweiz) war schon vor 8 Jahren seit 6 Jahren bettlägerig und zwar so, daß er kein Glied rühren konnte, nicht einmal den Kopf konnte er drehen, nur seine tiefblickenden, leuchtenden Augen sprachen davon, daß er noch lebend sei. Aber diese Augen und den Frieden und das Glück, welche daraus strahlten, hat keiner vergessen, der hineingeblickt hat. Nun vor 8 Jahren kam eine kleine Missionsschrift: „Die Heidenbotin für die Kinder" in seine Hände, oder nicht in seine Hände, er konnte sie ja nicht in die Hände nehmen, aber Freunde kamen und lasen ihm aus dieser monatlichen kleinen Zeitschrift vor. Nach einigen Monaten spricht er plötzlich zu einem Freund: „Freund, wollen wir denn nichts thun? Die Kinder machen sich auf, die Kinder werden Adoptiv-Väter und -Mütter für die Heidenkinder, was machen wir? Es muß anders kommen, wir müssen auch etwas thun; schreibe!" Und er diktiert ihm einen Aufruf an einen Kreis von Freunden. Ich trage diesen Aufruf stets in meiner Tasche mit mir und es macht mir immer viele Freude, ihn vorzulesen. Nun da stehts ganz einfach und schlicht geschrieben: „Lieben Brüder, alle, die ihr ein Herz habt für das Gute, ihr höret ja von Monat zu Monat sprechen von den Missionsunternehmungen und von dem Los der Heiden. Ach, wollen wir denn so fortfahren, daß wir nie Hand ans Werk legen? Nein, das kann nicht so fortgehen, es muß jeder von uns auch etwas dazu thun. Nun, ich frage jeden, der monatlich 30 Centimes zu geben hat, ob er nicht mit uns in einen Bund treten wolle, um regelmäßig 30 Centimes, alle Jahre also 3 Fr. 60 Cts. für das Missionswerk zu geben und den Herrn fleißig bitten, daß er aus diesem kleinen Werke ein großes machen wolle. Vielleicht können wir auch, wenn die Zahl der Geber sich mehrt, es dahin bringen, daß wir hie und da ein Adoptivkind aufnehmen."[1]) Das Ergebnis des Aufrufs war, daß ein Verein sich bildete, welcher zwei Adoptivkinder und manchmal selbst drei aufnehmen, also gegen 300 Fr. alljährlich geben konnte. Das Werk ging fort und dauert heute noch. Der Krüppel selbst ist hinüber gegangen in die andere Welt. An einem Himmelfahrtstag ist er hinaufgegangen; er hatte noch seine Mutter verloren und seinen Pfarrer, den er so lieb gewonnen hatte; und an einem Himmelfahrtstage, während der Jungfrauenverein liebliche Lieder sang, entfloh seine Seele. Aber dieser 42 Jahre alte Mann, der kein Glied rühren konnte, war ein Prediger für die ganze Umgebung, und niemand kam an sein Bett, ohne tief gerührt zu werden, und einen wahren, belebenden Segen von dem Frieden zu empfangen, den ein Herz in Jesu findet. Nun, ist jemand

[1]) Diese „Adoptiv-Kinder" sind Zöglinge der Knaben- und Mädchen-Anstalten der Basler Mission auf den verschiedenen Missionsgebieten. Nicht wenige dieser Anstaltskinder haben in der christlichen Heimat ihre „Adoptiv-Eltern", welche die jährlichen Kosten für sie aufbringen.

hier, der noch elender wäre, als dieser Krüppel und der weniger thun könnte, als er? Es ist ein Missionssinn in der ganzen Gegend erweckt worden durch ihn; die Lehrer und Lehrerinnen haben sein Werk aufgenommen und treibens mit Mut und Beharrlichkeit fort und werdens nicht wieder zurückgehen lassen, denn das Andenken an jenen seligen Freund bleibt im Segen bei ihnen. Wir können, wir wollen solches auch versuchen, nicht wahr, lieben Freunde? und wir könnens um so mehr, weil wir ja einen so großen Heiland haben. Es kam ein Pfarrer zu einem alten Fräulein, auch in der welschen Schweiz, und fragte sie: „Sind Sie die Susanne mit dem großen Glauben?“ Ihr Glaube war nämlich berühmt. Da sprach sie: „Ich weiß nicht, ob ich die Susanne mit dem großen Glauben bin, aber das weiß ich, daß ich die Susanne mit dem großen herrlichen Heiland bin.“ Ja, Freunde, wir haben einen großen, herrlichen, gnädigen Heiland, laßt uns auf ihn trauen und alles versuchen und alles ins Werk setzen in seinem Namen für sein Reich und zu seiner Ehre. Amen!“ (Ebend. S. 57 ff).

Ein tamulisches Sprichwort.

„Wenn eine Frau zankt, zittert die Erde; wenn zwei Frauen zanken, fallen die Sterne vom Himmel; wenn drei Frauen zanken, trocknet das Meer aus; wenn vier Frauen zanken — kann dann die Welt noch bestehen?“ (Ev.-luth. Missionsbl. 1880 S. 168). Notabene: gilt nur von den tamulischen Frauen.

Ein Brand aus dem Feuer gerissen.

Auch mancher in die Ferne verschlagene verlorne Sohn aus der alten Christenheit hat schon durch Hilfe der Mission leibliche und geistliche, zeitliche und ewige Rettung gefunden. Missionar Nommensen, einer der gesegnetsten Arbeiter der Rheinischen Mission unter den Battas auf Sumatra, erzählt im „Barmer Missionsblatt“ (S. 60) eine Geschichte, die er auf seiner Urlaubsreise in die Heimat im Frühlinge dieses Jahres zu Padang erlebte, wo er sich einzuschiffen gedachte, und die einen neuen Thatbeweis dafür liefert, zu wie großem Segen oft die Mission den christlichen Fremdlingen in der Zerstreuung gereicht.

„Als ich eines Abends mit Herrn L. einen Besuch machte, traf ich den Richter, der uns mitteilte, es solle in drei Tagen ein Soldat erschossen werden. Gleich hieß es in meinem Innern: Jetzt weißt du, weshalb du zwei Monate zu früh hast nach Padang kommen müssen. Ich bat um Erlaubnis, den Soldaten besuchen zu dürfen, und erhielt sie auch. Ich fand einen jungen, 22jährigen Menschen, der aussah, als wäre er erst 18 Jahre alt, seit seinem 16. Jahr Soldat, aber ein armes, betrogenes Geschöpf. Schon zwei Jahre hatte er im Gefängnis zugebracht. Der arme Mensch war fast in Verzweiflung. Er wußte, daß er in drei Tagen sterben mußte und konnte und wollte es doch nicht glauben, suchte immer noch nach einem Ausweg, sein Leben zu fristen, denn so mit seinem schuldbeladenen Gewissen in die Ewigkeit zu gehen, das war ihm ein furchtbarer

Gedanke. Er haßte alle, die ihn verklagt und gerichtet hatten. Ein Gnadengesuch, das er eingereicht, war zurückgewiesen worden. Nachdem ich ihn nun sein ganzes Herz, seinen ganzen Groll hatte ausschütten lassen, fragte ich ihn, ob er auch noch Eltern habe und ob er wohl noch mal an seine Mutter denke. Er bekannte, daß er das schon seit lange nicht mehr gethan habe, früher dagegen wohl. Ich erfuhr dann weiter von ihm, daß sein Vater vor sieben Jahren Psalmen singend gestorben sei, daß seine Mutter, eine fromme betende Witwe, wahrscheinlich noch lebe. Ich fragte ihn, ob er wohl glaube, daß seine Mutter ihn noch lieb habe und für ihn bete. Ja, sagte er, und fing dabei bitterlich an zu weinen; seine Eltern hätten ihn immer zum Gebet angehalten, er habe auch viel Gebete gelernt, aber leider alle vergessen, denn seit er Soldat geworden, habe er alles von sich geworfen, nicht einmal das Vaterunser könne er jetzt noch.

Ich sagte ihm nun, daß ich vom Herrn Jesu zu ihm gesandt worden sei um der vielen Bitten seiner frommen Eltern willen, um ihm im Namen Jesu und um seines Blutes willen Gnade bei Gott anzukündigen, wenn er willens sei, die Bedingungen, die Gott dem Sünder gestellt, anzunehmen. Genug, der Herr gab Gnade zur Buße und zum Leben und Glaubensfreudigkeit, zuerst schwankend, dann aber in der letzten Nacht in solchem Maße, daß er keine Worte finden konnte, sie auszusprechen. Allen Feinden vergebend, alle um Vergebung bittend, seine Kameraden zur Ordnung ermahnend, und das Christentum und die Gnade Gottes preisend, verbrachte er die letzten Stunden seines Lebens.

In Mitten der Soldaten marschierte ich dreiviertel Stunde weit an seiner Seite hinaus zum Schießplatz. Er blieb froh und grüßte nach allen Seiten. Auf dem Schießplatz angekommen, bat er um Erlaubnis, zu den Offizieren und dann auch zu den Soldaten zu reden. Darnach betete er, vor mir stehend, vor der Front von einigen tausend Soldaten und der halben Stadt Padang, laut das Vaterunser und ein kurzes Gebet, das ich ihm aufgeschrieben, es hieß: Herr Jesu, erbarme dich meiner, vergieb mir alle meine Sünden um deines Blutes Willen. Darnach reichte er mir die Hand und bedankte sich, dann entblößte er seine Brust ganz ruhig, ohne zu zittern, und ließ sich die Augen verbinden. Währenddem kamen schon die sechs Schützen mit gespanntem Hahn heran. Als das Tuch gut festgebunden war, kniete er hin, nahm das neue Testament offen zwischen seine Hände und hob dieselben zum Himmel empor, warf den Kopf in den Nacken und blickte nach oben. Man gab mir einen Wink und ich trat zur Seite, und in dem Augenblick empfing er so in dieser betenden Stellung die sechs Schüsse auf einmal und sank zusammen, ohne auch nur zu zucken. Die Stelle des Neuen Testaments, die ich ihm hatte aufschlagen müssen: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, war mit seinem Blut bedeckt.

Das Sterben dieses Mannes hat auf die Bevölkerung einen ganz außerordentlichen Eindruck gemacht. Der Oberst kam zu mir, um sich zu erkundigen, wie es doch möglich gewesen sei, daß dieser widerspenstige Soldat sich so mutig benommen habe. Er bedankte sich und ebenso bekam ich vor einigen Tagen ein Dankschreiben vom Colonel (General). Daran

liegt mir natürlich nichts, aber man sieht doch, daß die Sache bei den Herren Eindruck gemacht hat. Es scheint, daß die Strafe im allgemeinen beim Publikum für zu hart angesehen wurde, indes war sein Gnadengesuch abgewiesen worden. Ich schickte auch noch ein Telegramm an den General-Gouverneur nach Batavia um Veränderung der Strafe, aber die Antwort lautete, es sei nichts mehr zu machen, das Recht müsse seinen Lauf haben. Von diesem Telegramm wußte der arme Mensch natürlich nichts, denn sonst hätte er sich vielleicht bis zum Tode noch daran geklammert und gehofft. Nachdem die ganze Sache so abgelaufen, war ich im Grunde froh, daß nichts daran geändert worden. Er ist selig.“

Seitdem hat Br. Nommensen der frommen Mutter des Verstorbenen in Holland selbst schon die Kunde überbringen können, wie ihr Sohn gestorben ist.

Die Bibel auf der „Wilden-Insel“.

Auf dem Jahresfeste der Britischen und Ausländischen Bibel-G., die durch ihre großartige Förderung immer neuer Bibel-Übersetzungen eine Haupthelferin aller Missionen ist, pflegen unter den Rednern stets auch Missionare aufzutreten. So redete unter anderen auch der bekannte Miss. Lawes von Neu-Guinea, um im Namen der wilden Völkerschaften, denen durch den Dienst der Bibelgesellschaft die h. Schrift in ihrer Muttersprache gegeben worden ist, den Förderern dieses Werks Dank zu sagen. Und zwar erzählte er von der sog. „Wilden-Insel“ (Savage island), die ihren Namen den grausamen, heulenden, ungastlichen Menschen verdankt, welche s. Z. der Weltumsegler Cook hier antraf. Sechzig Jahre später kam John Williams hin und fand es ebenso. Erst im Jahr 1849 siedelte sich ein christliches Ehepaar aus Samoa dort an, die ersten Missionare auf der Wilden-Insel. Auch sie fanden es nicht anders. Man riß ihnen die Kleider vom Leibe, um zu sehen, was ihre Hautfarbe sei. Man tötete die Schweine und Hühner, welche sie mitgebracht hatten, stahl oder raubte ihre Habseligkeiten u. s. f. Und dabei ließen es die Insulaner nicht bewenden. Zwei berühmte Krieger wurden abgeordnet, die Missionare, diese fremdländischen Eindringlinge, zu töten. Sie kamen ins Dorf, wo der Samoanische Evangelist sich niedergelassen hatte, sie kamen an sein Haus, sie guckten hinein: da saß er ruhig, in einem Buche lesend. Sie warteten ein wenig, gingen und kamen wieder; aber immer noch las er in dem Buche. Furcht und Zittern kam sie an. Sie vermochten nicht, Hand an den Mann zu legen. Endlich fingen sie eine Unterredung mit ihm an und kehrten schließlich unverrichteter Sache nach Hause zurück. Die Hand dessen hatte sie gehalten, der gesagt hat: „Tastet meine Gesalbten nicht an und thut meinen Propheten kein Leid.“ Der Mann des Buches trug den Sieg davon. Das Wort Gottes wuchs und nahm überhand. Jener Lehrer aus Samoa, selbst einem Volke angehörend, das noch 25 Jahre zuvor in eben so tiefem Heidentum gesteckt hatte, schrieb das erste A B C-Buch und fing an, die h. Schrift zu übersetzen. Es war ein großer Tag für die Wilden-Insel, als im Jahr

1861 das erste Stück der h. Schrift in ihrer eigenen Sprache ihnen gebracht wurde. Ich war der Überbringer desselben, zugleich der erste europäische Missionar auf der Insel. Das neue Buch — es war das Evangelium Marci — wurde begierig aufgenommen, alles wollte lernen, Alte und Junge kamen zur Schule und waren entzückt, wenn sie die ersten Worte buchstabieren konnten. Es war keine leichte Aufgabe. Da saßen die Leute um ihren Lehrer, ihre Bücher zum Teil ganz verkehrt in der Hand haltend. Aber sie lernten lesen. Mit mir war der gelehrte und geübte Bibelübersetzer Miss. Georg Pratt aus Samoa gekommen. In kurzer Zeit hatte er alle vier Evangelien und die Apostelgeschichte vollendet. Die Bibelgesellschaft ließ dieselben drucken, und bald waren die Bücher in den Händen der Insulaner. Bis 1866 hatte ich das ganze N. Testament übersetzt, und als ich 1872 nach England zurückgekehrt war, ließ die Bibelgesellschaft schon eine neue, revidierte Übersetzung des N. Testaments, dazu die ersten Bücher Mosis und den Psalter für die Wilden-Insel drucken. Die Bücher, in Kalbleder gebunden und mit Goldschnitt verziert, waren den Leuten mehr als willkommen, und heute kann ich mitteilen, daß die Kosten dieser Sendung von ihnen selbst getragen worden und daß die Bibelgesellschaft von dem Winkel der Erde, für den Cook einst keinen passenderen Namen als die „Wilden-Insel“ wußte, mehr als 15,400 M. erhalten hat! Ja, ich kann mitteilen, daß jene ganze Auflage bereits vergriffen ist und daß mein Bruder, der jetzt meine Arbeit übernommen hat, nächstens eine neue Auflage und dazu einige weitere Teile des A. Testaments durch die Presse führen wird.[1])

„Und was hat denn das Wort Gottes auf der Wilden-Insel gewirkt? Nun, von 5000 Einwohnern sind jetzt 1670 würdige Gemeindeglieder und Abendmahlsgenossen. Die Veränderung, welche mit ihrem Leben vorgegangen, beweist die Echtheit ihres Glaubens. Das Wort Gottes hat ihnen Licht und Leben gebracht. Deswegen haben sie dasselbe auch so lieb. Ein alter Mann, der grau geworden war, ehe er den Namen Christi gehört, der dann aber geduldig lesen gelernt hatte, wurde vor einigen Jahren vom Tode ereilt. Er konnte seine nächsten Angehörigen nicht mehr erkennen, auch sein Weib nicht. Auf die Frage aber, ob er Jesum kenne, rief er aus: „Wie sollte ich Ihn nicht kennen? Vor so und so viel Jahren habe ich ihn kennen gelernt und jetzt ist er meine einzige Zuflucht.“ Bald darauf durfte er heimgehen: um den Abend war es Licht geworden. Das Wort Gottes hat auf der Wilden-Insel aber auch eine neue Ordnung des bürgerlichen Lebens begründet. Es ist zu einer Gesetzgebung und Regierung gekommen, und in ihren Ratsversammlungen ist das Wort Gottes immer die höchste Instanz, auf welche man sich beruft. Neulich machte Sir Arthur Gordon, der Gouverneur von Fidschi, einen Besuch auf der Insel und schloß einen Vertrag mit den Bewohnern, wodurch das von ihnen selbst eingeführte Gesetz

---

[1]) Das ist die 17. Sprache der Südsee, welche durch die Mission zur Schriftsprache erhoben ist, und in all diesen Sprachen ist die Bibel oder ein Teil derselben das erste gedruckte Buch gewesen.

gegen den Branntweinhandel bestätigt wird. Das Wort Gottes hat ferner Bildung und Civilisation gebracht. Die Zahl derer, die lesen und schreiben können, ist so groß als in irgend einem christlichen Lande, und während früher die Insel von den Seefahrern gemieden wurde, ist sie jetzt das Ziel vieler Handelsschiffe geworden. An die Stelle von Krieg, Elend und Mangel sind Friede und Wohlstand getreten; und das alles verdanken die Insulaner der Einführung des Wortes Gottes. Ja, so groß ist die mit ihnen vorgegangene Veränderung, daß ein Reisender, der im Jahr 1864 einige Stunden auf der Wilden-Insel zubrachte, in seinem später veröffentlichten, 40 M. kostenden Buche uns belehren kann, die Eingebornen seien immer ein sanftes, friedfertiges Völklein gewesen; der große Entdecker, der jenen Namen für ihre Insel erfunden, habe sich sehr geirrt!

„Eine fast 20-jährige Missionserfahrung hat mich gelehrt, daß wir am Wort Gottes den einzig wahren Civilisator haben, daß jede andere Civilisation nichts werth ist und daß da, wo das Wort Gottes einmal Fuß gefaßt hat, es einem Banyanenbaum gleich sich auch immer weiter ausbreitet. Kaum waren die Einwohner der Wilden-Insel Christen geworden, so entstand auch eine Missionsgesellschaft auf derselben, und die 100,000 M., welche im Lauf von 17 Jahren zu derselben beigesteuert wurden, sind der beste Beweis dafür, wie hoch diese Leute das Wort Gottes schätzen und wie sehr es ihnen anliegt, die Segnungen desselben auch weiter zu tragen. Ja, mehr als Ein Wilden-Insulaner hat schon in Neuguinea als christlicher Märtyrer sein Leben gelassen, während andere noch dort in der Arbeit an den Heiden Gott dienen. Erst letztes Jahr sind 6 von ihnen als ein Opfer der Grausamkeit derer gefallen, welchen zu helfen sie gekommen waren. Und noch vor 30 Jahren wäre jeder Fremdling getödtet worden, der es gewagt hätte, auf der Wilden-Insel zu landen!

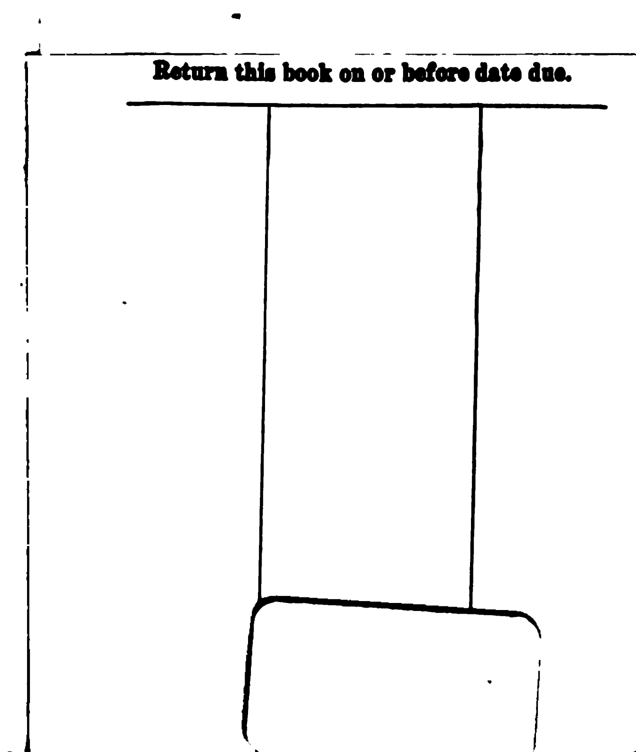
„Die Missionsgesellschaft und die Bibelgesellschaft sind Zwillingsgeschwister: Die eine kann ohne die andere nicht sein. Die Bibelgesellschaft kann den Heiden das Wort nicht geben, bis Missionare ihre Sprache gelernt und die h. Schrift darin übersetzt haben, und der Missionar weiß, wie bereit die Bibelgesellschaft immer ist, seiner Arbeit die Krone aufzusetzen durch den Druck alles dessen, was er zu übersetzen im Stande ist.

„Die Wilden-Insel auf der einen, Neuguinea auf der anderen Seite, das Große, was schon ausgerichtet ist, das viel Größere, was noch zu geschehen hat — wahrlich, alles sollte uns treiben, weiter zu arbeiten und nicht müde zu werden. Die Bibel ist das große Lehrbuch der Völker, der Brief des Vaters im Himmel an seine Kinder auf Erden. Wie herabgekommen sie auch sein mögen, dies Wort findet in ihren Herzen einen Widerhall. Die Bibelgesellschaft hat ihr Werk erst dann vollendet, wenn auch die letzte, auch die roheste Sprache der Heiden zu einem Träger der ewigen Gotteswahrheiten geworden ist und alle Völker vereinigt sind durch das Band des Wortes Gottes." (Bibelblätter 1880 S. 42 ff.)






Stanford University Libraries
3 6105 012 517 772


Return this book on or before date due.

